

Muhammad Asad

# **DER WEG NACH MEKKA**

Patmos

# INHALT

Vorwort ( <i>Murad Wilfried Hofmann</i> ) .....	7
Die Geschichte einer Geschichte .....	13
I Durst .....	23
II Wegesanfang .....	61
III Winde .....	93
IV Stimmen .....	133
V Geist und Fleisch .....	171
VI Träume .....	201
VII Wegesmitte .....	223
VIII Dschinne .....	263
IX Persischer Brief .....	299
X Daddschal .....	335
XI Dschihad .....	369
XII Wegesende .....	405
Erklärung der persischen und arabischen Ausdrücke .....	439
Verzeichnis der Abbildungen .....	443

# VORWORT

Muhammad Asad – Journalist, Diplomat, Aktivist, Gelehrter und Schriftsteller – gilt als einflußreichster muslimischer Intellektueller des 20. Jahrhunderts – einer an überragenden europäischen Muslimen – René Guénon, Marmaduke Pickthall, Frithjof Schuon, Martin Lings, Alija Izetbegovic – keineswegs armen Zeit.

Asad wurde am 2. Juli 1900 in Lemberg (Lwow) / Galizien als Leopold Weiss in eine polnisch-jüdische Akademikerfamilie geboren. Nach seinem vergeblichen Versuch, zu Beginn des 1. Weltkriegs zur österreichischen Armee durchzubrennen, studierte er zunächst mit akademischem Hunger alles mögliche, darunter Philosophie und Kunstgeschichte, in einem von Sigmund Freud und Ludwig Wittgenstein geprägten Wien. Dann zog es ihn Anfang der 20er Jahre dorthin, wo die Musik spielte: nach Berlin.

Hier frequentierte er das berühmte Café des Westens, wo er mit Literaten wie Hugo Ball, aber auch (als Assistent und Drehbuchautor) mit Friedrich Murnau und Max Reinhard sowie (als Reporter der Frankfurter Zeitung) mit Maxim Gorki zusammentraf. Anlässe genug, Asad 1922 als bestellten Journalisten der FAZ in das Land seiner Väter, nach Palästina, zu schicken.

Hier entdeckt Asad seine Bewunderung für alles ursprünglich Arabische und bannte sie mit Rilke'schem Duktus in sein erstes Buch *Unromantisches Morgenland* (Frankfurt: Societätsdruckerei 1924), seinem einzigen auf deutsch geschriebenen Buch. Es läßt erkennen, in welchem Maße sich Asad vom Gebaren der dortigen Zionisten und ihrer Ideologie abgestoßen fühlte und für die palästinensische Bevölkerung Partei ergriff. Erst anschließend entdeckte er auf Reisen im Nahen und Mittleren Osten seine große Liebe auch für die Religion der Araber, den Islam.

Am 27. April 1927 konvertierte Asad in Kairo formal zum (sunnitischen) Islam und heiratete die 22 Jahre ältere deutsche Malerin Elsa (Aziza) Schie-mann, geb. Specht, die allerdings während der sofort unternommenen gemeinsamen Pilgerfahrt nach Mekka an Malaria verstarb.

Nunmehr nistete sich Asad im jungen Saudi-Arabien seines Freundes – des späteren Königs – 'Abd al-Aziz ibn Saud ein, um das vom Propheten Muhammad gesprochene Arabisch und die Religion des Islam an der Quelle zu studieren und sich der arabischen Kultur anzuverwandeln. Dabei half ihm seine aus bestem beduinischen Zelt stammende zweite Frau, Munira bint Husayn asch-Schamar. (Ihr gemeinsamer, 1932 geborener Sohn, Talal Asad, machte sich später an amerikanischen Eliteuniversitäten einen Namen als Kulturanthropologe.)

1932 lud der Poet Muhammad Iqbal, geistiger Vater Pakistans, Asad nach Indien ein. Dort, in Lahore, veröffentlichte er 1934 sein erstes, kleines, aber durchschlagendes Buch *Islam at the Crossroads* (Islam am Scheideweg, Mössingen: Edition Bukhara 2007).

Es enthält eine vernichtende visionäre Kulturkritik am Okzident, seinem Utilitarismus, Konsumwahn, Ausbeutertum und an seiner Dekadenz.

Dann widmet sich Asad vornehmlich der vielbändigen, kommentierten Übersetzung der von al-Bukhari gesammelten Aussprüche (al-ahadith) des Propheten Muhammad, von der kriegsbedingt nur der erste Band je erscheinen konnte (Sahih al-Bukhari, Lahore 1938). Denn mit Ausbruch des 2. Weltkriegs wird Asad auf fünf Jahre interniert, zumal er mit dem »Anschluß« Österreichs 1938 Deutscher geworden war.

Dem folgte 1947 als zweite Katastrophe das Auseinanderbrechen Indiens. Asad flieht nach Pakistan, rettet sein Leben, verliert aber all seine Manuskripte.

Nun widmet er sich dem pakistanischen Staatsdienst, u.a. als Direktor der Abteilung für Islamischen Wiederaufbau und als Leiter der Nah- und Mittelost-Abteilung im Außenministerium. 1952 wird er pakistanischer Staatsbürger und vertritt Pakistan als Gesandter bei den Vereinten Nationen in New York.

Von Munira geschieden, heiratet er in diesem Jahr seine dritte Frau, Pola Hamida, eine muslimische Amerikanerin polnischer Herkunft, was im gleichen Jahr zu seinem Ausscheiden aus dem Auswärtigen Dienst führt.

Jetzt beginnt Asads Odyssee von Land zu Land, ja Kontinent zu Kontinent, unter Einschlagen einer einzigartigen literarischen Karriere, sofort mit einem Weltbestseller, *Der Weg nach Mekka* (*The Road to Mecca*, New York: Simon & Schuster 1954). Kein anderes Buch außer dem Qur'an selbst hat jemals mehr Menschen den Weg zum Islam gewiesen.

Als nächstes folgte *The Principles of State and Government in Islam* (Ber-

kley: University of California Press 1961), ein nur 119-seitiges Buch, das nach wie vor als authentischste Darstellung der politischen Dimensionen des Islam und seines Verfassungsrechts gilt. Maßgeblich dafür war, daß Asad darauf bestand, daß der Begriff *shari'ah* ausschließlich für Normen verwendet wird, die sich in Qur'an und Sunna (Überlieferung) des Propheten finden. Alles andere gehöre zur menschengemachten und daher zur Disposition stehenden muslimischen Jurisprudenz (al-fiqh).

1980 schließlich, als Frucht von 17 Jahren beständiger intensiver Arbeit, erschien Asads *opus magnum*, seine präzise kommentierte Qur'an-Übersetzung in shakespeare'schem Englisch, *The Message of The Qur'an* (Gibraltar: Dar al-Andalus 1980). Sie ist nicht nur zahlreich aufgelegt worden; es handelt sich um die einzige neuzeitliche Qur'an-Übersetzung, die ihrerseits in andere Sprachen übersetzt worden ist (schwedisch; türkisch) und nun in Deutsch vorliegt.

Es handelte sich dabei nicht um den oft zu beobachtenden, aber aussichtslosen Versuch, die *Strukturen* und den *Rhythmus* des Arabischen auf englisch nachzuahmen. Vielmehr beschränkte sich Asad darauf, die vielfältige *Bedeutung* der Qur'an-Verse mit den stilistischen Mitteln des Englischen widerzugeben. Daraus wurde die wohl erfolgreichste Qur'an-Übertragung unserer Tage, neuerdings populär selbst in Saudi-Arabien.

Asad meldete sich 1987 nochmals mit einem Bändchen, *This Law of Ours and other Essays* zu Wort (Gibraltar: Dar al-Andalus), in dem er sich wiederum – diesmal weitaus pessimistischer, ja desillusionierter – zu den Voraussetzungen eines echten, intakten islamischen Gemeinwesens äußerte. Keine derartige Gemeinschaft sei in Sicht!

Die Rückschau erhellt, daß Asad auf allen Einzelgebieten der Islamwissenschaften – Qur'an, Sunna, Jurisprudenz, Gesellschaftstheorie und Geschichte – Maßgebliches geleistet hat. Daß dies auch für die muslimischen Kernlande gilt, wurde auf einem Asad-Symposium der Hammer-Purgstall-Gesellschaft am 18. Mai 2000 in Wien festgestellt.

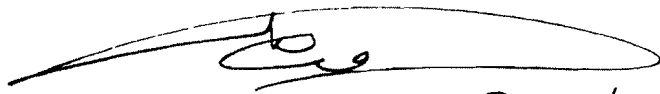
Zu diesem Zeitpunkt war Asad bereits nicht mehr unter den Lebenden. Er starb am 20. Februar 1992 in Mijas, in der spanischen Provinz Malaga, seinem letzten Wohnsitz. Begraben wurde er auf dem muslimischen Friedhof in Granada. Könnte es symbolträchtiger sein?

Bonn, im Sommer 2009

Murad Wilfried Hofmann



Francis / 10 / 13



Francis / 10 / 13

ZUM ANDENKEN  
AN DEN MÄRTYRERKÖNIG FAYSAL  
UND EIN HALBES JAHRHUNDERT  
DER FREUNDSCHAFT

# DIE GESCHICHTE EINER GESCHICHTE

Die Geschichte, die ich in diesem Buche erzähle, ist eine Art Selbstbiographie – aber es muß gleich vorweggenommen werden, daß es die Lebensgeschichte eines Mannes ist, der nie in weiten Kreisen bekannt war. Sie handelt nicht vornehmlich von abenteuerlichen Ereignissen – denn obschon mir im Laufe der Jahre viele seltsame Abenteuer zugestoßen sind, war kaum eines von ihnen jemals mehr als eine Begleiterscheinung zu Dingen, die sich in mir selber abspielten. Man kann sie auch nicht als die Geschichte einer vorbedachten Suche nach dem Glauben bezeichnen – denn dieser Glaube kam zu mir, langsam, im Verlauf der Jahre, ohne daß ich je bewußt nach ihm gesucht hätte. Meine Geschichte ist einfach die Lebensgeschichte eines Europäers, der den Islam für sich entdeckte und allmählich in die islamische Gemeinschaft hineinwuchs.

Es war mir nie vorher eingefallen, sie zu schreiben, denn ich hatte mir nie gedacht, daß mein Leben für irgend jemand außer für mich selbst von Bedeutung sein könnte. Als ich jedoch zu Beginn des Jahres 1952, nach fast fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit vom Abendlande, nach Paris und dann nach New York kam, sah ich mich gezwungen, diese Ansicht zu ändern. Ich war damals Pakistans Gesandter bei den Vereinten Nationen und stand deshalb im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Meine europäischen und amerikanischen Freunde und Bekannten betrachteten mich mit einer gewissen Neugier. Zuerst nahmen sie wohl an, daß mein Fall der eines abendländischen ›Spezialisten‹ wäre, den eine morgenländische Regierung brauchte und verwendete, und daß ich mich aus Bequemlichkeitsgründen der Lebensart des Volkes, dem ich diente, angepaßt hätte; als jedoch meine Tätigkeit bei den Vereinten Nationen es offenkundig machte, daß ich mich nicht nur ›dienstlich‹, sondern auch gefühlsmäßig und geistig mit den politischen und kulturellen Zielen der islamischen Welt identifizierte, da hob ein Erstaunen bei meinen westlichen Freunden



an. Sie begannen, mich über meine Vergangenheit und über meine Anschauungen zu befragen. Sie erfuhren von mir, daß ich meine Laufbahn als Sonderkorrespondent einiger der bedeutendsten mitteleuropäischen Zeitungen begonnen hatte und im Jahre 1926, nach jahrelangen Reisen kreuz und quer durch den Nahen und Mittleren Osten, Muslim geworden war; daß ich nach meinem Übertritt zum Islam nahezu sechs Jahre lang in Arabien lebte und mich der Freundschaft des Königs Ibn Saud erfreute; daß ich dann Arabien verließ und nach Indien ging, wo ich Freundschaft mit Muhammad Iqbal schloß, dem großen islamischen Dichterphilosophen und geistigen Urheber der Pakistan-Idee. Es war Iqbal, der mich bewog, meine Absicht, nach dem östlichen Turkestan, China und Indonesien zu reisen, aufzugeben und in Indien zu bleiben, wo ich ihm helfen könnte, die geistigen und politischen Voraussetzungen des zukünftigen islamischen Staates klarzulegen. In jenen Jahren war ›Pakistan‹ kaum mehr als ein Traum in Iqbals hellseherischem Geiste; für mich jedoch, wie auch für ihn, stellte dieser Traum den einzigen Weg zu einer Wiedererweckung all der schlafenden Hoffnungen der islamischen Welt dar: zur Errichtung einer politischen Gemeinschaft, in welcher die Menschen nicht etwa durch gemeinsame Abstammung, sondern einzig und allein durch ihre Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Weltanschauung aneinander gebunden sein würden. Mehrere Jahre lang widmete ich mich diesem Ziel, forschend, schreibend, Ansprachen haltend; und mit der Zeit erwarb ich mir einen gewissen Ruf als Deuter des islamischen Gesellschaftsrechts und der koranischen Philosophie. Als Pakistan schließlich im Jahre 1947 zustande kam, forderte mich die neue Regierung auf, in ihren Dienst einzutreten. Ich wurde zum Direktor des Amtes für Islamischen Aufbau ernannt, mit der Aufgabe, die wesentlichsten Probleme von Staat und Gemeinschaft im islamischen Sinne zu beleuchten und solcherart eine Grundlage für die künftige Verfassung des neuen Staates zu schaffen. Zwei Jahre später wurde ich – wohl in Anbetracht meiner Kenntnis des Mittleren Ostens – ins Außenministerium versetzt und als Unterstaatssekretär mit der Leitung der Mittelost-Abteilung betraut, in welcher Eigenschaft ich mich besonders bemühte, die Bande zwischen Pakistan und der übrigen islamischen Welt zu verstärken und zu vervielfältigen; und nach zwei weiteren Jahren kam ich als Gesandter zu den Vereinten Nationen nach New York.

Als ich nun all dies meinen Freunden in New York erzählte, begriffen sie, daß es sich bei mir nicht etwa nur um eine äußerliche Anpassung an

die Gemeinschaft handelte, in deren Mitte ich lange Jahre gelebt hatte und deren Regierung ich jetzt diene, sondern um eine bewußte Abwendung von meinem angestammten Kulturkreise und eine ebensolche bewußte Zuwendung zu einem ganz anderen Kreise. Dies jedoch mutete meine abendländischen Freunde gar seltsam an. Sie konnten es sich nicht so recht vorstellen, wieso ein Mann westlicher Geburt und Erziehung sich so vollständig – und anscheinend ohne jeden geistigen Vorbehalt – der islamischen Welt einfügen konnte; wie es ihm möglich gewesen war, sein abendländisches Kulturerbe gegen das Erbe des Islam einzutauschen; und was es eigentlich war, das ihn bewogen hatte, sich einem fremden Glauben hinzugeben, der ja doch – so nahmen sie fraglos an – allen religiösen und gesellschaftlichen Begriffen des Abendlandes ungeheuer unterlegen war ...

Nun aber war es an mir, Fragen zu stellen. Warum denn, fragte ich mich, nehmen meine abendländischen Freunde solch ein Urteil über den Islam ohne weiteres als gültig an? Hat sich auch nur einer von ihnen wirklich die Mühe gegeben, eine unmittelbare Einsicht in die islamische Gedankenwelt zu gewinnen? Gründen sich ihre Meinungen nicht nur auf ein paar Klischees und Zerrbilder, die sie ohne Prüfung von ihren Voreltern übernommen haben? Kann es denn sein, daß die alte griechisch-römische Anschauungsweise – die Zweiteilung des Menschentums in ›hie Griechen (oder Römer), hie Barbaren‹ – im abendländischen Geiste immer noch so tief verwurzelt ist, daß es ihm schwerfällt, auch nur die Möglichkeit wirklicher ethischer Werte in fremden Kulturkreisen in Betracht zu ziehen?

Seit der Zeit der Griechen und Römer sind die europäischen Denker und Geschichtsschreiber gewohnt, die gesamte Weltgeschichte nur vom Standpunkt der europäischen Geschichte und im Lichte abendländischer Kulturerfahrungen zu betrachten. Fremde Zivilisationen fassen sie nur ›beziehungsweise‹ ins Auge – das heißt, nur insoweit als ihr Dasein einen unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke des europäischen Menschen aufweist –: und somit sieht das abendländische Auge in der Geschichte der Welt und ihrer mannigfaltigen Kulturen kaum mehr als eine erweiterte Geschichte des Abendlandes.

Ein solch enger Gesichtswinkel muß natürlich eine verzerrte Perspektive zur Folge haben. Der durchschnittliche Europäer oder Amerikaner, der von Kindheit an nur Bücher in die Hand bekommt, in welchen seine eigene Zivilisation und ihre Fragen sehr ausführlich behandelt und in

lebhaften Farben dargestellt sind, während den übrigen Teilen der Welt nur flüchtige Seitenblicke vergönnt werden, unterliegt fast immer einer optischen Täuschung. Er nimmt ohne weiteres an, daß die Kulturerfahrungen des Abendlandes denen der übrigen Welt in jeder Hinsicht maßlos überlegen sind; daraus folgert er, daß die abendländische Lebensweise die einzig gültige Norm darstelle, an der man andere Lebensweisen messen könne; und, weiterhin, daß jeder geistige Begriff, jede gesellschaftliche Einrichtung oder ethische Wertung, die von der westlichen ›Norm‹ abweicht, eo ipso einem niedrigeren Entwicklungsstande angehören müsse. Ähnlich den alten Griechen und Römern ist der zeitgenössische Abendländer überzeugt, daß alle jene ›anderen‹ Zivilisationen kaum mehr als der Menschheit stolpernde Gehversuche sind oder waren – Gehversuche auf dem Wege des Fortschritts, auf welchem das Abendland so unbeirrt dahineilt –, oder bestenfalls (wie etwa im Falle der ›Ahnen-Zivilisationen‹, die der abendländischen in gerader Linie vorausgegangen sind) so etwas wie frühe Kapitel eines Buches, dessen Endkapitel natürlich die abendländische Zivilisation darstellt.

Als ich diesen Gedankengang einem amerikanischen Freunde mitteilte – einem geistig bedeutenden und wissenschaftlich gelehrten Manne –, war er anfangs ziemlich skeptisch.

»Man kann wohl nicht bestreiten«, sagte er, »daß die alten Griechen und Römer in ihrer Haltung fremden Zivilisationen gegenüber recht beschränkt waren; diese Beschränktheit war aber doch nur die unvermeidliche Folge der Verkehrsschwierigkeiten zwischen ihnen und dem Rest der Welt. Wir in der Gegenwart haben ja diese Schwierigkeit schon längst überwunden ... Sicherlich, das müssen Sie doch zugeben, beschäftigen wir Abendländer uns heutzutage ziemlich viel mit dem, was in anderen Kulturkreisen vorgeht. Wie können Sie denn anders alle die Bücher über östliche Kunst und Philosophie erklären, die im letzten Vierteljahrhundert in Europa und Amerika erschienen sind ... alle die Schriften über die politischen Ideen, die gegenwärtig im Osten zirkulieren? Das alles deutet doch zweifellos darauf hin, daß es uns Abendländern aufrichtig danach verlangt, zu begreifen, was andere Kulturen dem Menschen bieten könnten ...«

»Ja, darin mögen Sie wohl recht haben«, antwortete ich. »Ich gebe gern zu, daß die primitive griechisch-römische Anschauung heutzutage nicht mehr ganz wirksam ist. Ihre einstige Schroffheit ist wesentlich gemildert worden nicht zum wenigsten, weil die Reiferen unter den westlichen

Denkern allmählich die ethischen Grundlagen ihrer eigenen Zivilisation zu bezweifeln beginnen. So manche unter ihnen bemühen sich, kulturell befruchtende Gedanken in anderen Teilen der Welt zu erspähen: denn es leuchtet ihnen nunmehr ein, daß es nicht nur ein Buch und eine Geschichte des menschlichen Fortschritts gibt, sondern viele – einfach weil die Menschheit, geschichtlich genommen, keine homogene Einheit darstellt, sondern vielmehr eine Vielheit von Gruppen, die allesamt sehr unterschiedliche Begriffe vom Sinn und Ziel des menschlichen Lebens haben. Soweit haben Sie natürlich recht. Ich habe aber trotzdem nicht das Gefühl, daß der Abendländer fremden Kulturen weniger ›herablassend‹ gegenübersteht als seinerzeit die Griechen und Römer: er ist nur etwas duldsamer geworden ... Wohlgermerkt, nicht etwa dem Islam gegenüber. Eure Duldsamkeit erstreckt sich nur auf gewisse andere, nicht-islamische Kulturen Asiens, die dem seelischen Hunger des Abendlandes auf eine mystisch-verschwommene Art entgegenkommen und dabei der abendländischen Weltanschauung doch zu weit entrückt sind, um ihre ethischen Wertbegriffe auch wirklich in Frage zu stellen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nun ja«, antwortete ich, »wenn ein Abendländer sich mit, sagen wir, dem Hinduismus oder Buddhismus beschäftigt, bleibt er sich der grundlegenden Unterschiede zwischen diesen Weltanschauungen und seiner eigenen stets bewußt. Er mag wohl das eine oder das andere in ihren Gedankengängen bewundern, würde aber niemals ernstlich die Möglichkeit in Erwägung ziehen, die fremde Weltanschauung gegen seine eigene abzuwägen oder sie gar der eigenen gleichzusetzen. Weil er sich eben dieser subjektiven Unmöglichkeit a priori wohlbewußt ist, vermag er es, solche wirklich fremde Kulturen mit Gleichmut und oftmals auch mit Wohlwollen zu betrachten. Sobald aber sein Blick auf den Islam fällt – der ja doch abendländischen Wertbegriffen keineswegs so fernsteht wie etwa die brahmanische oder buddhistische Philosophie, verliert sich des Abendländers Gleichmut schnell, und ein gefühlsmäßiges Vorurteil tritt an seine Stelle. Geschieht dies nun, so frage ich mich manchmal, gerade *weil* die islamischen Wertbegriffe denen des Abendlandes so nahestehen, daß sie als eine mögliche Herausforderung so mancher abendländischen Auffassungen erscheinen?«

Sodann legte ich meinem Freunde eine Theorie dar, die ich schon vor Jahren entwickelt hatte, eine Theorie, die das tiefwurzelnde abendländi-

sche Mißtrauen und Vorurteil dem Islam gegenüber möglicherweise erklären könnte.

»Um zu einer wirklich überzeugenden Erklärung dieses Vorurteils zu gelangen«, begann ich, »muß man schon recht weit in die Vergangenheit zurückblicken und, vor allem, den psychologischen Hintergrund der frühesten Beziehungen zwischen dem Okzident und der islamischen Welt zu erfassen suchen: denn was die Abendländer heute über den Islam denken und fühlen, wurzelt in Eindrücken, die während der Kreuzzüge lebendig wurden ...«

»Die Kreuzzüge!« rief mein Freund aus. »Sie wollen wohl nicht ernstlich behaupten, daß was sich vor nahezu tausend Jahren abgespielt hat, immer noch die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beeinflussen könnte?«

»Aber das tut's ja gerade! Sie sind erstaunt? Entsinnen Sie sich denn nicht mehr des Erstaunens, das die ersten Entdeckungen der Psychoanalyse begrüßte, als sie uns aufwies, daß so vieles im Gefühlsleben des reifen Menschen – und insbesondere ein Großteil jener scheinbar unerklärlichen Neigungen und Abneigungen, die man unter dem Begriffe der ›Idiosynkrasien‹ zusammenfaßt – auf frühe Kindheitseindrücke zurückgeht? Nun aber – sind denn Völker und Zivilisationen im Grunde nicht etwa nur Sammel-Individuen? Daran kann man wohl nicht zweifeln. Auch ihre Entwicklung ist eng mit den Eindrücken ihrer frühen Kindheit verknüpft. Gleichwie bei wirklichen Kindern mögen jene Eindrücke angenehm oder unangenehm gewesen sein; sie mögen mit der objektiven Wirklichkeit übereingestimmt haben, oder aber des Kindes naiver Irrauffassung eines bestimmten Ereignisses entsprossen sein: was auch immer der Fall sein möge, die bleibende, *formende* Wirksamkeit eines jeden solchen Eindrucks hängt vor allem vom Grade seiner ursprünglichen Stärke ab. Und nun können wir unser Thema weiterführen: das Jahrhundert, welches dem ersten Kreuzzug unmittelbar vorausging – das heißt, das Ende des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung – könnte nicht mit Unrecht als die frühe Kindheit der abendländischen Zivilisation bezeichnet werden ...«

Und ich erinnerte meinen Freund (der selber ein Historiker war) daran, daß jenes gerade die Zeit war, da Europa zum ersten Male seit dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches seinen eigenen Kulturweg zu wandeln begann. Unabhängig von der fast gänzlich vergessenen römischen Erbschaft waren gerade damals neue, völkische Literaturen im Entstehen begriffen; unter der religiösen Eingebung des westlichen Christentums

wachten die bildenden Künste langsam aus der Betäubung auf, in welche die kriegerischen Wanderungen der Goten, Hunnen und Awaren sie einst gestürzt hatten; aus den rohen, ungeschliffenen Gesellschaftsformen des frühen Mittelalters begann sich eine neue Kulturwelt herauszukristallisieren. Und gerade in jenem kritischen, äußerst empfindlichen Zustand seiner Entwicklung – seiner Entstehung, könnte man beinahe sagen – empfing Europa einen gewaltigen Schock: die Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge übten wohl den stärksten Gesamteindruck auf eine Zivilisation aus, die sich soeben zu einer Bewußtheit ihrer selbst emporgerungen hatte; geschichtlich genommen, stellten sie auch Europas ersten – und durchaus erfolgreichen – Versuch dar, sich selbst als eine Kultureinheit anzusehen. Niemals, weder vor noch nach dem ersten Kreuzzug, hat je ein Ereignis so viel Begeisterung auf dem europäischen Kontinent ausgelöst. Ein Rausch flog über den Erdteil dahin, eine Sturzflut des Gefühls, die fast alle Völker mit sich riß und zum ersten Male die Schranken der Staaten, Stämme und Klassen überwand. Vor jener Zeit hatte es wohl Franken und Deutsche und Angelsachsen, Burgunder und Sizilianer, Normannen und Lombarden gegeben – eine Vielfalt von Stämmen und Rassen, denen kaum etwas gemeinsam war außer der Tatsache, daß fast alle ihre feudalen Königreiche und Fürstentümer aus den Trümmern des Römischen Reiches entstanden waren und daß sie sich alle zum christlichen Glauben bekannten –: aber in den Kreuzzügen, und durch die Kreuzzüge, wuchs diese Glaubenseinheit zu etwas Höherem, gänzlich Neuem empor – nämlich zum politisch-religiösen Begriff der ›Christenheit‹ und darüber hinaus fast gleichzeitig zum kulturellen Begriff des ›Abendlandes‹. Als Papst Urban II. in seiner berühmten Rede zu Clermont, im November 1095, die Christen zum Kriege gegen das ›schändliche Heidenvolk‹ aufrief, welches das Heilige Land in Banden hielt, verkündete er – wohl ohne es selber zu ahnen – die geistige Verfassung der abendländischen Zivilisation.

Aus dem traumatischen und im geschichtlichen Sinne höchst positiven Erlebnis der Kreuzzüge erstand Europas Bewußtsein seiner kulturellen Einheit; aber durch dieses selbe Erlebnis wurde der Islam in das falsche Licht gerückt, in dem er bis auf den heutigen Tag dem Abendland erscheint. Nicht etwa nur, weil die Kreuzzüge Krieg und Blutvergießen bedeuteten: so viele Kriege sind ja zwischen Völkern ausgefochten und nachträglich vergessen worden, und so viele Feindseligkeiten, die zu ihrer Zeit unausrottbar erschienen, verwandelten sich später in Freundschaften. Nein, das

Übel, das die Kreuzzüge mit sich brachten, blieb nicht auf Waffengeklirr beschränkt: es war vor und über allem ein geistiges Übel – eine Verhetzung des abendländischen Geistes gegen die islamische Welt durch eine bewußte Mißdeutung der islamischen Lehre. Damit den Kreuzzügen eine ethische Berechtigung erhalten bleibe, mußte der Prophet des Islam als Anti-Christ dahingestellt und sein Glaube mit den düstersten Farben als eine Quelle aller Unzucht und Verderbtheit ausgemalt werden. ... Es war zur Zeit der Kreuzzüge, daß im Abendlande die lächerliche Auffassung um sich griff, der islamische Glaube sei auf roher Sinnengier und brutalem Machtstreben aufgebaut und weitaus mehr auf Ritualbefolgung als auf Herzensreinigung bedacht; und es war zu eben jener Zeit, daß man den Propheten Muhammad – der ja allen Propheten des Judentums und Christentums die tiefste Verehrung dargebracht hatte – in Europa ›Mahund‹ zu nennen pflegte. In jenen Jahrhunderten war das Abendland im dunkelsten Aberglauben befangen, und das Zeitalter unabhängiger Forschung barg sich noch in der ungeborenen Zukunft: und deshalb fiel es den geistlichen und weltlichen Machthabern nur allzu leicht, die giftige Saat des Hasses zu säen und den Islam, der ja als Glaube und Gesellschaftsordnung in so mancher Hinsicht von dem Glauben und der Gesellschaftsordnung Europas abwich, als ein Blendwerk des Teufels und vernichtungswertes Greuel hinzustellen. So war es auch kein Zufall, daß das feurige Rolandslied, das den Sieg der Christenheit über die maurischen ›Heiden‹ in Südfrankreich beschreibt, nicht etwa zur Zeit jener sagenhaften Schlachten verfaßt wurde, sondern drei Jahrhunderte später – nämlich, unmittelbar vor dem ersten Kreuzzug – und mit einem Schlage zu so etwas wie einer europäischen ›Volks hymne‹ wurde; und es ist auch kein Zufall, daß dieses kriegerische Epos, zum Unterschied von den dialektisch und örtlich bedingten Literaturen des frühen Mittelalters, den Anfang der *europäischen* Literatur darstellt: kein Zufall dies – denn der Haß gegen den Islam neigte sich als Gevatter über die Wiege der abendländischen Zivilisation.

Es ist eine geschichtliche Ironie, daß die Feindschaft des Abendlandes gegen den Islam – eine Feindschaft, die ja in ihren Anfängen religiös bedingt war – immer noch fortlebt zu einer Zeit, in welcher der religiöse Glaube einen so geringen Platz im Denken und Fühlen des Abendländers einnimmt. Aber das ist nicht allzu erstaunlich. Es kommt gar nicht so selten vor, daß in einem Menschen, der im Verlaufe der Jahre seinen Kindheitsglauben verloren hat, eine bestimmte Gemütsregung, die ursprünglich

mit jenem Kindheitsglauben verknüpft war, unbewußt und irrational das ganze spätere Leben hindurch wirksam bleibt –

»– und genau dies«, so beendete ich meine Ausführung, »scheint sich in jener Sammel-Persönlichkeit abgespielt zu haben, die wir als abendländische Zivilisation bezeichnen. Der Schatten der Kreuzzüge schwebt überm Abendlande bis zum heutigen Tag, und in seiner Einstellung zum Islam und zur islamischen Welt zeigen sich immer noch deutliche Spuren jenes hartnäckigen Gespensts ...«

Mein Freund schwieg lange; er war sichtlich unruhig und verdutzt. Mit langen Schritten, Hände in den Rocktaschen, ging er kopfschüttelnd im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und sah mich an:

»Vielleicht ist an dem, was Sie sagen, wirklich was dran ... ja, es mag sein, daß Sie mit Ihrer Theorie schon recht haben, obwohl ich natürlich nicht imstande bin, so ohne weiteres ja oder nein zu sagen ... Aber immerhin – sehen Sie denn nicht, daß, falls Sie wirklich recht haben, Ihr eigenes Leben Ihren abendländischen Freunden seltsam und befremdend erscheinen muß? Könnten Sie denn nicht, um dem abzuhelpen, uns etwas von Ihren persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen mitteilen ... wieso Sie denn eigentlich mit dem Islam in Berührung kamen, was Sie daran angezogen hat? Ja, warum schreiben Sie denn nicht eine Selbstbiographie? Ich bin überzeugt, das würde eine höchst fesselnde Lektüre abgeben!«

Lachend antwortete ich: »Wenn Sie davon so überzeugt sind, dann könnte ich mich vielleicht überreden lassen, vom diplomatischen Dienst Abschied zu nehmen und solch ein Buch zu schreiben. Warum denn auch nicht? Schriftstellerei war ja mein ursprünglicher Beruf ...«

In den Wochen und Monaten, die diesem Gespräch folgten, verlor meine scherzende Antwort allmählich den Ton eines Scherzes. Ich begann ernstlich daran zu denken, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Mein Weg zum Islam war ja in einem gewissen Sinne einzigartig gewesen: ich war nicht etwa Muslim geworden, weil ich unter Muslims lebte – sondern im Gegenteil, ich hatte mich entschlossen, unter ihnen zu leben, weil ich Muslim geworden war. Wäre es denn nicht möglich, meinen persönlichen Erfahrungsweg abendländischen Lesern zu schildern und auf diese Weise vielleicht behilflich zu sein, die dunklen Schleier, die den Islam und seine Kultur immer dem westlichen Denken verhüllen, etwas zu heben? Würde nicht so ein Beitrag zur Verständigung zwischen der islamischen und der westlichen Welt vielleicht von größerem Wert sein als meine Arbeit im



diplomatischen Dienst? Unter meinen pakistanischen Landsleuten gab es wohl viele, die den Posten eines Gesandten bei den Vereinten Nationen ebensogut bekleiden konnten wie ich – aber wie viele Muslims waren wie ich in der Lage, den Islam dem Abendland verständlich zu machen? Ich war ein Muslim – aber ich entstammte dem Abendland: und so sprach ich die geistige Sprache sowohl des Islam als auch des Abendlandes ...

Daraufhin, gegen Ende des Jahres 1952, nahm ich vom pakistanischen Staatsdienst Abschied und begann dieses Buch zu schreiben. Ob es auch wirklich eine so ›fesselnde Lektüre‹ darbietet, wie mein amerikanischer Freund es erhoffte, kann ich natürlich nicht sagen. Ich konnte nicht mehr tun als versuchen, aus der Erinnerung – unterstützt von einigen wenigen alten Aufzeichnungen sowie auch Zeitungsartikeln, die ich vor langer Zeit geschrieben hatte – den verwickelten Pfaden einer persönlichen Entwicklung nachzuspüren, die sich über viele Jahre und einen sehr weiten geographischen Raum erstreckte.

Und hier ist sie, diese Geschichte: nicht die Geschichte meines ganzen Lebens, sondern nur der Jahre, ehe ich nach Indien ging – jener bewegten Jugendjahre in Europa und der aufregenden Jahre des Reisens in fast allen Ländern zwischen der Libyschen Wüste und den schneeigen Gipfeln des Pamirs, zwischen dem Bosphorus und dem Arabischen Meer. Ich erzähle sie im Rahmen und (das soll man sich vor Augen halten) *aus der zeitlichen Perspektive* meiner letzten Wüstenreise aus dem Innern Arabiens nach Mekka, im Spätsommer 1932: denn während der dreiundzwanzig Tage jener Wanderung kam mir die innere Form meines Lebens selber endgültig zum Bewußtsein.

Das Bild Arabiens, so wie ich es in den nachfolgenden Seiten gebe, gehört zum Teil der Vergangenheit an. Das alte Arabien besteht nicht mehr. Seine Einsamkeit und Lauterkeit ist unter einem machtvollen Strom von Öl und ölgeborenem Gold in die Brüche gegangen. Seine große Einfachheit ist verschwunden; und mit ihr verschwand vieles, das menschlich einzigartig war. Trauernd um etwas Kostbares, das jetzt verloren ist und nie mehr zurückgewonnen werden kann, entsinne ich mich jener letzten, langen Wüstenwanderung, da wir ritten, ritten, zwei Mann auf zwei Dromedaren, durch schwimmendes Licht ...

# I DURST

## 1

Wir reiten, reiten, zwei Mann auf zwei Dromedaren, die Sonne loht über unseren Köpfen, alles ist Schimmer und Flimmer und schwimmendes Licht. Rötliche und orangegelbe Dünen – Dünen und Dünen und Dünen – Einsamkeit und brennende Stille, und zwei Mann auf zwei Dromedaren in jenem schaukelnden Paßgang, der dich wie auf Meereswellen wiegt und so schläfrig macht, daß du den Tag, die Sonne, den heißen Wind und den langen Weg vergißt. Dürre Grasbüschel wachsen hie und da auf den Dünenkämmen, und knotige *hamdh*-Sträucher winden sich wie Riesenschlangen über den Sand. Schläfrig sind die Sinne geworden, du wiegst dich im Sattel und nimmst kaum noch etwas um dich wahr außer dem Knirschen des Sandes unter den Sohlen der Kamele und der Reibung des Sattelknaufs an deiner Kniekehle. Zum Schutz gegen Sonne und Wind ist dein Gesicht ganz ins Kopftuch gewickelt, und dir ist, als trügest du deine eigene Einsamkeit, wie ein greifbares Ding, quer durch den endlosen Wüstenraum, quer mittendurch ... zu den Brunnen von Tayma ... den dunklen Brunnen von Tayma, die dem Durstenden Wasser gewähren ...

»... quer durch die Nufud nach Tayma«, höre ich jemand sagen und weiß nicht, ob es eine Traumstimme ist oder die Stimme meines Gefährten.

»Sagtest du etwas, Zayd?«

»Ich sagte«, antwortet mein Gefährte, »daß nicht viele gleich uns quer durch die Nufud ziehen würden, nur um die Brunnen von Tayma zu sehen ...«

Zayd und ich befinden uns auf dem Rückweg von Qasr Athaymin, an der nedschdisch-irakischen Grenze, wohin ich vor einigen Wochen auf Ersuchen des Königs Ibn Saud ging. Da ich meine Aufgabe schneller als gedacht erledigt hatte, beschloß ich, die ferne, uralte Oase von Tayma zu besuchen, mehr als dreihundert Kilometer gegen Südwesten: das alttestamentliche *Tema*, von dem Jesajah sprach: »Die da im Lande Tema woh-

nen, bringen Wasser dem Durstenden entgegen.« Taymas Wasserreichtum, seine riesigen Brunnen, die kaum ihresgleichen in ganz Arabien haben, erhoben schon in vorislamischer Zeit die einsame Oase zu einem Mittelpunkt des Karawanenverkehrs und einer Hochburg altarabischer Kultur. Obwohl all dies schon längst der Vergangenheit angehört und fast vergessen ist, habe ich es mir oft gewünscht, Tayma zu sehen: und so zogen wir von Qasr Athaymin los, die üblichen Karawanenpfade außer acht lassend, geradeaus in die Große Nufud hinein – mitten ins Herz dieser rötlichen Sandwüste, die sich so gewaltig zwischen dem zentralarabischen Hochland und der Syrischen Wüste lagert. Kein Pfad geht durch diesen Teil der ungeheuren Einöde. Der Wind sieht darauf, daß keines Menschen oder Tieres Fuß eine bleibende Spur in dem weichen, nachgiebigen Sand hinterläßt und daß auch kein anderes Wegmal des Wanderers Auge lenkt: unterm Streicheln des Windes ändern sich die Umrisse der Dünen von Tag zu Tag und fließen in einer langsamen, kaum merklichen Bewegung von Gestalt zu Gestalt, Hügel zu Tälern verebbend, Täler zu neuen Hügeln aufwachsend, spärlich von den gleichen dünnen, leblosen Gräsern übersät, die leise im Winde rascheln und selbst dem Kamelmaul aschenbitter schmecken.

Obschon ich diese Wüste mehrere Male in mehreren Richtungen durchzogen habe, würde ich mich dennoch nicht trauen, unbegleitet hier zu wandern; und deshalb freut es mich, Zayd bei mir zu haben. Diese Landschaft hier ist seine Heimat: er gehört dem Stamme der Schammar an, die an den südlichen und östlichen Rändern der Großen Nufud leben und alljährlich, sobald die heftigen Winterregen die Dünen in üppige Wiesen verwandeln, ein paar Monate lang ihre Herden in der Mitte der Wüste weiden. In Zayds Blute bergen sich alle Stimmungen der Wüste; sein Herz schlägt im Gleichtakt mit ihnen.

Zayd ist wohl der schönste Mann, den ich je sah: breitstirnig, schmalgliedrig, feinknochig, mittelgroß, von sehniger Kraft. Über dem weizenbraunen Schmalgesicht, den scharfgezeichneten Backenknochen und dem herben und zugleich sinnlichen Mund liegt jener wache, abwartende Ernst, der für den echten Araber so kennzeichnend ist – Würde und Anmut in-nig gepaart. In Zayds Wesen sind rassereines Beduinentum und städtische Lebensart zu einer glückhaften Einheit verschmolzen: er hat es verstanden, die Instinktsicherheit des Beduinen – nicht aber den beduinischen Wankelmut – unversehrt in sich zu wahren, und hat sich die praktische Weisheit des Städters erworben, ohne dessen Sophisterei zu verfallen. Wie

ich selber, sieht auch er dem Abenteuer gern entgegen, ohne je nach ihm zu jagen. Von seiner frühesten Jugend an ist sein Leben äußerst bewegt gewesen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, diente er im Kamelkorps des türkischen Heeres und nahm am Sinai-Feldzug im Weltkrieg teil; späterhin verteidigte er seine Schammar-Heimat und deren Herrscher, die Dynastie Ibn Raschid, gegen Ibn Saud; eine Zeitlang trieb er Waffenschmuggel im Persischen Golf; er war ein stürmischer Liebhaber vieler Frauen in allen Teilen der arabischen Welt (Frauen, die er natürlich allesamt, eine nach der anderen, rechtmäßig heiratete und ebenso rechtmäßig wieder schied); Roßhändler in Ägypten; Glücksritter im Irak; und nunmehr, seit nahezu fünf Jahren, mein Dienstmann und Kamerad in Arabien.

Und so kommt es, daß wir jetzt, wie so oft vorher, in diesem Spätsommer von 1932 auf unserm einsamen Weg durch die Wüste ziehen. Endlos ist dieser Weg zwischen Dünen. Zuweilen halten wir an dem einen oder andern der weit auseinanderliegenden Wüstenbrunnen; die Nächte verbringen wir unter den Sternen; tagsüber streichen die Sohlen unserer Dromedare knirschend über den heißen Sand; manchmal ertönt Zayds Stimme, rauh-zart, halblaut singend im Gleichklang mit der Reittiere Schritt; am Abend kochen wir Kaffee und Reis und gelegentlich auch Gazellen- oder Hasenfleisch; kühler Windhauch streicht über unsere Körper dahin, als wir nachts im Sande liegen; Sonnenaufgänge über den Dünen, rot und gewaltsam wie Feuerwerk berstend; und manchmal, so wie heute, erschüttert uns das Wunder erwachenden Lebens ...

Wir hielten unterwegs für unser Mittagsgebet. Als ich meine Hände, Gesicht und Füße zu waschen begann – denn seit wir gestern an einem Wasserloch vorbeikamen, ist unser Wasservorrat wieder einmal ganz beachtlich geworden –, da fielen einige Tropfen aus dem Lederschlauch auf ein verdorrtes Grasbüschel zu meinen Füßen, ein armseliges kleines Kraut, vergilbt und leblos unter den harten Strahlen der Sonne. Aber kaum war es benetzt, da fuhr ein Zittern durch die zusammengerollten Halme, und sie taten sich langsam, bebend und zögernd, auf! Noch einige Tropfen – und die winzigen Halme begannen sich zu regen und krümmten sich krampfhaft, wie von einem plötzlich erwachenden Strom durchpulst, und richteten sich langsam, bebend und zögernd, hoch ... Ich hielt meinen Atem an und goß mehr Wasser über das Grasbüschel. Seine Bewegungen wurden rascher, heftiger, als ob eine verborgene Macht es aus einem Todestraum stieß; seine Halme – welch eine Wonne, dies anzusehen! – zogen sich zu-

sammen und streckten sich wie die Arme eines Seesterns; ein scheuer, unaufhaltsamer Rausch bemächtigte sich ihrer, eine richtige kleine Orgie der Lust: und solcherart zog das Leben siegreich wieder in dieses eben noch Verdorrte ein – zog siegreich, gewaltsam ein –, erschütternd und unbegreiflich in seiner Erhabenheit.

Das Leben in seiner Erhabenheit: du fühlst es immer wieder in der Wüste. Da es so hart ist und so schwer zu erhalten, erscheint es immer wieder als ein Geschenk, ein Schatz, eine Überraschung. Denn so gut du sie auch zu kennen glaubst, überrascht dich die Wüste immer wieder mit ihrer verborgenen Lebensmacht. Manchmal, wenn du sie in all ihrer Starrheit und Leere zu sehen glaubst, erwacht sie aus ihrem Traum, schickt ihren Atem aus – und zartes, blaßgrünes Gras sprießt da hervor, wo gestern nichts war außer Sand und Kiesel. Sie schickt zum andern Male ihren Atem aus – und Hunderte von kleinen Vögeln flattern plötzlich durch die Luft – woher? wohin? – schlankleibig, schmalflügelig, von der Größe einer Schwalbe, smaragdgrün leuchtend; oder ein Heuschreckenschwarm, grau und unabsehbar wie ein hungriger Heerzug, rauscht von der Erde auf ...

Das Leben in seiner Erhabenheit: Erhabenheit des Kärglichen, ewig überraschend: hierin birgt sich der ganze unnennbare Duft Arabiens, Hauch von Sandwüsten, wie diese hier und der zahllosen anderen, ewig wechselnden Landschaftsbilder.

Manchmal ist's Basaltboden, schwarz und splittrig; manchmal Dünen ohne Ende; manchmal ein *wadi* zwischen Felsenhügeln, von Dornbüschen erfüllt, mit aufschreckenden Hasen hie und da und Gazellenspuren im Sande; manchmal lockere Erde und ein paar feuergeschwärzte Steine, auf welchen längst vergessene Wanderer in längst vergessenen Nächten wohl ihr Essen kochten; manchmal ein Dorf unter Palmen, und die hölzernen Rollen über den Ziehbrunnen singen dir zu und musizieren ohne Unterlaß; manchmal ein Brunnen mitten im Wüstental, von beduinischen Hirten umdrängt, die eifrig ihre durstigen Schafe und Kamele tränken – sie singen im Chor, da sie das Wasser in riesigen Ledereimern hochziehen, um es gleich darauf, zur Wonne der aufgeregten Tiere, rauschend in die Ledertröge zu gießen. Dann ist wieder die Einsamkeit da in leeren Steppen, von der Sonne ohne Gnade übermannt; Flecken von hartem, gelbem Gras und niedrige Laubbüsche, die mit schlangenhaften Ästen über den Boden kriechen, bieten den Dromedaren willkommene Weide; ein wilder Akazienbaum spreizt seine Äste weit auseinander gegen den stahlblauen Himmel;

zwischen Erdhügeln und Steinen, nach rechts und links äugend, huscht eine kleine Eidechse hervor, wie ein Geist erscheinend und verschwindend – die goldhäutige Eidechse, von der man sagt, sie trinke niemals Wasser. In einem Taleinschnitt stehen schwarze Zelte aus Ziegenhaar; eine Herde von Kamelen wird durch den Nachmittag heimwärts getrieben, die Hirten reiten auf ungesattelten jungen Kamelstuten, und wenn sie die Tiere anrufen, saugt die Stille an ihren Stimmen und nimmt ihnen jeden Widerhall.

Manchmal siehst du flimmernde Bilder, Bilderschatten fern am Horizont: Wolken? Sie schweben zu niedrig, auch verändern sie zu oft ihre Farbe und Lage. Zuweilen gleichen sie graubraunen Bergen – aber in der Luft, etwas überm Horizont; zuweilen schattigen Pinienwäldern mit gezackten Baumkronen – aber in der Luft. Und wenn sie sich senken und zu fließend-einladenden Wassern, zu Seen und Strömen werden, in denen die Berge, Baumkronen und Wolken sich zitternd spiegeln, da erkennst du sie: es sind die Trugbilder der Fata Morgana – jene verräterische Kimmung, welche die Dschinne aus dem Nichts hervorzaubert, damit der Wanderer zu falschen Hoffnungen und so zum Dursttod gelenkt werde: – und deine Hand tastet unwillkürlich nach dem Wasserschlauch, der an deinem Sattel hängt ...

Es gibt auch Tage und Nächte voll von anderen Gefahren: Wüstenkriege, da die Stämme von wilder Bewegung ergriffen sind und der Reisende nachts am Lagerplatz kein Feuer anzündet, um nicht aus der Ferne gesehen zu werden, und die langen Stunden sitzend durchwacht, das Gewehr zwischen den Knien. Und jene friedlichen Tage, wenn du nach langer, einsamer Wanderung einer Karawane begegnest und am Abend beim Lagerfeuer den Gesprächen der ernstesten, sonnengebräunten Männer zuhörst: sie sprechen von den einfachen, großen Dingen des Lebens und Sterbens, vom Hunger und seiner Befriedigung, von Stolz und Liebe und Haß, von der Fleischeslust und ihrer Stillung, von Krieg und Kampf, von den Palmenhainen im fernen Heimatdorf: und niemals hörst du leeres Geschwätz – denn in der Wüste kann man nicht schwätzen ...

Und du hörst den Ruf des Lebens in jenen Dursttagen, da die Zunge wie ein trockenes Stück Holz am Gaumen klebt und der Horizont keine Erlösung schickt, sondern nur glühenden Samum-Wind und wirbelnden Staub. Und an ganz anderen Tagen, wenn du Gast in Beduinenzelten bist und die Männer dir mächtige Holzschalen voller Milch darbringen – die Milch fetter Kamelstuten zu Beginn des Frühlings, da die Dünen und Steppen nach

starken Regenfällen wie ein Garten grünen und die Euter der Tiere schwer und rund sind –, und hinter dem Zelt kannst du die Frauen lachen hören, die überm offenen Feuer ein Schaf dir zu Ehren als Mahlzeit bereiten.

Wie rotes Metall verschwindet die Sonne hinter Hügeln; höher als irgendwo sonst in der Welt ist der nächtliche Sternenhimmel; blaßgrau und kühl dämmern die Morgen. Kalt sind die Nächte im Winter, schneidende Winde schlagen gegen das Lagerfeuer, um welches du und deine Gefährten wärmesuchend eng beieinander hocken; brennend die Sommertage, da du durch endlose Stunden auf deinem schaukelnden Dromedar reitest, reitest, dein Gesicht zum Schutz gegen den sengenden Wind ins Kopftuch vermummt, deine Sinne in wiegende Schläfrigkeit gelullt, während hoch oben in der Mittagshitze ein Raubvogel seine Kreise zieht ...

## 2

Der Nachmittag gleitet langsam an uns vorüber mit seinen Dünen, seiner Stille und seiner Einsamkeit.

Auf einmal bricht die Einsamkeit entzwei; eine kleine Schar von Beduinen kreuzt unseren Weg – vier oder fünf Männer und zwei Frauen auf Dromedaren, begleitet von einem Lastkamel, das ein zusammengerolltes schwarzes Zelt, Kochtöpfe und Kupferschüsseln und zwei kleine Kinder auf seinem Rücken trägt. Als sie uns erblicken, halten die Leute ihre Reittiere an:

»Friede sei mit euch.«

Und wir antworten: »Und mit euch sei Friede und die Gnade Gottes.«  
»Wohin des Weges, o ihr Wanderer?«

»Nach Tayma, *inscha-Allah*.«

»Und wo kommt ihr her?«

»Von Qasr Athaymin, Bruder«, antworte ich; und dann herrscht Schweigen. Ein magerer, ällicher Mann mit scharfem Gesicht und dunklem Spitzbart scheint der Führer der Schar zu sein; dunkel und spitz ist auch sein Blick, als er, leichthin über Zayd hinwegstreifend, mißtrauisch mich Fremdling von heller Gesichtsfarbe mustert, der so unerwartet in dieser pfadlosen Einöde aufgetaucht ist: ein Fremdling, der behauptet, er käme aus der Richtung des britisch-besetzten Irak und deshalb (ich kann Scharfgedanken deutlich lesen) selber ein Ungläubiger sein könnte, der



*Zayd*



sich da ins Land der Araber stiehlt. Die Hand des alten Mannes spielt in sichtlicher Unentschlossenheit mit dem Knauf seines Sattelpflocks, während seine Leute sich lose um uns scharen und auf ihres Führers Rede warten. Nach einer Weile scheint er das halbe Schweigen und halbe Sprechen nicht mehr ertragen zu können und fragt mich:

»Von welchen Arabern bist du denn?« – meinend, welchem Stamm oder welcher Landschaft ich angehöre. Aber ehe ich antworten kann, leuchten seine Züge in plötzlichem Erkennen auf, und er lächelt auf beinahe frauenhaft zarte Weise:

»Oh, ich kenne dich ja! Ich habe dich bei Abd al-Aziz gesehen! Aber das ist schon etliche Jahre her – drei, vier lange Jahre ... Willkommen, willkommen!«

Und er streckt mir seine Rechte freundlich entgegen und ruft mir jene Zeit ins Gedächtnis, da ich im königlichen Schlosse zu Rijadh lebte und er dorthin im Gefolge eines Schammar-Häuptlings kam, um Ibn Saud die Ehrerbietung des Stammes darzubringen (die Beduinen nennen den König immer mit seinem Vornamen, Abd al-Aziz, ohne irgendwelche Ehrentitel: denn in ihrer freien Menschlichkeit sehen sie im König nur den Mann, wohl aller Ehrung würdig, aber doch nicht mehr, als es einem Menschen zukommt). Dann unterhalten wir uns eine Weile über unsere gemeinsamen Erinnerungen, erwähnen diesen oder jenen Mann, erzählen uns Anekdoten über Rijadh, wo täglich bis an die tausend Gäste sich des Königs Großzügigkeit erfreuen. Aus den unermeßlichen Steppen und Wüsten seines Reiches wandern sie dorthin, um »den König zu begrüßen« und seine Geschenke in Empfang zu nehmen. Jeder, auch der Geringste, der zu ihm kommt – sei es mit oder ohne Anliegen –, wird als Gast empfangen und bewirtet und erhält beim Abschied, je nach seinem Stand, ein größeres oder kleineres Geldgeschenk, Kleider, Waffen, manchmal auch – wenn er ein Häuptling ist – ein Dromedar oder ein Reitpferd. Solange der König in der Hauptstadt weilt, hört die Flut der Gäste niemals auf; die einen kommen und die anderen gehen und verbreiten die Kunde von Ibn Sauds Freigebigkeit in allen arabischen Landschaften. Denn die Eigenschaften, die der Araber an seinen Helden und Herrschern bewundert, sind sich in tausend Jahren gleich geblieben: neben der Reinheit der Abstammung, der persönlichen Tapferkeit und Weisheit vor allem die Fähigkeit, mit offener Hand zu geben und zu verteilen.

Des Königs Großmut ist jedoch nicht nur auf seine Geldbörse beschränkt.

Mehr noch als alle äußere Freigebigkeit ist es seine Gefühlswärme, die die Menschen seiner Umgebung so eng an ihn bindet.

Auch mir ist die Wärme dieses Königsherzens reichlich zuteil geworden. In all meinen Jahren in Arabien lag Ibn Sauds Freundschaft wie ein gütiger Schein über meinem Leben. Er nennt mich seinen Freund, obwohl er ein König ist und ich nur ein armer Journalist bin. Und ich nenne ihn meinen Freund, nicht etwa nur, weil er mir stets so viel Freundlichkeit erwies: denn diese erweist er auch vielen anderen. Ich nenne ihn meinen Freund, weil er mir manchmal seine innersten Gedanken eröffnet, so wie er anderen seine Geldbörse öffnet. Obwohl er nicht ohne Fehler ist – er hat ihrer recht viele –, ist er ein wahrhaft guter Mensch. Nicht etwa nur ›gutherzig‹: denn das kann zuweilen eine billige Sache sein. So wie man von einer alten Damaszener Klinge bewundernd sagt, sie sei eine ›gute‹ Waffe, weil sie nämlich alle Eigenschaften besitzt, die man von einer Waffe ihrer Art fordern kann: in diesem Sinne nenne ich Ibn Saud einen guten Menschen. Er ist in sich ganz gefestigt und folgt immer nur den inneren Notwendigkeiten seines Wesens; und wenn er oftmals irrt in seinem Tun, so geschieht dies nur, weil er niemals einen Versuch macht, anders zu sein, als er ist.

Meine erste Begegnung mit König Abd al-Aziz ibn Saud fand im Frühjahr 1927 in Mekka statt, einige Monate nach meinem Übertritt zum Islam.

Der plötzliche Tod meiner Frau, die mich auf dieser meiner ersten Pilgerfahrt nach Mekka begleitet hatte, hatte mich bitter und allem gesellschaftlichen Leben abhold gemacht. Finsternis und Verzweiflung waren in mir; es fiel mir schwer, mich wieder zum Tageslicht emporzurichten. Ich saß viel zu Hause und hatte nur mit ganz wenigen Menschen Verkehr; und obwohl ich mich schon seit mehreren Wochen in Mekka aufhielt, hatte ich es – entgegen der üblichen Sitte – versäumt, dem König einen Höflichkeitsbesuch zu erstaten. Eines Tages jedoch besuchte ich einen der ausländischen Gäste des Königs (wenn ich mich recht erinnere, war es Hadschi Agos Salim aus Java), und in seinem Quartier erfuhr ich durch Zufall, daß mein Name im Register der königlichen Gäste stünde! Ibn Saud kannte, wie es schien, den Grund meiner Zurückhaltung und akzeptierte ihn mit schweigendem Verständnis. Ich wurde aufgefordert, in eines seiner Gästehäuser überzusiedeln: und so saß ich nun, meinem Gastgeber ein unbekannter Gast, in einem schönen Hause am Südrande Mekkas in der Nähe der steinigen Schlucht, durch welche der Weg nach Jemen geht. Von meiner

Dachterrasse konnte ich einen großen Teil der Stadt übersehen: die sieben Minarette der Heiligen Moschee, die würfelförmige, schwarzbedeckte Kaaba, die tausend weißen und grauen Stadthäuser mit Dachbalustraden aus bunten Ziegeln, die felsigen Wüstenberge rundherum, von einem Himmel überspannt, der wie flüssiges Eisen erstrahlte.

Trotz alledem aber hätte ich meinen Besuch beim König wahrscheinlich auch weiterhin verschoben, wäre nicht eine zufällige Begegnung mit Emir Faysal, seinem zweiten Sohn, dazwischengekommen. Diese ereignete sich in der alten Bibliothek unter den Arkaden der Großen Moschee, in der ich täglich viele Stunden verbrachte. Ich liebte die ruhevollere, dämmerige Stille dieses langen, schmalen Raums und den tiefen Frieden, der den zahllosen arabischen und türkischen Folianten entströmte und auch mir sich mitteilte. An einem Morgen jedoch wurde die übliche Stille jäh unterbrochen. Mit raschelnden Gewändern betrat eine Schar von Männern die Bibliothek: Emir Faysal und sein Gefolge auf dem Wege zur Kaaba. Der Prinz war schlank, von hoher Statur und trug sich trotz seiner Jugend und seinem bartlosen Angesicht mit eindrucksvoller Würde. Obwohl er damals kaum zweiundzwanzig Jahre alt war, hatte ihn sein Vater mit dem Amt des Vizekönigs des Hidschaz betraut (sein älterer Bruder, Kronprinz Saud, war Vizekönig von Nedschd, während der König selbst je ein halbes Jahr in Mekka, der Hauptstadt des Hidschaz, und ein halbes in der nedschdischen Hauptstadt Rijadh zu verbringen pflegte).

Der Bibliothekar – ein junger mekkanischer Gelehrter, mit dem ich seit Wochen auf freundschaftlichem Fuße stand – stellte mich dem Emir vor. Er begrüßte mich mit einem Händedruck; und als ich mich vor ihm verneigte, stieß er lächelnd meine Stirne mit den Fingerspitzen zurück:

»Wir Nedschder halten es nicht für recht, daß ein Mensch vor einem Menschen sich verneige – denn nur vor Gott soll man sich im Gebet verneigen ...«

Emir Faysal schien gütig, verträumt und ein bißchen scheu zu sein – ein Eindruck, der sich mir im Verlaufe der späteren Jahre vollends bestätigte. Die Vornehmheit seines Wesens war nicht etwa nur ein Mäntelchen, sondern schien von innen heraus zu leuchten. Als wir uns an jenem Tage in der Bibliothek unterhielten, wurde das Verlangen in mir wach, den Vater dieses Sohnes kennenzulernen.

»Der König würde sich freuen, dich zu empfangen«, sagte der junge Emir. »Warum meidest du ihn denn?«

Am nächsten Morgen holte mich der Privatsekretär des Emirs im Auto ab, und wir fuhren zum Königspalast, der gegen Nordosten außerhalb der Stadt stand. Zuerst fuhren wir durch die Basarstraße Al-Maala, wanden langsam unseren Weg durch eine lärmende Menge von Kamelen, Beduinen und öffentlichen Versteigern, die alle möglichen beduinischen Waren zum Kaufe anboten – Kamelsättel, Wollmäntel, Sandalen, Teppiche, lederne Wasserschläuche, silberverzierte Schwerter, Zeltdecken, messingne Kaffeekannen –, dann durch eine breitere, stillere Straße, und langten schließlich vor dem großen Hause des Königs an. Der offene Platz davor war von vielen gesattelten Reitkamelen erfüllt, Beduinen hockten oder gingen zwischen ihnen umher, und eine Anzahl bewaffneter Sklaven und Dienstmännern lungerte um das Portal herum. Ein Diener führte mich in einen Säulensaal, dessen Boden mit anspruchslosen Teppichen bedeckt war, und ließ mich dort warten. Ein breiter Diwan lief an den Wänden entlang. Durch die Fenster konnte man Baumzweige und grünes Laub erspähen: Anfänge eines Gartens, der hier mit Mühe und Sorgfalt aus Mekkas trockener Erde hervorgezaubert wurde.

Ein sudanischer Sklave erschien: »Der König läßt bitten.«

Ich betrat ein Zimmer ähnlich dem, das ich soeben verlassen hatte, nur daß es viel kleiner und heller war und auf einer Seite dem Garten völlig offen stand. In einem Erker saß der König mit untergeschlagenen Beinen auf einem Diwan; am Boden zu seinen Füßen kauerte ein Sekretär und schrieb nach Diktat. Als ich die Schwelle überschritt, stand der König auf, reichte mir beide Hände und sprach:

»*Ahlan wa-sahlan*« – »Familie und Ebene« –, was soviel besagen will wie: »Du bist jetzt bei deiner Familie angelangt; möge dein Fuß mühelos wie über eine Ebene schreiten«: – der älteste und freundlichste aller arabischen Willkommensgrüße.

Einige Sekunden lang konnte ich Ibn Sauds riesige Statur bestaunen. Als ich (nunmehr in Kenntnis der nedschdischen Sitte) einen leichten Kuß auf seine Nasenspitze und Stirne drückte, mußte ich trotz meiner eigenen sechs Fuß auf den Zehenspitzen stehen, während der König sein Haupt zu mir herunterbeugen mußte. Dann setzte er sich wieder, zog mich an seine Seite auf den Diwan nieder und wies entschuldigend auf den Sekretär hin:

»Nur einen Augenblick, o mein Sohn; der Brief ist nahezu fertig.«

Mit seinem Diktat fortfahrend, nahm er, ohne je die beiden Themen

zu vermengen, eine Unterhaltung mit mir auf. Nach einigen förmlichen Fragen nach unserm gegenseitigen Wohlbefinden überreichte ich ihm einen Empfehlungsbrief aus Ägypten. Er las ihn – nunmehr eine dritte gleichzeitige Beschäftigung – und rief, ohne das Lesen, das Diktat oder das Gespräch zu unterbrechen, zur Tür hin nach Kaffee.

Inzwischen hatte ich Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. Sein Gesicht, von der landesüblichen rot und weiß gescheckten *kufijja* umrahmt und mit einem golddurchwirkten *igal* gekrönt, war lebendig und von mannhafter Schönheit. Ein dunkler Bart, auf nedschdische Art kurzgeschnitten, wuchs ihm am Kinn; die Stirn war breit, die Adlernase außerordentlich wohlgeformt; die vollen Lippen hatten einen sinnlichen, fast frauenhaft anmutenden Ausdruck von Zartheit und Güte, ohne jedoch im mindesten weichlich zu sein. Wenn er sprach, waren seine Züge außerordentlich belebt, aber im Zustand der Ruhe lag ein Hauch beinah von Trauer über ihnen – eine leise, kaum merkliche Andeutung innerer Einsamkeit, wie mir schien: oder kam dies vielleicht nur davon, daß die Augen so tief in ihren Höhlen saßen und das linke, von einem weißlichen Schleier überzogen, eine eigentümliche Starre zur Schau trug?

Viele Leute – darunter manche seiner nächsten Umgebung – glaubten, des Königs linkes Auge sei infolge einer frühen Pocken-Erkrankung erblindet; auch ich nahm anfangs dasselbe an, bis ich in späteren Jahren die wirkliche, tragische Ursache dieser Heimsuchung erfuhr.

Vor mehr als einem Jahrzehnt hatte Ibn Saud eine Frau geheiratet, die der gegnerischen Dynastie der Ibn Raschids – damals noch Herrscher des Schammar-Landes in Nordarabien – angehörte; und die Unglückselige ließ sich von ihren Verwandten zu einem Mordanschlag auf ihren Gatten verführen. Das Mittel hierzu ergab sich aus der altarabischen Sitte, bei zeremoniellen Empfängen ein kleines Weihrauchbecken herumzureichen, und zwar jeweils natürlich dem König als Erstem. In solch ein Gefäß nun tat die Frau eines Tages Gift und übergab es dem ahnungslosen Sklaven mit der Bemerkung, es sei ein besonderes, neuartiges Parfüm, dessen der König sich wohl erfreuen würde. Als aber Ibn Saud den Weihrauch einzuatmen begann, merkte er sofort, daß etwas damit nicht stimmte, und schleuderte das Gefäß von sich. Seine Geistesgegenwart rettete ihm das Leben – eines seiner Augen jedoch war schon angegriffen und beschädigt worden. Manch anderer östlicher Machthaber hätte sich in einem solchen Falle bitter an der treulosen Frau gerächt; nicht aber Ibn Saud, dessen

Großmut jegliche Rachsucht fernliegt. Als sie schluchzend vor ihm zusammenbrach und ihre Schuld gestand, wurde es ihm klar, daß sie unwiderstehlichen Einflüssen von Seiten ihrer Familie zum Opfer gefallen war. Er verzieh ihr das Verbrechen, schied sich von ihr und sandte sie, reichlich beschenkt, in ihre Schammar-Heimat zurück.

Seit jener ersten Begegnung rief mich der König fast täglich zu sich. Eines Morgens ging ich zu ihm mit der Absicht, seine Erlaubnis für eine Reise ins Innere des Landes zu erwirken. Ich hatte nur wenig Hoffnung, daß meine Bitte mir bewilligt würde, denn Ibn Saud war damals äußerst abgeneigt, Europäer nach Zentralarabien hineinzulassen. Als ich im Begriff stand, mein Ersuchen vorzubringen, und seine Augen auf mich gerichtet sah, fühlte ich eine leise Beklommenheit in mir aufsteigen – ein Gefühl des Entblößtseins vor diesen Augen, die die Hülle meines sichtbaren Wesens zu durchdringen und Unausgesprochenes zu lesen schienen. Plötzlich lächelte er und sprach:

»Möchtest du nicht, o Muhammad, zu uns nach Nedschd kommen und einige Monate in Rijadh verbringen?«

Ich war zutiefst verblüfft; und kaum geringer war auch die Verblüffung der anderen Anwesenden, die sämtlich dem engeren Mitarbeiterkreise des Königs angehörten: denn eine solch spontane Aufforderung an einen nahezu unbekanntem Fremdling war ihnen kaum noch vorgekommen.

Ibn Saud jedoch fuhr fort: »Es würde mich freuen, wenn du im nächsten Monat im Auto mit mir nach Rijadh reisen würdest.«

Ich holte tief Atem und antwortete: »Möge Gott dein Leben lang machen, o Imam – aber was soll mir denn das Auto? Was habe ich davon, hier in Mekka einzusteigen und fünf, sechs Tage später in Rijadh anzukommen, ohne von Nedschd mehr gesehen zu haben als Wüsten, vorüberflitzende Berge und Sanddünen und vielleicht, irgendwo am Horizont, Menschen gleich Schatten ...? Wenn du nichts dagegen hast, o du Langlebiger, ein Reitkamel wäre mir schon lieber als all deine Autos zusammengenommen ...«

Ibn Saud lachte laut auf: »Lockt es dich denn so sehr, meinen Beduinen in die Augen zu sehen? Ich muß dich im vorhinein warnen: sie sind ein rückständiges Volk, und mein Nedschd ist ein wüstes Land ohne alle Reize, und der Kamelsattel ist hart und das Essen schlecht auf solchen Wanderungen – Reis und Datteln alle lieben Tage, und nur selten Fleisch. Aber so

möge es sein. Wenn es dich so danach verlangt, sollst du reiten. Und möglicherweise wirst du es nicht einmal bereuen, meine Leute aus nächster Nähe kennenzulernen: sie sind arm und schmutzig, sie wissen nichts und sind nichts – aber ihre Herzen sind guten Glaubens voll.«

Und nach einigen Wochen, vom König mit Dromedaren, Vorräten, einem Zelt und einem Führer ausgestattet, zog ich über Medina und Nordarabien nach Rijadh. Das war meine erste Reise ins Innere Arabiens; die erste von vielen: denn die paar Monate, von denen der König gesprochen hatte, dehnten sich allmählich zu Jahren aus – wie leicht, wie unmerklich sie sich zu Jahren ausdehnten! – die ich nicht nur in Rijadh, sondern in fast allen Teilen Arabiens verbrachte. Und der Sattel ist schon lange nicht mehr hart ...

»Möge Gott Abd al-Aziz' Leben lang machen«, sagt Scharfgesicht. »Er liebt die *badu* und die *badu* lieben ihn ...«

Warum auch nicht? – frage ich mich. Des Königs offene Hand ist ein ständiges Merkmal seiner Herrschaft – und, wenn man es so recht bedenkt, gar nicht einmal so bewundernswert: denn die regelmäßigen Geldgeschenke, die er an die Stammeshäupter und ihre Anhänger verteilt, haben die Beduinen von seiner Freigebigkeit so abhängig gemacht, daß sie sich kaum noch bemühen, ihren Lebensstand aus Eigenem zu verbessern, und sich mit einem Leben der Trägheit und Unwissenheit begnügen.

Mein langes Gespräch mit Scharfgesicht scheint nunmehr Zayds Geduld erschöpft zu haben. Er unterhält sich zwar selber mit den anderen Beduinen, aber immer wieder richtet sich sein Blick auf mich, als wollte er mir ins Gedächtnis rufen, daß ein langer Weg vor uns liegt und daß ein Austausch von Erinnerungen, so anziehend sie auch sein mögen, keineswegs den Schritt der Kamele zu beschleunigen vermag. Und so nehmen wir Abschied von den Schammar-Beduinen. Sie reiten gegen Osten davon und verschwinden bald hinter den Dünen. Aus der Ferne hören wir sie einen Nomadensang anstimmen, so wie ihn Kamelreiter öfters singen, um das Tier zu größerer Geschwindigkeit anzuspornen und auch die Eintönigkeit des Ritts zu brechen; und als Zayd und ich unsern Marsch gegen Westen wieder aufnehmen, verhallt die Melodie allmählich, und die Stille ist wieder da.

»Sieh dort!« schallt Zayds Stimme unversehens durch die Stille. »Ein Hase!«

Ein grauer Pelzknäuel ist aus den Büschen vor uns herausgeschossen. Blitzschnell gleitet Zayd vom Sattel herab, greift im Gleiten nach der hölzernen Wurfkeule, die an seinem Sattelpflock hängt, und rennt mit langen Schritten dem Hasen nach, die Keule zum Wurf überm Kopfe schwingend. Aber als er gerade dabei ist, sie zu schleudern, verfängt sich sein Fuß in einer *hamdh*-Wurzel, und er fällt langhin auf den Boden, während der Hase mit ein paar Sätzen wieder ins Gebüsch taucht.

»Da läuft uns ein gutes Abendessen davon!« rufe ich Zayd lachend zu, als er sich langsam aufrichtet und kläglich die Wurfkeule in seiner Hand beschaut. »Aber es macht nichts, Zayd. Dieser Hase war uns eben nicht beschieden ...«

»Nein, das war er wohl nicht«, antwortete Zayd mit zerstreuter Miene; und gleich darauf sehe ich, daß er hinkt.

»Hast du dich denn verletzt, Zayd?«

»Oh, das ist nichts. Den Fuß habe ich mir ein bißchen verstaucht. Es wird gleich vorübergehen.«

Aber es scheint doch nicht gleich vorüberzugehen. Nach einer weiteren Stunde im Sattel bemerke ich, daß Zayds Gesicht vor Schmerz schweißgebadet ist; und als ich mir sein Fußgelenk besehe, ist es stark geschwollen, wahrscheinlich verrenkt.

»Es hat keinen Sinn, Zayd, jetzt noch weiterzureiten. Wir werden uns hier lagern; eine längere Nachtruhe tut dir not.«

Die ganze Nacht hindurch scheint Zayd vor Schmerz nicht zur Ruhe zu kommen. Lange vor Morgengrauen wacht er auf, und seine jähe Bewegung weckt auch mich. »Ich sehe nur eines der Kamele«, murmelt er, und als wir genau hinschauen, stellt es sich heraus, daß Zayds Dromedar weg ist. Er möchte sich sofort auf meinem Tier auf die Suche machen, aber sein verstauchter Fuß macht es ihm äußerst schwer, aufrecht zu stehen, geschweige denn zu gehen, in den Sattel zu steigen und wieder abzusteigen.

»Bleib nur ruhig liegen, Zayd; ich werde auf die Suche nach dem Flüchtling gehen. Es wird mir sicherlich nicht schwerfallen, mich hierher zurückzufinden: ich brauche ja nur meinen eigenen Spuren zu folgen.«



Und in der anbrechenden Morgendämmerung reite ich davon, der Wegspur des verlaufenen Dromedars nach, quer über die Sandebene und in die Dünen hinein.

Ich reite eine Stunde lang, und eine zweite, und eine dritte: aber die Spur geht weiter und weiter, ohne Unterbrechung, als ob das Tier zielbewußt eine bestimmte Richtung eingehalten hätte. Ich mache kurze Rast, steige vom Sattel, esse einige Datteln und trinke ein paar Schluck Wasser aus meinem kleinen Lederschlauch. Die Sonne steht hoch, hat aber seltsamerweise ihren blendenden Glanz verloren. Düsterbraune Wolken – ungewöhnlich zu dieser Jahreszeit – schweben in kleinen Ballen unterm Himmel; eine merkwürdig dicke, schwere Luft hat die Wüste umfassen, und die sanften Umrisse der Dünen erscheinen noch sanfter als sonst. Eine plötzliche Regung überm Gipfel des hohen Sandhügels vor mir fällt mir ins Auge: könnte es ein Tier sein? – vielleicht sogar das verlorene Kamel? Aber da ich aufmerksamer hinschaue, erkenne ich, daß die eigentümliche Bewegung nicht über, sondern in dem Dünenkamm vor sich geht: der Kamm bewegt sich, kaum merklich, rieselnd, vorwärts – und dann scheint er, einem brechenden Wellenkamm gleich, den Abhang gegen mich herabzurieseln. Von jenseits der Düne kriecht eine trübe Röte am Himmel empor; unter dieser Röte verlieren die Dünenkonturen vollends ihre sanftgezeichnete Schärfe, als zöge sich ein Schleier davor, und ein rötliches Helldunkel lagert sich über die Wüste. Ein heftiger Windstoß wirbelt mir Sand ins Gesicht, und mit einem Male beginnt der Wind aus allen Richtungen zu toben und schlägt mit machtvollen Flügeln kreuz und quer durchs Tal und peitscht Sandwolken vor sich hin. Die rieselnde Bewegung des ersten Dünengipfels hat sich schon allen Sandhügeln rundherum mitgeteilt. Innerhalb weniger Minuten wird der Himmel ganz dunkel und geht in ein tiefes Rostbraun über; die Luft ist von stiebenden Sandmassen erfüllt, die wie ein rötlicher Nebel Sonne und Tag verhüllen. Es ist ein übler Sandsturm; daran kann kein Zweifel mehr sein.

Mein lagerndes Dromedar, erschreckt, will aufstehen. Ich ziehe es am Halfter nieder, und obwohl ich mich selber kaum auf den Beinen zu halten vermag – denn der Wind ist nunmehr zu einem Orkan angewachsen –, gelingt es mir gerade noch, die Vorderbeine und, um es besser zu sichern, auch ein Hinterbein des Tieres zu fesseln. Dies getan, werfe ich mich auf den Boden und ziehe mir meine *abaja* über den Kopf. Ich presse mein Gesicht gegen die Schulterhöhle des Kamels, um nicht vom wirbelnden

Sand erstickt zu werden; ich fühle, wie das Tier, zweifellos aus demselben Grunde, sein Maul gegen meine Schulter preßt; und ich fühle, wie auf der Seite, die nicht vom Leib des Dromedars geschützt ist, Sandmassen sich über mir häufen, und muß mich von Zeit zu Zeit lebhaft rühren, um nicht ganz verschüttet zu werden.

Ich bin jedoch nicht allzusehr beunruhigt, denn es ist ja nicht das erste Mal, daß ich von einem Sandsturm in der Wüste überrascht worden bin. Da heißt es eben nur abwarten: und als ich so auf der Erde liege, dicht in meine *abaja* gewickelt, kann ich nichts anderes tun als warten, warten und dem Rauschen des Windes zuhören. Der Wind rauscht, und ein loses Ende meines Mantels flattert im Winde wie ein loses Segel – nein, wie eine Fahne im Wind – wie das Flattern und Rauschen der Stammesstandarten, von einer reitenden Beduinenkolonne auf dem Marsche getragen: genau so wie sie damals, vor beinahe fünf Jahren, über der ungeheuren Schar der nedschdischen Kamelreiter rauschten und wehten, – über jener Schar von Tausenden und aber Tausenden von beduinischen Reitern, in deren Mitte ich nach Beendigung der Pilgerfahrt von Arafat nach Mekka zurückkehrte ... Es war meine zweite Pilgerfahrt. Ich hatte ein Jahr im Innern der arabischen Halbinsel verbracht und war gerade rechtzeitig wieder in Mekka angelangt, um an der Versammlung der Pilger auf der Ebene von Arafat, östlich von der Heiligen Stadt, teilzunehmen; und auf dem Rückweg von Arafat fand ich mich, ohne es zu wollen, mittendrin in der Menge weißgewandeter nedschdischer Beduinen, in einer tollen Galoppade quer über die staubige Ebene – ein Meer weißgewandeter Männer auf honiggelben, goldbraunen und rotbraunen Dromedaren in brausendem, erderschütterndem Galopp wie eine unwiderstehliche Woge vorwärtsrollend –, und die Stammesfahnen rauschten im Winde, und die gewaltigen Rufe, mit denen die Männer ihre Stämme und die Kriegstaten ihrer Ahnen verkündeten, dröhnten über allen Abteilungen der unabsehbaren Reiterschar: denn den Männern von Nedschd, den Männern des zentralarabischen Hochlands, springen Krieg und Pilgerfahrt aus ein und derselben Quelle ... Und die zahllosen Pilger aus anderen Ländern – aus Ägypten und Indien und Nordafrika und Java –, die wohl noch nie ein solch wildes Reiten erlebt hatten, stoben fluchtartig vor uns auseinander: denn kein Mensch, der der donnernden Reiterflut im Wege stünde, könnte am Leben bleiben – wie auch wohl augenblicklicher Tod einem Reiter beschieden sein mochte, der inmitten der Tausende von galoppierenden Tieren vom Sattel fiel.

Wahnwitzig war der Ritt: aber auch mir teilte sich der Rausch mit, und ich gab mich dem Augenblick und dem Jagen und dem Sausen und dem Toben mit einem wilden, herzerreißenden Glücksgefühl hin – und der Wind, der an meinem Gesicht vorbeischoß, sang zu mir: ›Nie wieder wirst du ein Fremdling sein ... nie ein Fremdling deinem Volk!‹

Und als ich jetzt im Sande unter meiner flatternden *abaja* liege, höre ich einen Widerhall aus dem Brausen des Sandsturms: ›Nie wieder wirst du ein Fremdling sein ...‹

Ich bin hier auch in der Tat kein Fremdling mehr: Arabien ist mir zur Heimat geworden. Weit weg, fast wie ein Traum, liegt meine abendländische Vergangenheit zurück – nicht unwirklich genug, um vergessen zu werden, und nicht mehr wirklich genug, um Teil meiner Gegenwart zu sein. Dabei bin ich jedoch kein Lotusesser; ganz im Gegenteil. Sooft ich mich einige Monate in einer Stadt aufhalte – wie zum Beispiel in Medina, wo ich eine arabische Frau und einen kleinen Sohn und eine Bücherei voll von Werken über die islamische Frühgeschichte habe –, wächst eine Unruhe in mir auf, ein Verlangen nach Tat und Bewegung, nach der trockenen, frischen Wüstenluft, nach dem Geruch der Kamele und ihrem wiegenden Schritt. Seltsamerweise entstammt diese Wanderlust, die fast mein ganzes Leben aller Ruhe beraubt hat (ich bin jetzt zweiunddreißig Jahre alt) und mich immer wieder in alle Arten von gewagten Unternehmen hineintreibt, nicht so sehr einem Abenteuerdrange als vielmehr meiner Sehnsucht, mir eine innere Raststätte zu erobern und zu einem Punkt zu gelangen, von dem aus es mir möglich würde, all das, was mir von außen her zustößt, mit meinem Denken und Fühlen restlos in Übereinstimmung zu bringen. Und wenn ich es so recht bedenke, war es eben diese Sehnsucht nach innerer Entdeckung, die mich im Verlaufe der Jahre in eine neue Welt hineintrieb – eine Welt, die sowohl in ihren Auffassungen als auch in ihren äußeren Lebensformen gänzlich verschieden ist von allem, zu dem meine europäische Geburt und Erziehung mich einst zu bestimmen schien ...

Sobald der Sturm sich legt, mache ich mich von dem Sande frei, den der Wind um mich aufgehäuft hat. Mein Dromedar ist halb verschüttet, aber dennoch guten Mutes; eine solche Erfahrung ist ihm sicherlich nichts Neues. Auf den ersten Blick sieht es wohl aus, als hätte der Wirbelsturm uns beiden keinen besonderen Schaden gebracht; mein Mund, meine Ohren und Nasenlöcher sind zwar voll von Sand, auch ist das Schaffell von

meinem Sattel fortgeblasen worden – aber das scheint auch alles zu sein. Nach einer Weile jedoch kommt es mir zu Bewußtsein, wie sehr ich mich geirrt habe.

Alle Dünen um mich herum haben ihre Gestalt verändert. Meine eigene Wegspur und die des verlaufenen Kamels sind weggewischt worden. Ich stehe auf einem jungfräulichen, spurenlosen Boden ... Jetzt bleibt also wohl nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge zum Lagerplatz zurückzukehren – oder es wenigstens zu versuchen. Nichts kann mir hierbei behilflich sein als die Sonne und jener Richtungssinn, der in jedem erprobten Wüstenwanderer fast schon einem Instinkt gleichkommt: nur daß hier diese beiden Hilfsmittel nicht allzu zuverlässig sind, denn das Dünen-  
gelände erlaubt es einem ja nicht, in gerader Linie vorwärts zu gehen und sich solcherart unverrückbar an eine bestimmte Richtung zu halten.

Der Sandsturm hat mich durstig gemacht; da ich es jedoch nicht voraussehen konnte, daß ich länger als ein paar Stunden vom Lager fortbleiben würde, ist mein kleiner Wasservorrat längst zu Ende gegangen. Aber immerhin, ich bin ja nicht allzu weit von Zayd und unseren Lederschläuchen entfernt; und wenngleich mein Dromedar keinen Schluck Wasser getrunken hat, seitdem wir an einem Brunnen vorbeikamen – und das ist schon zwei Tage her –, ist es ja ein alter Kämpe, rüstig genug, um mich zurückzutragen. Ich lenke seinen Kopf in die Richtung, in welcher ich das Lager vermute, und wir setzen uns in einem schnellen Schritt in Bewegung.

Eine Stunde vergeht, eine zweite, und eine dritte: und immer noch ist nichts von Zayd oder unserm Lagerplatz zu sehen. In keinem der orange-farbenen Sandhügel vermag ich eine vertraute Form zu entdecken.

Spät am Nachmittag lange ich bei ein paar Granitblöcken an – eine große Seltenheit in diesen sandigen Einöden – und erkenne sie auch sofort: wir sind ja, Zayd und ich, gestern nachmittag an ihnen vorbeigeritten. Diese Entdeckung beruhigt mich unendlich; denn wenngleich ich nun weiß, daß ich recht weit von dem Orte abgekommen bin, wo ich Zayd anzutreffen hoffte, dürfte es jetzt nicht besonders schwierig sein, ihn zu finden: ich muß eben, genau wie wir es gestern taten, von hier aus einige Kilometer nach Südwesten reiten.

Soweit ich mich erinnere, haben gestern ungefähr drei Reitstunden zwischen den Granitblöcken und unserm Lagerplatz gelegen: aber da ich jetzt drei weitere Stunden reite, sehe ich immer noch nichts vom Lagerplatz oder von Zayd. Habe ich ihn denn wieder verfehlt? Ich reite weiter, immer

gegen Südwesten, die Laufbahn der sinkenden Sonne aufmerksam beobachtend; zwei weitere Stunden vergehen, und immer noch kein Zeichen von Zayd und Zayds Lager. Als die Nacht hereinbricht, hat es keinen Sinn mehr, noch weiter zu reiten; besser Rast machen und das Morgenlicht abwarten. Ich lasse mein Kamel niedergehen, steige aus dem Sattel und lege den Spannstrick um des Tieres Vorderbeine. Dann versuche ich, ein paar Datteln zu essen; mein Durst ist jedoch zu groß, und so gebe ich die Datteln dem Dromedar und lagere mich, dicht an seinen Leib geschmiegt, auf den Boden.

Ein unruhiger Halbschlummer umfängt mich, weder rechter Schlaf noch völlige Wachheit: ein brütender Dämmerzustand, immer wieder von einem Durst unterbrochen, der allmählich zur Qual geworden ist; und irgendwo in jenen Tiefen, die man am liebsten vor sich selber verbergen möchte, eine graue, molluskenhafte Angst: Wie wird es mir ergehen, falls ich mich nicht zu Zayd und unseren Wasserschläuchen zurückfinde? – denn soviel ich weiß, gibt es hier im Umkreis von mehreren Tagereisen keine Siedlung und kein Wasser.

In der Morgendämmerung ziehe ich wieder los. Ich habe es mir inzwischen auskalkuliert, daß ich zu weit nach Süden abgewichen bin und daß, demnach, Zayds Lager irgendwo gegen Nord-Nordost von hier aus liegen muß. Und so schleppen wir uns, Mann und Kamel, durstig und müde und hungrig gegen Nord-Nordost, und unser Weg windet sich in endlosen Wellenlinien von Sandtal zu Sandtal zwischen Dünen und Dünen und Dünen. Mittags rasten wir. Meine Zunge liegt mir heiß und harsch in der Mundhöhle und fühlt sich wie altes, rissiges Leder an; die Kehle brennt, und die Augen sind entzündet. Eng an den Bauch des Kamels gedrückt, meine *abaja* über den Kopf gezogen, versuche ich, eine Weile zu schlafen, kann es aber nicht. Der Nachmittag findet uns wieder auf dem Marsch, diesmal in mehr östlicher Richtung – denn nunmehr weiß ich mit Bestimmtheit, daß wir zu weit nach Westen abgeirrt sind –: aber immer noch keine Spur von Zayd und Zayds Lager.

Eine zweite Nacht bricht herein. Der Durst ist zu einer Folter geworden und das Verlangen nach Wasser zu dem einen übermächtigen Gedanken in einem Geiste, der keine geordneten Gedanken mehr halten kann. Aber sobald die Dämmerung den Himmel erhellt, reite ich weiter: durch den Morgen, durch den Mittag, in den Nachmittag eines andern endlosen Tages hinein. Sanddünen und Hitze. Dünen hinter Dünen, und kein Ende.

Oder ist dies vielleicht ein Ende – das Ende aller meiner Wege, all meines Suchens und Findens? Meines Kommens zu den Menschen, unter denen ich nie mehr ein Fremdling sein würde ...? »O Gott«, bete ich, »laß mich nicht auf diese Weise zugrunde gehen ...«

Am Nachmittag krieche ich auf Händen und Füßen eine hohe Düne hoch in der Hoffnung, von dort aus einen bessern Überblick übers Gelände zu gewinnen. Fern im Osten erspähe ich plötzlich einen dunklen Punkt ... und möchte vor Freude aufschreien, bin aber zu schwach dazu: denn das muß ja Zayds Lager sein, und die Wasserschläuche, die zwei großen Wasserschläuche, voll von Wasser! Meine Knie wanken, als ich wieder in den Sattel steige. Langsam, vorsichtig gehen wir auf den schwarzen Punkt zu, der doch sicherlich nichts anderes sein kann als Zayds Lager ... Diesmal tue ich alles, um die Richtung ja nicht zu verfehlen: ich reite in einer geraden Linie, Sanddünen hinauf, in Sandtäler hinab, solcherart meine und meines Reittiers Mühsal verdoppelnd, verdreifachend, immer aber von der Hoffnung angespornt, daß über eine kurze Zeit, spätestens in zwei Stunden, das Ziel erreicht sein wird. Und schließlich, nachdem der letzte Dünenkamm überschritten ist, liegt das Ziel auch klar vor meinen Augen, und ich halte inne, und schaue auf das dunkle Etwas hin, das da, kaum einen Kilometer entfernt, in der Talmulde vor mir liegt, und mein Herz setzt aus: denn was ich da vor mir sehe, ist nichts anderes als jene Granitblöcke, an denen ich vor drei Tagen mit Zayd vorüberkam und auf die ich vor zwei Tagen, allein, wieder stieß ...

Zwei Tage lang bin ich im Kreise herumgeritten.

#### 4

Als ich aus dem Sattel gleite, bin ich vollkommen erschöpft. Ich versuche es nicht einmal, meinem Dromedar die Beine zu fesseln; das wäre wohl auch nicht nötig, denn das Tier ist viel zu müde, um ans Weglaufen zu denken. Ich schluchze auf; aber keine Tränen kommen aus meinen trockenen, geschwollenen Augen.

Wie lang ist es her, seit ich geweint habe ... Aber alles ist ja schon lang her, alles liegt in der Vergangenheit. Alles ist Vergangenheit, und keine Gegenwart ist mehr da. Nur Durst ist da. Und Hitze. Und Verzweiflung.

Ich bin jetzt seit fast drei Tagen ohne Wasser gewesen; und es ist fünf

Tage her, seit mein Dromedar seinen letzten Trunk getan hat. Es mag wohl noch imstande sein, einen weiteren Tag, vielleicht sogar zwei, ohne Wasser durchzuhalten; ich aber, das weiß ich, kann so lang nicht mehr aushalten. Vielleicht werde ich wahnsinnig, bevor ich sterbe, denn die Schmerzensqual meines Körpers ist mit der Entsetzensqual meines Hirns verschlungen, und die eine treibt die andere hoch, sengend und zischelnd und wühlend ...

Ich möchte noch eine Weile liegenbleiben, weiß aber, daß ich, wenn ich jetzt liegenbleibe, nie wieder aufstehen werde. Ich schleppe mich in den Sattel und zwingt das Dromedar mit Schlägen und Stoßen, wieder aufzustehen, und falle beinahe vom Sattel, als das Tier im Aufrichten seiner Hinterbeine vornüber wankt, und wiederum, als es seine Vorderbeine gerade-streckt und so hintenüber wankt. Langsam, schmerzhaft setzen wir uns gegen Westen in Bewegung. Gegen Westen: Welch ein Hohn! Was bedeutet denn ›gegen Westen‹ in diesem trügerischen, welligen Sanddünen-Meer? Aber ich will leben ... immer noch. Und so wandern wir weiter ...

Mit dem letzten Rest unserer Kraft arbeiten wir uns vorwärts, Schritt um Schritt, durch die Nacht. Es muß wohl Morgen sein, als ich vom Sattel falle. Ich falle nicht hart; der Sand ist sanft, umarmend. Das Kamel bleibt stehen, steht eine Weile reglos da und gleitet dann mit einem Seufzer zu Boden, erst mit den Vorderbeinen, dann mit den Hinterbeinen, und lagert sich mir zur Seite, den Hals langhingestreckt im Sande.

Ich liege im Sande im schmalen Schatten des Dromedarleibes, in meine *abaja* gewickelt – zum Schutz gegen die Hitze über mir und gegen den Schmerz und den Durst und das Entsetzen in mir. Ich kann nicht mehr denken. Ich kann nicht einmal meine Augen schließen. Jedes Zucken der Lider geht über die Augäpfel wie glühendes Metall. Durst und Hitze; Durst und zermalmende Stille: eine trockene Stille, die dich in Einsamkeit und Verzweiflung hüllt und dem Singen des Blutes in deinen Ohren und dem gelegentlichen Aufseufzen des Kamels einen drohenden Nachdruck verleiht, als wären dies die letzten Laute auf Erden, und ihr beide, Mann und Tier, die letzten Lebewesen, sterbende Wesen, auf Erden.

Hoch über uns kreist langsam ein Geier in der schwimmenden Hitze, ohne je in seinem Kreisen innezuhalten: ein kleiner dunkler Punkt inmitten der harten Himmelsblässe, frei und hoch, über allen Horizonten ...

Meine Kehle ist geschwollen, zusammengeschnürt, und jeder Atemzug setzt tausend folternde Nadeln in meinem Schlunde in Bewegung, und

meine Zunge ist wund – diese große, große Zunge, die sich ja nicht bewegen sollte, aber dennoch nicht stillhalten kann und sich qualvoll bewegt – vorwärts, rückwärts – und wie ein Reibeisen gegen die ausgedörrte Höhlung meines Mundes reibt. Meine Gedärme sind heiß und verschlungen und in unaufhörlicher Pein verkrampft. Sekundenlang erscheint der stählerne Himmel meinen weit offenen Augen schwarz.

Meine Hand bewegt sich wie von selbst und stößt gegen den harten Kolben des Karabiners, der am Sattelflock hängt. Und die Hand steht still; und mit plötzlicher Klarheit sieht der Geist die fünf guten Patronen im Magazin und das schnelle Ende, das ein Druck auf den Abzug bringen könnte ... Etwas in mir flüstert: Rühr dich schnell, hol den Karabiner herunter, solange du dich noch rühren kannst!

Und dann fühle ich, wie meine Lippen sich bewegen und lautlose Worte formen, die da aus irgendwelchen dunklen Hintergründen meines Hirns hervorquellen. »Wir werden euch prüfen ... wahrlich prüfen ...« und die verschwommenen Worte nehmen allmählich Gestalt an und fallen in ein sinnvolles Gefüge – und mit einemmal steht ein Vers aus dem Koran da: *Wahrlich, wir werden euch durch Angst und Hunger und durch Mangel an Besitz und Arbeitsfrüchten und Freunden prüfen. Verkünde jedoch eine frohe Botschaft denen, die standhaft bleiben und, wenn Unheil sie befällt, sich sagen: »Fürwahr, wir gehören Gott an, und zu Ihm ist unsere Wiederkehr ...«*

Dunkel ist alles und heiß; aber aus der dunklen Hitze kommt mir ein Windhauch entgegen – ich spüre ihn und höre, wie er leise raschelt ... Windesrascheln, als wär es in Bäumen ... über Wasser dahin ... und das Wasser ist ein träger Bach zwischen Grasufeln ... Ich aber liege im Grase, ich bin ganz klein, kaum neun oder zehn Jahre alt, und kaue an einem Grashalm und sehe den weißen Kühen zu, die da nebenan weiden; sie haben runde, träumerische Augen, und eine zufriedene Unschuld ist um sie. Eigentlich müßte ich schon nach Hause gehen, denn meine Mutter wartet ja auf mich ... aber es ist so schön und ruhig hier am Flußufer ... Bauernfrauen arbeiten drüben auf dem Feld; eine von ihnen hat ein rotes Tuch um den Kopf gewunden; ihr Kleid ist blau mit breiten roten Streifen. Dicht am Ufer stehen Weiden. Eine weiße Ente schwimmt im Wasser, und das Wasser glitzert in der Sonne hinter ihr her ... Und der sanfte Wind raschelt über mein Gesicht und fühlt sich wie das Schnaufen eines Tieres an: ach ja, es ist wirklich eines Tieres Schnaufen: die große weiße Kuh ist ganz dicht an mich herangekommen und stößt mich nun leise schnaufend



mit ihrer Schnauze an, und ich spüre, wie ihre Beine sich neben mir bewegen ...

Ich öffne meine Augen und höre mein Dromedar schnaufen und spüre, wie seine Beine sich neben mir bewegen. Es hat sich halb auf seinen Hinterbeinen erhoben, Hals und Kopf hochgereckt, die Nüstern gebläht, als röche es einen plötzlichen, willkommenen Geruch in der Mittagsluft. Es schnauft wieder; eine leise Erregung rieselt sichtbar den langen Hals entlang und teilt sich der Schulter und dem großen, halberhobenen Körper mit. Wie oft habe ich Kamele solcherart schnauben und schnaufen gehört, wenn sie, durstig nach langen Reisetagen in der Wüste, Wasser aus der Ferne witterten: aber hier ist doch kein Wasser da ...? Oder – ist vielleicht welches da?

Ich hebe meinen Kopf hoch und schaue in die Richtung, nach welcher das Kamel seinen Kopf gedreht hat: und sehe nichts vor mir als eine Düne – einen Dünenkamm, der sich scharf gegen die helle Leere des Himmels abzeichnet und aller Bewegung und aller Laute bar ist. Aber da ist doch ein Laut! – ein ganz schwacher Laut, wie die Schwingung einer alten Harfe, sehr zart und spröde und hochgestimmt: der hochgestimmte, spröde Laut einer Beduinenstimme, die auf dem Marsche im Gleichtakt mit des Kamels Schritt singt, – ganz nahe, jenseits des Dünenkammes, und dennoch – ich begreife es im Bruchteil einer Sekunde – weit außerhalb meiner Reichweite ... Dort drüben sind Menschen: ich aber kann sie nicht erreichen, da ich zu schwach bin, um aufzustehen. Ich versuche zu rufen, aber nur ein heiseres Grunzen kommt aus meiner Kehle. Und dann bewegt sich meine Hand wie von selbst und stößt gegen den harten Kolben des Karabiners am Sattelpflock ... und mit plötzlicher Klarheit sehe ich die fünf guten Patronen im Magazin ...

Mit einer letzten Anstrengung gelingt es mir, das Gewehr vom Sattelpflock herunterzuholen. Es wiegt wie ein Gebirge in meinen Händen, aber irgendwie gelingt es mir doch, es aufrecht auf den Kolben zu stellen und das Zügel zu pressen. Die Kugel pfeift mit einem erbärmlich dünnen Ton in die Luft. Dann lausche ich in die Stille hinein: denn jetzt ist alles ganz still ... Das harfenähnliche Singen hat aufgehört ... Einen Augenblick lang ist nur Stille da. Auf einmal jedoch erscheint der Kopf eines Mannes überm Dünenkamm, und dann seine Schultern; und gleich darauf steht ihm ein zweiter Mann zur Seite. Sie blicken auf mich herunter, drehen sich dann um und rufen irgend etwas irgendwelchen unsichtbaren Gefährten

zu, und der erste Mann klettert über den Kamm und rennt den Abhang herunter – halb laufend, halb rutschend – zu mir.

Tumult herrscht um mich: zwei, drei Mann – was für eine Menschenmenge nach all dieser Einsamkeit! – machen sich daran, mich hochzuheben; ihre Bewegungen lösen sich in einem verwirrenden Kaleidoskop von Armen und Beinen auf ... Ich spüre etwas Brennend-Kaltes, gleichwie Eis und Feuer, auf meinen Lippen, und sehe das bärtige Gesicht eines Beduinen über mich geneigt; er drückt einen schmutzigen, feuchten Lappen auf meinen Mund und hält in der anderen Hand einen offenen Wasserschlauch. Instinktiv strecke ich meine Hand nach dem Schlauch, aber der Beduine schiebt sie sanft zur Seite, taucht den Lappen wieder ins Wasser und drückst ihn wieder tropfenweise über meinen Lippen aus. Ich muß die Zähne zusammenbeißen, damit das Wasser mir nicht die Kehle verbrennt; aber der Beduine stemmt meine Zähne auseinander und tröpfelt mir wieder Wasser in den Mund. Es ist kein Wasser: es ist geschmolzenes Blei. Warum tun sie mir denn dies an? Ich möchte der Folter entlaufen, aber sie halten mich nieder, diese Teufel ... Meine Haut brennt. Mein ganzer Körper ist in Flammen. Wollen sie mich denn töten? Oh, wenn ich nur die Kraft hätte, mein Gewehr an mich zu reißen und mich zu verteidigen! Aber sie lassen mich nicht einmal aufstehen; sie halten mich am Boden nieder und stemmen meinen Mund wieder auf und tröpfeln Wasser in ihn hinein, und ich muß es schlucken – aber seltsamerweise brennt es nicht mehr so arg wie einen Augenblick zuvor – und das nasse Tuch auf meinem Kopf fühlt sich wohl an, und als sie Wasser über meinen Körper gießen, erschauert er in gewaltigem Entzücken ...

Und dann wird alles schwarz um mich, ich falle, falle in einen tiefen Brunnen hinab, schneller und schneller und tiefer, die Geschwindigkeit meines Fallens läßt die Luft um meine Ohren rauschen, das Rauschen wächst zu einem Rollen und Donnern an, zu einer donnernden Schwärze ... schwarz, schwarz ...

## 5

... schwarz, schwarz, eine samtene Schwärze ohne Laut, ein gütiges, freundliches Dunkel, das dich wie eine warme Decke umhüllt und den Wunsch in dir hervorruft, immer so liegenzubleiben, so wundervoll müde

und schläfrig und träge. Und du hast es ja auch wirklich nicht nötig, deine Augen aufzutun oder deinen Arm zu regen; dennoch aber regst du deinen Arm und tust die Augen auf – und erblickst nur Dunkelheit über dir, die wollene Dunkelheit eines Beduinenzeltes aus schwarzem Ziegenhaar, mit einer schmalen Öffnung vorn, durch die du ein Stück des sternigen Nachthimmels sehen kannst, und die sanfte Bogenlinie einer Düne, die im Sternenlicht schimmert ... Dann aber verdunkelt sich die Zeltöffnung; ein Mann steht dort: die Umrisse seiner weitgebauchten *abaja* heben sich scharf vom nächtlichen Himmel ab; und ich höre Zayds Stimme ausrufen: »Er ist aufgewacht, er ist aufgewacht!« – und sein ernstes, freudig-sorgenvolles Gesicht kommt ganz dicht ans meine heran, und seine Hand greift meine Schulter. Ein zweiter Mann betritt das Zelt; ich kann seine Züge nicht klar sehen, aber als er mit einer langsamen, würdevollen Stimme zu reden beginnt, da weiß ich, daß er ein Schammar-Beduine ist.

Wieder einmal verspüre ich heißen, verzehrenden Durst und reiße Zayd beinah gewaltsam die Milchschale, die er mir entgegenhält, aus den Händen; aber die Kehle schmerzt mich nicht mehr, als ich die Milch in großen Zügen trinke, indes Zayd mir berichtet, wie diese Beduinen vor ein paar Tagen – am Tage des Sandsturms – an seinem Lagerplatz vorbeikamen und sodann beschlossen, die Nacht mit ihm zu verbringen; und wie später in der Nacht, als das verlaufene Kamel von selbst, ohne mich, ins Lager zurückgewandert kam, sie alle in Sorgenis um mich gerieten und sogleich auszogen, um nach mir zu suchen; und wie sie am dritten Tag, nachdem sie schon fast alle Hoffnung aufgegeben hatten, plötzlich meinen Flintenschuß von jenseits der Düne hörten ...

Und nunmehr haben sie ein Zelt über mir errichtet, und ich soll die Nacht und den morgigen Tag hier verbringen. Unsere Beduinenfreunde haben keine Eile; ihre Wasserschläuche sind voll; sie waren sogar imstande, drei Eimer voll meinem Dromedar zu geben: denn sie wissen, daß eine Tagereise südwärts sie und uns zu einer Oase und zu Brunnen bringen wird; und inzwischen haben die Kamele genug Futter an den *hamdh*-Sträuchern, die hier in Fülle wachsen. Nach einer Weile hilft mir Zayd aus dem Zelt, breitet eine Decke auf dem Sande aus, und ich lege mich unter den Sternen nieder.

Das Geklapper von Zayds Kaffeekannen weckt mich auf; der Geruch frischen Kaffees ist beglückend wie die Umarmung einer Frau.

»Zayd!« rufe ich, und bin angenehm überrascht, daß meine Stimme, obwohl noch schwach, ihr häßliches Krächzen verloren hat. »Gibst du mir wohl Kaffee?«

»Bei Gott, ich geb's dir, o mein Oheim!« antwortet Zayd, dem alten arabischen Brauch folgend, einen Mann, dem man Ehre bezeigen will, solcherart anzureden, gleichviel, ob er älter oder jünger als der Sprecher ist. »Du sollst soviel Kaffee haben, wie dein Herz begehrt!«

Ich schlürfe meinen Kaffee und lache Zayds freudigem Antlitz zu: »Sag mir, Bruder, warum setzen wir uns denn eigentlich solchen Dingen aus, anstatt, wie es vernünftigen Leuten zukommt, ruhig zu Hause zu bleiben?«

»Weil es nicht für deines- und meinesgleichen ist«, antwortet Zayd mit verhaltenem Lächeln, »in unseren Häusern zu warten, bis die Glieder steif werden und das Alter über uns kommt. Und außerdem, sterben nicht viele Leute auch in ihren Häusern? Trägt denn nicht jedermann sein Schicksal um seinen Nacken, wo auch immer er sei?«

Das arabische Wort für ›Schicksal‹, das Zayd soeben gebraucht hat, ist *qisma* – ›Teil‹ – im Abendlande besser in seiner türkischen Verstümmelung *Kismet* bekannt. Und während ich langsam meinen Kaffee weitertrinke, geht es mir durch den Sinn, daß dieser arabische Ausdruck auch noch eine andere, tiefere Bedeutung hat; man gelangt zu ihr, indem man den passiven Begriff des ›Zugeteilten‹ in den aktiven des ›Teilhabens‹ hebt – mit anderen Worten, ›das, an welchem jedermann seinen Anteil hat‹.

*Das, an welchem jedermann seinen Anteil hat ...*

Diese Worte rühren eine leise, halbverschollene Saite in meiner Erinnerung. Ich muß sie schon einmal gehört haben ... wann und wo war es? Ein Grinsen, glaube ich, begleitete sie ... wessen Grinsen? Ein Grinsen, das hinter einer Rauchwolke hervorkam ... ein beizender Rauch, wie von Haschisch: ja, jetzt habe ich's – es war wirklich Haschischrauch, und das Grinsen saß auf dem Gesicht eines der merkwürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind – und ich begegnete ihm nach einem der merkwürdigsten Erlebnisse: als ich einer Gefahr zu entgehen suchte, die mich scheinbar – aber nur scheinbar – bedrohte, raste ich, ohne es zu wissen, kopfüber in eine weitaus wirklichere, weitaus nähere Gefahr hinein als die, vor der ich zu flüchten suchte: und beide Gefahren, die unwirkliche und die wirkliche, halfen mir, einer andern wirklichen zu entgehen ...

All dies geschah mir vor nahezu acht Jahren, als ich zu Pferde, nur von meinem tatarischen Diener Ibrahim begleitet, von Schiraz nach Kirman

in Südpersien reiste. Wir befanden uns gerade in der Nähe des Niris-Sees, in einer öden, weglosen, dünnbevölkerten Steppe, die jetzt im Winter einem schlammigen Morast glich. Auf viele Meilen im Umkreis gab es kein Dorf; gegen Süden hin war die Steppe von der niedrigen Kette des Kuh-i-Guschnegan (»Hungergebirge«) begrenzt; gegen Norden verlief sie sich in die Sümpfe, die den See umgaben. Am Nachmittag, da wir hinter einem einsamen Hügel hervorkamen, lag der See plötzlich vor uns – eine reglose grüne Wasserfläche, offensichtlich allen Lebens bar: denn der Salpetergehalt des Wassers war so groß, daß keine Fische darin leben konnten. Auch der Boden um den See herum war salzhaltig und unfruchtbar, und nur verkrüppelte Bäume und Wüstensträucher standen vereinzelt da. Dünner, schlammiger Schnee lag auf der Erde, und über diesen Schnee lief eine schmale Wegspur.

Es wurde allmählich Abend, und die Karawanserei von Chan-i-Chet – unser heutiges Ziel – kam immer noch nicht in Sicht. Wir mußten sie aber um jeden Preis erreichen, denn weit und breit gab es keine andere Siedlung, und die Nähe der Sümpfe machte einen Ritt in der Dunkelheit äußerst gefährlich. In der Tat, man hatte uns bei unserm Aufbruch am Morgen gewarnt, uns nicht allein hierher zu wagen; ein einziger falscher Tritt könne Tod bedeuten. Abgesehen davon waren unsere Pferde nach dem langen Tagesmarsch durch schlickiges Gelände vollkommen erschöpft und hatten Rast und Futter dringend nötig.

Bei Anbruch der Dunkelheit setzte schwerer Regen ein. Durchnäßt, grämlich und schweigsam ritten wir dahin, mehr dem Instinkt der Pferde als unseren nutzlosen Augen trauend. Stunden gingen vorüber: und keine Karawanserei erschien. Vielleicht waren wir in der Dunkelheit ahnungslos an ihr vorbeigeritten und müßten nun die Nacht im Freien verbringen – im Freien unter einem ständig wachsenden, kalten Regenschwall ... Die Pferdehufe platschten durch Wasser; die nassen Kleider klebten uns schwer und eiskalt am Leibe. Schwarz und undurchsichtig unter ihren strömenden Regenschleiern hing die Nacht um uns; wir waren beide bis aufs Knochenmark durchfrozen; und das Wissen um die nahen Sümpfe ließ uns in noch ganz anderm Frösteln erschauern. Wenn jetzt die Pferde den festen Boden verlören – »dann gnade euch Gott«, hatte man uns am Morgen gewarnt. Ich ritt voran und Ibrahim etwa zehn Schritt hinter mir drein. Immer wieder der erschreckende Gedanke: Haben wir Chan-i-Chet im Dunkel hinter uns gelassen? Welch eine üble Aussicht, uns zu Nacht

unter dem kalten Regen lagern zu müssen; wenn wir aber weiterzögen – würden wir nicht in die Moore geraten?

Mit einem Male hörte ich ein weiches, klatschendes Geräusch unter den Hufen meines Pferdes, spürte, wie es im Schlamm ausglitt, bis an die Fesseln einsank, ungestüm ein Bein hochzog, und wieder einsank ... und der Gedanke durchschloß mich: die Moräste! Ich riß die Zügel gewaltsam an und schlug dem Pferd die Hacken in die Weichen. Es warf seinen Kopf hoch und begann wild mit allen vier Beinen zu arbeiten. Der kalte Schweiß brach mir aus. Die Nacht war so schwarz, daß ich nicht einmal meine eigenen Hände sehen konnte, aber in dem krampfhaften Hoch und Nieder des Pferdeleibs nahm ich des Tieres verzweifelten Kampf gegen die Umarmung des Sumpfes wahr. Fast ohne zu denken, griff ich nach der Reitpeitsche, die sonst unbenutzt an meinem Handgelenk hing, und schlug mit aller Macht auf das Pferd ein, um es zu äußerster Kraftanspannung zu zwingen – denn wenn es jetzt auch nur einen Augenblick lang stillstände, würden wir beide tiefer und tiefer im Schlamm versinken ... Solch grausamen Schlagens ungewohnt, bäumte sich das arme Tier (ein Kaschgai-Hengst von ausnehmender Kraft und Ausdauer) sekundenlang hoch, schlug dann mit allen Vieren auf den Boden, kämpfte keuchend gegen den glucksenden Schlamm an, sprang wieder hoch, glitt aus, warf sich wieder vorwärts, glitt wieder aus – und alldieweil schlugen seine Hufe verzweifelt auf weichen, nachgiebigen Schlick ...

Ein rätselhafter Gegenstand strich über meinen Kopf hinweg, und ein zweiter ... was war denn das? Ich streckte die Hand hoch und empfing einen scharfen, unbegreiflichen Schlag ... wovon? Zeit und Gedanken überstürzten sich, fielen übereinander und verwirrten sich ... Durch das Peitschen des Regens und das Keuchen und Stöhnen des Pferdes hindurch hörte ich die unaufhörliche, unbarmherzige, saugende Stimme des Sumpfes ... Das war wohl das Ende. Schon lockerte ich die Füße aus den Steigbügeln, bereit, aus dem Sattel zu springen und mein Glück allein zu versuchen – vielleicht würde es mir gelingen, mich zu retten, wenn ich mich flach auf den Boden warf –, als plötzlich – kaum noch zu erfassen – die Pferdehufe wieder auf harten Boden schlugen, einmal, zweimal, mehrere Male ... und aufatmend straffte ich die Zügel und brachte das zitternde Tier zum Stehen. Wir waren gerettet ...

Jetzt erst kam mir mein Gefährte in den Sinn, und ich rief voller Grausen: »Ibrahim!« Keine Antwort. Mein Herz stand still.

»Ibrahim!« – aber da war nur die schwarze Nacht um mich und das Strömen des Regens. Er war ja hinter mir her geritten ... hatte er sich nicht zu retten vermocht...? Mit heiserer Stimme schrie ich noch einmal: »Ibrahim!«

Und da ertönte, fast schon über alle Hoffnung hinaus, ein Ruf, schwachhallend aus großer Ferne: »Hier ... ich bin hier!«

Jetzt blieb mir aber doch mein Verstand stehen: wie hatten wir uns denn so plötzlich, im Verlauf einer Minute, so weit voneinander entfernt?

»Ibrahim!«

»Hier ... hier!« – und dem Klang folgend, das Pferd an den Zügeln führend und jeden Spann des Bodens vor dem Tritt mit meinen Füßen betastend, ging ich sehr langsam, sehr vorsichtig auf die ferne Stimme zu: und da war Ibrahim, ruhig im Sattel sitzend.

»Was ist denn mit dir geschehen, Ibrahim? Bist du denn nicht in den Sumpf geraten?«

»Sumpf ...? Nein – ich bin einfach stehengeblieben, als Ihr so unversehens, ich weiß nicht warum, davongaloppiert seid ...«

Davongaloppiert ... das war des Rätsels Lösung. Mein Kampf mit dem Sumpf hatte sich nur in meiner Phantasie abgespielt. Mein Pferd war wohl nur in eine Schlammfütze getreten, und ich – im Glauben, wir versänken im Morast – hatte es zu einem tollen Galopp angepeitscht; von der Finsternis getrogen, hatte ich seine Vorwärtsbewegung für einen verzweifelten Kampf mit dem Moor gehalten und war blindlings durch die Nacht gerast, ohne die knorrigen Bäume wahrzunehmen, die überall herumstanden ... Diese Bäume, und nicht etwa der Sumpf, waren die unmittelbare, wirkliche Gefahr gewesen: der kleine Zweig, der meine Hand gestreift hatte, hätte ebensogut ein starker Ast sein können, der mir den Schädel gebrochen und meiner Wanderung ein vorzeitiges Ende in einem ungezeichneten Grab irgendwo in Südpersien bereitet hätte ...

Ich war wütend über mich selbst, doppelt wütend, weil wir infolge meines idiotischen Mißgeschicks nunmehr alle Orientierung verloren hatten und in der nächtlichen Schwärze nicht einmal den dürftigen Pfad wiederfinden konnten. Jetzt würde es uns bestimmt nicht mehr gelingen, die Karawanserei zu finden ...

Aber ich hatte mich wieder einmal geirrt.

Ibrahim stieg vom Pferde, um das Terrain mit den Händen abzutasten und auf diese Weise den Pfad vielleicht doch noch zu entdecken; und wie

er so auf allen Vieren am Boden herumkroch, stieß er plötzlich mit dem Kopf an eine Mauer – die dunkle Mauer der Karawanserei von Chan-i-Chet!

Wir hätten sie in der pechschwarzen Finsternis sicherlich nicht bemerkt und wären ahnungslos an ihr vorbeigeritten, hätte uns nicht mein phantastisches Abenteuer gerade an dieser Stelle zum Aufenthalt gezwungen; und falls wir weitergeritten wären, hätten wir uns wahrscheinlich in den Sümpfen verloren, die, wie ich nachher erfuhr, etwa dreihundert Schritt vor uns begannen ...

Die Karawanserei war eines der vielen Überbleibsel aus der Zeit Schah Abbas des Großen – Mauern aus mächtigen, wohlbehauenen Steinquadern, gewölbte Korridore, in die der Regen unbehindert hereinplätscherte, Türöffnungen ohne Türen, zerbröckelnde Kamine. Hie und da konnte man Überreste gemeißelter Arabesken und geborstene Majolika-Kacheln an den Wänden sehen. Der Wind fauchte bissig durch die Ruine, und auf dem Fußboden der paar bewohnbaren Räume lagen alte Streu und Pferdemist umher.

Als Ibrahim und ich den mittleren Saal der Karawanserei betraten, fanden wir den Aufseher in der Gesellschaft eines winzigen, barfußigen, lumpenbekleideten Mannes am offenen Feuer auf dem Steinboden sitzen. Beide standen zur Begrüßung auf, und der kleine Vagabund verneigte sich mit einer sonderbar theatralischen, fast feierlich anmutenden Gebärde, die rechte Hand auf der Brust und die linke einladend zur Seite gestreckt. Sein Gewand war vollkommen zerschlissen und mit losen, vielfarbenen Flecken besetzt; er war schmutzig und verwahrlost; aber seine Augen leuchteten, und sein Gesicht trug einen unbeschreiblichen Ausdruck innerer Heiterkeit und Seelenruhe.

Der Aufseher verließ den Raum, um nach unseren Pferden zu sehen. Ich riß mir meine nasse Jacke vom Leibe, während Ibrahim sich sofort daran machte, Tee über dem Feuer zu kochen. Mit der Herablassung eines großen Herrn, der sich nichts vergibt, wenn er einen Niedrigerstehenden wie seinesgleichen behandelt, nahm der sonderbare kleine Mann die Teetasse, die Ibrahim ihm darbot, dankend entgegen. Leichthin, höflich, ohne jeden Anflug von Neugier – genau so, wie ein wohlzogener Mensch eine Salonunterhaltung beginnt – wandte er sich dann zu mir:

»Ihr seid wohl ein Engländer, *dschanab-i-ali*?«

»Nein, ich bin ein Österreicher.«



»Wäre es vielleicht ungeziemend zu fragen, was Euch in diese Gegend bringt?«

»Ich schreibe für Zeitungen«, antwortete ich. »Ich bereise dieses Land, um es den Leuten daheim zu beschreiben, denn sie hören gerne, wie fremde Völker leben und welcher Art ihre Gedanken sind.«

Er nickte mit einem billigenden Lächeln und verfiel dann wieder in Schweigen. Nach einer Weile zog er aus den bodenlosen Falten seines Kleides eine kleine tönernerne Wasserpfeife und ein Bambusrohr hervor, steckte das Rohr ans Tongefäß, zerrieb ein Häufchen tabakähnlichen Krauts zwischen den Handflächen, schüttete es bedächtig, als wäre es kostbar wie Gold, in den Pfeifenkopf und legte ein paar glühende Kohlen darüber. Dann begann er am Bambusrohr zu saugen, mit viel Husten und Spuken und deutlicher Anstrengung der Lungen, so daß ich mich wunderte, wie er hierbei denn noch Genuß haben könnte. Das Wasser im Tongefäß gurgelte, und ein beizender Geruch erfüllte den Raum. Ich erkannte den Geruch – es war indischer Hanf, Haschisch – und begriff nunmehr das seltsame Gehaben des kleinen Mannes. Als er rauchte, lag in seinen Augen ein ganz anderer Ausdruck als in denen von Opiumrauchern: nicht verschleiert, nicht schwimmend wie bei jenen, sondern in einer abseitigen, merkwürdig unpersönlichen Spannung leuchtend und starr in eine unbewegte Ferne gerichtet, als wäre die gegenständliche Welt aufgelöst und aller Wirklichkeit entrückt.

Ich sah ihm wortlos zu. Als die Pfeife zu Ende war, fragte er mich:

»Möchtet Ihr es nicht auch versuchen?«

Ich lehnte sein Angebot mit Dank ab; Opium hatte ich schon früher einmal oder zweimal – und ohne besonderen Genuß – versucht; dieses Haschischrauchen aber kam mir sogar für einen Versuch zu anstrengend und unappetitlich vor. Der Haschischraucher schüttelte sich in lautlosem Lachen, sah mich mit verkniffenen Augen ein bißchen spöttisch, ein bißdien wohlwollend an, hustete aus rasselnder Brust und sprach:

»Ich weiß, was Ihr Euch denkt, o mein ehrenwerter Freund: Ihr denkt Euch, daß Haschisch ein Teufelswerk ist, und fürchtet Euch davor ... Unsinn. Haschisch ist eine Gabe Gottes, sehr gut – besonders für den Geist. Ich werde es Euch schon erklären, *hazrat*, hört nur zu. Opium ist übel, das ist keine Frage, denn es erweckt im Menschen einen Hunger nach unerreichbaren Dingen und macht seine Träume gierig wie die eines Tieres. Aber Haschisch tötet alle Begierde ab und macht den Menschen gleich-

gütig gegen alle Güter der Welt. Das ist's eben: es macht ihn zufrieden. Ihr könnt einen Haufen Gold vor einen Haschischraucher hinlegen – nicht nur, wenn er gerade raucht, sondern zu jeder Zeit –, und er wird nicht einmal den kleinen Finger danach ausstrecken. Opium macht schwach und mutlos; Haschisch jedoch ertötet alle Furcht und macht den Menschen mutig wie einen Löwen. Wenn Ihr einen Haschischraucher mitten im Winter auffordert, in einen eisigen Bach zu tauchen, so wird er einfach hineintauchen und lachen ... Denn da er alle Begierde verloren hat, ist er auch aller Angst ledig geworden – und wenn einer über die Angst hinweg ist, ist er auch über alle Not und Gefahr hinweg: denn er weiß, daß alles, was ihm auch geschehen mag, doch immer nur sein eigener Anteil ist an all dem, das da geschieht ...»

Und er lachte wieder jenes kurze, rasselnde Lachen zwischen Spott und Wohlwollen, und hörte zu lachen auf, und grinste nur hinterm Schleier der Rauchwolke, die leuchtenden Augen starr in eine unbewegte Ferne gerichtet.

»Mein Anteil an all dem, das da geschieht ...« denke ich mir jetzt, da ich, Jahre nach jener Begegnung mit dem Haschischraucher, unter den freundlichen arabischen Sternen im Sande liege. »Ich – dieses Bündel von Fleisch und Knochen, Empfindungen und Wahrnehmungen – bin in den Kreis des Seins gestellt worden und stehe nun innerhalb alles Geschehens: denn mein Schicksal ist nur mein eigener Anteil an all dem, das da geschieht ... ›Gefahr‹ ist nur eine Illusion: niemals kann sie mich wirklich bedrohen: denn alles, was mir geschieht, ist doch nur ein Teil jenes allumfassenden Stroms, von dem ich selber ja ein Teil bin. Könnte es vielleicht sein, daß äußere Gefahr und Sicherheit, Tod und Freude, mein Schicksal und das aller anderen, allesamt nur verschiedene Aspekte meines eigenen Seins sind – Teilbilder dieses winzigen, winzig-erhabenen Bündels ›Ich‹? Welch endlose Freiheit, o Gott, hast Du dem Menschen gewährt ...»

Ich muß meine Augen schließen, so schmerzhaft heftig ist der Glücksrausch, den dieser Gedanke mit sich bringt; und in dem Windhauch, der mir übers Gesicht fährt, streifen mich, geisterhaft und dennoch wirklich, die Flügel der Freiheit.

Jetzt fühle ich mich schon kräftig genug, zu sitzen, und Zayd bringt einen unserer Kamelsättel, damit ich mich daran lehne: »Mach dir's nur bequem, o mein Oheim. Es erfreut mein Herz, dich so wohl zu sehen, nachdem ich schon deinen Tod betrauert.«

»Du bist mir ein guter Freund gewesen, Zayd. Was hätte ich alle diese Jahre ohne dich getan?«

»Auch ich habe diese Jahre mit dir nie bereut, o mein Oheim. Ich entsinne mich noch, als sei es gestern gewesen, jenes Tages vor mehr als fünf Jahren, da ich deinen Brief erhielt, in welchem du mich zu dir nach Mekka riefst ... Der Gedanke an ein Wiedersehen mit dir war mir lieb und teuer, insbesondere, da du in der Zwischenzeit mit der Gnade des Islam begnadet worden warst. Aber gerade damals hatte ich ein Mädchen aus dem Stamm Muntafiq geheiratet, eine Jungfrau, und ihre Liebe gefiel mir über alle Maßen. Diese irakischen Mädchen, weißt du, haben schmale Leiber und harte Brüste, hart wie das da« – und, über die Erinnerung lächelnd, drückt er seinen Zeigefinger gegen den harten Knauf des Sattels, an den ich mich lehne – »und es ist schwer, sich ihren Umarmungen zu entziehen ... Und so sagte ich mir, ›Ich werde schon gehen, aber nicht gerade jetzt: laß uns noch einige Wochen warten.‹ Aber die Wochen gingen vorüber, und dann Monate, und ich ging immer noch nicht. Denn obschon ich das Weib recht bald schied – die Hundstochter, sie hatte nach ihrem Vetter geschickt! – konnte ich's dennoch nicht über mich bringen, meinen Posten bei der irakischen Agayl-Truppe und meine vielen Freunde und die Freuden von Bagdad und Basra aufzugeben, und sagte mir immer wieder, ›Nur noch ein paar Wochen; nur noch eine kurze Weile ...‹ Aber eines Tages, da ich meinen Monatslohn in den Baracken abgeholt hatte und gerade dabei war, in die Stadt zu reiten, wo ich die Nacht in eines Freundes Quartier verbringen wollte, da kamst du mir wieder in den Sinn, o mein Oheim. Ich erinnerte mich an das, was du mir über den Tod deiner Gefährtin geschrieben hattest – möge Gott sich ihrer erbarmen –, und ich stellte mir vor, wie einsam du jetzt sein müßtest: und mit einem Male ward es mir klar, daß ich zu dir gehörte. Und im selben Augenblick riß ich den irakischen Stern von meinem *igal* und warf ihn von mir; dann, ohne auch nur wegen meiner Kleider heimzukehren, wandte ich den Kopf meines Dromedars gegen die Nufud, gegen Nedschd, und zog los; machte nur kurzen Halt im nächsten

Dorf, um mir einen Wasserschlauch und Vorräte zu kaufen, und ritt weiter und weiter, bis ich dich vier Wochen später in Mekka traf ...«

»Und erinnerst du dich denn noch, Zayd, an unsere erste Reise zusammen ins Innere Arabiens, südwärts zu den Palmenhainen und Weizenfeldern von Wadi Bischa und zu den Sandwogen von Ranja, die nie vorher von einem Fremdling betreten worden waren?«

»Und ob ich mich daran erinnere, o mein Oheim! Du warst so voll von Begierde, das Leere Viertel<sup>1</sup> zu sehen, wo die Dschinne den Sand unter der Sonne singen lassen ... Und denkst du manchmal noch an jene *badu* am Rande des Leeren Viertels, die noch nie in ihrem Leben Glas gesehen hatten und glaubten, deine Augengläser wären aus gefrorenem Wasser gemacht? Sie waren doch selber wie die Dschinne: sie konnten Spuren im Sande lesen, so wie andere Menschen in einem Buche lesen, und konnten aus dem Geruch der Luft das Kommen eines Sandsturmes erraten, Stunden bevor er wirklich kam ... Und entsinnst du dich noch, o mein Oheim, jenes Führers, den wir uns in Ranja anwarben – jenes Teufels von einem *badaii*, den du erschießen wolltest, als er uns mitten in der Wüste zu verlassen im Begriff war? Wie er sich über die Maschine aufregte, mit der du Bilder machtest!«

Wir lachen beide, weil dieses Abenteuer so weit zurückliegt. Damals aber war es uns gar nicht lachhaft zumute. Wir befanden uns sechs oder sieben Tagereisen südlich von Rijadh, als jener Führer, ein fanatischer Beduine aus der *ichuan*-Siedlung Ar-Rayn, in einen Paroxysmus der Wut geriet, da ich ihm den Zweck meiner Kamera erklärte. Er wollte gleich davonreiten und uns allein zurücklassen, weil solch heidnische Abbilderei sein Seelenheil gefährdete. An sich wäre es mir recht gewesen, den Menschen loszuwerden, denn in seiner Widerborstigkeit hatte er sich schon öfters mißliebig gemacht; aber wir befanden uns in einer Gegend, die weder Zayd noch ich kannten, mehrere Tagereisen von Menschen und Brunnen entfernt, und hätten allein sicher den Weg verloren. Zunächst versuchte ich, dem ›Teufel von einem *badaii*‹ vernünftig zuzureden; umsonst. Er beharrte auf seinem Entschluß und wandte sein Dromedar gegen Ranja zurück. Daraufhin erklärte ich ihm, daß es auch ihm sein Leben kosten

---

<sup>1</sup> Rub' al-Chali, die ungeheure, unbewohnte Sandwüste, die ungefähr ein Viertel der Arabischen Halbinsel ausmacht.

würde, uns zu verlassen und so dem Dursttod preiszugeben. Als er trotz meiner Warnung sein Reittier in Bewegung setzte, legte ich mein Gewehr an und drohte zu schießen – und es war mir Ernst dabei. Das aber schien unserm Freund trotz aller Sorge ums Seelenheil doch zuviel zu sein, und er willigte brummend ein, uns bis zum nächsten großen Dorf – etwa drei Tagereisen vor uns – zu führen, wo wir dann unsere Streitfrage dem Kadi zur Entscheidung vorlegen würden. Zayd und ich entwaffneten ihn und hielten nachts abwechselnd Wache, um ihn am Weglaufen zu verhindern. Der Kadi in Qwa'ijja, zu dem wir einige Tage später kamen, gab anfangs unserem Führer recht, denn es sei schändlich, sagte er, Bilder zu machen. (Diese Annahme, so weitverbreitet unter vielen Muslims, beruht auf einer irrtümlichen Auslegung des islamischen Gesetzes, in welchem von einem allgemeinen Verbot, Lebewesen bildlich darzustellen, nirgends die Rede ist; eine Ausnahme besteht natürlich in bezug auf Abbildungen, die zur Abgötterei führen könnten.) Daraufhin zeigte ich dem Kadi den offenen Brief des Königs »an alle Emire des Landes und an jeden, der dies sieht« – und das Gesicht des Kadi wurde immer länger, als er las: »Muhammad Asad ist unser Gast und Freund, und jeder, der ihm eine Freundlichkeit erweist, erweist sie uns, und jeder, der ihm feindselig begegnet, ist unser Feind ...« Ibn Sauds Siegel wirkte wie ein Zauber, und der strenge Kadi stellte fest, daß es »unter gewissen Umständen« doch erlaubt wäre, Bilder zu machen ... Aber nichtsdestoweniger entließen wir unseren Beduinen und warben einen neuen Führer an, der uns nach Rijadh geleitete.

»Und jene Tage in Rijadh, o mein Oheim, da wir beim König zu Gäste waren und du beim Anblick der alten Stallungen im Palaste, in denen nunmehr nur glitzernde neue Autos standen, so unglücklich warst: erinnerst du dich noch daran ...? Und des Königs Gunst und Freundschaft zu dir ...?«

»Und erinnerst du dich noch, Zayd, wie er uns aussandte, die Geheimnisse des Beduinenaufstands zu erkunden ... und wie wir viele Nächte hindurch ritten und heimlich nach Kuwayt zogen und schließlich herausfanden, wie es um die Kisten voll von funkelnagelneuen *rijals* und Gewehren bestellt war, die die Aufständischen von Übersee her empfangen ...?«

»Und jene andere Reise, o mein Oheim, als Sajjid Ahmad, möge Gott sein Leben verlängern, dich nach Libyen sandte – und wie wir uns in den Dschabal Achdar hineinstahlen, der Wachsamkeit der Italiener entgehend, möge Gottes Fluch sie treffen, und dann bei Umar al-Muchtars *mudschahidin* anlangten ... Das waren aufregende Tage!«

Und so fahren wir fort, uns gegenseitig die vielen Tage, die zahllosen Tage, die wir zusammen verbrachten, ins Gedächtnis zu rufen, und unser »Erinnerst du dich? Erinnerst du dich noch?« hallt lang in die Nacht hinein, bis nur noch wenige Scheite glimmen und Zayds Angesicht allmählich in den Schatten versinkt und meinen schlaftrunkenen Augen beinahe wie eine Erinnerung vorkommt.

In der sternigen Stille der Wüste, unter dem Streicheln eines zarten, lauwarmen Windes, der fast geräuschlos über Sand und Menschengesicht fährt, verschlingen sich die Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart zu einer undeutlichen Einheit, gehen wieder auseinander und werden wieder deutlich und rufen einander mit wundersamen Stimmen zu, rufen einander hervor, rückwärts durch die Jahre, zurück zum Anfang meiner arabischen Jahre, zu meiner ersten Pilgerfahrt nach Mekka und der Finsternis, die jene frühen Tage überschattete: zum Tode der Frau, die mir einst alles bedeutete und jetzt in Mekkas Erde unter einem einfachen Stein ohne Inschrift begraben liegt – einem Stein, der das Ende ihres Weges und einen neuen Wegesanfang für mich kennzeichnet: ein Ende und ein Anfang, ein Ruf und ein Echo, seltsam, wundersam miteinander und mit Mekkas felsigem Tal verschlungen ...

»Zayd, haben wir noch Kaffee?«

»Befehl, o mein Oheim«, antwortete Zayd. Er steht ohne Hast auf, die schmale messingne Kaffeekeanne in der Linken und zwei winzige, henkellose Tassen klimpernd in der Rechten – eine für mich und die andere für sich selbst –, gießt ein wenig Kaffee in die erste Tasse und reicht sie mir. Ein Hauch von Ruhe und Zuverlässigkeit liegt um seine Bewegungen. Seine Augen, vom Rand des rot-weiß gewürfelten Kopftuches beschattet, sehen mich mit ernster Bereitschaft an, als ob es sich um weitaus wichtigere Dinge handle als nur eine Tasse Kaffee. Diese Augen – tief liegend, langwimprig, streng, aber immer bereit, in plötzlicher Fröhlichkeit aufzuleuchten – geben Kunde von hundert Generationen eines Lebens in Steppe und Freiheit: die Augen eines Menschen, dessen Ahnen nie ausgebeutet wurden und niemals andere ausbeuteten. Das Schönste an ihm sind jedoch seine Bewegungen: heiter, ihres eigenen Rhythmus bewußt, niemals überstürzt und niemals zögernd, so bestimmt und sparsam, daß sie dich ans Zusammenspiel der Instrumente in einem wohlgeführten Orchester erinnern. Solche Bewegungen kann man des öfteren bei Beduinen sehen; die Karg-

heit der Wüste spiegelt sich in ihnen wider. Das kommt wahrscheinlich davon, daß das Leben in Arabien – von den wenigen Städten und Dörfern abgesehen – nur so wenig von Menschenhänden durchformt ist, daß die Natur in ihrer Herbe den Menschen zwingt, sein Dasein vor Zersplitterung zu hüten und in seinen Lebensformen jede Vielheit zu vermeiden: und so hat er es gelernt, alles vom Willen und von der Notwendigkeit eingegebene Handeln auf ganz wenige, ganz bestimmte Grundlinien zurückzuführen, die – in zahllosen Generationen sich gleichbleibend – allmählich die geschliffene Schärfe von Kristallen angenommen haben und nun rückwirkend das Wesen und die Lebenshaltung des echten Arabers gestalten.

»Sag mir, Zayd, wohin ziehen wir morgen?«

Zayd blickt mich lächelnd an: »Welch eine Frage, o mein Oheim! Nach Tayma, natürlich ...«

»Nein, Bruder. Ich wollte nach Tayma ziehen, aber jetzt will ich's nicht mehr. Wir reiten nach Mekka ...«

## II WEGESANFANG

### 1

Es ist nahe am Abend, einige Tage nach meinem Durstabenteuer, als Zayd und ich in der kleinen Oase anlangen, in welcher wir die Nacht verbringen wollen. Unter den Strahlen der sinkenden Sonne schillern die Sandhügel im Osten wie Massen aus Achat, mit durchsichtigen Schatten und gedämpften Lichtreflexen – so zart in Farbe und Form, daß es dich dünkt, sogar dein Auge könnte ihnen Gewalt antun, als es der kaum merklichen Bewegung der Schatten folgt, die da der Graueit der wachsenden Dämmerung entgegenschwimmen. Du kannst noch deutlich die fedrigen Kronen der Palmen sehen und, von ihnen halb verborgen, die niedrigen lehmgrauen Häuser und Gartenmauern; und die hölzernen Rollen überm Ziehbrunnen haben noch nicht zu singen aufgehört.

Wir lassen die Kamele sich in einigem Abstand vom Dorf, unterhalb der Palmenhaine, niederlegen, laden die schweren Packtaschen ab und machen die heißen Tierrücken von den Sätteln frei. Ein paar kleine Jungen sammeln sich um die Fremdlinge an, und einer von ihnen, ein großäugiger Knabe in zerschlissenem Hemdgewand, macht sich anheischig, Zayd zu zeigen, wo Brennholz zu finden ist, und als die beiden sich auf ihren Weg machen, führe ich die Dromedare zur Tränke. Als ich meinen Ledereimer in den Brunnen hinunterlasse und gefüllt wieder emporziehe, kommen einige Frauen aus dem Dorf herüber, um Wasser zu holen. Frei auf den Köpfen tragen sie Tonkrüge und Kupferbecken und halten die Arme seitwärts ausgestreckt und aufwärts gebogen, mit erhobenen Händen ihre Schleier wie flatternde Flügel auseinanderbreitend. »Friede sei mit dir, Wanderer«, sprechen sie.

Und ich antworte: »Und mit euch sei Friede und die Gnade Gottes.«

Ihre Gewänder sind schwarz und ihre Gesichter – wie fast immer bei Beduinen- und Dorffrauen in diesem Teil Arabiens – unverhüllt, so daß man ihre leuchtenden schwarzen Augen sehen kann. Obwohl sie seit Genera-



tionen in einer Oase ansässig sind, haben sie den Ernst ihrer nomadischen Vorzeit noch nicht verloren. Ihre Gebärden sind still und sicher und ihre Zurückhaltung ohne Schüchternheit, als sie mir wortlos das Eimerseil aus den Händen nehmen und Wasser für meine Kamele schöpfen – genau so wie es jene Frau am Brunnen vor viertausend Jahren dem Knechte Abrahams tat, als er von Kanaan nach Padan-Aram kam, um für Isaak, den Sohn seines Herrn, eine stammesverwandte Ehegattin zu suchen:

*Da ließ er die Kamele sich lagern draußen vor der Stadt bei einem Wasserbrunnen, des Abends um die Zeit, wo die Weiber pflegten herauszugehen und Wasser zu schöpfen.*

*Und er sprach: »Herr, du Gott meines Herrn Abraham, begegne mir heute und erweise Gnade meinem Herrn Abraham! Siehe, ich stehe hier bei dem Wasserbrunnen, und der Leute Töchter in dieser Stadt werden herauskommen, Wasser zu schöpfen. Wenn nun ein Mädchen kommt, zu dem ich spreche, ›Neige deinen Krug und laß mich trinken‹, – und sie sprechen wird, ›Trinke, ich will deine Kamele auch tränken‹: das sei die, die du deinem Diener Isaak beschert hast, und daran werde ich erkennen, daß du Gnade meinem Herrn erwiesen habest.«*

*Und ehe er ausgeredet hatte, siehe, da kam heraus Rebekka ... und trug einen Krug auf ihrer Achsel. Und das Mädchen war sehr schön von Angesicht, noch eine Jungfrau, und kein Mann hatte sie erkannt; und sie stieg hinab zum Brunnen und füllte den Krug und stieg herauf.*

*Da lief ihr der Knecht entgegen und sprach: »Laß mich ein wenig Wasser aus deinem Krüge trinken.« Und sie sprach: »Trinke, mein Herr«; und eilend ließ sie den Krug auf ihre Hand hernieder und gab ihm zu trinken. Und da sie ihm zu trinken gegeben hatte, sprach sie: »Ich will deinen Kamelen auch schöpfen, bis sie alle getrunken haben.« Und eilte und goß den Krug aus in die Tränke und lief abermals zum Brunnen, zu schöpfen, und schöpfte allen seinen Kamelen ...*

Diese biblische Geschichte geht mir durch den Sinn, da ich mit meinen zwei Kamelen beim Brunnen einer kleinen arabischen Oase inmitten der Sandwüste stehe und auf die Frauen blicke, die mir das Seil aus den Händen genommen haben und meine Kamele tränken.

Weit weg von hier liegt das Land Padan-Aram, weit weg ist Abrahams Zeit: aber diese Frauen hier haben mit ihren hohen Gebärden die Vergangenheit in die Gegenwart heraufbeschworen, so daß keine Raumesferne mehr übrigbleibt und viertausend Jahre wie ein Nichts in Zeit erscheinen.



*Emir (später König) Faysal, 1927*

»Gott segne eure Hände, meine Schwestern, und halte euch in Seiner Hut.«

»Auch du, o Wanderer, bleib unter Gottes Schutz«, antworten sie und wenden sich ihren Becken und Krügen zu, um sie mit Wasser für ihre Häuser zu füllen.

Zu unserm Lagerplatz zurückgekehrt, lasse ich die Kamele niederknien und fessele ihre Vorderbeine, um sie des Nachts am Fortlaufen zu verhindern. Zayd hat indes Feuer angemacht und kocht Kaffee in einer schlanken Messingkanne. Als das Gebräu nahezu fertig ist, tut er einige Kardamomkörner hinein, um es bitterer zu machen – denn arabischer Kaffee gilt nur dann als gut, wenn er ›bitter wie der Tod und heiß wie die Liebe‹ ist.

Ich aber bin noch nicht soweit, meinen Kaffee in Ruhe zu genießen. Ich bin müde und verschwitzt nach all den langen, heißen Stunden im Sattel, und die Kleider kleben mir schmutzig am Leibe; und so gehe ich wieder fort, um im Brunnen zu baden, drüben beim Dorf unter den Palmen.

Es ist schon ganz dunkel, die Palmenhaine sind verlassen, nur noch ganz ferne, wo die Häuser stehen, bellt ein Hund. Ich werfe meine Kleider ab und klettere in den Brunnen hinunter, mit Händen und Füßen nach Mauervorsprüngen und Spalten tastend und mich an den langen Zugseilen haltend, hinab bis zum dunklen Wasser. Es ist kalt und reicht mir bis zur Brust. In der Finsternis neben mir stehen senkrecht gestrafft die Seile mit den ledernen Schläuchen, die tagsüber dazu dienen, die Pflanzung zu bewässern. Unter meinen Sohlen fühle ich ein sanftes Rieseln: es ist die unterirdische Quelle, die da emporfließt und das Wasser des Brunnens ewig, unaufhörlich erneuert. Hoch über mir summt der Wind überm Brunnenrand; das Summen hallt zart von den Brunnenmauern zurück, so wie es aus dem Innern einer Muschel hallt, wenn man sie ans Ohr hält –: genauso wie aus jener großen Seemuschel, der ich einst so gerne lauschte, vor vielen Jahren, da ich noch ein Kind in meines Vaters Hause war, kaum groß genug, um über den Tischrand hinwegzusehen –: ich preßte die Muschel an mein Ohr und hätte gar zu gern erfahren, ob es immer in ihr summt oder nur dann, wenn ich sie an mein Ohr hielt. Ging das Summen weiter, wenn ich die Muschel vom Ohr absetzte, oder rief erst mein Lauschen es hervor? Wie oft suchte ich die Muschel zu überlisten, indem ich sie zuerst auf Armeslänge von mir hielt, so daß das Summen unhörbar wurde, und sie dann plötzlich wieder an mein Ohr riß: aber das Summen war wieder

da – und es gelang mir nie, herauszufinden, ob es auch tönte, wenn ich nicht lauschte.

Ich wußte damals natürlich nicht, daß die Frage, die mir so viel kindliches Kopfzerbrechen verursachte, seit unzähligen Jahrhunderten auch viel weisere Köpfe als den meinen verdutzt hatte: die Frage nämlich, ob es so etwas wie ›Wirklichkeit‹ außerhalb unserer Wahrnehmung gibt, oder ob unsere Wahrnehmung sie erst gebiert. Rückschauend weiß ich jetzt, daß dieses gewaltige Rätsel mich nicht nur in meiner Kindheit, sondern auch in späteren Jahren verfolgte, – so wie es wahrscheinlich, bewußt oder unbewußt, jeden andern denkenden Menschen früher oder später verfolgt.

Wie auch immer der objektive Tatbestand sei, jedem einzelnen von uns offenbart sich die Welt nur in der Gestalt und in dem Maß ihrer Widerspiegelung in unserm Geiste: und so kommt es auch, daß jedem von uns ›Wirklichkeit‹ nur im Zusammenhang mit unserem eigenen Dasein zum Begriff werden kann. Hierin mag sich wohl eine Erklärung des hartnäckigen menschlichen Glaubens an ein persönliches Weiterleben nach dem Tode bergen – eines Glaubens, der schon in den frühesten Regungen menschlichen Bewußtseins zum Ausdruck kam und in allen Völkern und Zeitaltern solch tiefe Wirksamkeit erlangt hat, daß man ihn nicht leicht- hin als eine ›Wunschvorstellung‹ abtun kann; es ließe sich vielleicht sogar behaupten, daß dieser Glaube mit unvermeidlicher Notwendigkeit der naturgemäßen Beschaffenheit unserer Vernunft entspringt. Es fällt wohl keinem von uns allzu schwer, auf abstrakte, theoretische Weise an den Tod als ein Auslöschen alles persönlichen Seins zu denken; uns aber solch ein Auslöschen *vorzustellen* ist gänzlich unmöglich: denn das würde ja bedeuten, daß wir uns ein Auslöschen der Wirklichkeit an sich – mit anderen Worten, das absolute Nichts – vorstellen könnten: und das kann des Menschen Geist eben nicht.

Nicht Philosophen und Propheten lehrten uns, an ein Leben nach dem Tode zu glauben; ihre Leistung bestand nur darin, eine instinktive Wahrnehmung, die so alt ist wie die Menschheit selbst, gedanklich zu formulieren und ethisch auszubauen.

Ich lache in meinem Innern über die Ungereimtheit meines Gedankenspiels: hier stehe ich in der Brunnentiefe, ganz weltlich damit beschäftigt, mir den Schweiß und Schmutz langer Reisetage vom Leibe zu waschen – und spekuliere dabei über ganz abseitige metaphysische Probleme! Aber:

warum auch nicht? Ist denn die Grenzlinie zwischen dem Weltlichen und dem Abseitigen immer klar erkennbar? Könnte es, zum Beispiel, etwas Weltlicheres geben als die Suche nach einem verlaufenen Kamel – und etwas Abseitigeres als das dunkle Herannahen des Durststods?

Es kann sein, daß die Erschütterung jenes Erlebnisses meine Sinne geschärft und ein Verlangen gezeugt hat, mir so etwas wie Rechenschaft über mich selber abzulegen: ein Verlangen, den Lauf meines eigenen Lebens voller und inniger zu begreifen als je zuvor. Kann ich das aber? Kann denn jemand wirklich sein eigenes Leben begreifen, solange er lebt? Wir alle wissen natürlich, was uns zu dieser oder jener Zeit unseres Lebens geschehen ist, und zuweilen verstehen wir auch, warum es geschehen ist; unsere Wegesrichtung jedoch, unsere Bestimmung – unser Schicksal – ist nicht so leicht zu ersehen: denn eines Menschen Schicksal ist ja die Summe all dessen, was in ihm sich bewegt und in der Vergangenheit ihn bewegt hat und in Zukunft ihn und in ihm sich bewegen wird – und deshalb kann es sich erst am Wegesende ganz enthüllen und muß mißverstanden oder nur halbverstanden bleiben, solange der Mensch noch auf seinem Weg dahinschreitet.

Wie soll ich denn im Alter von zweiunddreißig Jahren wissen, welcher Art mein Schicksal war oder ist?

Manchmal scheint es mir fast, als ob ich die Leben zweier Menschen vor mir sähe, wenn ich auf mein Leben zurückblicke. Wenn man es jedoch so recht bedenkt, sind denn diese zwei Teile meines Lebens auch wirklich so verschieden voneinander – oder gab es da vielleicht, bei aller Verschiedenheit der äußeren Form und Richtung, eine Einheitlichkeit des Fühlens und Wollens, die beiden Teilen gemeinsam war?

Ich hebe den Kopf hoch und sehe das runde Stück Himmel überm Brunnenrand, und Sterne. Da ich ganz still stehe und sehr lange, glaube ich zu sehen, wie sie mählich ihren Ort verändern und über den Himmel wandern, um die Jahrmillionen zu vollenden, die niemals vollendet werden. Und da muß ich unwillkürlich an all die kleinen Jahresreihen denken, die in mir vergangen sind –: alle jene fernen Jahre, in der warmen Sicherheit der Kindheitsstuben verbracht, in einer Stadt, wo jede Straße und jeder Winkel einem ganz vertraut war; sodann in anderen Städten und neuen Erregungen und Sehnsüchten und Hoffnungen, wie sie nur frühe Jugend kennt; dann in einer ganz neuen Welt unter Menschen, deren Haltung und Gebärde einem anfangs fremd erschienen, mit der Zeit aber

eine neue Vertrautheit und eine neue Heimatempfindung schufen; dann in noch fremdartigeren, immer seltsameren Landschaften, in Städten, die so alt waren wie des Menschen Geist, in Steppen ohne Horizont, in Bergen, deren Wildheit dich an die Wildheit des Menschenherzens erinnerte, und in heißen Wüsten-Einsamkeiten ... Und das mähliche Wachsen neuer Wahrheiten – Wahrheiten, die nur dir neu waren – und jener Schneetag in den Riesenbergen des Hindu-Kusch, da ein afghanischer Freund nach langem Gespräch staunend ausrief: »Du bist ja ein Muslim, ohne es selber zu wissen ...!« Und jener andere Tag, viele Monate später, da du es zu wissen begannst; und deine erste Pilgerfahrt nach Mekka; der Tod deiner Frau und die schwarze Verzweiflung, die danach kam; und dann die zeitlosen Jahre in Arabien: Jahre der Freundschaft mit einem königlichen Manne, der mit seinem Schwert sich einen Staat aus dem Nichts erkämpft hatte und nur einen Schritt vor wirklicher Größe stehenblieb; Jahre des Wanderns durch Wüsten und Steppen; gewagte Abstecher in Beduinenkämpfe hinein, und in den libyschen Freiheitskrieg; lange Aufenthalte in Medina, wo du dein Wissen um den Islam in der Grabesmoschee des Propheten zu vertiefen suchtest; wiederholte Pilgerfahrten nach Mekka; Ehen mit Beduinenmädchen, und darauffolgende Scheidungen; warme menschliche Beziehungen, und trostlose Tage der Einsamkeit; kluge Gespräche mit gebildeten Muslims aus allen Teilen der Welt, und Reisen durch unerforschte Gebiete Arabiens –: Jahre der Versunkenheit, vom Denken und Wollen des Abendlandes so unermeßlich entfernt ... Welch eine lange Reihe von Jahren ...

Und nun steigen all diese versunkenen Jahre wieder empor, enthüllen noch einmal ihr Angesicht und rufen mir mit vielen Stimmen zu: und im schreckhaften Zusammenzucken meines Herzens erkenne ich plötzlich, wie lang, wie endlos mein Weg war. »Du bist immer nur gegangen und gegangen«, sage ich mir. »Du hast noch nie dein Leben so gestaltet, daß man es mit den Händen greifen könnte, und nie erscholl dir eine Antwort auf die Frage ›Wohin?‹ ... Du hast so viele Länder durchwandert, du warst an so manchem Herd ein Gast; aber deine Sehnsucht ist nie gestillt worden, und du hast keine Wurzel gefaßt.«

Warum muß es denn so sein, daß ich immer noch keine Wurzel gefaßt habe?

Vor zwei Jahren, als ich ein arabisches Mädchen in Medina heiratete, wünschte ich es mir sehr, einen Sohn zu haben. Dieser Sohn, Talal, wurde

uns vor einigen Monaten geboren; und nunmehr sind die Araber nicht nur meine Glaubensbrüder, sondern auch durch meines Sohnes Blut mit mir verwandt. Man sollte denken, dies wäre genug, um sich endgültig niederzulassen und ein bleibendes Heim zu schaffen; warum denn ist es nicht bei mir der Fall? Wo kommt mir das Wissen her, daß mein Wandern noch nicht zu Ende ist und daß ich noch einen langen Weg, mit unbekanntem Ziel, vor mir habe? Warum kann die Lebensweise, die ich mir selbst gewählt habe, mich nicht vollends befriedigen? Was fehlt mir denn noch in diesem Umkreis? Gewiß nicht die geistigen Belange des Abendlandes; die habe ich hinter mir gelassen und vermisse sie nicht. In der Tat, sie liegen mir so ferne, daß es mir schon schwerfällt, für die europäischen Zeitungen zu schreiben, durch die ich mir meinen Lebensunterhalt verdiene – denn sooft ich für sie schreibe, ist mir, als würde ich einen Stein in einen bodenlosen Brunnen: der Stein versinkt in der dunklen, unsichtbaren Tiefe, und nicht einmal ein Echo schlägt empor, mir zu verkünden, ob er sein Ziel erreicht hat ...

Da ich nun solcherart, unruhig und verwirrt, über mich selber nachsinne, brusttief im dunklen Wasser eines arabischen Oasenbrunnens stehend, kommt zu mir unversehens eine Stimme aus den halbvergessenen Hintergründen meines Gedächtnisses – die Stimme eines alten kurdischen Nomaden: *Wenn Wasser reglos in Teichen steht, so verfault es; nur die Bewegung und das Fließen verleihen ihm Klarheit.* Also der Mensch im Wandern. Und mit einem Schlage weicht alle Unruhe von mir, ich fange an, mich selber mit fremden Augen anzuschauen, so wie man auf die Seiten eines Buches schaut, um eine Geschichte aus ihnen herauszulesen; und dann begreife ich, daß mein Leben ja gar keinen andern Verlauf haben konnte. Denn als ich mich nochmals frage, »Was ist wohl die Gesamtsumme meines Lebens?« scheint etwas in mir zu antworten, »Du hast es gewagt, eine Welt gegen eine andere einzutauschen – eine neue Welt dir zu gewinnen und dafür deine alte, die du nie wirklich besessen hast, aufzugeben.« Und mit jäher Klarheit sehe ich ein, daß solch ein Unternehmen tatsächlich ein ganzes Menschenleben beansprucht.

Ich klettere aus dem Brunnen heraus, ziehe das frische Gewand an, das ich mit mir brachte, und kehre zum Lagerfeuer, zu Zayd und zu den Kamelen zurück; ich trinke den bitteren Kaffee, den Zayd mir anbietet, und lege mich, erfrischt und warm, in der Nähe des Feuers auf die Erde hin.

Die Arme unterm Nacken gekreuzt, schaue ich in die arabische Nacht hinauf, die sich schwarz und sternig über mir wölbt. Eine Sternschnuppe fährt in gewaltigem Bogen über den Himmel dahin, und dort eine andere, und wieder eine andere: Lichtbogen, die Dunkelheit durchschießend. Sind es denn Reste zertrümmerter Planeten, Überbleibsel irgendeiner unbekannt kosmischen Katastrophe, die da nunmehr ziellos und weglos durch den Weltraum fliegen? O nein: wenn du Zayd danach fragst, wird er dir sagen, daß dies die feurigen Speerwürfe sind, mit denen Engel die Satane verjagen, die zuweilen zum Himmel emporfliegen, um Gottes Geheimnisse zu erspähen ... Vielleicht war es sogar Iblis selbst, der König aller Teufel, der eben dort im Osten den mächtigen Flammenwurf empfing ...?

In diesem arabischen Himmel halten Geheimnis und Erklärung ewige Hochzeit. Die Legenden, die sich an ihn und seine Sterne knüpfen, sind mir vertrauter als das Heim meiner Kindheit ...

Wie könnte es denn auch anders sein? Seit der Zeit, da ich nach Arabien kam, habe ich immer wie ein Araber gelebt, nur arabische Kleider getragen, nur arabisch gesprochen, selbst meine Träume in Arabisch geträumt; arabische Sitten und Vorstellungen haben auf fast unmerkliche Weise mein Denken beeinflußt; ich war immer von all den geistigen Vorbehalten frei, die es einem Fremden – und sei er in den Gebräuchen und der Sprache des Landes auch noch so bewandert – unmöglich machen, einen inneren Zugang zum Fühlen dieses Volkes zu erlangen.

Und plötzlich, in jäher Beglückung, muß ich laut auflachen – so laut, daß Zayd verwundert aufblickt und mein Dromedar langsam, gleichsam spöttisch, den Kopf in meine Richtung dreht –: denn jetzt erst habe ich erkannt, wie einfach und gerade, trotz all seiner Länge, mein Weg war – mein Weg von der Welt, die ich nie besaß, zu einer Welt, die wahrlich die meine ist.

Ich habe Einkehr in Arabien gehalten: oder ist es vielleicht Heimkehr gewesen? Heimkehr des Blutes, das über den Bogen der Jahrtausende zurück seine alte Heimat erspäht hat und nun diesen Himmel – meinen Himmel – mit einem schmerzhaften Jubel wiedererkennt? Denn dieser selbe arabische Himmel – so viel dunkler, höher, festlicher mit seinen Sternen als jeder andere – wölbt sich einst über dem langen Zug meiner Ahnen, jener kriegerischen Wanderhirten, die, von der eigenen Frühkraft und von Beu-



telust besessen, aus der arabischen Halbinsel nordwärts nach dem fruchtbaren Lande der Chaldäer zogen, einer unbekanntem Zukunft entgegen: jener kleine Beduinenstamm der Hebräer – meine Ahnen und Ahnen jenes Mannes, der zu Ur in Chaldäa zur Welt kam.

Dieser Mann, Abraham, war in Wirklichkeit nicht in Ur daheim. Sein Stamm war nur einer unter den vielen arabischen Stämmen, die im Verlaufe der Jahrhunderte aus den hungrigen Wüsten der Halbinsel heraus nach Syrien und Mesopotamien vordrangen – den nördlichen Traumländern, von denen man sagte, daß sie von Milch und Honig flössen. Manchmal gelang es solchen Wanderstämmen, die ansässige Bevölkerung zu überwinden und die Herrschaft an sich zu reißen; mit der Zeit vermischten sich die Sieger mit den Besiegten, und beide wuchsen zusammen zu einem neuen Volk auf – wie die Assyrer und Babylonier, die ihre Königreiche auf den Trümmern der sumerischen Zivilisation aufbauten, oder die Chaldäer, die später in Babylon zur Macht gelangten, oder die Amoriter, die als Phönizier an den Küsten Syriens und als Kanaaniter in Palästina in die Geschichte traten. Zuweilen jedoch waren die heranstürmenden Nomaden zu schwach, die früheren Siedler zu besiegen, und gingen im Verlaufe der Zeit spurlos in diesen auf, oder aber wurden wieder in die Wüste zurückgedrängt und gezwungen, sich neue Weideplätze oder vielleicht auch neue Länder zum Erobern zu suchen. Der Stamm Abrahams – dessen ursprünglicher Name, laut dem Buche Genesis, *Ab-Ram* war, was im Altarabischen so viel wie ›der Hoch-Verlangende‹ bedeutet – war offensichtlich eine dieser schwächeren Gruppen; die biblische Geschichte Abrahams und seiner Leute beginnt zu der Zeit, da sie erkannten, daß es ihnen nicht vergönnt war, sich eine neue Heimat im Zweistromland zu erobern, und gerade dabei waren, am Euphrat entlang nordwärts nach Haran und dann westwärts nach Syrien zu ziehen.

Der ›Hoch-Verlangende‹, dieser mein früher Vorfahr, den Gott einst in unbekanntem Weiten und so zu einer Entdeckung seiner selbst hinaustrieb, hätte es gut verstanden, warum ich jetzt hier bin: denn auch er mußte durch viele Länder wandern, ehe es ihm gelang, sein Leben so zu gestalten, daß man es mit den Händen greifen konnte, und mußte an vielen fremden Herden Gast sein, ehe es ihm beschieden ward, Wurzel zu schlagen. Seiner ehrfurchtgebietenden Erfahrung wäre meine kleinwinzige Verworrenheit kein Rätsel gewesen. Er hätte gewußt, so wie ich selber es jetzt weiß, daß der Sinn aller meiner Wanderungen in der heimlichen Sehnsucht bestand,

mich selber zu finden, indem ich eine Welt fand, die sich ganz anders zu den innersten Lebensfragen stellte als die Welt, die mir in Kindheit und Jugend vertraut gewesen war.

### 3

Welch ein langer Weg dies, von meiner Kindheit und Jugend in Mitteleuropa zu meiner Gegenwart in Arabien; wie erfreulich jedoch, diesen Weg in der Erinnerung zurückzuwandern ...

Da waren jene frühen Kindheitsjahre in der polnisch-österreichischen Stadt Lemberg, in einem Hause, das so ruhig und würdevoll war wie die Straße, in der es stand: eine lange Straße von etwas verstaubter Eleganz, von Kastanienbäumen umsäumt und mit Holzklötzchen gepflastert, die den Hufschlag der Pferde dämpften und jede Tagesstunde in einen lässigen Nachmittag verwandelten. Ich liebte diese liebliche Straße weitaus bewußter, als es meinem kindlichen Alter zukam, und nicht nur etwa, weil es meine heimatliche Straße war: ich liebte sie, glaube ich, um der stattlichen Selbstbeherrschung willen, mit der sie aus dem heitern Mittelpunkt jener heitersten aller Städte mählich zum Stadtrand floß und dann in die Stille der Waldungen und zu dem großen Friedhof, der sich inmitten der Waldungen barg. Schöne Wagen huschten zuweilen auf Gummirädern vorüber, von dem lebhaften, rhythmischen Trap-Trap der Pferdehufe begleitet; im Winter jedoch, wenn die Straße fußhoch mit Schnee bedeckt war, flogen Schlitten über sie hin, und Dampf Wolken stoben aus den Nüstern der Pferde, und ihre Schellen klingelten in der frostigen Luft – und wenn du selber im Schlitten saßest und der Frost an dir vorüberstrich und in deine Wangen biß, da wußte dein kindliches Herz, daß die jagenden Pferde dich in ein Glück hineinzogen, das weder Anfang noch Ende hatte ...

Und da waren die Sommermonate auf dem Lande, wo der Vater meiner Mutter, ein reicher Bankier, seiner großen Familie zuliebe ein großes Landgut unterhielt. Ein träger Bach, fast schon ein Fluß, wand sich dort zwischen Weidenbäumen dahin. Da gab es geräumige Ställe voll von Kühen, ein geheimnisvolles Helldunkel, reich an Tier- und Heugeruch, durchzittert vom Lachen der ruthenischen Bauernmädchen, die abends die Kühe melkten; du trankst die frische, warme Milch unmittelbar aus den Holzeimern – nicht etwa, weil du durstig warst, sondern weil es dich

so gewaltig gelüstete, in deinem Mund und deiner Kehle die schäumende Wärme zu spüren, die ihrem tierhaften Ursprung noch so nahe war ... Und jene heißen Augusttage auf den Feldern, da die Männer den Weizen schnitten und die Bauernfrauen die Ähren sammelten und in Garben banden: junge Frauen, gut anzusehen – kraftleibig, vollbusig, mit harten, warmen Armen, deren Stärke du fühltest, wenn sie dich mittags zwischen den Schobern spielerisch auf der Erde rollten: aber du warst noch viel zu jung, um aus diesen lachenden Umarmungen weitere Schlüsse zu ziehen ...

Und da waren Ferienreisen mit meinen Eltern nach Wien und Berlin und zu den Alpen und dem Böhmerwald und der Nordsee und der Ostsee: so ferne Gegenden, daß sie beinah schon neuen Welten glichen. Jedesmal, wenn so eine Reise begann, ließ der erste Pfiff der Lokomotive und der erste Stoß der Wagenräder einem das Herz stillstehen in der Vorwegnahme aller Wunder, die sich da entfalten würden ... Und da waren Spielgefährten, Knaben und Mädchen, ein Bruder und eine Schwester und viele Vettern und Kusinen; und herrliche Sonntage nach der Langeweile – jedoch nicht allzu bedrückenden Langeweile – der Schultage, Wanderungen durch die Landschaft und die ersten verstohlenen Begegnungen mit liebreizenden jungen Mädchen, und ein Klopfen des Herzens und ein Erröten, von dem man sich erst nach langen Stunden erholte ...

Es war eine glückliche Kindheit, beglückend sogar im Rückblick. Meine Eltern lebten im Wohlstand; und sie lebten fast ausschließlich für ihre Kinder. Meiner Mutter Gelassenheit und unverrückbare Gemütsruhe hat vielleicht etwas mit der Leichtigkeit zu tun, mit der ich mich in späteren Jahren an ungewohnte und mitunter auch sehr widrige Umstände anpassen vermochte; und meines Vaters innere Ruhelosigkeit spiegelt sich wohl in meiner eigenen wider.

Wenn ich den wesentlichsten Zug meines Vaters in ein paar Worten auszudrücken hätte, würde ich sagen, daß dieser anziehende, schlanke, mittelgroße Mann von dunkler Gesichtsfarbe und mit dunklen, leidenschaftlichen Augen es nie vermocht hatte, sich innerlich seiner Umgebung einzufügen. In seiner frühen Jugend hatte er davon geträumt, sich der Wissenschaft, insbesondere der Physik, zu widmen, war aber niemals in der Lage gewesen, diesen Traum zu verwirklichen, und mußte sich mit dem Beruf eines Rechtsanwalts zufrieden geben. Wenngleich er in diesem Beruf, an dem er seinen regen Geist messen konnte, ziemlich erfolgreich war, konnte

er sich dennoch nie ganz mit ihm abfinden; und die Aura der Einsamkeit, die ihn umgab, mochte wohl dem ständigen Bewußtsein entspringen, seine wahre Berufung verfehlt zu haben.

Meines Vaters Vater war ein orthodoxer Rabbiner in Czernowitz, Hauptstadt der damals österreichischen Provinz Bukowina gewesen. Ich entsinne mich seiner noch als eines anmutigen alten Mannes mit sehr zarten Händen und einem empfindsamen, in einen weißen Bart eingefassten Antlitz. Neben seinem eindringlichen Interesse für Mathematik und Astronomie (Wissenschaften, deren eifrigem Studium er die Freizeit seines ganzen Lebens widmete), war er auch einer der besten Schachspieler des Bezirks; und auf dieser Liebhaberei beruhte wohl seine langjährige Freundschaft mit dem griechisch-orthodoxen Erzbischof, der selber ein hervorragender Schachspieler war. Die beiden verbrachten manch einen langen Abend überm Schachbrett, um nach beendetem Spiel über den metaphysischen Gehalt ihrer Religionen ernsthaft zu diskutieren. Man sollte wohl meinen, daß eine solche Geistesrichtung meinen Großvater bewogen hätte, die wissenschaftlichen Neigungen seines Sohnes – meines Vaters – freudig zu begrüßen. Das war jedoch nicht der Fall. Es war bei ihm seit jeher beschlossene Sache, daß sein Erstgeborener die bald zweihundertjährige rabbinische Überlieferung der Familie fortsetzen sollte. In diesem Beschluß fühlte er sich wohl noch besonders bestärkt durch das schreckenerregende Beispiel eines Onkels – das heißt, meines Urgroßonkels –, der auf ungewöhnliche Art die Familienüberlieferung ›verraten‹ und sogar den Glauben seiner Vorväter aufgegeben hatte.

Jener fast mythische Urgroßonkel, dessen Name nie laut erwähnt werden durfte, war in der gleichen strengen Familienzucht aufgewachsen. Er muß wohl achtzehn gewesen sein, als man ihn dem Brauch gemäß mit einer Frau verheiratete, die er zuvor gar nicht gekannt hatte und mit der er als Ehemann nicht glücklich war; im Alter von zwanzig Jahren versah er das Amt eines Rabbiners. Da dieser Beruf damals nicht einträglich genug war, um eine Familie zu ernähren, ergänzte er sein Einkommen durch Pelzhandel und mußte zu diesem Zweck alljährlich eine Reise nach Leipzig unternehmen. Eines Tages nun, da er ungefähr fünfundzwanzig war, machte er sich mit Pferd und Wagen (es war dies in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) auf die lange Fahrt nach Deutschland. In Leipzig angekommen, verkaufte er seine Pelze wie gewöhnlich; anstatt jedoch, wie gewöhnlich, nach Ostgalizien – wo die Familie damals ansässig war

– heimzukehren, verkaufte er auch Pferd und Wagen, schor sich Bart und Schläfenlocken ab, tauschte den Kaftan gegen ›heidnische‹ Kleider ein und zog, seine ungeliebte Frau vergessend, nach England. Dort ernährte er sich eine Zeitlang durch Gelegenheitsarbeiten aller Art und studierte nachts Astronomie und Mathematik. Irgendein Mäzen scheint seine Geistesgaben erkannt und es ihm daraufhin ermöglicht zu haben, seine Studien in Oxford fortzusetzen, wo er nach einigen Jahren zu einem vielversprechenden jungen Gelehrten wurde und sich zum Christentum bekehrte. Kurz darauf sandte er einen Scheidungsbrief an seine jüdische Frau daheim und heiratete eine englische ›Heidin‹. Über sein späteres Leben war in unserer Familie nicht viel bekannt, außer daß er im Verlaufe der Zeit eine gewisse Bedeutung als Astronom und Universitätsprofessor erlangte und schließlich auch geadelt wurde.

Diese schauerliche Befleckung der Familienehre scheint meinen Großvater bewogen zu haben, meines Vaters Vorliebe für Naturwissenschaften (wenigstens insoweit sie eine mögliche Berufswahl betraf) aufs strengste zu verurteilen; er sollte Rabbiner werden, und damit basta. Mein Vater jedoch war keineswegs bereit, so ohne weiteres klein beizugeben. Während er tagsüber den Talmud studierte, widmete er sich nachts heimlich, ohne Lehrer, dem humanistischen Gymnasialstudium. Nach einiger Zeit weihte er seine Mutter in sein Geheimnis ein; und obwohl sein verstohlenes Studieren das Gewissen der guten Frau schwer belastete, erschien es ihr doch zu grausam, dem Sohne die Möglichkeit zu verwehren, einen so innigen Wunsch zu erfüllen. Nachdem er solcherart den gesamten Lehrplan eines Gymnasiums innerhalb von vier Jahren bewältigt hatte, stellte sich mein Vater – nunmehr zweiundzwanzig Jahre alt – zur Reifeprüfung und bestand sie mit Auszeichnung. Mit dem Reifezeugnis und einer warmen Empfehlung der Prüfungskommission in der Hand, wagte er es dann, von der Mutter unterstützt, das furchtbare Geheimnis seinem Vater zu enthüllen. Ich kann mir sehr wohl die darauffolgende dramatische Szene vorstellen; mein Großvater rang verzweifelt die Hände und flehte Gott um Hilfe an; am Ende aber gab er nach, erlaubte seinem Sohne mit tränenerstickter Stimme, das rabbinische Studium aufzugeben und sich statt dessen an der Universität zu immatrikulieren. Die Vermögensverhältnisse der Familie gestatteten es jedoch meinem Vater nicht, sich der geliebten Physik zu widmen; er mußte sich mit einer einträglicheren Laufbahn – nämlich der juristischen – zufriedengeben und wurde mit der Zeit Rechtsanwalt.

Einige Jahre später übersiedelte er nach Lemberg und heiratete die älteste Tochter eines dortigen Bankiers. Und im Sommer des Jahres 1900 kam ich zur Welt.

Meines Vaters unerfüllte Geistessehnsucht fand, unter anderm, einen Ausdruck in seiner äußerst umfangreichen wissenschaftlichen Lektüre und vielleicht auch in seiner besondern, jedoch durchaus verhaltenen Zuneigung zu seinem zweiten Sohn – mir selbst –, der, gleich ihm, mehr Vorliebe für das Geistige als fürs Geldverdienen und eine ›erfolgreiche Laufbahn‹ zu haben schien. Nichtsdestoweniger war es meinem Vater nicht beschieden, einen Naturwissenschaftler aus mir zu machen. Obwohl ich gar nicht dumm war, führte ich mich in der Schule ziemlich schlecht. Mathematik und Naturwissenschaften langweilten mich über alle Maßen; ich fand weitaus größere Freude an den Geschichtsromanen von Sienkiewicz, den phantastischen Erzählungen von Jules Verne, Coopers und Karl Mays Indianergeschichten, und später, als ich etwas reifer wurde, an Rilkes Gedichten und den helltönenden Kadenzen des *Also sprach Zarathustra*. Die Mysterien der Schwerkraft und des Lackmuspapiers ließen mich ebenso kalt wie die vielgepriesenen Schönheiten der lateinischen und griechischen Grammatik (erst viele Jahre später, lange nach meinem Gymnasialstudium, entdeckte ich die Herrlichkeit der Odyssee, Catulls liebliche Musik und Platos Weisheit): und so kam es auch, daß ich immer nur mit Mühe und Not von Klasse zu Klasse hinaufrutschte. Mein Versagen muß meinen Vater wohl schwer enttäuscht haben; vielleicht aber zog er einen gewissen Trost aus der Tatsache, daß meine Lehrer mit meinem Interesse an Literatur und Geschichte sehr zufrieden zu sein schienen.

In Übereinstimmung mit der alten Familientradition, der sich selbst meine fortschrittlichen Eltern nicht ganz entziehen konnten, erhielt ich gründlichen Unterricht in allen Zweigen der mosaischen Lehre; und zwar geschah dies zu Hause, unter Anleitung von Privatlehrern. Meine Eltern waren nicht etwa ausgesprochen religiös. Sie gehörten einer Generation an, die wohl dem Glauben, der das Leben ihrer Vorfahren erfüllt hatte, einen Lippendienst erwies, niemals aber den geringsten Versuch machte, das eigene praktische Dasein oder sogar Denken solchen Glaubenslehren anzupassen. Den meisten bedeutete Religion kaum mehr als ein starres Ritual, durch das man gewohnheitsmäßig – und nur gewohnheitsmäßig – ein vages Kulturerbe aufrechtzuerhalten glaubte; andere wieder, die sich recht ›liberal‹ dünkten, begnugten ihr mit einer zynischen Gleichgültigkeit, die

es ihnen erlaubte, allen religiösen Glauben dem Aberglauben gleichzusetzen – einem Aberglauben, von dem man sich aus gesellschaftlichen Gründen nicht lossagen durfte, dessen man sich aber insgeheim schämte, weil man ihn für vernunftwidrig hielt. Was nun das äußere Benehmen betraf, gehörten meine Eltern der ersteren Kategorie an; zuweilen jedoch scheint es mir, daß mein Vater eher der zweiten zuneigte. Nichtsdestoweniger legte er – wohl aus Rücksicht gegen seinen Vater und Schwiegervater – Gewicht darauf, daß ich lange Stunden über den heiligen Schriften verbrachte. Und die Folge war, daß ich im Alter von dreizehn Jahren hebräisch nicht nur lesen, sondern auch fließend sprechen konnte und auch in der aramäischen Sprache ziemlich bewandert war (was möglicherweise dazu beitrug, daß ich in späteren Jahren so mühelos arabisch sprechen lernte). Ich studierte das Alte Testament in seiner ursprünglichen Fassung; die Mischna und die Gemara – das heißt, der Text und die Kommentare des Talmud – waren mir schon mit vierzehn Jahren wohlvertraut; ich konnte mit ziemlicher Selbstsicherheit über die Unterschiede zwischen dem babylonischen und dem Jerusalemer Talmud diskutieren und mich in die Spitzfindigkeiten der biblischen Exegese, Targum genannt, mit einer Gründlichkeit vertiefen, die der eines Rabbinatskandidaten kaum nachstand.

Trotz all dieser jugendlichen Religionsweisheit – oder vielleicht gerade weil ich soviel Bescheid darum wußte – begann ich recht bald die Voraussetzungen des jüdischen Glaubens mit einer Art spöttischem Zweifel anzusehen. Wohlgemerkt, ich hatte nichts an der Forderung nach moralischer Rechtlichkeit auszusetzen, die sich so stark und so feurig durch die heiligen Schriften des Judentums zog; auch mißfiel mir nicht das erhabene Gottesbewußtsein der hebräischen Propheten. Es schien mir jedoch, daß der Gott des Alten Testaments und des Talmud sich viel zu viel mit dem Ritual befaßte, nach welchem Er sich von Seinen Gläubigen anbeten ließ. Es kam mir auch in den Sinn, daß dieser Gott sich fast ausschließlich und mit seltsamer Voreingenommenheit um die Geschicke eines einzigen Volkes, nämlich der Hebräer, kümmerte und den Rest der Menschheit vernachlässigte. Der gedankliche Aufbau des Alten Testaments war dazu angetan, es lediglich als eine moralbetonte Geschichte des Hauses Israel erscheinen zu lassen, und Gott nicht etwa als den Schöpfer und Erhalter der ganzen Menschheit, sondern beinah als eine Stammesgottheit, die alles Sein den Erfordernissen eines ›auserwählten Volkes‹ anpaßte: Sieg und Eroberungen wurden ihm gewährt, solange es rechtschaffen lebte; aber so-

bald es vom rechten Weg abwich, widerfuhr ihm leidensvolle Bestrafung durch ungläubige Völker, die jeweils nur als Gottesgeißeln walteten. All dies kam mir sogar in meinen jungen Jahren als geschichtlich angreifbar und ethisch äußerst bedenklich vor; und angesichts dieser entscheidenden Unzulänglichkeit schien selbst die sittliche Inbrunst der späteren Propheten, wie Jesajah und Jeremiah, eines allgemeingültigen Anspruchs bar zu sein.

Aber obwohl die unmittelbare Folge jenes frühen Studiums das Gegenteil dessen war, was meine Eltern und Großeltern sich von mir erhofften – indem es mich nämlich dem Glauben meiner Vorväter eher entfremdete als ihm näherbrachte –, meine ich dennoch, daß es nicht ganz ohne jeden religiösen Sinn war: denn es verhalf mir in meinem späteren Leben zu einem besseren Begreifen der grundsätzlichen Ziele aller Religiösen, was auch immer seine Form sein möge. Zu der Zeit jedoch, von der ich spreche, führte mich meine Enttäuschung übers Judentum nicht etwa zu anderweitigem Glaubenssuchen. Unter dem Einfluß einer agnostischen Umgebung schlitterte ich, wie so viele jungen Menschen meiner Generation, in eine mehr oder weniger gleichgültige Ablehnung aller herkömmlichen Religionsvorstellungen hinein; und da mein angestammter Glaube mir kaum je mehr bedeutet hatte als eine Reihe einschränkender Verordnungen, fühlte ich in solchem Abgleiten keinerlei Verlust. Theologische und philosophische Gedankengänge berührten mich damals noch nicht ernstlich; das, wonach es mich in meinem Innersten verlangte, unterschied sich nicht wesentlich von den Begehrenissen und Erwartungen anderer Knaben meines Alters: Tat und Bewegung und Abenteuer.

Gegen Ende des Jahres 1914 schien sich mir eine Möglichkeit zu bieten, meine knabenhaften Träume zu verwirklichen: Tat und Abenteuer standen im Weltkrieg lockend vor mir. Im Alter von vierzehn Jahren lief ich von der Schule weg und meldete mich in der Steiermark unter einem falschen Namen freiwillig zur österreichischen Armee; da ich sehr groß war, fiel es mir nicht allzu schwer, mich für achtzehn auszugeben. Aber allem Anschein nach trug ich keinen Marschallstab in meinem Tornister, denn schon nach einer Woche gelang es meinem verzweifelten Vater und der hilfsbereiten Polizei, mich ausfindig zu machen, und ich wurde schmachvoll nach Wien, wo unsere Familie seit einiger Zeit seßhaft war, zurückbefördert. Nahezu vier Jahre später wurde ich auch wirklich, und diesmal ganz rechtmäßig, zum Heeresdienst eingezogen; inzwischen jedoch hatte ich schon aufge-



hört, vom Kriegsruhm zu träumen, und suchte nach ganz anderen Wegen der Erfüllung. Wie dem auch sei, einige Wochen nach meiner Einziehung – im Oktober 1918 – brach das Habsburgerreich zusammen, und der Krieg war zu Ende.

Nach dem Kriege ging ich auf die Universität in Wien und studierte zwei Jahre lang, auf eine ziemlich lose Art, Kunstgeschichte und Philosophie. Mein Herz war nicht so recht bei diesen Studien. Eine ruhige akademische Laufbahn lockte mich nicht. Ich war von großem Verlangen erfüllt, das Leben mit Händen und Zähnen anzupacken und es mir ohne alle Vorbehalte zu eigen zu machen, und zwar ungehemmt durch alle die sorgfältig ausgetüftelten, künstlichen Schanzen, die sicherheitsstüchtige Menschen um sich aufzubauen pflegen: denn es lag mir daran, von mir selbst aus einen unmittelbaren Zugang zum geistigen Sinn allen Seins zu erlangen – jenem inneren Sinn, der doch zweifellos da sein mußte, obwohl ich ihn noch nicht aufspüren konnte.

Es ist gar nicht so leicht zu erklären, was ich eigentlich in jenen Jahren unterm ›geistigen Sinn des Seins‹ verstand; es fiel mir sicherlich nicht ein, diese Frage im Rahmen der herkömmlichen religiösen Begriffe zu formulieren; wenn man's genau nimmt, stand ich ihr überhaupt ganz vage, ohne jegliche bestimmte Begriffsbildung gegenüber. Der Fehler lag jedoch nicht nur an mir: meine eigene Unbestimmtheit war nur ein Teil des geistigen Chaos, das wie ein böser Alpdruck über dem ganzen Zeitalter lag.

Die ersten Jahrzehnte des europäischen zwanzigsten Jahrhunderts standen im Zeichen einer seelischen Leere. Die meisten der sittlichen Wertbegriffe, die viele Jahrhunderte lang als unverbrüchlich gegolten hatten, waren unter dem furchtbaren Stoß des Weltkrieges zersplittert und formlos geworden, und keine neuen Wertbegriffe waren zur Hand, die verlorenen zu ersetzen. Alles Sein schien zerbrechlich; ein Gefühl innerer Unsicherheit schwebte über den Menschen – eine Vorahnung gesellschaftlicher und geistiger Umwälzungen, die fast jeden daran zweifeln ließ, ob der Menschen Tun und Denken jemals wieder die alte Festigkeit und Dauer erlangen würde. Alles schien in einer gestaltlosen Flut dahinzufließen, und die seelische Unruhe der Jugend vermochte nirgends Halt zu finden. Da alle zuverlässigen Maßstäbe des Moralischen dahingeschwunden waren, konnte niemand die vielen Fragen, die uns junge Menschen so verwirrten, zufriedenstellend beantworten. »Was ist gut, und was böse?« fragten wir uns. Die Wissenschaft sagte: »Erkenntnis ist alles« – und vergaß dabei, daß

Erkenntnis ohne ein sittliches Ziel nur zum Chaos zu führen vermag. Die Gesellschaftserneuerer, die Revolutionäre, die Kommunisten – die doch alle zweifellos eine bessere, glücklichere Welt aufbauen wollten – dachten in ihrem Bestreben nur an äußere, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse; und um diesen Mangel zu überbrücken, erhoben sie ihre ›materialistische Geschichtsauffassung‹ zu einer Art neuen, antimetaphysischen Metaphysik. Die herkömmlich-religiösen Menschen, andererseits, wußten nichts Besseres zu tun als ihrem Gott Eigenschaften zuzuschreiben, die sie ihren eigenen Denkgewohnheiten entnommen hatten – Denkgewohnheiten, die schon längst starr und inhaltlos geworden waren –; und als es uns Jungen zu Bewußtsein kam, daß jene angeblich göttlichen Eigenschaften im schärfsten Widerspruch zu allem standen, was um uns herum vorging, da dachten wir uns: »Die Kräfte, die des Menschen Schicksal treiben und gestalten, sind ersichtlich von den Eigenschaften, die man Gott zuschreibt, weit verschieden; also – gibt es keinen Gott.« Und es kam nur ganz wenigen von uns in den Sinn, daß die Ursache all dieser Verwirrung vielleicht nur in der Überheblichkeit jener selbstgerechten ›Glaubenshüter‹ lag, die für sich das Recht in Anspruch nahmen, Gott in ihre selbstgeschaffenen Begriffe zu zwingen, und Ihn solcherart, mit ihren eigenen Gewändern bekleidet, vom Menschen und vom Menschenschicksal trennten.

Kurz, man lebte in einer Welt, die ethisch vollkommen labil war. Für den einzelnen Menschen ergaben sich aus solch einer Labilität nur zwei Alternativen: entweder moralisches Chaos und Zynismus – oder aber ein Drang, aus Eigenem einen schöpferischen Zugang zu den Quellen des rechten Lebens zu suchen.

Diese instinktive Erkenntnis mag wohl letzten Endes die Ursache meines Entschlusses gewesen sein, Kunstgeschichte zu studieren. Das wahre Ziel aller Kunst, so fühlte ich, bestand darin, uns Einblicke in jene geheime, sinnhafte Ordnung zu gewähren, die alles Sein umspannt und sich einigend hinter den tausendfachen Einzelbildern birgt, die unsere bewußte Wahrnehmung uns so fragmentarisch offenbart; das Einigende hinter dem Vielfältigen, das Dauernde hinter dem Scheinbar-Zufälligen. Niemals, dachte ich mir, kann unser begriffliches Denken uns das Tor zu diesem Geheimnis vollends aufschließen; die große Kunst allein vermag es, und sei es nur für Augenblicke ... Aber mein Studium der Kunstgeschichte gewährte mir dennoch keine Befriedigung. Sämtlichen Professoren, deren Vorlesungen ich besuchte und an deren Seminaren ich teilnahm – und darunter gab

es berühmte Gelehrte wie Strzygowski und Dvořak –, schien es vor allem daran gelegen zu sein, die ästhetischen Gesetze der künstlerischen Gestaltung zu erforschen, anstatt nach den innersten Beweggründen des Kunstschaffens an sich zu suchen: mit anderen Worten, ihre Fragestellung beschränkte sich fast ausschließlich auf Probleme des Ausdrucks und der Form: das Wie allein beschäftigte sie, nicht aber das Warum und Wozu.

Zu eben jener Zeit wurde ich durch ältere Freunde in die Psychoanalyse eingeführt und nahm ihr Studium mit großen Hoffnungen auf; meine anfängliche Begeisterung erkalte jedoch sehr bald. Es steht wohl außer Frage, daß die Psychoanalyse damals eine geistige Umwälzung ersten Ranges darstellte. Man empfand es bis ins Mark, daß dieses Aufreißen neuer, bis dahin verschlossener Tore der Erkenntnis dazu berufen war, des Menschen Nachdenken über sich selbst und seine Gesellschaft aufs tiefste zu beeinflussen und vielleicht sogar grundlegend zu ändern; denn die Entdeckung der Rolle, welche die unbewußten Triebe in der Gestaltung der menschlichen Persönlichkeit spielen, eröffnete uns nunmehr Wege zu einem weitaus tieferen Verständnis unserer selbst, als es auf Grund der älteren psychologischen Theorien jemals möglich gewesen war. All dies gestand ich der Psychoanalyse willig zu. In der Tat, die Freudschen Ideen berauschten meinen jungen Geist wie starker Wein, und zahllos waren die Abende in den Wiener Cafés, da ich mit angehaltenem Atem Diskussionen lauschte, die die frühen Bahnbrecher der Psychoanalyse – Alfred Adler, Hermann Steckl, Otto Groß und so mancher andere Theoretiker von Ruf – untereinander führten. Aber obwohl ich die Gültigkeit ihrer analytischen Grundsätze und Methoden nicht in Frage stellte, beunruhigte mich die geistige Arroganz dieser neuen Wissenschaft, die sich anmaßte, alle Geheimnisse des menschlichen Ich auf eine Reihe von neurogenetischen Reaktionen zurückzuführen. Die philosophischen ›Schlußfolgerungen‹ Freuds und seiner Schüler schienen mir doch zu selbstgefällig zu sein, zu sehr am Schnürchen zu gehen; sie vereinfachten das Verwickelte auf eine viel zu bequeme Art und gebärdeten sich mit einer Selbstsicherheit, die einen manchmal fast komisch anmutete, als Offenbarungen letzter Wahrheiten. Und was mir noch weitaus wichtiger war, sie versäumten es vollständig, uns neue Wege zum rechten Leben zu weisen.

Obwohl jedoch solche Probleme oftmals meine Gedanken beschäftigten, störten sie meinen Gleichmut nicht allzusehr. Ich neigte eben nicht besonders zu metaphysischen Spekulationen noch auch zu bewußtem

Suchen nach abstrakten ›Wahrheiten‹. Meine Neigungen bezogen sich eher auf Dinge, die gesehen oder empfunden werden konnten: Menschen, Handlungen und Beziehungen. Und gerade zu jener Zeit fing ich an, Beziehungen mit Frauen zu entdecken.

In dem allgemeinen Auflösungsprozeß, dem die althergebrachten gesellschaftlichen Sitten im Nachzug des Weltkriegs unterworfen waren, hatten sich auch die Hemmungen zwischen den Geschlechtern weitgehend gelockert. Was sich da abspielte, war, glaube ich, nicht einmal so sehr eine bewußte Auflehnung gegen die moralische Enge des neunzehnten Jahrhunderts als vielmehr der jähe Schub aus einem gesellschaftlichen Zustand, in welchem gewisse moralische Maßstäbe als ewig und fraglos gegolten hatten, in einen Zustand hinein, in welchem alles fraglich geworden war: ein Pendelschwung hinweg vom gestrigen bequemen Glauben an die Stetigkeit des menschlichen Fortschritts und hinein in Nietzsches verkrampfte Vision jenseits von Gut und Böse, in Spenglers bittere Ernüchterung und den seelischen Nihilismus der Psychoanalyse. Sooft ich auf jene frühen Nachkriegsjahre zurückblicke, kommt es mir vor, daß die jungen Männer und Frauen, die mit so viel Begeisterung über die ›Freiheit des Körpers‹ sprachen und schrieben, recht weit vom überschäumenden Geiste Pans, den sie so oft anzurufen pflegten, entfernt waren: ihre Verzückungen waren zu selbstbefangen, zu sehr von der Lampe des Gehirns beschienen, um wirklich überschwenglich zu sein, und zu selbstgefällig, um revolutionär zu sein. Ihre Beziehungen hatten fast immer etwas Zufälliges, Wahlloses an sich, und geschlechtliche Zügellosigkeit wurde gewöhnlich mit Freiheit verwechselt.

Auch wenn ich Ehrfurcht vor den Überresten der konventionellen Sittlichkeit besessen hätte, wäre es mir gar nicht leicht gewesen, gegen die weitverbreitete Strömung zu schwimmen; und da mir eine solche Ehrfurcht fremd war, stürzte ich mich kopfüber, wie so viele meiner Zeitgenossen, in die angebliche ›Auflehnung gegen hohle Konventionen‹. Aus Anbändeleien ergaben sich nur allzu oft Verhältnisse, und ein- oder zweimal wuchs ein Verhältnis zur Leidenschaft an. Bei alldem glaube ich jedoch nicht, daß ich ausschweifend lebte; denn in all meinen jugendlichen Liebeshändeln, auch den brüchigsten und kurzlebigsten und zügellosesten, schwebte immer als ein Unterton die vage und dennoch dringliche Hoffnung, daß die schauerliche Einsamkeit, die so offenkundig einen Menschen vom andern trennte, vielleicht doch noch eines Tages durch die Einswerdung eines Mannes und einer Frau überwunden werden könnte.

Meine Ruhelosigkeit wuchs und machte es zunehmend schwierig, mich ernstlich meinem Studium zu widmen; und am Ende beschloß ich, es aufzugeben und mich im Journalismus zu versuchen. Mit wahrscheinlich mehr Recht, als ich damals bereit war, ihm zuzugestehen, widersetzte sich mein Vater diesem Entschluß und bestand darauf, daß ich mir selber erst meine Eignung zum Schreiben beweisen sollte, ehe ich mich entschlosse, Journalist zu werden; »und immerhin«, so beendete er eine unserer stürmischen Debatten, »ein Doktorat der Philosophie hat noch nie jemand daran gehindert, ein erfolgreicher Schriftsteller zu werden«. Die Logik seiner Ausführungen war natürlich unbestreitbar; ich jedoch war sehr jung, sehr rastlos und sehr unerfahren. Als ich erkannte, daß meines Vaters Meinung unabänderlich feststand, schien mir nichts übrigzubleiben, als mich selbständig im Leben zu versuchen. Ohne jemand etwas von meinen Absichten mitzuteilen, sagte ich an einem Sommertag im Jahre 1920 Wien Lebewohl und stieg in einen Zug nach Prag.

Abgesehen von einigen wenigen persönlichen Habseligkeiten besaß ich nur einen Brillantring, den meine verstorbene Mutter mir hinterlassen hatte; und diesen Ring verkaufte ich durch die Vermittlung des Oberkellners in einem Literatencafé in Prag. Höchstwahrscheinlich wurde ich bei diesem Handel schwer betrogen, aber die Geldsumme, die ich erhielt, kam mir wie ein kleines Vermögen vor. Mit dem neuen Vermögen in der Tasche zog ich nunmehr nach Berlin, wo ein paar Wiener Freunde mich sofort in den literarisch-künstlerischen Zauberkreis im alten Café des Westens einführten.

Es war mir wohl bewußt, daß ich von da an meinen Weg ohne fremde Hilfe wandeln müßte; nie wieder würde ich auf geldliche Unterstützung von meinem Vater rechnen noch auch welche annehmen. Gewiß, sein Zorn nahm nach einigen Wochen etwas ab, und wir begannen einander zu schreiben. In seinem ersten Brief hieß es: »Ich sehe schon mit Bangen jener Zeit entgegen, da du als Vagabund in Straßengräben schlafen wirst«; und meine Antwort lautete: »Kein Straßengraben für mich – ich werde bestimmt obenauf landen.« Auf welche Weise ich obenauf landen würde, war mir noch keineswegs klar; ich wußte nur, daß ich Journalist werden wollte, und nahm natürlich an, daß die Zeitungswelt mit offenen Armen auf mich wartete.

Nach ein paar Monaten war mein Geld zu Ende, und ich begann mich nach einer Anstellung umzusehen. Für einen jungen Mann mit journali-

stischem Ehrgeiz standen selbstverständlich nur die großen Tageszeitungen zur Wahl; recht bald aber fand ich heraus, daß die Wahl der Zeitungen nicht so ohne weiteres auf mich fiel. Ich fand es nicht gleich am ersten Tag heraus. Wochen vergingen, ich wanderte zahllose Meilen übers Berliner Pflaster – denn inzwischen waren sogar Straßenbahnfahrtscheine zum Problem geworden – und mußte eine endlose Reihe von demütigenden Besprechungen mit Chefredakteuren, Nachrichtenredakteuren und Hilfsredakteuren über mich ergehen lassen, bis es mir endlich aufging, daß einem Gelbschnabel wie mir, der noch nie auch nur eine einzige Druckzeile veröffentlicht hatte, nicht die geringste Chance offenstand, bei einer großen Zeitung unterzukommen. Nur ein Wunder hätte da helfen können; aber der blaue Himmel sandte mir kein Wunder nieder. Ich lernte Hunger kennen und genoß mehrere Wochen lang kaum mehr als die Brötchen und die Tasse Tee, die meine Wirtin mir morgens aufs Zimmer brachte (die Wohnungsmiete blieb natürlich unbezahlt). Meine Literatenfreunde im Café des Westens vermochten nicht viel für mich zu tun, denn die meisten von ihnen lebten in Verhältnissen, die von den meinen nicht allzu verschieden waren – von Tag zu Tag überm Rande des Nichts schwebend und gerade noch imstande, das Kinn über Wasser zu halten. Manchmal, wenn es einem von ihnen gelang, einen Zeitungsartikel unterzubringen oder ein Gemälde zu verkaufen, wurde ein Teil solch glückhaften Erwerbs auf ein Gastmahl mit Bier und heißen Würstchen verwendet, und gewöhnlich wurde ich eingeladen, an der Schwelgerei teilzunehmen. Ab und zu lud ein reicher Snob vom Kurfürstendamm einige von uns seltsamen zigeunerhaften ›Intellektuellen‹ abends in seine Luxuswohnung ein und startete auf uns in wortlosem, ehrfürchtigem Staunen, wenn wir da unsere leeren Bäuche mit Kaviar-Canapés vollstopften und ein Glas Sekt nach dem anderen nur so heruntergossen; und wir unsererseits suchten uns unserer Dankesschuld an den Gastgeber zu entledigen, indem wir ihn und seine Familie mit ›gescheitem‹ Geschwätz unterhielten. Aber solche Glücksfälle waren selten. Nagender Hunger war meine Alltagsregel; und nachts träumte ich von Braten und Würsten und dicken Butterbrotten. Mehrmals war ich dicht daran, an meinen Vater zu schreiben und ihn um Hilfe zu bitten, die er mir sicherlich nicht verweigert hätte; aber jedesmal trat mein Stolz dazwischen, und anstatt zu jammern, berichtete ich ihm über meine glänzende Anstellung und das große Gehalt, das ich bezog ...

Und dann kam, ganz unerwartet, ein Schicksalsumschwung. Ein Freund

stellte mich dem Filmregisseur Dr. Murnau vor, der gerade damals zu bedeutendem Ruf gelangt war (das war etliche Jahre vor der Zeit, da er in Hollywood einen noch weitaus größeren Ruf und schließlich einen vorzeitigen, tragischen Tod fand); und Murnau, dessen impulsive Künstlernatur hier wohl eine innere Verwandtschaft spürte, schien an dem jungen Mann, der da hoffnungsfreudig in die unsichere Zukunft blickte, von allem Anfang an ein lächelndes Gefallen zu finden. Er fragte mich, ob ich nicht unter seiner Leitung an der Herstellung eines Films arbeiten möchte, den er gerade zu drehen im Begriffe war; und obwohl meine Beschäftigung nur eine vorübergehende sein sollte, glaubte ich die Himmelstore vor mir aufgehen zu sehen, als ich stammelnd antwortete: »Ja, ich möchte wohl ...«

Zwei herrliche Monate lang war ich nun aller Geldsorgen ledig. Ich arbeitete als Murnaus Hilfsregisseur und gab mich stürmisch all den neuen Erfahrungen hin. Inmitten der glitzernden, aufreizenden Filmwelt, gänzlich verschieden von allem, was mir je zuvor über den Weg gekommen war, wuchs mein Selbstvertrauen gewaltig an; und es wurde sicherlich nicht gemindert durch die Tatsache, daß die Hauptdarstellerin in dem Film – eine sehr bekannte und sehr schöne Schauspielerin – einem Flirt mit dem jungen Hilfsregisseur nicht ganz abgeneigt war. Als unsere Arbeit an diesem Film zu Ende ging und Murnau Anstalten traf, ins Ausland zu gehen, nahm ich Abschied von ihm mit der Gewißheit, daß die schlimmste Periode meines Lebens nun endgültig vorbei war.

Einige Wochen später forderte mich mein Freund Anton Kuh auf, einen Film mit ihm zu schreiben. Ich nahm den Vorschlag mit Begeisterung an und trug auch, glaube ich, recht viel zum Erfolg des Buches bei; der Direktor der Filmgesellschaft, die die Arbeit in Auftrag gegeben hatte, schien jedenfalls sehr zufrieden zu sein. Anton und ich teilten uns in das Honorar. Unser glorreicher ›Einzug in die Filmwelt‹ wurde, wie es sich gebührte, durch ein Abendessen für etwa zwanzig Personen (alte Schicksalsfreunde aus dem Café des Westens) in einem der elegantesten Restaurants in Charlottenburg gefeiert; und als Anton und ich die Rechnung auf einem Meißner Porzellanteller empfangen, stellte es sich heraus, daß fast unser gesamtes Honorar sich in Hummer, Kaviar und französischen Weinen verflüchtigt hatte ... Unsere Glückssträhne hielt jedoch an. Wir machten uns sofort daran, ein neues Drehbuch zu schreiben – eine Phantasie, die um die Gestalt von Balzac gewoben war –, und fanden ohne viel Mühe einen Abnehmer hierfür. Diesmal aber ließ ich mich nicht mehr verleiten,

unseren Erfolg zu ›feiern‹, und leistete mir statt dessen einen mehrwöchigen Aufenthalt am Starnberger See in der Gesellschaft meiner damaligen Herzensdame.

Nach einem weiteren Jahr voll von kleinen Erfolgen und Mißerfolgen in verschiedenen Städten Mitteleuropas, nach abenteuerlichen Beschäftigungen aller Art – beginnend mit dem Wagenwaschen in einer Wiener Autogarage und endend mit einer kurzlebigen Anstellung als Sekretär eines Berliner Plakatmalers – gelang es mir schließlich, zum Journalismus durchzubrechen.

Dieser Durchbruch sollte sich in Berlin im Herbst 1921 ereignen. Ich befand mich wieder einmal in einer Periode geldlichen Tiefstandes. Eines Nachmittags, als ich müde und bedrückt im Café des Westens (oder war es das Romanische?) saß, gesellte sich ein Freund zu mir. Als ich ihm von meinen Sorgen erzählte, fuhr er von seinem Stuhl auf:

»Warten Sie mal, da kann ich Ihnen aber gleich helfen! Dammert ist gerade daran, eine eigene Nachrichtenagentur aufzutun – in Verbindung mit der United Press of America; sie wird United Telegraph heißen. Ich weiß bestimmt, daß er eine ganze Anzahl von Hilfsredakteuren braucht. Wenn Sie wollen, bringe ich Sie zu ihm.«

Und ob ich wollte!

Dr. Dammert war in den zwanziger Jahren eine bekannte Persönlichkeit in Berliner politischen Kreisen. Er spielte eine nicht unbedeutende Rolle in der katholischen Zentrumspartei (zählte auch, wenn ich mich recht erinnere, zu Stresemanns engem Freundeskreis), war ein wohlhabender Mann und erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes; der Gedanke, unter seiner Leitung zu arbeiten, gefiel mir vortrefflich.

Am nächsten Tag stellte mich mein Freund Dr. Dammert vor. Der große Mann – für mich in jenem Augenblick wahrhaft ein Mann des Schicksals – empfing mich mit weitaus mehr Höflichkeit, als sie meinen einundzwanzig Jahren zustand, und meine Erwartungen stiegen turmhoch an.

»Herr Fingal (so hieß mein Freund) hat mir von Ihnen erzählt. Haben Sie sich schon früher journalistisch betätigt?«

»Nein, Herr Doktor«, antwortete ich, »aber ich besitze eine gewisse politische Erfahrung – insbesondere was Osteuropa betrifft; ohne mich allzusehr zu rühmen, könnte ich behaupten, ein gründlicher Kenner Osteuropas und der osteuropäischen Sprachen zu sein.« (In Wirklichkeit, die



einzig osteuropäische Sprache, die ich beherrschte, war Polnisch, und ich hatte nur eine blasse Ahnung von den zeitgenössischen Vorgängen in jenem Teile der Welt; aber ich war fest entschlossen, meine Chancen nicht durch unangebrachte Bescheidenheit zu untergraben.)

»Oh, das ist ja sehr interessant«, bemerkte Dr. Dammert lächelnd. »Ich habe, das muß ich gestehen, eine Schwäche für Spezialisten ...«

Meine Hoffnungen stiegen noch einige weitere Kilometer hoch. Ich neigte meinen Kopf verbindlich und wartete auf das große Angebot. Nach einer kurzen Pause fuhr Dr. Dammert fort:

»Schade, daß ich im Augenblick keine Verwendung für einen Spezialisten in osteuropäischen Fragen habe ...« Er mußte wohl die bittere Enttäuschung in meinem Gesicht gelesen haben, denn er setzte schnell hinzu: »Immerhin, ich könnte eventuell etwas für Sie haben – nur befürchte ich, es entspricht nicht ganz Ihrem ... Ihrem Niveau ...« und sah mich dabei fragend an.

»Was wäre das, Herr Doktor?« brachte ich halblaut hervor, an meine rückständige Zimmermiete denkend.

»Nun ja ... ich brauche mehrere ... eh ... Telephonisten. O nein, nein, nicht am Umschalterbrett; es würde mir nicht einmal im Traum einfallen, Ihnen so etwas anzubieten! Ich meine, Telephonisten für die Durchgabe von Nachrichten an Provinzzeitungen ...«

Das war ein tiefer Fall von meinen hochgespannten Erwartungen! Ich blickte Dr. Dammert an, und er blickte mich an; und als ich sah, wie die Fältchen um seine Augen sich in einem heimlichen Lächeln zusammenzogen, begriff ich, daß meine prahlerische Komödie zu Ende war.

»Ich nehme Ihr Anerbieten an, Herr Doktor«, antwortete ich mit einem Seufzer; und gleich darauf brachen wir beide in Lachen aus.

Eine Woche später trat ich meinen neuen Dienst an. Es war ein höchst langweiliger Dienst, weit entfernt von der journalistischen »Karriere«, von der ich geträumt hatte. Tagein, tagaus hatte ich nichts zu tun als Nachrichten durchs Telephon an die zahlreichen Blätter in der deutschen Provinz und in Schweden durchzugeben, die bei Dr. Dammerts Agentur abonniert waren; aber ich war ein gewissenhafter Telephonist und tat meine Arbeit gut. Und das Gehalt war auch ganz gut.

Das ging so einen Monat lang. Am Ende des Monats bot sich mir eine unerwartete Gelegenheit, meine Träume zu verwirklichen.

In jenem Jahre 1921 herrschte in Rußland eine Hungersnot wie noch

nie zuvor. Millionen von Menschen waren von ihr betroffen, und Hunderttausende starben. In allen europäischen Zeitungen wimmelte es von schauerlichen Reportagen; ausländische Hilfsaktionen wurden geplant, darunter auch eine, an deren Spitze der spätere amerikanische Präsident Herbert Hoover stand. Innerhalb Rußlands wurde eine gewaltige Organisation unter der Leitung Maxim Gorkis geschaffen; seine dramatischen Hilferufe rüttelten die ganze Welt auf; ein Gerücht ging um, daß seine Frau in Kürze die Hauptstädte Europas besuchen würde, um noch weitere Hilfe zu erlangen.

Da ich nur ein Telephonist war, nahm ich nicht unmittelbar an der Berichterstattung teil, die sich auf diese aufregenden Ereignisse bezog; ich wiederholte nur durchs Telephon, was andere Leute schrieben – bis ein zufälliges Wort von einem meiner Zufallsbekannten (ich hatte deren viele in den seltsamsten Stätten) mich unvermutet in den Strudel der Ereignisse zog. Mein Bekannter war der Nachtportier im Hotel Esplanade, und das zufällige Wort war dies: »Was für eine nette Dame, diese Frau Gorki; kaum zu glauben, daß sie eine Bolschewistin ist ...«

»Frau Gorki? In Teufels Namen, wo haben Sie denn *die* gesehen?«

Mein Vertrauensmann senkte seine Stimme: »Sie wohnt bei uns im Hotel. Kam gestern angereist, ist aber unter einem andern Namen eingetragen. Nur der Geschäftsführer weiß, wer sie wirklich ist. Mag sich halt nicht von euch Zeitungsleuten überlaufen lassen.«

»Und wieso wissen Sie's?«

»Aber hören Sie mal – ein Portier, der soll nicht wissen, was im Hotel passiert?« antwortete er grinsend. »Glauben Sie denn, unsreiner könnte sich lang halten, wenn er taub und blind ist?«

Was für eine Reportage das geben würde: ein Interview mit Frau Gorki zu einer Zeit, da noch nicht das Geringste über ihre Ankunft in Berlin bekannt war! Sofort war ich Feuer und Flamme.

»Könnten Sie«, fragte ich meinen Freund, »es mir irgendwie ermöglichen, mit Frau Gorki zu sprechen?«

»Ja, mein Lieber, das ist gar nicht so einfach. Das könnte mich meine Stelle kosten. Sie ist halt so versessen aufs Ungestörtsein ... Aber vielleicht könnt' ich Ihnen doch helfen: wenn Sie sich heute abend ins Hotelfoyer setzen und sie durchgeht – einmal muß sie doch durchgehen –, da könnt' ich Sie Ihnen zeigen. Was Sie dann machen, ist Ihre Sache.«

Das paßte mir. Ich raste in die Leipziger Straße und von dort ins Büro

des United Telegraph. Es war schon spät, die meisten Leute waren nach Hause gegangen; aber zu meinem Glück fand ich den Nachrichtenredakteur noch an seinem Schreibtisch und machte mich sofort an ihn heran.

»Würden Sie mir einen Presseausweis geben, wenn ich Ihnen verspreche, eine sensationelle Reportage einzubringen?«

»Was für eine Reportage?« fragte er mich mißtrauisch.

»Sie werden's schon sehen. Geben Sie mir den Presseausweis, und ich gebe Ihnen die Reportage. Wenn nicht, dann können Sie ja den Ausweis zurück haben.«

Der alte Zeitungsfuchs willigte am Ende ein, und nach einer Weile rannte ich wieder auf die Straße hinaus, stolz im Besitze einer Karte, die mich als einen Vertreter des United Telegraph legitimierte.

Die nächsten Stunden verbrachte ich im Foyer des Hotel Esplanade. Um neun Uhr erschien mein Freund, der Portier, um seinen Nachtdienst anzutreten. Von der Drehtür her zwinkerte er in meine Richtung, verschwand in der Portierloge, tauchte nach ein paar Minuten wieder auf und flüsterte mir zu, daß Frau Gorki ausgegangen wäre.

»Dann heißt's eben warten. Wenn Sie lang genug hier sitzen, werden Sie sie bestimmt abfangen.«

Gegen elf Uhr gab er mir das verabredete Zeichen und wies unauffällig mit dem Kopf auf eine Dame hin, die soeben das Foyer betreten hatte: eine kleine, zarte Frau, etwas über vierzig Jahre alt, in einem schwarzen, ausnehmend eleganten Abendkleid, dem man es ohne weiteres ansah, daß Moskau nicht seine Heimat war; die Schleppe eines langen Capes aus schwarzer Seide glitt hinter ihr über den Teppich dahin. Sie trug sich mit einer so echten Vornehmheit, daß es einem schwerfiel, in ihr die Frau des ›Arbeiter-Dichters‹, und noch schwerer, eine Bürgerin der Sowjetunion zu erkennen. Ich vertrat ihr den Weg, verbeugte mich und sprach sie leise an: »Frau Gorki...?«

Einen Augenblick lang schien sie betroffen zu sein, dann aber leuchtete ein sanftes Lächeln in ihren schönen schwarzen Augen auf, und sie antwortete in einem Deutsch, das nur einen ganz leichten, kaum merkbaren slawischen Akzent trug: »Ich bin nicht Frau Gorki ... Sie irren sich, mein Herr – mein Name ist So-und-So« (und nannte einen russischen Namen, den ich inzwischen vergessen habe).

»Nein, Frau Gorki«, unterbrach ich sie, »ich irre mich nicht. Ich weiß, wer Sie sind. Ich weiß auch, daß Sie von uns Reportern ungestört bleiben

wollen – aber es würde viel, sehr viel für mich bedeuten, wenn Sie mir erlaubten, ein paar Minuten lang mit Ihnen zu sprechen. Dies ist meine erste Chance als Journalist. Ich bin überzeugt, Sie werden mir diese Chance nicht verderben wollen ...« Ich zeigte ihr meinen Presseausweis. »Diesen Ausweis habe ich erst heute bekommen, zum ersten Mal, und werde ihn zurückgeben müssen, falls ich nicht ein Interview mit Frau Gorki heimbringe ...«

Die aristokratische Dame hörte nicht auf zu lächeln. »Und falls ich Ihnen mein Ehrenwort geben sollte, daß ich nicht Frau Gorki bin – würden Sie es mir dann glauben?«

»Auf Ihr Ehrenwort hin würde ich Ihnen alles glauben, auch wenn es nicht wahr sein sollte.«

Sie lachte laut auf. »Sie scheinen ein netter kleiner Junge zu sein.« (Ihr graziöser Kopf reichte kaum bis zur Schulter des kleinen Jungen.) »Aber seien Sie nur ruhig, ich werde Ihnen nichts vorlügen. Sie haben gewonnen: ich bin Frau Gorki ... Aber wir können doch nicht den Rest des Abends hier im Foyer verbringen. Würden Sie mir das Vergnügen machen, eine Tasse Tee bei mir im Zimmer zu trinken?«

Und so hatte ich das Vergnügen, Tee bei Frau Gorki zu trinken. Nahezu eine Stunde lang schilderte sie mir die Tragik der russischen Hungersnot; ihre Stimme war verhalten, und so waren auch die Gesten ihrer weißen, schmalen Hände; und dennoch spürte man in all ihren Worten und Gebärden das Beben einer tiefen Leidenschaft – oder war es Leiden?

Als ich von ihr nach Mitternacht Abschied nahm, hatte ich ein dickes Bündel von Notizen in meiner Tasche.

Die Hilfsredakteure vom Nachtdienst rissen die Augen weit auf, als ich zu dieser ungewohnten Stunde ins Büro des United Telegraph hereinstürmte. Aber ich hatte keine Zeit, mich mit Erklärungen abzugeben. So schnell ich nur konnte, schrieb ich mein Interview nieder und meldete, ohne mich um eine redaktionelle Genehmigung zu kümmern, dringende Ferngespräche an alle Zeitungen an, die unsere Agentur bediente – und an einige, mit denen wir noch keine Beziehungen hatten.

Am nächsten Morgen platzte die Bombe. Während keines der großen Berliner Blätter auch nur mit einem Wort Frau Gorkis Anwesenheit erwähnte, brachte eine ganze Reihe von Zeitungen in der Provinz und in Skandinavien auf der ersten Seite einen ausführlichen Bericht über das Interview des Sonderkorrespondenten des United Telegraph mit Frau Gorki.

Am Nachmittag wurde ich zur Redaktionssitzung befohlen. Dr. Dammert hielt mir eine kurze Rede, in welcher er mich rügte, einen so wichtigen Bericht ohne vorherige Genehmigung des Nachrichtenredakteurs in die Welt hinausgeschickt zu haben; dann aber teilte er mir mit einem Schmunzeln mit, daß ich von jetzt an Hilfsredakteur wäre.

Endlich war ich Journalist.

#### 4

Leise Schritte im Sand: das ist Zayd, der mit einem Wasserschlauch beladen vom Brunnen kommt. Er läßt ihn mit einem Plops auf die Erde fallen und macht sich wieder daran, unser Abendessen zu kochen – Reis und das Fleisch eines jungen Hammels, den er kurz nach unserer Ankunft im Dorf erstand. Er rührt noch einmal mit dem Holzlöffel im Topfe herum und wendet sich dann zu mir:

»Möchtest du jetzt essen, o mein Oheim?« – und ohne meine Antwort abzuwarten, die ja nur »Ja« sein kann, schüttet er den dampfenden Inhalt des Topfes in eine Schüssel, setzt sie auf den Boden vor mich hin und greift nach einer unserer messingnen, wassergefüllten Kannen, damit ich mir die Hände wasche.

»Bismillah, und möge Gott uns Leben gewähren.«

Wir essen schweigend. Keiner von uns beiden ist besonders gesprächig; und jetzt ist mir schon gar nicht zum Plaudern zumute, denn ich denke an die ferne Vergangenheit zurück, an die Zeit in Europa, an die Jahre, bevor ich nach Arabien kam, bevor ich sogar Zayd in Syrien kennenlernte: und deshalb kann ich nicht laut sprechen, und spreche nur in meinem Innern und zu mir selbst, und der Klang und das Bild meiner Gegenwart verquickt sich mit den vielen Klängen und Bildern meiner Vergangenheit.

Als ich mich nach dem Essen gegen den Sattel zurücklehne und mit den Fingern im Sande spiele und auf die stillen arabischen Sterne schaue, da kommt es mir in den Sinn, wie schön es wäre, jetzt jemand neben mir zu haben, dem ich erzählen könnte, was mir in jenen fernen Jahren geschah. Aber es ist niemand bei mir außer Zayd. Er ist ein guter und treuer Mann und war mir in mancher Einsamkeit Gefährte; er ist auch klug, feinsinnig und im Leben wohlverfahren. Wenn ich jedoch von der Seite her sein Gesicht betrachte, wie es – klar geschnitten und von langen Haarlocken

umrahmt – sich mit ernster Aufmerksamkeit bald über die Kaffeekanne am Feuer neigt, bald zu den Kamelen sich hinwendet, die nebenan am Boden liegen und ihr Futter wiederkauen, – da weiß ich, daß ich einen andern Hörer brauche: einen, der nicht nur kein Teil an meinem frühen Leben hätte, sondern auch fern vom Bild und Geruch und Klang der gegenwärtigen Tage und Nächte wäre: einen, vor dem ich die Stufen meiner Erinnerung, eine nach der andern, enthüllen könnte, so daß seine Augen sie erschauen und meine Augen sie wieder erschauen, und der mir solcherart helfen würde, mein eigenes Leben im Netz meiner Worte zu fangen.

Aber es ist niemand hier außer Zayd. Und Zayd ist die Gegenwart.

## III WINDE

### 1

Wir reiten, reiten, zwei Mann auf zwei Dromedaren, und der Morgen gleitet an uns vorüber.

»Merkwürdig, sehr merkwürdig«, bricht Zayds Stimme durch die Stille.

»Was ist denn so merkwürdig, Zayd?«

»Ist es nicht etwa merkwürdig, o mein Oheim, daß wir vor ein paar Tagen noch auf dem Wege nach Tayma waren, während jetzt die Köpfe unserer Kamele nach Mekka weisen? Sicherlich, das ahntest du selber nicht vor jener Nacht. Du bist launisch wie ein *badai* ... wie ich selbst ... Ändern wir denn unsere Entschlüsse unter dem Einfluß von Dschinnen? War es vielleicht ein Dschinn, der mir vor vier oder fünf Jahren jenen plötzlichen Entschluß einflüsterte, zu dir nach Mekka zu ziehen – und dir jetzt den Entschluß eingab, wieder nach Mekka zu wandern? Oder lassen wir beide uns solcherart von den Winden umhertreiben, weil wir nicht so recht wissen, was wir wollen?«

»Nein, Zayd – wir beide, du und ich, erlauben es den Winden, uns umherzutreiben, gerade weil wir wissen, was wir wollen: unsere Herzen wissen es immer, auch wenn unsere Gedanken manchmal zu träge sind, um ihnen gleich zu folgen – aber am Ende holen die Gedanken die Herzen doch ein, und dann kommt es uns vor, als hätten wir einen neuen Entschluß gefaßt ...«

Vielleicht wußte mein Herz all dies schon damals, vor zehn Jahren, da ich am Bug des Schiffes stand, das mich zum ersten Mal nach dem Morgenlande trug, südwärts durchs Schwarze Meer, durch eine undurchsichtige Grenzenlosigkeit, durch eine weiße, neblige Nacht ohne Rand, durch einen nebligen Morgen, dem Bosphorus zu. Das Meer war bleiern; manchmal spritzte Schaum übers Deck; das Pochen der Maschinenkolben war wie das Pochen eines Herzens.

Ich stand am Schiffsbug und schaute in die milchige Undurchsichtigkeit hinaus. Wenn man mich gefragt hätte, woran ich gerade dachte, oder was für Erwartungen mich auf dieser meiner ersten morgenländischen Reise füllten, hätte ich schwerlich eine klare Antwort geben können. Was fühlte ich denn? Neugier – vielleicht: aber es war eine Neugier, die sich selber nicht allzu ernst nahm, denn sie galt nur unwichtigen Dingen. Meine neblige Unruhe, die in den wogenden Nebeln überm Meer etwas Verwandtes zu spüren schien, bezog sich nicht auf fremde Länder und die Menschen der kommenden Tage. Die seltsamen Städte und Bilder, die fremden Gewänder und Sitten, die sich meinen Augen so bald enthüllen sollten, beschäftigten kaum mein Denken; die nahe Zukunft lag in der Ferne. Ich betrachtete diese Reise als etwas Zufälliges und nahm sie als ein angenehmes, aber doch nicht wesentliches Zwischenspiel mit in Kauf. Die Unruhe meines Denkens galt der Vergangenheit.

Vergangenheit? Hatte ich denn eine? Ich war zweiundzwanzig Jahre alt ... Aber meine Generation – die Generation derer, die um die Jahrhundertwende geboren waren – hatte vielleicht schneller gelebt als irgendeine vor ihr: und so schien es mir, als ob ich auf lange Zeitläufte zurückblickte. Alle Schwierigkeiten und Abenteuer jener vergangenen Jahre standen vor meinen Augen, alle Sehnsüchte und Versuche und Enttäuschungen – und die Frauen – und meine ersten Angriffe aufs Leben ... Jene endlosen Nächte unter Sternen, da man noch nicht recht wußte, was man wollte, und mit einem Freunde durch die leeren Straßen ging und von den letzten Dingen sprach und dabei ganz vergaß, wie leer die Taschen waren und wie unsicher der kommende Tag ... Ein glückhaftes Unbefriedigtsein, so wie es nur ganz junge Menschen fühlen, und ein Verlangen, die Welt zu verändern und von Grund aus neu aufzubauen ... Wie müßte die Gesellschaft beschaffen sein, damit die Menschen würdig und aus dem Vollen lebten? Wie müßten ihre Beziehungen sich gestalten, damit sie durch die Einsamkeit brächen, die jeden umgab, und endlich, endlich zu wahrer Gemeinschaft gelangten? Was ist gut – und was böse? Was ist Schicksal? Oder, um die Frage anders zu stellen: was sollte man anfangen, um wirklich, und nicht nur scheinbar, eins mit dem eigenen Leben zu werden, so daß man sagen könnte: »Ich und mein Schicksal sind eins«? Gespräche, die nie zu Ende gingen ... Die literarischen Cafés in Wien und Berlin und München und Paris und Zürich, mit ihren endlosen Diskussionen über ›Form‹, ›Stil‹ und ›Ausdruck‹, über den Sinn der politischen Freiheit, über



die Begegnung zwischen Mann und Frau ... Hunger nach Begreifen und oftmals auch nach Essen ... Und die Nächte, die man in ungehemmter Leidenschaft verbrachte: ein zerwühltes Bett im Morgengrauen, da die Erregung der Nacht schon im Abflauen war und allmählich grau und starr und leer ward: aber wenn der Morgen kam, vergaß man schnell die Aschen der Dämmerung und ging wieder mit schwingenden Schritten über die Straße und fühlte die Erde jubelnd erzittern ... Und das Entzücken, das aus einem neuen Buch oder einem neuen Menschenantlitz kam; suchen und eine halbe Antwort finden; und jene ganz seltenen Augenblicke, da die Welt plötzlich, sekundenlang, stillzustehen schien und du im Blitzlicht unbegreiflichen Begreifens sahst, daß jetzt, im nächsten Augenblick, etwas sich dir offenbaren würde, das noch nie einem andern offenkundig ward: die Antwort auf alle Fragen ...

Das waren sonderbare Jahre, jene frühen zwanziger Jahre in Mitteleuropa. Das weitverbreitete Gefühl gesellschaftlicher und moralischer Unsicherheit hatte eine Art verzweifelter Hoffnungsfreudigkeit hervorgebracht, die sich nunmehr in allerlei kühnen Versuchen auf den Gebieten der Musik, der Malerei und des Theaters äußerte und gleichzeitig auch zu tastenden, oftmals revolutionären Untersuchungen über die Morphologie der Kultur und Geschichte führte; aber Hand in Hand mit diesem gewaltsamen Optimismus ging eine seelische Leere – ein vage, zynische Gleichwertung aller Werte und Unwerte: denn man hatte angefangen, an des Menschen Zukunft zu zweifeln ...

Trotz meiner Jugend war es mir nicht verborgen geblieben, daß es nach der Katastrophe des Weltkrieges nicht mehr mit rechten Dingen in der zerbrochenen, bitteren, gefühlsmäßig allzu hoch gespannten europäischen Welt zugeht. »Das moralische Gesetz in mir«, von dem Kant einst gesprochen hatte, war den meisten europäischen Geistern abhanden gekommen, und das Streben nach materiellem Wohlbehagen war an seine Stelle getreten. Es gab wohl noch viele Individuen, die sich ihr moralisches Wissen erhalten hatten und nunmehr die verzweifeltsten Anstrengungen machten, es nicht am Geiste der Zeit verkümmern zu lassen; aber sie waren nur Ausnahmen. Der durchschnittliche Europäer – gleichgültig ob Demokrat oder Kommunist, Handarbeiter oder Intellektueller, Kirchengläubiger oder Agnostiker – gab sich in allen wesentlichen Belangen des Lebens nur einer einzigen Gottheit hin: er nannte sie technischer Fortschritt und betete

sie blindlings an im Glauben, das menschliche Leben könnte kein anderes Ziel haben als sich in ewig steigendem Maße von sich selber unabhängig zu machen. Die Tempel dieses Glaubens waren die gewaltigen Fabriken, die Kinos, die chemischen Laboratorien, die Tanzhallen, die Kraftwerke; und seine Priester waren die Bankiers, die Ingenieure, die Volkstribunen, die Filmsterne, die Statistiker, die Industriekapitäne, die Rekordflieger, die politischen Kommissare. Hinter der Fassade Ordnung und Organisation des Abendlandes herrschte ethisches Chaos; es verriet sich in der vollkommenen Abwesenheit aller Übereinstimmung über die Bedeutung von Gut und Böse und in der Selbstverständlichkeit, mit der man alles soziale und wirtschaftliche Streben dem Nützlichkeitsprinzip unterwarf – und die geschminkte Dame ›Nützlichkeit‹ war ja seit jeher bereit gewesen, mit jedem, der sie auch noch so leise anrief, zu jeder Zeit ins Bett zu gehen ... Unersättliche Selbstsucht im Einzelnen und Machtgier in der Gesamtheit: und die unvermeidliche Folge dieser Gier und Sucht war die Zerspaltung der abendländischen Welt in feindselige völkische und ideologische Gruppen, die, bis zu den Zähnen bewaffnet, nur darauf lauerten, einander zu vernichten, wann und wo auch immer ihre vielgesichtigen Nützlichkeitsbegriffe miteinander in Streit gerieten. Es schien gar nicht verwunderlich, daß der neue Menschentypus, den ein solches Wirrwarr hervorbrachte, nur einen einzigen Prüfstein besaß, um Recht vom Unrecht zu unterscheiden: den praktischen Erfolg.

Ich sah, wie verworren und glücklos unser Leben geworden war: wie wenig wirkliche Gemeinsamkeit es zwischen Mensch und Mensch gab – und dies allen kreischenden Fanfaren um ›Volkstum‹ und ›Gemeinschaft‹ zum Trotz –; wie weit wir von unseren Instinkten und unserem frühern Wissen um Wert und Unwert abgewichen waren; und wie eng, wie modrig unsere Seelen geworden waren ... Ich sah all dies: und dennoch fiel es mir niemals ein – so wie es auch keinem Menschen meiner Umgebung einzufallen schien –, daß eine Lösung oder wenigstens Teillösung unserer Verworrenheiten sich vielleicht aus anderen, nichteuropäischen Kulturerfahrungen ergeben könnte. Europa war der Anfang und das Ende all unseres Denkens; und nicht einmal meine Entdeckung von Laotse, im Alter von etwa siebzehn Jahren, hatte darin eine Änderung gebracht.

Es war eine wirkliche Entdeckung gewesen; ich hatte noch nie vorher von Lao-tse gehört und hatte auch nicht die geringste Ahnung von seiner Lehre,



*König Abd al-Aziz ibn Saud, 1930*

als ich eines Tages den *Tao-Tè-King* in deutscher Übersetzung auf dem Ladentisch einer Wiener Buchhandlung liegen sah. Der sonderbare Titel und der Name machten mich gelinde neugierig. Ich schlug das Buch aufs Geratewohl auf, las einen oder zwei der kurzen, aphoristischen Sprüche – und mit einemmal fühlte ich ein Erschauern, einen Stich von fast schmerzlicher Beglückung, und ich vergaß, wo ich war, und blieb verwurzelt, verzaubert stehen, das Buch in meiner Hand; denn in dem Buch erschaute ich das menschliche Leben in all seiner Abgeklärtheit und Gelassenheit, frei von Krampf und Zwiespalt, zu jener stillen Heiterkeit emporwachsend, die dem Menschenherzen immer offensteht, sobald er willens ist, sich seiner eigenen Freiheit zu erfreuen ... In diesem Buche, das wußte ich nun, stand Wahrheit: eine Wahrheit, die immer wahr gewesen war, wenn auch wir sie vergessen hatten: und jetzt erkannte ich sie wieder, jubelnd, so wie man jubelt, wenn man nach langer Wanderung in sein altes, lang entbehrtes Heim wiederkehrt ...

Von da an war Lao-tse mir mehrere Jahre lang ein Fenster, durch welches ich mir eine neue Welt begucken konnte; eine glasklare Lebenslandschaft, in der es weder Enge noch selbstgeschaffene Ängste gab und auch nicht jene kindische Besessenheit, die den Abendländer immerfort neuen, materiellen Errungenschaften nachjagen ließ, weil er glaubte, sich dadurch und nur dadurch sein Leben immer wieder sichern zu können ... Wohlverstanden, ein Streben nach materiellen Errungenschaften erschien mir durchaus nicht als falsch oder gar unnötig; im Gegenteil, ich betrachtete es nach wie vor als recht und nötig; ich sah jedoch nunmehr ein, daß dieses Strebens Ziel – die Gesamtsumme des menschlichen Glücks zu vermehren – nie verwirklicht werden könnte, solange wir unsere geistige Einstellung nicht wandelten und einen neuen Glauben an unbedingte Werte fänden. Wie aber eine solche Umwandlung zustande kommen und welcher Art jene neuen Werte sein sollten, war mir nicht recht klar. Es wäre sicher müßig gewesen, von den Menschen zu erwarten, daß sie ihre Willensrichtung änderten, bloß weil eine Predigerstimme wie die Lao-tses ihnen zurief, sich doch dem Leben in Freiheit aufzutun, anstatt es gierig an sich zu reißen zu versuchen und ihm solcherart Gewalt anzutun. Hier tat schon mehr als bloßes Predigen und Verstehen not: denn selbst wenn es dem Prediger gelänge, sich seinen abendländischen Hörern verständlich zu machen, würde ihre verstandesmäßige Einsicht allein ja doch nicht genügen, eine so tiefe Umwandlung ihrer Geisteshaltung herbeizuführen; ein neuer Her-

zensglaube tat not, eine neue, lodernde Hingabe an Werte, die kein Wenn und Aber duldeten: woher jedoch solchen Glauben nehmen ...?

Bei solchen Betrachtungen fiel es mir nicht ein, daß Lao-tses mächtige Forderung nicht etwa nur unsere zeitgebundene und deshalb vielleicht wandelbare Geisteshaltung anfocht, sondern sich vielmehr auf die Begiffe von Gut und Böse bezog, die jener Haltung zugrunde lagen. Hätte ich dies gewußt, dann wäre es mir klar geworden, daß Eropä seine innere Freiheit erst erlangen könnte, wenn es den Mut fand, die seelischen und ethischen Wurzeln seiner eigenen Kultur in Frage zu stellen. Ich war natürlich viel zu jung, um bewußt zu solch einer Schlußfolgerung zu gelangen: zu jung, um die Forderung des chinesischen Weisen in ihrem ganzen Umfang und ihrer stillen Größe zu erfassen. Allerdings, seine Botschaft erschütterte mich bis ins tiefste; sie gewährte mir den beglückenden Einblick in eine Lebensart, die es dem Menschen ermöglichte, eins mit seinem Schicksal und so mi sich selbst zu werden; aber da es mir eben nicht klar war, auf welche Weise eine Weltanschauung wie die Lao-tses innerhalb der abendländischen Lebensformen verwirklicht werden könnte, begann ich allmählich zu zweifeln, ob sie sich überhaupt verwirklichen ließe – denn ich hatte ja noch nicht einmal begonnen, mich zu fragen, ob die abendländische Lebensweise denn auch wirklich die einzig gangbare Lebensweise wäre. So wie alle anderen Menschen meiner Umgebung, war auch ich – ohne es zu ahnen – vollkommen in der egozentrischen Kulturauffassung des Abendlandes verstrickt und konnte mich ihr nicht entziehen.

Und so geschah es, daß die Botschaft des *Tao-Te-King* allmählich in mir verblaßte. Obwohl seine Stimme nie ganz zum Schweigen gebracht wurde, wich Lao-tse Schritt um Schritt in den Hintergrund zurück und nahm fast unmerklich die Gestalt eines lieblichen Poeten an. Man las ihn noch ab und zu und empfand jedesmal den Stich einer glückhaften Offenbarung; und jedesmal legte man das Buch mit dem leisen Bedauern fort, daß dies ja doch nur ein Traumruf wäre, ein Lockruf zu phantastischen, abseitigen elfenbeinernen Türmen. Und wengleich ich mit meiner zwiespältigen, verbitterten, habgierigen Umwelt durchaus nicht eines Sinnes war, hatte ich dennoch kein Verlangen, in einem Elfenbeinturm zu leben.

Ein Rückzug in die Beschaulichkeit war eben nicht mein Weg; ich wolle als ein Gegenwärtiger die Gegenwart erleben. Trotz all meinem Bemühen jedoch war es mir unmöglich, mich für irgendeines der Ziele und Bestrebungen zu erwärmen, die damals in Europa im Schwange waren und seine

Literatur, Kunst und Politik mit dem Summen lebhafter Diskussionen erfüllten – denn so sehr auch die meisten dieser Ziele und Bestrebungen miteinander in Widerstreit standen, war ihnen doch offenkundig eins gemeinsam: die naive Annahme, daß unser Leben aus seiner gegenwärtigen Verwirrung herausgehoben und ›gebessert‹ werden könnte, sobald es uns gelänge, unsere äußeren – wirtschaftlichen und politischen – Umstände zu bessern. Ich war überzeugt, daß äußerlicher Fortschritt allein und an sich niemals eine Lösung bringen könnte; und obwohl ich nicht wußte, wo die Lösung sich barg, konnte ich mich keineswegs an der Begeisterung beteiligen, die meine Zeitgenossen dem ›Fortschritt‹ entgegenbrachten.

Bei alledem fühlte ich mich nicht etwa unglücklich. Ich war nie besonders nach innen gekehrt gewesen, und gerade zu jener Zeit erfreute ich mich eines ziemlichen Erfolges in meinen praktischen Angelegenheiten. Wenn ich auch einer ›Karriere‹ als solcher kein allzu großes Gewicht beimaß, so schien mir doch meine Arbeit beim United Telegraph (wo ich nunmehr, dank meiner Sprachenkenntnis, dem Nachrichtendienst nach Skandinavien vorstand) erfreuliche Zukunftsaussichten zu bieten. Das Romanische Café, Nachfolger des alten Café des Westens, stellte für mich so etwas wie eine geistige Heimat dar; ich stand auf freundlichem und zuweilen auch freundschaftlichem Fuße mit Leuten, die berühmte Namen trugen – Schriftstellern, Künstlern, Journalisten, Schauspielern und Regisseuren – und betrachtete mich als ihnen zugehörig. Mein Leben war erregend, voll von Reizen und Versprechungen, farbig in der Vielfalt seiner Eindrücke. Nein, ich war sicherlich nicht unglücklich – sondern nur im Innersten unzufrieden, unbefriedigt, nicht wissend, wonach es mich eigentlich verlangte, und dabei auf jugendlich arrogante Weise überzeugt, daß ich es eines Tages wissen würde. Und so schwang ich im Pendelschlage meines eigenen Behagens und Unbehagens hin und her, und ähnlich erging es auch vielen anderen jungen Menschen in jenen sonderbaren Jahren: denn wenngleich kaum einer von uns wirklich unglücklich war, schienen nur ganz wenige wirklich glücklich zu sein.

Ich war nicht unglücklich: aber aus meiner Unfähigkeit, mir innerlich irgendeine der vielen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Hoffnungen meiner Umwelt zu eigen zu machen, ergab sich schließlich das unbestimmte Gefühl, daß ich dieser Umwelt nicht ganz angehörte; und neben diesem Gefühl schritt leise, und ebenso unbestimmt, ein Wunsch nach Zugehörigkeit – wozu? – und Teilhaben – woran?

Und dann eines Tages, im Frühjahr 1922, erhielt ich einen Brief von meinem Onkel Dorian.

Dorian war der jüngste Bruder meiner Mutter; da unser Altersunterschied nur dreizehn Jahre betrug, glich unsere Beziehung eher der zwischen Freunden als zwischen Onkel und Neffe. Er war Psychoanalytiker – Dr. Freuds ehemaliger Schüler – und leitete zur Zeit eine Irrenanstalt in Jerusalem. Da er dem Zionismus fernstand, andererseits auch für die Araber nicht viel übrig hatte und dazu noch Junggeselle war, fühlte er sich vereinsamt inmitten einer Welt, die ihm nichts zu bieten hatte als Arbeit und Einkommen; und in dieser Einsamkeit gedachte er seines Neffen. In seinem Brief erwähnte er jene Tage in Wien, da er mich, den Siebzehnjährigen, in die aufregend-neue Vorstellungswelt der Psychoanalyse eingeführt hatte, und schloß mit den Worten: »Möchtest du mich nicht hier besuchen und einige Monate bei mir bleiben? Ich werde deine Her- und Rückreise bezahlen; du kannst nach Berlin zurückkehren, wann es dir gefällt. Und solange du hier bist, wirst du in meinem ergötzlichen, alten arabischen Steinhaus wohnen (es ist herrlich kühl im Sommer und verdammt kalt im Winter). Wir werden unsere Zeit gut zusammen verbringen. Ich habe eine Unmenge von Büchern hier, und wenn du dich einmal an der wunderlichen orientalischen Szenerie sattgesehen hast, kannst du zu Hause sitzen und nach Herzenslust lesen ...«

Mein Entschluß war sofort gefaßt: ich wollte dem Rufe Dorians folgen. Es paßte mir gerade, den Pendelschlag meines Berliner Daseins durch eine große Reise zu unterbrechen und vielleicht auch, von Dorians Klugheit unterstützt, die vielen Fragen, die mich so beunruhigten, in einem neuen Licht zu sehen. Am nächsten Morgen teilte ich Dr. Dammert mit, daß »wichtige Geschäfte« mich zwangen, nach dem Nahen Osten zu reisen, und daß ich deshalb den United Telegraph binnen einer Woche verlassen müßte ...

Wenn jemand mir damals gesagt hätte, daß diese meine erste Berührung mit der islamischen Welt für mich weitaus mehr als eine Art Ferienreise bedeuten und gar zu einem Wendepunkt in meinem Leben werden würde, hätte ich eine solche Zumutung als höchst lächerlich abgewiesen. Nicht etwa, daß ich für die Reize des Morgenlandes – in meiner Erinnerung so romantisch mit *Tausend und einer Nacht* verknüpft – unempfänglich war; im Gegenteil, ich sah freudig all den mannigfachen Eindrücken entgegen, all den neuen Farben, exotischen Gebräuchen und seltsamen Begegnun-

gen: aber da ich nicht vermutete, diese Reise könnte mir möglicherweise auch Abenteuer im Geiste bringen, verband ich sie nicht mit Erwartungen persönlicher Art. Alles, was ich bis dahin erlebt hatte, bezog sich auf den einzig mir bekannten kulturellen Umkreis, den des Abendlandes; ich war im Glauben aufgewachsen, der Islam und seine Kulturgeschichte sei nur ein Seitenpfad – einer der vielen Seitenpfade – in der Geschichte der Menschheit; und von der Schule her war es mir geläufig, die Lehre Muhammads (von der ich natürlich kaum etwas wußte) als geistig und ethisch nicht sehr ›achtbar‹ anzusehen – als etwas, das man nicht im gleichen Atemzug mit dem Christentum oder Judentum erwähnen, geschweige denn mit diesen vergleichen könnte. Ich war eben durch und durch ein Abendländer, und im Zeichen des Abendlandes allein schien mir meine eigene Zukunft zu stehen.

Und da stand ich nun am Schiffsdeck auf meinem Weg ins Morgenland. Eine gemächliche Reise hatte mich nach Constanza und zum Schwarzen Meer und in diesen nebligen Morgen gebracht.

Ein rotes Barkensegel tauchte aus den Nebelschleiern hervor und huschte dicht an der Bordwand vorüber. Da es sichtbar ward, wußte man: die Sonne will durch den Nebel brechen. Ein paar fadendünne, bleiche Strahlen legten sich auf die Dünste überm Meer; in ihrer Blässe war etwas von der Härte des Metalls. Unter ihrem Druck bogen sich die milchigen Massen auseinander, die Mitte sank schwer und langsam gegen die Fläche des Wassers, rechts und links von den Strahlen stiegen die Nebelschwaden flügelartig in weitausholenden Bogen empor.

»Guten Morgen«, ertönte eine tiefe, volle Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und erkannte die schwarze Soutane meines Gefährten vom vorigen Abend und das freundliche Lächeln in einem Gesicht, das mir in den kurzen Stunden unserer Bekanntschaft vertraut geworden war. Der Jesuitenpater war halb polnischer und halb französischer Abstammung und lehrte Geschichte an einer Hochschule in Alexandrien; jetzt kehrte er dorthin von einer Ferienreise zurück. Wir hatten den ersten Abend an Bord, in Constanza, in lebhaftem Zwiegespräch verbracht. Obgleich es von allem Anfang an klar war, daß unsere Meinungen vielfach auseinandergingen, begegneten wir uns doch in vielen Punkten; und ich war auch schon reif genug, zu begreifen, daß ich hier einem glänzenden, ernstesten und zugleich humorvollen Geist gegenüberstand.

»Guten Morgen, Pater Felix. Sehen Sie sich doch diese See an ...«



Tag und Farbe waren mit der Sonne aufgezogen. Wir standen an der Reling unterm Hauch des Morgenwindes. Von der Unmöglichkeit verlockt, versuchte ich, die Farben der brechenden Meereswellen zu definieren. Blau? Grün? Grau? Es könnte Blau sein – aber schon huscht ein Schimmer von Amaranthrot, Widerschein der Sonne, über den konkav geschwungenen Wellenberg, während der Kamm in schneeigen Schaum zerfällt und stahlgraue, gekräuselte Fetzen darüberjagen. Was einen Augenblick zuvor ein Wellenberg war, ist jetzt nur zitternde Bewegung, Aufbrechen von tausend winzigen Strudeln, in denen – solange sie im Schatten liegen – das Amaranthrot in ein tiefes, gesättigtes Grün versinkt; und das Grün steigt wieder empor, wird zu einem Violett von metallischem Ton, einem oszillierenden Violett, schon verrinnend in Weinrot, um gleich darauf in Türkisblau zurückzuschellen – und das Türkisblau schießt hoch und wird zu Amaranthrot und zu einem neuen Wellenkamm, und zerbricht. Und wieder legt der Schaum sein Netz herrisch über die zappelnden Wasserhügel hin – und von neuem beginnt das ewige Spiel ...

Daß es mir nicht gelang, dieses Farbenspiel und seinen ewig wechselnden Rhythmus zu erfassen, gab mir ein fast körperliches Gefühl der Unruhe. Wenn ich nur ganz oberflächlich hinblickte, nur so aus dem Augenwinkel heraus, da kam es mir vor, sekundenlang, daß es doch möglich sein müßte, all diesen Farbenwechsel und diese Bewegung in einem einheitlichen Bilde aufzufangen; aber sobald ich mit bewußter Aufmerksamkeit hinschaute und Einzelheit mit Einzelheit, Teilbild mit Teilbild zu verknüpfen suchte, brach das Gesamtbild wieder auseinander und wurde zu einer Reihe zusammenhangloser Erscheinungen. Aber gerade aus dieser Schwierigkeit, aus dieser sonderbar quälenden Verwirrung formte sich mir mit großer Klarheit (oder was mir zumindest damals Klarheit zu sein schien) ein Gedanke, und ich sagte, beinah unwillkürlich: »Wer all dies mit seinen Sinnen zu ergreifen vermöchte, der könnte das Schicksal meistern ...«

»Ich verstehe wohl, was Sie meinen«, versetzte Pater Felix. »Aber warum sollte man denn das Schicksal zu meistern suchen? Um dem Leiden zu entgehen? Wäre es nicht besser, sich vom Schicksal freizumachen?«

»Sie sprechen ja beinah wie ein Buddhist, Pater Felix. Erscheint denn auch Ihnen das Nirwana als das Ziel allen Seins?«

»O nein, sicherlich nicht ... Wir Christen streben ja nicht nach einem Auslöschen des Lebens und Fühlens – wir bemühen uns nur, das Leben aus der Sphäre des Körperlich-Sinnlichen ins Seelische emporzuheben.«

»Muß man denn wirklich das Körperliche verneinen, um zum Seelischen zu gelangen? Ist dies nicht ein bitterer Verzicht?«

»Es ist kein Verzicht, mein junger Freund. Es ist der einzige Weg zum wahren Leben, zum Frieden ...«

Der Bosphorus öffnete sich, ein breiter Trichter mit Rändern aus Fels und Hügel. Hier und dort konnte man das luftige Schloß eines großen Herrn erkennen – Haus mit Säulendach und flachem Giebel, terrassierte Gärten, Zypressen, dunkel hochgereckt. Alte Janitscharenburgen, graugewichtige steinerne Massen, hingen überm Wasser gleich Vogelnestern. Wie aus weiter Ferne hörte ich die Stimme von Pater Felix:

»Sehen Sie, das tiefste Symbol aller menschlichen Sehnsucht – der Sehnsucht *aller* Menschen – ist ja das Paradiessymbol; man findet es in allen Religionen, in den verschiedensten Gewändern, aber sein Sinn ist immer der gleiche: das Verlangen, des Schicksals ledig zu werden. Die Menschen des Paradieses hatten kein Schicksal; sie erwarben es sich vielmehr erst später, nachdem sie den Versuchungen des Fleisches zum Opfer gefallen waren und in die Sünde stürzten. Und das ist eben die Erbsünde, unter der wir alle nunmehr leiden: das Stolpern der Seele über die hindernden Fleischestriebe.«

»Aber die Fleischestriebe, Pater Felix, sind doch ein Teil des menschlichen Wesens, und deshalb organisch berechtigt und notwendig ... ?«

Der Priester sah mich lächelnd an. »Sie irren sich. Die Triebe des Körpers sind nur ein Überbleibsel, ein tierisches Überbleibsel im Menschenwesen. Der wesentliche, menschliche, menschlich-göttliche Teil des Menschen ist allein seine Seele, und nur auf die Seele kommt es an, wenn wir vom Heil sprechen. Die Menschenseele strebt zum Licht, und das Licht ist Geist; infolge der Erbsünde jedoch ist unser Weg zum Geist mit Hindernissen besät, die sich aus der stofflichen, ungöttlichen Zusammensetzung unseres Körpers und seiner Triebe ergeben. Und deshalb geht es ja im Christentum darum, den Menschen von den unwesentlichen, ephemeren, fleischlichen Gegebenheiten seines irdischen Daseins zu befreien und ihm solcherart zu ermöglichen, ins Reich des Geistes heimzukehren.«

Die alte, doppeltürmige Festung Rumili-Hissar erschien zu unserer Rechten; eine ihrer gezinnten Mauern senkte sich schräg bis dicht ans Wasser herunter; in dem Halbkreis, den die letzten Mauerausläufer am Ufer bildeten, träumte ein kleiner türkischer Friedhof mit verfallenen Grabsteinen.

»Mag sein, Pater Felix, daß Sie recht haben; aber dennoch kann ich da

nicht ganz mit Ihnen mit ... Es erscheint mir irgendwie falsch, zwischen dem ›Wesentlichen‹ und dem ›Unwesentlichen‹ im Menschen zu unterscheiden und den Geist vom Fleische zu trennen, als ob sie im Widerspruch zueinander stünden ... mit einem Wort, ich kann nicht mit Ihnen übereinstimmen, wenn Sie den körperlichen Trieben, dem Fleische, dem erdgebundenen Schicksal allen Wert absprechen. Mein Verlangen geht in anderer Richtung; ich träume von einer Lebensform – wenngleich ich auch gestehen muß, daß ich sie noch gar nicht klar vor mir sehe – in welcher der ganze Mensch, Geist und Fleisch, volle Selbsterfüllung erstreben könnte: eine Lebensform, in welcher die Seele und die Sinne nicht als Feinde gegeneinanderstünden; in welcher es dem Menschen möglich würde, zu vollem Einklang mit sich selbst und mit dem Sinn seines Schicksals zu gelangen, so daß er am Mittag seines Lebens sagen könnte, ›Ich bin mein Schicksal‹.«

»Das war ja der hellenische Traum«, entgegnete Pater Felix, »und wohin hat er uns geführt? Zuerst zu den orphischen und dionysischen Mysterien, dann zu Plato und Plotinus, und so wiederum zur unvermeidlichen Erkenntnis, daß Geist und Fleisch einander feindlich sind ... Den Geist von der Herrschaft des Fleisches zu befreien: dies ist eben der Kern der christlichen Erlösungslehre, der Kern unseres Glaubens an die Selbstaufopferung unseres Herrn am Kreuze ...« Hier unterbrach er sich und wandte sich mir augenzwinkernd zu: »Ach, ich bin ja nicht immer Missionar ... verzeihen Sie mir, wenn ich zu Ihnen von einem Glauben spreche, der nicht der Ihre ist ...«

»Ich habe ja gar keinen«, beruhigte ich ihn.

»Ja«, sagte der Pater, »ich weiß es. Glaubensmangel, oder vielmehr die Unfähigkeit zu glauben, ist die Hauptkrankheit unserer Zeit. Sie, wie so viele andere, leben in einer Illusion, die Tausende von Jahren alt ist: die Illusion nämlich, daß man mit Hilfe der Vernunft allein den Weg zum rechten Leben finden kann. Nein – unser Intellekt kann niemals aus sich selbst heraus zur Wahrheit gelangen, weil er zu sehr in unser Streben nach stofflichen Zielen verwickelt ist; es ist der Glaube allein, der uns von solcher Verwicklung erlösen kann.«

»Glaube ...?« fragte ich. »Wie können Sie denn den Glauben von der Vernunft trennen? Sie sagten eben, es wäre unmöglich, durch die Vernunft allein zum wahren Wissen und zum rechten Leben zu gelangen; da muß der Glaube heran, sagten Sie. Hierin bin ich vollkommen eins mit Ihnen.

Könnten Sie mir aber vielleicht auch erklären, wie man zu einem Glauben kommt, wenn man keinen hat? Gibt es denn einen Weg zu ihm – ich meine, einen Weg, der unserm Willen offensteht?«

»Mein Freund – der Wille allein genügt nicht. Der Weg öffnet sich uns nur durch Gottes Gnade; aber er öffnet sich jedem, der aus der Tiefe seines Herzens um Erleuchtung betet.«

»Beten! Aber wenn man imstande ist, dies zu tun, glaubt man ja schon! Sie belieben, mich im Kreise herumzuführen, Pater Felix – denn wenn ein Mensch betet, so muß er doch von der Wirklichkeit dessen, zu dem er betet, schon überzeugt sein. Wie kam er denn zu dieser Überzeugung? Durch seinen Intellekt? Ist es also doch möglich, durch die Vernunft zum Glauben zu gelangen? Und überdies – was soll man denn mit dem Begriff der ›Gnade‹ anfangen, solange man sie nicht selbst erlebt hat?«

Der Priester zuckte mit den Achseln, bedauernd, wie mir schien: »Wenn es einem nicht beschieden war, Gott in sich selber zu erleben, so muß man sich eben durch die Erfahrung anderer, die Ihn erlebt haben, leiten lassen ...«

Einige Tage später landeten wir in Alexandrien, und am selben Nachmittag reiste ich nach Palästina weiter.

Der Zug strich pfeilgerade durch die weiche und feuchte Deltalandschaft dahin: wie ein Pfeil, wie ein Flug. Nilkanäle lagerten sich quer über unsern Weg, von den Segeln vieler Barken beschattet. Kleine Städtchen, staubgraue Häusergruppen und hellfarbene Minarette kamen und gingen. Dörfer aus übereinander geschachtelten Lehmhütten strichen vorüber. Abgeerntete Baumwollfelder; aufkeimende Zuckerrohrfelder; verwildert wuchernde dichtblättrige Palmen über einer ländlichen Moschee; Wasserbüffel, schwarz, schwergliedrig, von den schlammigen Tümpeln, in denen sie sich tagsüber gewälzt hatten, ohne Führer heimwärts wandernd. In der Ferne, Männer in langen Gewändern: sie schienen zu schweben, so leicht und klar war die Luft unter dem hohen, blaugläsernen Himmel. An den Kanalufeln schwankte das Schilf im Wind; Frauen in schwarzen Tüllkleidern schöpften Wasser mit Krügen aus Ton: wunderbare Frauen, schlank, langgliedrig; sie ließen im Schreiten die wiegende Bewegung des Oberkörpers aus dem ruhenden Becken emporwachsen, langstieligen Pflanzen gleich, die zart und dennoch kraftvoll im Winde schwanken. Junge Mädchen und Matronen hatten den gleichen gleitenden Gang.

Die Dämmerung wuchs und floß wie der Atem eines großen, ausruhenden Lebewesens. Wenn jetzt auf den Feldern die schmalgliedrigen Männer von der Arbeit heimkehrten, erschien die Bewegung ihres Gehens in die Länge gestreckt und aus dem schwindenden Tag herausgehoben; jeder Schritt zeichnete die Linie eines in sich gerundeten Daseins in die Luft: zwischen Ewigkeit und Ewigkeit immer nur der eine Schritt ... Vielleicht war es die berauschte Luft des Nildeltas, die diese Empfindung der Leichtigkeit und Glätte gebar; vielleicht auch kam diese Empfindung aus meiner eigenen Unruhe beim Anblick von so viel Ungewohntem; aber was auch immer die Ursache, ich fühlte plötzlich die ganze Last und Qual Europas in mir: Ziel und Absicht in allem Tun. Wie schwer war es doch für uns, zur Wirklichkeit zu gelangen ... Wir suchten sie zu erobern und ahnten nicht, daß sie sich dem Menschen nur dann gefangen gibt, wenn sie ihn überwältigt.

Der Schritt der ägyptischen Feldarbeiter war längst verweht; Ferne und Dunkelheit lagen zwischen ihm und mir; er schwang aber fort in meinem Hirn wie ein Hymnus von allen hohen Dingen.

Wir langten beim Suezkanal an, machten eine rechtwinklige Biegung und glitten eine Weile nach Norden, am graudämmernden Ufer entlang. Sie war wie eine gedehnte Melodie, diese lange Linie des Kanals bei Nacht. Das Mondlicht legte die Wasserstraße wie eine wirkliche, traumhaft breite Straße, wie ein dunkles Metallband hin. Die satte Erde des Niltals hatte plötzlich Dünenketten Platz gemacht, die fahl und überaus wach, wie kaum sonst eine nächtliche Landschaft, auf beiden Seiten den Kanal einschlossen. Aus der horchenden Stille hob sich manchmal das Gerippe einer Baggermaschine dunkel in die Luft. Jenseits, am anderen Ufer, huschte ein Kamelreiter vorbei, vorbei – kaum gesehen und schon von der Nacht verschluckt ... Was für ein großer, einfacher Strom: vom Roten Meer, durch die Bitterseen, zum Mittelmeer – mitten durch eine Wüste damit der Indische Ozean an Europas Hafendämme schlage ...

Bei Kantara wurde die Eisenbahnfahrt unterbrochen, und eine träge Fähre brachte die Reisenden übers stille Wasser hinüber. Dann mußte man noch eine Stunde auf die Abfahrt des palästinensischen Zuges warten. Ich saß vor dem kleinen Bahnhofsgebäude. Die Luft war warm und trocken. Da war die Wüste, rechts und links: grauschimmernd, verrinnend, von vereinzeltem Hundegebell durchbrochen. Ein Beduine, mit schweren Satteltaschen aus buntem Teppichstoff bepackt, kam von der Fähre her und

ging auf eine Gruppe im Dunkel zu, die ich erst jetzt als regungslose Männer und am Boden ruhende, reisefertig gesattelte Kamele erkannte. Der Neuangekommene war offenbar erwartet worden. Er warf seine Packtaschen auf eines der Tiere, einige Begrüßungsworte wurden halblaut gewechselt, die Männer stiegen auf, und im gleichen Augenblick erhoben sich die Kamele, zuerst mit den Hinterbeinen, dann mit den Vorderbeinen – die Reiter wippten nach vorn und nach hinten –, dann verschwanden sie mit leisen schlurrenden Geräuschen, man sah nur noch eine Weile die hellen schwankenden Leiber der Tiere und die weiten, braunweiß gestreiften Beduinenmäntel.

Ein Eisenbahnarbeiter schlenderte zu mir herüber; er trug einen blauen Overall und hinkte. Er zündete seine Zigarette an meiner an und fragte mich in gebrochenem Französisch:

»Sie fahren nach Jerusalem?« Und als ich mit einem Kopfnicken bejahte, setzte er hinzu: »Zum ersten Mal?«

»Zum ersten Mal.«

Er war daran weiterzugehen, dann blieb er stehen, drehte sich um und sagte: »Haben Sie schon die große Karawane aus der Sinai-Wüste gesehen, dort drüben? Nicht? Dann werde ich sie Ihnen zeigen. Sie haben noch reichlich Zeit.«

Unsere Schuhsohlen knirschten im Sande, als wir durch die stille Leere auf einem schmalen Dünenpfad aufwärts schritten. Ein Hund bellte in der Finsternis. Als wir über niedrige Dornbüsche stolperten und weitergingen, kamen uns Stimmen zu Ohr – wirr, gedämpft, wie von vielen Menschen –, und der scharfe und dennoch zarte Geruch vieler Tierleiber vermengte sich mit der trockenen Wüstenluft. Dann – wie wenn in Nebelnächten einer Großstadt der Schein einer noch unsichtbaren Laterne hinter einer Hausecke hervorbricht und eine Weile nur den Nebel leuchten läßt – erschien ein schmaler Lichtschein von unten her, gleichsam aus dem Boden, und stieg steil in die Dunkelheit empor: der Schein eines Lagerfeuers in einer Schlucht, die so tief und so dicht mit Dornbüschen bewachsen war, daß man ihren Grund nicht sehen konnte. Die Stimmen stiegen jetzt deutlicher herauf, aber die Sprecher waren noch unsichtbar. Ich hörte das Atmen vieler Kamele und das Aneinanderreiben ihrer Leiber in der engen Schlucht. Ein großer schwarzer Manneschatten fiel übers Licht, lief an der gegenüberliegenden Seite den Dünenhang hinauf und dann wieder hinunter. Nach einigen weiteren Schritten kam mir das ganze Lager vor

die Augen: ein großer Kreis von lagernden Kamelen, mit Haufen von Packtaschen und Säcken hier und dort, und Männergestalten dazwischen. Der Geruch der Tiere war schwer und süß wie Wein. Die Umrise ihrer Leiber verschwammen in der Dunkelheit, die nur unzulänglich vom Flackern des Feuers durchbrochen war; ab und zu bewegte sich eines von ihnen, hob den Hals hoch und zog die Nachtluft mit einem schnaufenden Laut ein, als ob es seufzte: und das war das erste Mal, daß ich das Seufzen der Kamele vernahm. Ein Schaf blöckte leise; ein Hund knurrte; und überall außerhalb der Schlucht war die Nacht schwarz und ohne Sterne.

Es war schon spät; ich mußte zum Bahnhof zurück. Aber ich ging ganz langsam den Pfad hinab, auf dem wir heraufgekommen waren, benommen und gleichsam betäubt, als hätte ein geheimnisvolles Erlebnis einen Zipfel meines Herzens gepackt und wollte es nun nicht loslassen.

Der Zug trug mich durch die Wüste Sinai. Ich war erschöpft und schlaflos vor nächtlicher Wüstenkälte und schleudernder Fahrt auf schwankenden Schienen über Flugsand. Mir gegenüber saß ein Beduine in weitem, braunem, faltigem Gewand, frierend auch er, das Gesicht ganz ins Kopftuch ver mummt. Er kauerte mit gekreuzten Beinen auf der Bank; auf seinen Knien lag ein silberbeschlagener krummer Säbel. Der Morgen war nahe. Draußen konnte man schon die Umrise der Dünen erkennen und die Kakteensträucher.

Ich entsinne mich noch, wie die erste Dämmerung kam – grauschwarz, Gestalten schaffend, Konturen langsam zeichnend – und wie sie die Sanddünen mählich aus der Dunkelheit heraushob und zu harmonischen Massen zurechtbaute. In dem immer heller werdenden Dämmerlicht erschienen ein winziges Zeltlager und huschte vorüber, und gleich darauf, wie Nebelschleier im Wind, senkrecht zwischen Pfählen ausgespannt, Fischernetze: Fischernetze in der Wüste, sich blähend im Morgenwind, Traumschleier, durchsichtige, unwirkliche, zwischen Nacht und Tag ...

Zur Rechten lag die Wüste; zur Linken das Meer. Drüben am Meeresstrand ein einsamer Kamelreiter; vielleicht war er die ganze Nacht hindurch geritten; nun schien er zu schlafen, zusammengeduckt im Sattel, und sie wiegen sich beide, Mann und Kamel, in gemeinsamer Melodie. Wiederum kleine, schwarze Beduinenzelte. Schon standen Frauen vor ihnen mit dem Krug auf dem Kopf, bereit, zum Brunnen zu gehen. Aus der aufhellenden Dämmerung schob sich eine gläserne, von unsichtbaren Pul-

sen durchzitterte Welt hervor, Wunder des Einfachen, des Nie-Endenden, nie bis an den Rand Erschöpften.

Mit immer breiteren und breiteren Strahlen schlug sich die Sonne über den Sand empor, und in einem orangegoldenen Feuerwerk zerbarst das Dämmergrau. Wir flogen durch die Oase von Al-Arisch, durch grüne Säulendome aus Palmstämmen, zehntausend Spitzbogen der Palmenzweige und braungrünes Gitterwerk von Licht und Schatten. Ich sah, wie eine Frau – den gefüllten Tonkrug auf dem Kopf – vom Brunnen kam und langsam einen Hügelpfad unter Palmen aufwärts schritt. Sie trug ein rot-und-blaues Kleid mit langer Schleppe und war wie eine hohe Frau aus der Legende.

Die Palmenhaine von Al-Arisch verschwanden so unversehens, wie sie gekommen waren. Wir fuhren durch muschelfarbenes Licht. Draußen, hinter den zitternden Fensterscheiben, eine Stille ohnegleichen. Allen Gestalten und Bewegungen war das Gestern und Morgen fremd – sie waren nur da, in berauschernder Einmaligkeit. Zarter Sand, vom Wind in Hügeln aufgebaut, die blaß-orange unter der Sonne aufglühten und altem Pergament ähnlich sahen – aber sanfter und nicht so brüchig wie jenes –, die Kämme klar und scharf wie Geigenstriche dahinschwingend, die Hänge weich gewölbt mit durchscheinenden farbigen Schatten – Violett und Lila und rostiges Rosa – in den flachen Vertiefungen und Buchten. Opalisierende Wolken, Kakteen hie und da, und manchmal auch langstielige, harte Gräser. Ein- oder zweimal sah ich magere, barfußige Beduinengestalten und eine Kamelkarawane mit Lasten von Palmenzweigen, die sie von irgendwoher irgendwohin schleppten. Ich war wie umhüllt von der großen Landschaft.

Einige Male hielten wir an kleinen Stationen, lose hingestellten Holz- und Wellblechbaracken. Braune, zerlumpte Knaben liefen mit Körben am Zuge entlang und boten Feigen, hartgekochte Eier und frische, braungoldene Fladenbrote feil. Der Beduine mir gegenüber stand langsam auf, wickelte sein Gesicht aus dem Kopftuch und öffnete das Wagenfenster. Sein Gesicht war hager, gebräunt, scharfgezeichnet – eines jener Falkengesichter, die immer gespannt geradeaus blicken. Er kaufte ein Stück Kuchen von einem der Knaben, drehte sich um und wollte sich wieder hinsetzen; da fiel sein Blick auf mich, und er brach wortlos den Kuchen entzwei und hielt mir eine Hälfte entgegen. Als er mein zögerndes Erstaunen sah, lächelte er – und ich bemerkte, daß dieses zarte Lächeln zu seinem Gesicht genauso gut paßte wie die Gespanntheit einen Augenblick zuvor – und



sprach ein Wort, das ich damals nicht verstand: tafaddal, »vergönne es mir«. Ich nahm den Kuchen entgegen und dankte ihm stumm, mit einem Kopfnicken. Ein anderer Mitreisender – er trug, mit Ausnahme seines roten Fez, europäische Kleidung und mochte wohl ein kleiner Händler sein – mischte sich als Dolmetsch ins beginnende Gespräch und sagte in stockendem Englisch:

»Er sagt, Sie Reisender, er Reisender; Ihr Weg und sein Weg ist zusammen.«

Wenn ich jetzt an dieses kleine Ereignis denke, kommt es mir vor, als wäre all meine spätere Liebe fürs arabische Wesen davon beeinflusst worden; denn in der Gebärde dieses Beduinen, der über alle Fremdheit hinweg in einem zufälligen Reisebegleiter den Freund erkannte und mit ihm sein Brot teilte, muß ich wohl schon damals den Schritt und den Atemzug einer freien Menschlichkeit verspürt haben.

Nach einer Weile erreichten wir das alte Gaza, das wie eine Burg aus Lehm auf einem Sandberg, hinter Kakteenwällen, sein verschollenes Dasein fristete. Mein Beduine nahm seine Packtaschen auf, nickte mir freundlich zu und stieg aus, mit der Schleppe seines Gewandes den Wagenstaub hinter sich fegend. Draußen auf dem Bahnsteig standen zwei andere Beduinen; sie begrüßten ihn mit einem Händedruck und Kuß auf beide Backen.

Der englisch-sprechende Händler legte seine Hand auf meinen Arm: »Kommen Sie; noch Viertelstunde Zeit.«

Vor dem Bahnhofsgebäude war eine Karawane gelagert; wie mein Begleiter mir mitteilte, waren es Beduinen aus dem nördlichen Hidschaz. Sie hatten braune, verstaubte, wildwarme Gesichter. Unser Freund war unter ihnen. Er schien eine Person von Bedeutung zu sein, denn sie umstanden ihn in losem Halbkreis und beantworteten die Fragen, die er an sie richtete. Als der Händler sie anredete, wandten sich alle uns zu, freundlich und, wie mir schien, ein wenig spöttisch unser städtisches Dasein erwägend. Eine Atmosphäre landschaftlicher Weite war um sie, und ich spürte ein starkes Verlangen, ihre Lebensart zu begreifen. Die Luft war trocken, vibrierend, seltsam durchdringend. Sie löste alles Starre auf, lockerte die Gedanken und machte sie still und träge. Sie vermittelte eine Empfindung der Zeitlosigkeit, die allen durchs Sehen, Hören oder Riechen wahrnehmbaren Dingen scharf betonte Eigenwerte verlieh.

Es begann mir aufzudämmern, daß Menschen, die aus dem Umkreis der Wüste stammen, notwendigerweise anders sein müssen als die aller

anderen Landstriche: frei von den vielen Verengungen und Besessenheiten – und vielleicht auch von den vielen Träumen die Bewohnern kälterer, reicherer Länder eigen sind; und weil sie um soviel mehr darauf angewiesen sind, sich auf die Unmittelbarkeit des eigenen Instinkts zu verlassen, müssen diese Wüstenbewohner notwendigerweise ein ganz anderes Wertmaß an die Dinge des Lebens legen.

Vielleicht war es eine Vorahnung der kommenden Umwandlung meines eigenen Seins, die mich an jenem ersten Tag in einem arabischen Lande beim Anblick der Beduinen ergriff und nie wieder losließ: Ahnung von einer Welt, die keine Begrenzung kennt und dennoch niemals formlos ist; die in sich geschlossen und dennoch allseits offen ist: eine Welt, die mit der Zeit meine eigene werden sollte. Ich kann natürlich nicht behaupten, daß eine solche Vorstellung mir schon in jenem Augenblick bewußt geworden wäre; nein, das gewiß nicht. Es war vielmehr so, wie wenn man zum ersten Mal ein fremdes Haus betritt und durch einen plötzlichen Geruch im Flur eine Ahnung dunkel empfängt von den Dingen, die da drinnen geschehen werden, und uns geschehen werden; und wenn es glückhafte Dinge sein sollen, so ist es ein Stich des Entzückens ins Herz – und man erinnert sich seiner viel später, da alles schon Wirklichkeit geworden ist, und sagt sich: »All dies habe ich vorausgeahnt, so und nicht anders, in jenem ersten Augenblick im Flur.«

## 2

Ein heftiger Wind weht über die Wüste, und Zayd meint, ein neuer Sandsturm sei im Anzug. Aber wengleich seine Befürchtung sich als grundlos erweist und kein Sandsturm kommt, verläßt der Wind uns dennoch nicht. Er folgt uns mit beständigen, starken Stößen; und allmählich, als wir in einen sandigen, flachgedehnten Talkessel hinunterreiten, vereinigen sich die Windstöße zu einem einzigen, rauschenden Sausen. Das Palmendorf vor uns, aus mehreren getrennten Ansiedlungen bestehend – jede von einer Lehmmauer umgeben ist in einen Nebel von wirbelndem Flugsand eingehüllt.

Diese Gegend hier ist eine Art Windloch: jeden Tag vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang rauscht hier der Wind mit gewaltigen Flügeln, um die Nacht über zu schweigen und am nächsten Morgen mit erneuter

Kraft wieder aufzuwachen; und die Palmen des Dorfes, ewig von solchem Wehen niedergedrückt, können nicht hoch emporwachsen, sondern bleiben niedrig, mit breiten Zweigen, immer mehr von den herannahenden Dünen bedroht. Das Dorf wäre schon längst vom Sande begraben worden, hätten nicht seine Einwohner um jeden Palmenhain Reihen von Tamarisken gepflanzt. Diese Bäume, widerstandsfähiger als Palmen, bilden mit ihren kräftigen Stämmen und immergrünen, raschelnden Zweigen lebendige Schutzmauern um die Pflanzungen und gewähren ihnen eine zweifelhafte Sicherheit.

Inmitten des sandigen Treibens lassen wir unsere Dromedare vor dem Lehmhaus des Dorfältesten niedergehen, um zu Mittag zu rasten. Der Empfangsraum ist kahl und dürftig, eine einzige kleine Strohmatte liegt am Boden vor dem gemauerten Kaffeeherd. Aber wie gewöhnlich macht arabische Gastfreundschaft auch hier die Armut der Behausung gleich wieder wett: denn kaum haben wir uns auf die Strohmatte gesetzt, als schon ein freundliches Feuer am Herde prasselt, der Duft frischgerösteter Kaffeebohnen und der messingne Klang des Kaffeemörsers der Stube einen wohnlichen Charakter verleiht und eine mächtige Schüssel voll hellbrauner Datteln dem Hunger der Reisenden auf halbem Wege entgegenkommt.

Der Hausherr – ein kleiner magerer Alter mit kranken, zusammengekniffenen Augen, nur mit einem baumwollenen Hemdrock und einem Kopftuch bekleidet – lädt uns zum Essen ein:

»Gott gebe euch Leben; das Haus ist euer Haus, greift zu in Gottes Namen. Das ist alles, was wir haben« – und er macht eine entschuldigende Gebärde mit der Hand, eine ergreifend einfache Bewegung, in welcher die Last eines ganzen Schicksals mit solch ungewollter Bildhaftigkeit zum Ausdruck kommt, wie sie nur Gesten instinktnaher Menschen zu eigen ist –, »aber die Datteln sind nicht schlecht. Esset, o Wanderer, wir können euch nur dieses Wenige bieten ...«

Die Datteln gehören auch wirklich zu den besten, die ich je aß; und der Hausherr freut sich unseres Hungers, da er ihn stillen kann. Dann fährt er fort:

»Der Wind, der Wind, er macht uns das Leben schwer; aber das ist Gottes Wille. Der Wind zerstört unsere Pflanzungen. Wir müssen immerfort kämpfen, damit sie nicht vom Sande verschüttet werden. Das war nicht immer so. In früheren Zeiten gab es nicht soviel Wind hier, und das Dorf

war groß und reich. Jetzt ist es klein geworden; viele unserer jungen Männer ziehen fort, denn nicht jeder hält solches Leben aus. Die Sandberge kommen immer näher, Tag um Tag. Bald werden wir keinen Raum mehr für die Palmen haben. Der Wind ... Aber laßt uns nicht klagen ... Ihr wißt ja, der Prophet – Gottes Segen sei über ihm – hat gesagt: ›Gott spricht: *Verfluchet nicht das Schicksal, denn siehe – Ich bin das Schicksal ...*«

Ich muß wohl zusammengefahren sein, denn der Alte hält mit dem Sprechen inne und sieht mich mit seinen verkniffenen Augen aufmerksam an; und als ob er begriffe, warum ich zusammenfuhr, lächelt er mit einem fast frauenhaft innigen Lächeln, das sich ganz sonderbar auf dem müden, verwitterten Gesicht ausnimmt, und wiederholt leise, wie für sich selbst: »... siehe, *Ich bin das Schicksal*« – und in dem Nicken, das seine Worte begleitet, liegt eine solch stolze, stille Bejahung der Wirklichkeit und des eigenen Lebens, wie ich sie noch nie sah, auch bei glücklichen Menschen nicht. Mit einer weiten, vagen, fast schon sinnlichen Gebärde beschreibt er in der Luft einen Kreis, der alles umfängt, was zu diesem Leben gehört: die armselige, dämmrige Stube, den Wind und sein ewiges Brausen, den Sand und sein unbarmherziges Vorrücken; Sehnsucht nach Glück, und Ergebung in das, was nicht geändert werden kann; die Schüssel voller Datteln; die Palmenhaine, die hinter ihren Tamariskenschilden mühsam ums Leben kämpfen; das Feuer am Herd; das Lachen einer jungen Frau irgendwo hinten im Hof: und in all diesen Dingen und der Gebärde, die sie aufrief und jetzt zusammenbringt, glaube ich den Gesang eines starken Geistes zu vernehmen – eines Geistes, der über allen Zwang der äußeren Umstände hinausgewachsen ist und nun mit sich selber in Frieden lebt.

Und ich denke an jene langvergangene Zeit zurück, an jenen Herbsttag in Jerusalem, vor zehn Jahren, da ein anderer alter Mann zu mir von Ergebung in Gott sprach, die allein imstande wäre, uns zum Frieden mit Ihm und somit auch mit unserm eigenen Schicksal zu führen.

In jenem Herbst 1922 wohnte ich im Hause meines Onkels Dorian in der Altstadt von Jerusalem. Es regnete fast jeden Tag; und da ich nur selten ausgehen konnte, saß ich viele Stunden lang am Fenster und betrachtete den großen Hof, der hinterm Hause lag. Er gehörte einem alten Araber, der – weil er einmal die Pilgerfahrt nach Mekka vollbracht hatte – *hadschi* genannt wurde; er vermietete Esel zum Reiten und Lastentragen und machte so den Hof zu einer Art Karawanserei.

Jeden Morgen, meist noch vor Tagesanbruch, wurden Lasten von Gemüse und Obst aus den umliegenden Dörfern auf Kamelen in den Hof gebracht und dann auf Eseln in die engen Basargassen der Innenstadt verschickt. Tagüber war der Hof von schweren, lagernden Kamelleibern und von schmetterndem Eselsgeschrei erfüllt, und Männer verrichteten allerlei Arbeiten um die Tiere. Es waren arme, zerlumpte Gesellen, diese Kamel- und Eseltreiber, aber sie benahmen sich wie große Herren. Wenn sie sich zu gemeinsamem Mahl am Boden niederhockten und schweigend flache Weizenbrote, ein Stück Käse oder ein paar Oliven aßen, konnte ich ihre derbe Vornehmheit und innere Stille nie genug bewundern: denn dies waren sichtlich Menschen, die sich selber – und einander – und den einfachen Alltagsdingen ihres Lebens Verehrung entgegenbrachten. Der *hadschi* humpelte unter ihnen an einem Stock herum (er litt schwer an Gicht und hatte geschwollene Knie) und wurde als eine Art Häuptling angesehen; sein Wort schien allen Befehl zu sein. Mehrere Male am Tage versammelte er sie zum gemeinschaftlichen Gebet, und wenn es nicht gerade allzu stark regnete, beteten sie im Freien: alle Männer Schulter an Schulter in einer langen Reihe und der *hadschi* als Vorbeter vor ihnen. In der Bestimmtheit und Gemeinsamkeit ihrer Bewegungen glichen sie Soldaten – sie verneigten sich wie ein Mann in der Richtung von Mekka, richteten sich wieder auf, knieten dann nieder und berührten mit der Stirn den Boden; und in den Pausen zwischen dem Verneigen und Niederfallen schienen sie den unhörbaren Worten ihres *imams* zu lauschen, der barfuß auf seinem Gebetsteppich stand, die Arme über der Brust gekreuzt, die Lippen lautlos bewegend und sichtbar in sich selbst versunken: und du sahst, daß er mit seinem ganzen Herzen betete.

Es störte mich irgendwie, ein so echtes Beten von Körperbewegungen begleitet zu sehen, die mir fast mechanisch vorkamen; und eines Tages fragte ich den *hadschi*, der ein bißchen Englisch verstand:

»Glauben Sie denn wirklich, daß Gott es von euch verlangt, Ihm durch solches Verneigen und Niederknien und Niederfallen Ehre zu bezeugen? Wäre es nicht besser, nur ins eigene Innere zu schauen und Ihn in der Stille des Herzens anzubeten? Wozu alle diese Körperbewegungen ...?«

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, da überkam mich schon Reue, denn ich wollte die religiösen Empfindungen des alten Mannes ja nicht verletzen. Der *hadschi* schien jedoch nicht im mindesten verletzt zu sein. Er grinste mit seinem zahnlosen Mund und antwortete:

»Wie sollten wir denn Gott anders anbeten? Hat Er denn nicht beides erschaffen, Seele und Körper, beide zusammen? Und da solches Gottes Wille war, soll man nicht sowohl mit dem Leibe als auch mit der Seele zu Ihm beten? Höre, ich will dir erklären, warum wir Muslims so beten, wie du uns beten siehst. Wir wenden uns der Kaaba, dem heiligen Tempel Gottes in Mekka, zu, wissend, daß die Gesichter aller Muslims, wo immer sie auch sein mögen, dorthin im Gebet gewandt sind und daß wir Gläubigen wie ein Körper sind, mit Ihm als dem Mittelpunkt unseres Seins. Zuerst stehen wir aufrecht da und sagen Verse aus dem Heiligen Koran auf, gedenkend, daß er Gottes Wort ist, dem Menschen gegeben, damit er aufrecht und standhaft im Leben bleibe. Dann sagen wir, ›Gott ist der Allergrößte, Gott allein ist groß‹, solcherart gedenkend, daß niemand und nichts außer Ihm der Anbetung würdig ist, und verneigen uns tief dabei, Ihm Ehre bezeugend, und lobpreisen Seine Macht und Majestät. Daraufhin knien wir nieder und berühren den Boden mit der Stirn – denn wir sind ja nur Staub und Nichtigkeit, und Er ist unser Schöpfer und Erhalter. Dann heben wir unser Antlitz vom Boden auf und bleiben eine Weile sitzen und bitten Ihn, daß er uns unsere Sünden vergebe und uns Seine Gnade zuteil werden lasse und uns den rechten Weg leite und uns Gesundheit und Lebensunterhalt gewähre. Dann werfen wir uns wieder zu Boden nieder und berühren den Staub mit der Stirn: denn Er ist der Allmächtige, der Gewaltige, der Eine. Dies getan, bleiben wir wieder sitzen und beten zu Ihm, daß Er den Propheten Muhammad segne, der uns Seine Botschaft überbracht hat, genau so wie Er Seine früheren Propheten segnete, und daß Er auch uns segne, sowie auch alle anderen, die den rechten Weg gehen; und wir bitten Ihn, uns das Gute in dieser Welt und das Gute im Jenseits zu gewähren. Am Ende wenden wir den Kopf nach rechts und nach links, sprechend, ›Friede und die Gnade Gottes sei mit euch‹ – und das ist unser Gruß an alle rechtschaffenen Menschen, wo immer sie auch sein mögen.

Solcherart betete unser Prophet, und solcherart befahl er allen Gläubigen in aller Zukunft zu beten, auf daß sie sich wissend und willig Gott hingeben – denn dies ist's, was das Wort *Islam* bedeutet: ›Hingabe an Gott‹ – und im Frieden mit Ihm und mit dem eigenen Schicksal leben.«

Der *hadschi* gab mir seine Erklärung natürlich nicht genau in diesen Worten, aber dies war seiner Worte Sinn, und so leben sie auch in meinem Gedächtnis fort. Erst Jahre später kam es mir zum Bewußtsein, daß der alte Mann mir mit seiner einfachen Erläuterung das erste Tor zum Islam

auftat; aber schon in jenen frühen Tagen, als ich noch nicht ahnte, daß der Islam einst auch mein Glaube werden würde, spürte ich eine ungewohnte Demut, sooft ich einen Menschen barfuß auf seinem Gebetsteppich stehen sah, die Arme über der Brust gekreuzt und das Haupt gesenkt, ganz in sich selber versunken, vergessend, was um ihn herum vorging, sei es in einer Moschee oder auf dem Trottoir einer Großstadtstraße: ein Mensch im Frieden mit sich selbst und seinem Schicksal.

Das ›arabische Steinhaus‹, über welches Dorian mir in seinem Brief berichtet hatte, war auch wirklich ergötzlich. Es stand am Rande der Altstadt gegenüber dem Jaffa-Tor. Seine weiten hochgebauten Räume schienen mit Erinnerungen an das Patrizierleben vollgesogen zu sein, das sich in vergangenen Generationen dort abgespielt hatte; und die Mauern widerhallten mit der lebendigen Gegenwart, die vom nahen Basar her auf sie zuströmte: Erscheinungen und Geräusche und Gerüche, dergleichen mir noch nie begegnet waren.

Von der Dachterrasse aus konnte ich das scharf umgrenzte Areal der Altstadt überblicken, mit den unregelmäßigen, vielfach gebrochenen Linien ihrer Gassen wie ein aus Stein gefertigtes Schnitzwerk anzusehen. Drüben am andern Ende, aber in seiner gewaltigen Größe ganz nah erscheinend, lag der Platz, auf dem einst Salomons Tempel gestanden hatte; die Al-Aqsa-Moschee – nach denen von Mekka und Medina die heiligste der islamischen Welt – erhob sich an seinem äußersten Rand und der ›Felsendom‹ in seiner Mitte. Dahinter fiel die Stadtmauer gegen das Kidron-Tal ab; und jenseits des Tales stiegen die sanften, unfruchtbaren Berge auf, die Hänge dünn mit runden Flecken – Olivenbäumen – bestreut. Im Osten, an der Straße nach Jericho, war der Boden etwas fruchtbarer, und da konnte man einen Garten sehen, der sich dunkelgrün, mauerumhegt gegen die Landstraße hin senkte: der Garten Gethsemane. Aus seinem Innern leuchteten, zwischen Ölbaumen und Zypressen, die goldenen Zwiebelkuppeln der russischen Kirche hervor.

Wie ein oszillierendes Gebräu aus alchimistischer Retorte, klar und doch von tausend unbestimmbaren Farben erfüllt, unfaßbar, unsagbar –: so sahst du vom Ölberg das Jordantal und das Tote Meer. Wellige Berge und wellige Berge, hauchzart gezeichnet in einer geheimnisvollen Luft, dahinten der tiefblaue Streifen des Jordan und die Rundung des Sees – und darüber hinaus, schon eine neue, geisterhafte Welt für sich, die dämmerigen

Berge Moab: eine Landschaft von so unglaublich vielfältiger Schönheit, daß deine Sinne sie nicht erfaßten und dein Herz vor Erregung zu klopfen begann.

Jerusalem war mir etwas gänzlich Neues. Aus jeder Ecke, fast aus jedem Stein der uralten Stadt sickerten geschichtliche Erinnerungen hervor: da waren Straßen, die Jesajahs Predigt gehört hatten, Pflastersteine, auf denen Jesus gewandelt war, Mauern, die schon alt gewesen waren, als der schwere Schritt der römischen Legionäre von ihnen widerhallte, Torbogen mit gemeißelten Inschriften aus Saladins Zeit. Da war das tiefe Blau des Himmels, wohl nicht ungewohnt für jemand, der andere Mittelmeerländer kannte: für mich jedoch, der in einem weitaus unfreundlicheren Klima aufgewachsen war, war diese Bläue wie ein Ruf und ein Versprechen. Über allen Häusern und Gassen lag ein zarter Opalschimmer. Die Bewegungen der Menschen schienen spontan zu sein und ihre Gebärden großartig. Der Menschen – das heißt, der Araber: denn diese waren es, die sich meinem Bewußtsein von allem Anfang an als Menschen dieses Landes offenbarten, Menschen, die aus seiner Erde und Geschichte hervorgewachsen und nun mit seiner Atmosphäre eins waren. Ihre Gewänder waren farbig und von biblischem Faltenwurf, und ein jeder von ihnen, *fellah* oder Beduine (denn man konnte hier des öfteren Beduinen sehen, die in die Stadt kamen, um ihre Waren zu verkaufen oder Einkäufe zu besorgen), ein jeder von ihnen trug sie in einer Art, die nur die seine war, immer ein bißchen anders als die anderen, so, als ob er aus dem Augenblick heraus eine eigene Mode erfunden hätte.

Gegenüber Dorians Haus, im Abstände von vielleicht dreißig Metern, erhoben sich die steilen, von der Zeit benagten Mauern der ›Davidsburg‹. Es war ein typisch arabischer Festungsbau aus dem Mittelalter (wahrscheinlich auf herodischen Fundamenten errichtet), mit einem schlanken, minarettähnlichen Wachturm; da aber hier, am Berge Zion, Davids Burg gestanden haben soll, halten die Juden auch heute noch an dem hochklingenden Namen fest. Auf der Seite der Altstadt stand ein niedriger, stämmiger Turm mit dem Eingangstor zur Burg, und ein steinerne Brückenbogen schwang sich über den Festungsgraben zum Tor hin. Auf diesem Brückenbogen sah ich fast täglich Beduinen stehen, und zwar immer wieder andere – sie schienen sich dort ein Stelldichein zu geben, wenn sie von draußen in die Stadt kamen oder sich voneinander trennen mußten. Eines Tages nun sah ich einen, der sich wie eine Gestalt aus der



biblischen Legende reglos und scharf gegen den silbergrauen Winterhimmel abhob. Er war groß und mager wie alle Beduinen; sein Gesicht mit hohen Backenknochen und einem kurzen rotbraunen Bart war düster und gelassen in seinem gesammelten Ernst, wartend und doch nicht erwartungsvoll. Seine weite braun-weiß gestreifte *abaja* war abgetragen und an den Säumen zerfetzt – und mir kam es vor, ich weiß nicht warum, als wäre sie auf langer Wanderung, in vielen Monaten der Gefahr und Flucht so verschlissen. War er vielleicht einer von der kleinen Kriegerschar, die den jungen David begleitete, als er vor dem kranken Haß seines Königs Saul floh? Vielleicht schlief jetzt David in einer heimlichen Höhle irgendwo im Judäischen Bergland, und dieser hier, dieser treue und tapfere Freund, war mit einem andern Gefährten in die königliche Stadt geschlichen, um die Stimmung Sauls zu erkunden. Jetzt wartete er auf den andern und war dunkler Ahnungen voll: er würde David keine gute Nachricht bringen ...

Da bewegte sich der Beduine, begann die Brücke herabzuschreiten, und meine Träumerei zerriß. Und dann entsann ich mich auch mit einem Ruck: dieser Mann hier war doch ein Araber, und jene anderen, jene biblischen Gestalten – waren Juden! Aber mein Erstaunen dauerte nicht lange: denn auf einmal ward es mir klar mit jener Klarheit, die zuweilen wie ein Blitzstrahl in uns aufbricht und in der Spanne eines Herzschlags die ganze Welt um uns erleuchtet, daß David und Davids Zeit, so wie Abraham und Abrahams Zeit, ihren arabischen Wurzeln – und deshalb auch dem heutigen Beduinen – weitaus näher standen als dem heutigen Juden, der ja den Anspruch erhebt, Abrahams und Davids Nachfahr zu sein ...

Und da wußte ich: die Araber, und nicht die Juden, sind die Träger des biblischen Erbes.

An vielen Tagen saß ich am Steingeländer unterhalb des Jaffa-Tors und sah mir das Getriebe der Menschen an, die in die Altstadt hereinkamen oder sie verließen. Hier rieben sie sich aneinander, drängten gegeneinander, Araber und Juden, in allen möglichen Abarten. Da waren die derbknochigen *fellahin* mit ihren weißen oder braunen Kopftüchern oder orangefarbenen Turbanen. Da waren die Beduinen mit scharfen, klargeschnittenen und fast ausnahmslos hageren Gesichtern; sie trugen sich auf eine eigentümlich selbstbewußte Art, hielten oftmals die Hände auf die Hüften gestützt und die Ellbogen seitwärts gespreizt, als nähmen sie es als selbstverständlich an, daß jeder ihnen ausweichen würde. Da waren Bauernfrauen in schwarzen oder blauen, mit weißer Stickerei über der Brust

geschmückten Baumwollgewändern; viele trugen einen flachen Korb frei auf dem Kopf und bewegten sich mit einer biegsamen, leichten Anmut, so daß man zuweilen, wenn man sie von hinten sah, eine sechzigjährige Alte für ein junges Mädchen hielt; auch ihre Augen schienen klar und vom Alter unberührt zu bleiben – es sei denn, daß sie von Trachoma, jener üblen ›ägyptischen‹ Augenkrankheit, befallen waren, die ein Fluch aller östlichen Mittelmeerländer ist.

Und da waren auch die Juden: einheimische Juden, mit einem *tarbusch* und einem arabisch anmutenden, bauschigen Mantel bekleidet und auch in ihren Gesichtszügen den Arabern ähnlich; Juden aus Polen und Rußland, die noch so viel von der Enge und Muffigkeit ihres vergangenen europäischen Daseins an sich hatten, daß ihre Stammverwandtschaft mit den stolzen *burnus*-bekleideten Juden aus Marokko oder Tunis einem nicht ohne weiteres einleuchtete. Aber obgleich die europäischen Juden von dem Bilde, das sie umgab, so sichtlich abstachen, waren sie es doch, die dem jüdischen Leben in Palästina den Ton angaben und somit auch für den überall fühlbaren Konflikt zwischen Juden und Arabern verantwortlich waren.

Was wußte der durchschnittliche Europäer in jenen Tagen von den Arabern? So gut wie gar nichts. Voller romantischer und irriger Auffassungen kam er nach dem Nahen Osten; und wenn er geistig ehrlich und unvoreingenommen war, mußte er sich bald gestehen, daß er in Wirklichkeit vom arabischen Leben keine Ahnung hatte. Mir war es ebenso ergangen. Bevor ich nach Palästina kam, hatte ich nicht einmal gewußt, daß es ein arabisches Land war. Es war mir natürlich bekannt gewesen, daß ›auch‹ Araber dort lebten, aber ich hatte sie mir immer nur als Nomaden und idyllische Oasenbewohner vorgestellt. Da alles, was ich früher über Palästina gelesen hatte, von Zionisten geschrieben war – die ja natürlich nur ihre eigenen Interessen und Probleme vor Augen hatten –, war es mir nicht in den Sinn gekommen, daß auch die Städte voll von Arabern waren; daß tatsächlich im Jahre 1922 in Palästina fünf Araber auf einen Juden kamen und daß das Land somit weitaus mehr arabisch als jüdisch war.

Als ich dies einmal Herrn Ussyschkin gegenüber, dem damaligen Vorsitzenden des Zionistischen Aktionskomitees, zur Sprache brachte, gewann ich den Eindruck, daß die Zionisten die arabische Mehrheit der Bevölkerung keineswegs zu berücksichtigen geneigt waren, noch auch dem arabischen Widerstand gegen den Zionismus eine wesentliche Bedeutung

beimaßen. Herrn Ussyschkins Antwort auf meine Frage zeigte nur seine Verachtung alles Arabischen:

»Es gibt hier keine wirkliche arabische Opposition gegen den Zionismus – das heißt, keine Bewegung, die im Volk ihre Wurzeln hätte. Was Sie als eine ›Opposition‹ betrachten, ist in Wirklichkeit nichts als das Geschrei einiger mißvergnügter Agitatoren. Und das wird in einigen Monaten, spätestens in ein paar Jahren, in sich zusammenbrechen.«

Dieses Argument gefiel mir nun gar nicht. Von allem Anfang an hatte ich die Empfindung, daß der Gedanke einer jüdischen Besiedlung Palästinas etwas Künstliches an sich hatte und den wahren Bedürfnissen des Judentums nicht entgegenkam; noch viel schlimmer jedoch war die Aussicht, daß das zionistische Unterfangen die ganze unlösbare Gesellschaftsproblematik Europas in ein Land verpflanzen würde, das ohne sie weitaus glücklicher wäre. Denn die Juden kamen ja nicht nach Palästina als ein Volk, das in sein Heimatland zurückkehrt: sie waren vielmehr entschlossen, es zu einem Heimatland zu *machen* – und zwar ein Heimatland nach europäischen Vorbildern und mit europäischen Zielen. Mit andern Worten, sie kamen als Fremde, als Eindringlinge her. Ich empfand es deshalb als selbstverständlich, daß die Araber den Gedanken einer jüdischen Heimstätte in ihrer Mitte aufs bitterste bekämpften; sie waren ja in ihren wesentlichsten Belangen bedroht und mußten sich gegen eine solche Bedrohung zur Wehr setzen.

In der sogenannten Balfour-Deklaration von 1917, die den Juden eine ›nationale Heimstätte‹ in Palästina versprach, sah ich ein grausames politisches Manöver nach dem alten Kolonialgrundsatz *divide et impera*. Im Falle Palästinas war dieser Grundsatz um so anstößiger, als die Engländer 1916 dem damaligen Herrscher Mekkas, Scharif Husayn, als Belohnung für seinen Aufstand gegen die Türken einen unabhängigen arabischen Staat versprochen hatten, der alle Länder zwischen dem Mittelmeer und dem Persischen Golf umschließen sollte. Sie brachen dieses Versprechen sofort: denn schon im nächsten Jahre trafen sie mit Frankreich das geheime Sykes-Picot-Abkommen, das den Franzosen die Herrschaft über Syrien und den Libanon einräumte, und verfügten durch die Balfour-Deklaration auch über Palästina, das sie den Arabern zugesagt hatten.

Wenngleich ich selber jüdischer Abstammung war, so erschien mir doch der Zionismus äußerst anstößig. Ich sah es als unmoralisch an, daß fremde Einwanderer, von einer fremden Großmacht unterstützt, mit der unver-

hohlenen Absicht ins Land kamen, allmählich zur Mehrheit zu gelangen und auf diese Weise ein Volk, das dieses Land seit undenklichen Zeiten besessen hatte, zu enterben. Und so geschah es auch, daß, sooft die jüdisch-arabische Frage zur Sprache kam – und das ereignete sich natürlich sehr häufig –, ich fast unwillkürlich für die Araber eintrat. Meinen jüdischen Freunden war eine solche Haltung geradezu unbegreiflich, um so mehr, als sie selber die Araber als rückständige Barbaren ansahen – ungefähr so, wie die europäischen Kolonisten in Zentralafrika die Busch neger ansehen. Sie schenkten der großen kulturellen Vergangenheit des arabischen Volkes nicht die geringste Beachtung. Es interessierte sie nicht im mindesten zu erfahren, was diese Menschen eigentlich dachten und was für Vorstellungen sie vom Leben hatten; kaum einer von ihnen gab sich die Mühe, Arabisch zu lernen; und jeder nahm ohne weiteres an, daß Palästina das rechtmäßige Erbe der Juden wäre.

Ich entsinne mich noch einer kurzen Unterhaltung, die ich über diese Frage mit Dr. Chaim Weizmann hatte, dem unbestrittenen Führer der zionistischen Bewegung. Er war gerade auf einem seiner häufigen zeitweiligen Besuche nach Palästina gekommen (sein ständiger Wohnsitz war damals, glaube ich, in London), und ich machte seine Bekanntschaft im Hause eines gemeinsamen jüdischen Freundes. Es war unmöglich, sich dem starken Eindruck zu entziehen, den die Energie dieses Mannes vermittelte – eine Energie, die sich sogar in seinen Körperbewegungen offenbarte, in dem langen, elastischen Schritt, mit welchem er rastlos im Zimmer auf und ab ging –, oder die bedeutende Geisteskraft zu verkennen, von welcher die breite Stirn und der durchdringende Blick Kunde gab.

Er sprach von den finanziellen Schwierigkeiten, die der schnellen Verwirklichung des Traums einer jüdischen Heimstätte im Wege standen, sowie auch von dem ungenügenden Widerhall, den dieser Traum im Auslande erweckte; und es befremdete mich, zu hören, daß auch er, wie die meisten anderen Zionisten, geneigt zu sein schien, die moralische Verantwortung für alles, was sich innerhalb Palästinas abspielte, der ›Außenwelt‹ zuzuschieben. Diese Entdeckung ließ mich für den Augenblick meine Jugend vergessen (ich war kaum dreiundzwanzig Jahre alt), und mit lauter Stimme brach ich in Dr. Weizmanns Rede ein:

»Und wie steht's denn mit den Arabern?«

Es war kein Zweifel, ich hatte mit meiner dissonanten Frage einen faux pas begangen: alle Anwesenden hoben erstaunt und zum Teil auch mißbil-

ligend die Köpfe hoch, während Dr. Weizmann sein Gesicht langsam mir zuwandte, die Tasse, die er in der Hand hielt, niedersetzte und meine Frage halb wiederholte:

»... wie es mit den Arabern steht?«

»Nun ja – was berechtigt Sie denn zu der Erwartung, daß es Ihnen gelingen wird, Palästina gegen alle arabische Opposition zu Ihrer Heimstätte zu gestalten? – denn die Araber sind ja hierzulande in der Mehrheit ...«

Der Zionistenführer zuckte mit den Achseln und antwortete trocken: »Wahrscheinlich werden sie nicht mehr lange in der Mehrheit bleiben.«

»Kann sein. Sie haben sich mit diesem Problem seit Jahren befaßt und kennen die Lage natürlich weit besser als ich. Aber ganz abgesehen von den politischen Schwierigkeiten, die der arabische Widerstand Ihnen in den Weg legen oder nicht legen wird – beunruhigt Sie denn die moralische Seite dieser Frage gar nicht? Glauben Sie nicht, es sei bitteres Unrecht, politisch und kulturell ein Volk zu verdrängen, dem dieses Land seit jeher Heimat war?«

»Aber es ist doch *unsere* Heimat!« versetzte Dr. Weizmann, die Augenbrauen hochhebend. »Wir erstreben ja nichts als das zurückzugewinnen, dessen man uns ungerechterweise beraubt hat.«

»Aber die Juden haben doch nahezu zweitausend Jahre nicht mehr in Palästina gelebt! Und vorher, bevor sie vertrieben wurden, herrschten sie hier kaum fünfhundert Jahre lang, und sogar damals nur über einen Teil des Landes und niemals über das ganze. Glauben Sie nicht, die Araber könnten mit derselben oder sogar einer besseren Berechtigung Spanien für sich zurückverlangen – denn sie führten ja fast siebenhundert Jahre lang das Zepter in Spanien und verloren es gänzlich erst vor fünfhundert Jahren?«

Dr. Weizmann war ersichtlich ungeduldig geworden: »Unsinn. Die Araber hatten ja Spanien nur *erobert*; es war ja nicht ihr Heimatland: sie waren Eindringlinge – und so war es nur recht, daß sie am Ende von den Spaniern vertrieben wurden.«

»Aber verzeihen Sie doch«, beharrte ich, »es scheint mir, Sie übersehen hier eine historische Tatsache. Wenn man's genau nimmt, kamen ja auch die Hebräer als Eroberer nach Palästina. Lange vor ihrem Erscheinen lebten viele andere semitische und nicht-semitische Stämme hier – die Amoriter, die Edomiter, die Philister, die Moabiter, die Hittiter. Diese Völkerschaften lösten sich doch nach der Ankunft der Hebräer nicht einfach auf, sondern

blieben hier und lebten neben den Hebräern weiter. Sie lebten hier in den Tagen der Königreiche Israel und Juda. Sie lebten hier, nachdem unsere – Ihre und meine – Vorfahren von den Römern vertrieben wurden. Sie leben hier noch heute: denn sind die gegenwärtigen palästinensischen Araber in Wirklichkeit etwas anderes als Nachkommen jener amoritischen und edomitischen und moabitischen Urstämme? Man spricht sie heutzutage als ›Araber‹ an und vergißt dabei, daß die echten Araber, die sich in Palästina und Syrien im Gefolge der islamischen Eroberungswelle ansiedelten, immer ja nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung ausmachten und daß die überwältigende Mehrzahl der sogenannten palästinensischen und syrischen ›Araber‹ in Wirklichkeit ja nur die arabisierten Ureinwohner des Landes sind. Ein Teil von ihnen nahm im Verlaufe der Jahrhunderte den Islam an, der andere Teil blieb christlich; es war nur natürlich, daß die Muslims sich durch Heiraten weitgehend mit ihren Glaubensbrüdern aus Arabien vermischten: aber können Sie denn ernstlich in Abrede stellen, daß die Mehrheit der arabischsprachigen Palästinenser, ob Muslims oder Christen, in gerader Linie von den frühesten Bewohnern Palästinas abstammt: den frühesten, denn sie waren ja schon Jahrhunderte vor den Hebräern hier angesiedelt gewesen?«

Dr. Weizmann lächelte höflich und überlegte über meinen Ausbruch und nahm ein neues Gesprächsthema auf.

Das Ergebnis meiner Intervention verursachte mir keine Freude. Ich hatte selbstverständlich nicht erwartet, daß Dr. Weizmann oder irgendein anderer der Anwesenden mir zubilligen würde, der Zionismus sei sittlich gesehen ein fragwürdiges Unterfangen: aber ich hatte doch gehofft, daß mein Eintreten für die Araber wenigstens eine leise Beunruhigung in diese Gesellschaft hineinbringen würde, die sich ja zum Teil aus den bedeutendsten Vertretern des Zionismus zusammensetzte, – eine Beunruhigung, die vielleicht zu größerer Selbstkritik und damit auch, möglicherweise, zu einer größeren Bereitwilligkeit führen könnte, dem arabischen Widerstand ein gewisses moralisches Recht zuzubilligen ... Aber nichts dergleichen hatte sich ereignet. Der erhoffte Widerhall blieb aus. Eine Mauer starrender Augen stand mir entgegen: eine scharfe Mißbilligung der Impertinenz, mit der ich da gewagt hatte, das fraglose ›Recht‹ der Juden in Frage zu stellen ...

Wie war es nur möglich, wunderte ich mich, daß geistig so begabte Menschen wie die Juden den zionistisch-arabischen Widerstreit nur vom jüdi-

schen Standpunkt aus betrachteten? Sahen sie denn gar nicht ein, daß das Problem der Juden in Palästina letzten Endes nur durch friedliche Zusammenarbeit mit den Arabern zu lösen war? Waren sie denn so hoffnungslos verblendet, nicht zu erkennen, welch eine schmerzliche Zukunft sich in ihren Plänen barg? – wieviel Kämpfe, wieviel Bitternis und Haß dem jüdischen Volke bevorstanden, wenn es solcherart ein Inselleben – und sei es zeitweilig auch noch so erfolgreich – inmitten eines Meeres feindlicher Araber führen würde?

Und wie seltsam, dachte ich mir, daß ein Volk, welches im Verlaufe seiner langen, tragischen Diaspora so viel Unrecht erlitten hatte, nunmehr bereit war, einem andern Volke elendes Unrecht anzutun – und noch dazu einem Volke, das gar keine Schuld am vergangenen jüdischen Leiden trug. Solch ein Phänomen, das wußte ich, war der Geschichte keineswegs unbekannt; aber es machte mich dennoch über alle Maßen traurig, es mit eigenen Augen mitansehen zu müssen.

Zu jener Zeit war meine Vertiefung in die politischen Probleme Palästinas nicht mehr nur durch meine Sympathie für die Araber und meine gefühlsmäßige Ablehnung des zionistischen Experiments bedingt, sondern auch durch das Wiederaufleben meiner journalistischen Interessen: denn inzwischen war ich Sonderkorrespondent der Frankfurter Zeitung geworden. Diese Verbindung war fast durch Zufall zustande gekommen.

Eines Abends war ich gerade dabei, einen Haufen alter Papiere aus meinem Handkoffer auszuräumen, als mir der Presseausweis in die Hand fiel, den ich ein Jahr vorher, anlässlich meines Interviews mit Frau Gorki, vom United Telegraph erhalten hatte. Da sie für mich jetzt ohne Nutzen war, wollte ich die Karte zerreißen; aber Dorian ergriff mich bei der Hand und rief scherzend aus:

»Nicht doch! Wenn du diesen Ausweis im Büro des Hochkommissars vorzeigst, wird man dich ein paar Tage später ins Government House zum Mittagessen einladen ... Journalisten sind hierzulande begehrte Kreaturen.«

Obwohl ich den nutzlosen Ausweis schließlich doch zerriß, brachte Dorian's Scherz mich auf einen Gedanken. Es lockte mich natürlich nicht im mindesten, zum Mittagessen ins Government House eingeladen zu werden – aber warum sollte ich nicht auch wirklich meinen Aufenthalt im Nahen Osten mir zu Nutze machen? In jenen frühen Nachkriegsjahren war es ja so wenigen deutschen und österreichischen Journalisten vergönnt,

diese Länder zu besuchen: wäre nicht dies eine Gelegenheit, meine alte journalistische Tätigkeit wieder aufzunehmen – und zwar nicht bei einer Nachrichtenagentur wie dem United Telegraph, sondern vielleicht bei einer der großen Tageszeitungen? Und mit derselben Geschwindigkeit, mit der ich gewöhnlich meine wichtigen Entschlüsse faßte, entschloß ich mich jetzt, mein Glück in der großen journalistischen Welt zu versuchen.

Obwohl ich zwölf Monate beim United Telegraph verbracht hatte, besaß ich keine nennenswerten Beziehungen zu irgendeiner Zeitung von Bedeutung; und da ich noch nie etwas unter meinem eigenen Namen veröffentlicht hatte, war ich in der Tagespresse vollkommen unbekannt. Dies entmutigte mich jedoch nicht. Ich schrieb einen Aufsatz über meine Eindrücke in Palästina und schickte Durchschläge davon an zehn deutsche Zeitungen mit dem Angebot, regelmäßig über den Nahen Osten zu berichten.

Das geschah in den letzten Monaten des Jahres 1922, also zu einer Zeit, da die Inflation in Deutschland katastrophale Ausmaße angenommen hatte. Nur ganz wenige Zeitungen waren imstande, Korrespondenten in ›harter‹ Währung zu zahlen: und so war es auch nicht weiter verwunderlich, daß von den zehn, an die ich mich gewandt hatte, ein Blatt nach dem anderen mir höflich Nein sagte. Nur ein einziges der zehn Blätter nahm, offenbar von meinem Aufsatz beeindruckt, meinen Vorschlag an, ernannte mich zum Sonderberichterstatler im Nahen Osten und legte gleichzeitig einen Vertragsentwurf bei über ein Buch, das ich nach meiner Rückkehr schreiben sollte. Dieses Blatt war die Frankfurter Zeitung.

Ich fiel fast um, als ich diesen Brief las. Es war mir nicht nur gelungen, mit einer Zeitung – und welcher Zeitung! – in Verbindung zu kommen, sondern ich hatte auch auf den ersten Anhieb einen Status erreicht, um den mich manch ein alter Journalist beneidet hätte ...

Ein Haken war ja nun doch dabei. Infolge der Inflation war auch die Frankfurter Zeitung nicht in der Lage, meine Arbeit in englischen Pfunden zu bezahlen. Das Honorar, das man mir mit einer gewissen entschuldigenden Geste anbot, sah zwar sehr ansehnlich in deutscher Währung aus, aber ich wußte sehr wohl – ebenso wie die Redaktion –, daß es kaum ausreichen würde, das Briefporto für meine Artikel zu bestreiten. Aber das war mir nur eine kleine Nebensache. Die Ehre, ständiger Korrespondent der Frankfurter Zeitung zu sein, galt mir eben weitaus mehr als das Geld. Dieses, davon war ich überzeugt, würde sich schon irgendwie finden. Und so machte ich mich – in der Hoffnung, daß früher oder später eine glückliche



Schicksalswendung es mir ermöglichen würde, den ganzen Nahen Osten zu bereisen – daran, über Palästina zu schreiben.

In der Zwischenzeit hatte ich mir sowohl unter den Juden als auch unter den Arabern recht viele Freunde erworben. Die Juden – das konnte natürlich nicht ausbleiben – betrachteten mich im allgemeinen mit einer Art verduzttem Mißtrauen, denn meine Vorliebe für die Araber kam ja nunmehr nicht nur in gelegentlichen Gesprächen, sondern auch in meinen Beiträgen für die Frankfurter Zeitung deutlich zum Ausdruck. Offenbar konnten sie sich nicht ganz darüber klarwerden, ob ich von den Arabern ›gekauft‹ wäre (denn im zionistischen Palästina war man seit jeher gewohnt, alles Geschehen vom geldlichen Standpunkt aus zu beurteilen) oder ob ich einfach ein wunderlicher Kauz von einem Intellektuellen wäre, der sich ins Exotische verliebt hatte. Aber nicht alle Juden, die damals in Palästina lebten, waren eben Zionisten; recht viele waren unterm Antrieb einer religiösen Sehnsucht nach dem Heiligen Lande und seinen biblischen Erinnerungen dorthin gekommen, und nicht etwa aus politisch-nationalen Gründen.

Zu dieser Gruppe gehörte mein holländischer Freund Jakob de Haan, ein kleiner, rundlicher, blondbärtiger Mann im Anfang der Vierzig, vormals Rechtsdozent an der Leydener Universität und nunmehr Sonderkorrespondent des Amsterdamer Handelsblad und des Londoner Daily Express. Ein Mann von tiefer religiöser Überzeugung – nicht weniger ›orthodox‹ als irgendein osteuropäischer Jude –, mißbilligte er den politischen Zionismus als solchen: denn er hielt daran fest, daß die Wiedererrichtung einer echten jüdischen Heimstätte im Gelobten Lande erst nach dem Kommen des Messias erfolgen könnte.

»Wir Juden«, sagte er öfters, »wurden vom Heiligen Land vertrieben und über alle Welt verstreut, weil wir die Erfüllung der Aufgabe versäumten, die Gott uns aufgetragen hatte. Wir waren von Ihm auserwählt worden, Sein Wort zu predigen – aber in unserem hartnäckigen Hochmut verfielen wir in den Glauben, daß Er uns nur um unseretwillen zum ›auserwählten Volk‹ gemacht hatte: und solcherart verrieten wir Ihn. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als Buße zu tun und unsere Herzen zu reinigen; und wenn wir eines Tages wieder würdig sind, Träger Seiner Botschaft zu sein, wird Er den Messias senden, und dieser wird die Knechte Gottes ins Gelobte Land zurückführen ...«

»Aber glauben Sie denn nicht«, fragte ich, »daß dieser messianische Gedanke auch dem Zionismus zugrunde liegt? Ich selber stimme ja diesem Gedanken nicht bei, das wissen Sie ja: aber ist es nicht jedem Volk ein natürliches Verlangen, eine eigene Heimstätte zu haben?«

Dr. de Haan sah mich mit schräggeneigtem Kopfe an: »Glauben Sie etwa, die menschliche Geschichte setzt sich nur aus einer Reihe von Zufällen zusammen? Ich glaub's nicht. Es war nicht ohne Sinn, daß Gott uns unser Land verlieren ließ und uns in die Welt verstreute; die Zionisten jedoch wollen dies nicht zugeben. Sie leiden eben immer noch an derselben geistigen Blindheit, die uns einst zum Sturze brachte. Aus den zweitausend Jahren der jüdischen Verbannung und des jüdischen Unglücks haben sie nichts gelernt. Anstatt den Versuch zu machen, die innersten Gründe unseres Unglücks zu begreifen, versuchen sie es jetzt, dieses Unglück gleichsam zu umgehen: sie wollen eine ›nationale Heimstätte‹ bauen und bedienen sich hierbei abendländischer machtpolitischer Bestrebungen: und damit berauben sie ein anderes Volk seiner Heimstätte.«

Jakob de Haans Ansichten machten ihn, begreiflicherweise, höchst unbeliebt bei den Zionisten (in der Tat, kurz nachdem ich Palästina verlassen hatte, erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß er in einer dunklen Nacht von Terroristen ermordet wurde). Zu der Zeit, von der ich spreche, beschränkte sich sein gesellschaftlicher Verkehr auf einige Juden seiner eigenen Gesinnung, vereinzelte Europäer und viele Araber. Den Arabern, insbesondere, neigte er sich stark zu, und diese schätzten ihn sehr hoch und luden ihn oft in ihre Häuser ein. Das war übrigens kennzeichnend für die arabische Stimmung in jenen Tagen. Jahrhunderte hindurch hatten sie die Juden mit einigem Wohlwollen als Nachbarn und Rassenverwandte betrachtet, und erst nach der Balfour-Deklaration trat ein Umschwung des Gefühls und politische Feindschaft ein. Aber noch zu Beginn der zwanziger Jahre fiel es den Arabern nicht schwer, zwischen ihren Feinden und Freunden unter den Juden zu unterscheiden.

Diese schicksalsschwangeren Monate meines ersten Aufenthalts unter den Arabern lösten in mir einen ganzen Zug von Eindrücken, Empfindungen und Betrachtungen aus; wortlose Hoffnungen persönlicher Art begannen sich zu regen und ans Bewußtsein zu pochen.

Ich hatte oft die Empfindung, als stünde ich im Mittelpunkt der Welt. Nicht etwa deshalb, weil in diesem Lande Christus gelebt und gepredigt



*Emir (später König) Abdallah von Jordan, 1923*

hatte und am Kreuze gestorben war; auch nicht, weil dort das jüdische Volk – das damals noch mein Volk war – seinen Anfang genommen hatte, in Härte aufwuchs und dann in Bitternis niederbrach; sondern aus einem andern Grund. Ich stand im Mittelpunkt der Welt, weil ich im arabischen Leben so stark wie nirgends sonst und nie zuvor die Wirklichkeit rauschen hörte; und so gewiß es ist, daß alle Lebensdinge ihren realen Wert erst durch die Bedeutsamkeit erlangen, die sie für einen Einzelnen besitzen: in der Wirklichkeitsfülle dieses arabischen Volkes lag auch für mich, der ich sie in jenem Augenblick wahrnahm, der Mittelpunkt der Welt.

Ich stand Angesicht zu Angesicht einem mir gänzlich neuen Lebensgefühl gegenüber. Ein warmer menschlicher Hauch schien aus dem Blute der arabischen Menschen in ihre Gedanken und Gebärden zu strömen; da war nichts von jenen schmerzhaften Seelenspaltungen zu sehen, jenen Gespenstern der Angst, Gier und innerer Verdrängung, die das europäische Leben so häßlich und hoffnungsarm machten. In den Arabern begann sich mir etwas zu offenbaren, wonach ich immer unbewußt gesucht hatte: eine gefühlsmäßige Unmittelbarkeit in allem Erleben, eine instinktive Offenheit für alle Fragen des Daseins – eine Vernunft des Herzens, möchte man beinah sagen.

Mit der Zeit wurde es mir äußerst wichtig, den Geist dieser Muslims zu erfassen: nicht etwa, daß ihr Glaube mich angezogen hätte (denn damals war mir noch recht wenig darüber bekannt), sondern weil ich in ihnen jenen Zusammenhang zwischen dem Seelischen und dem Sinnlichen sah, der uns Europäern schon längst verlorengegangen war. War es nicht vielleicht möglich, durch ein besseres Verstehen des arabischen Wesens und Lebens unser eigenes, abendländisches Leiden – die tragische Unfähigkeit, unsere seelische Ganzheit zu wahren – besser zu verstehen und vielleicht auch die Wurzel dieses Leidens zu entdecken? Herauszufinden, was es eigentlich war, das uns immerfort von jener heiteren Seelenfreiheit forttrieb, deren die Araber sich sogar noch in ihrem gesellschaftlichen und politischen Niedergang zu erfreuen schienen und die einst, ohne Zweifel, auch unser Teil gewesen war? Sie mußte einst unser Teil gewesen sein – denn wie hätten wir sonst die große Kunst unserer Vergangenheit schaffen können, die gotischen Kathedralen des Mittelalters, das überschäumende Lebensgefühl der Renaissance, Rembrandts Helldunkel, Bachs Fugen und Mozarts heitere Träume, die stolze Farbenpracht unserer Bauernkunst und Beethovens brausenden, gewalttätig-sehnsüchtigen Aufstieg zu jenen

nebelhaften, kaum sichtbaren Gipfeln, auf denen der Mensch sich sagen könnte: »Ich und mein Schicksal sind eins«...?

Aber wir hatten den Kontakt mit unseren Seelenkräften verloren und konnten sie daher nicht mehr richtig verwenden. Nie wieder würde ein Beethoven oder ein Rembrandt unter uns erstehen. Anstatt dessen konnten wir nur noch jenes verzweifelte Tasten nach »neuen Ausdrucksformen« in Kunst, Literatur, Soziologie, Politik und einen bitteren Kampf zwischen Schlagworten und ausgetüftelten Prinzipien; und keine unserer Maschinen und Wolkenkratzer und mechanischen Zukunftsträume war imstande, die zerbrochene Ganzheit unseres Seins wieder heil zu machen ... Und dennoch – war der seelische Glanz der europäischen Vergangenheit für immer verloren? War es nicht vielleicht doch noch möglich, etwas von dem Verlorenen wiederzufinden, falls es uns gelänge, herauszufinden, woran wir eigentlich krankten?

Und was anfangs kaum mehr gewesen war als Sympathie für die politischen Ziele der Araber, die äußere Erscheinung arabischen Lebens und die seelische Sicherheit dieser Menschen, wandelte sich in mir allmählich, unmerklich zu einer persönlichen Suche. Ich wurde in steigendem Maße von dem Verlangen erfüllt, zu erfahren, was es war, das dieser seelischen Sicherheit zugrunde lag und das arabische Leben vom europäischen so verschieden gestaltete: und dieses Verlangen schien auf geheimnisvolle Weise mit meinen eigenen, innersten Problemen verquickt zu sein. Ich fing an, nach Pforten Ausschau zu halten, durch die ich eine tiefere Einsicht ins Wesen der Araber erlangen könnte, in das Gedankengut, dem sie ihre gesellschaftlichen Formen verdankten, in die Vorstellungen, aus denen sie ihr Urteil über Gut und Böse schöpften. Ich fing an, Buch nach Buch über die Geschichte, Kultur und Religion der Araber zu lesen. Und in meinem Drange, zu entdecken, was es war, das des Arabers Herz bewegte und seinen Geist erfüllte und ihm Richtung gab, spürte ich schon einen Drang, die verborgenen Kräfte zu entdecken, die mich selber bewegten und mich erfüllten und mir Richtung zu geben versprochen ...

## IV STIMMEN

### 1

Wir reiten, und Zayd singt. Die Dünen sind niedriger jetzt und stehen weiter auseinander. Hie und da tauchen im Sande Kiesflächen und splittrige Basaltbrocken auf, während in der Ferne vor uns, gegen Süden, schattenhafte Gebirgskonturen emporwachsen: die Berge des Dschabal Schammar.

Die Worte, die Zayd singt, dringen undeutlich und verschwommen in meine Schläfrigkeit ein; aber im gleichen Maße, wie sie sich meinem Bewußtsein entziehen, erlangen sie eine ganz andere, tiefere Bedeutsamkeit, die mit ihrem äußeren Sinn kaum noch etwas zu tun hat.

Es ist eines jener Kamelreiterlieder, wie man sie so oft in Arabien hört: Gesänge, die die Männer singen, um ihre Dromedare in schnellem, regelmäßigem Schritt zu halten und selber nicht im Sattel einzuschlafen – Gesänge von Wüstenmenschen, in eine Landschaft hineingeboren, die weder Grenzen hat noch ein Echo trägt: immer in Dur, in einer einzigen Stimmlage gesungen, locker und spröde und ein bißchen rauh, hoch aus der Kehle kommend, sanft in der trockenen Luft verfließend: Hauch der Wüste, in eine menschliche Stimme gebannt. Niemand, der durch Wüstenländer gereist ist, vermag diese Stimmen je zu vergessen. Sie bleiben sich immer gleich – in Arabien und in der Sahara, in Balutschistan und in der Libyschen Wüste – überall, wo die Erde leer und unfruchtbar, die Luft heiß und allseits offen und das Leben hart ist.

Wir reiten, und Zayd singt, so wie vor ihm sein Vater sang, und alle anderen Männer seines Stammes und vieler anderer Stämme, Tausende von Jahren hindurch: denn Tausende von Jahren hat es gedauert, bis diese eintönigen, eindringlichen Melodien geprägt, gemodelt, gerundet und in endgültige Form gebracht wurden. Ungleich der vieltönigen Musik des Abendlandes, die immer nach dem Ausdruck persönlichen Fühlens strebt, scheinen diese arabischen Melodien, mit ihrer ewig sich wiederholenden Tonfolge, nur Klangsymbole eines Gefühlswissens zu sein, das nicht ei-

nem, sondern vielen gehört – nicht etwa dazu berufen, Stimmungen in dir zu erwecken, sondern dich an deine eigenen seelischen Erfahrungen zu erinnern. Sie sind der Atmosphäre der Wüste entsprungen, dem Rhythmus des Windes und des Nomadenlebens, der Wahrnehmung unendlicher Weiten, der Betrachtung einer ewigen Gegenwart: und genau so, wie die grundlegenden Dinge des menschlichen Lebens sich immer gleichbleiben, sind auch diese Melodien zeitlos und unwandelbar geblieben.

Im Abendland ist solche Unwandelbarkeit kaum denkbar, denn dort gehört ja Vieltönigkeit nicht nur zur Musik, sondern zu allem menschlichen Streben und Verlangen. Kühles Klima, fließendes Wasser, der Wechsel der vier Jahreszeiten: diese Elemente geben dem Leben eine so vielschichtige Bedeutsamkeit und so viele widerstreitende Willensrichtungen, daß der Abendländer notwendigerweise von vielen Sehnsüchten und deshalb auch von rastlosem Tatendrang getrieben wird. Er muß immerfort schaffen, bauen und überwinden; sein Dasein ist komplex und von ewig wechselnden Spannungen erfüllt: und dieses Wechselvolle, Spannungsvolle spiegelt sich auch in seinem Singen wider. Aus der abendländischen Gesangsstimme, die aus der Brust hervorquillt und immer in verschiedenen Tonlagen auf und ab spielt, spricht jene ›faustische‹ Wesensart, die den Abendländer zwingt, viel zu träumen, vieles zu begehren, nach vielem erobernd zu streben – aber vielleicht auch vieles zu entbehren und es schmerzhaft zu entbehren. Denn des Abendländers Welt ist eine geschichtliche Welt: ewiges Werden, Geschehen, Vergehen. Ihr mangelt jene Ruhe, die nur von der Stille und vom Stillstehen kommen kann; die Zeit ist ein Feind, dem man immer mit Verdacht begegnet; und niemals hallt im Jetzt ein Klang der Ewigkeit ...

Um den Araber jedoch ist es ganz anders bestellt. Seine Wüsten und Steppen locken nicht zum Träumen: sie sind hart und tageshell und kennen kein Zwielflicht des Gefühls. Das Innere und das Äußere, das Ich und die Welt sind ihm keine gegensätzlichen oder gar gegnerischen Begriffe, sondern nur verschiedene Ausdrucksformen einer einheitlichen Gegenwart; keine heimlichen Ängste und Schuldgefühle herrschen über seinem Leben; wenn er etwas tut, so tut er es nur, weil äußere Notwendigkeit und nicht etwa Sehnsucht nach innerer Sicherung ihn dazu drängt. Dank einer solchen Einstellung schreitet die Technik und Organisation der arabischen Welt natürlich viel langsamer vorwärts als die des Abendlandes – dafür aber hat der Araber es verstanden, sich seine Seele unversehrt zu wahren.

Wie lange noch, frage ich mich in plötzlichem Erschrecken, wird Zayd und Zayds Volk imstande sein, angesichts der Gefahr, die so unaufhaltsam, so erbarmungslos heranrückt, sich seine Seele unversehrt zu wahren? Es ist dem Morgenland nicht mehr möglich, dem Abendland nur passiv zu begegnen. Tausenderlei fremde Kräfte politischer, sozialer und wirtschaftlicher Natur hämmern an die Tore der islamischen Welt. Wird diese Welt dem Druck des abendländischen zwanzigsten Jahrhunderts unterliegen und hierbei nicht nur ihre eigenen Kulturformen, sondern auch ihre seelischen Wurzeln verlieren?

## 2

In all meinen Jahren im Mittleren Osten – als mitfühlender Außenseiter von 1922 bis 1926, und später, nachdem ich Muslim geworden war, als Teilnehmer am islamischen Schicksalsweg – ist es mir ständig bewußt gewesen, daß das Eindringen europäischer Gedanken und Interessen sich unheilvoll für die islamische Welt auswirken muß. Was sich da vor uns abspielt, ist nicht etwa nur das Aufeinanderprallen zweier kultureller Strömungen, wie man es so oft in der Geschichte beobachten konnte, nicht etwa eine fruchtbare Begegnung zwischen Ideen –: sondern nackte Vergewaltigung auf der einen Seite und, auf der anderen, der tragische Verfall einer Kulturwelt, die zwar noch lebendig und wertvoll ist, jedoch nicht über genügende äußere Machtmittel verfügt, um sich innerlich stark zu erhalten und jene Vergewaltigung erfolgreich abzuwehren. Und sooft die Muslims es doch versuchen, ihr kulturelles Dasein und ihre politische Unabhängigkeit zu verteidigen, spricht man in Europa, mit der Miene beleidigter Unschuld, von ihrer ›Fremdenfeindlichkeit‹.

Europa hat sich schon seit langem daran gewöhnt, alles Geschehen in der islamischen Welt nur vom Standpunkt abendländischer Interessensphären aus zu beurteilen; Blindheit gegenüber nicht-europäischen Kulturbelangen ist eben seit jeher für die europäische Haltung kennzeichnend gewesen. Während die öffentliche Meinung des ganzen Abendlandes (mit Ausnahme Englands) den Freiheitskämpfen der Irländer oder (mit Ausnahme Rußlands und Deutschlands) denen der Polen immer reichliche Sympathie entgegenbrachte, erstreckt sich diese Sympathie kaum je auf die durchaus wesensverwandten Bestrebungen der Muslims. Als Entschul-



digung dient hierbei die politische Uneinigkeit und wirtschaftliche Rückständigkeit des Morgenlandes; und jede, auch noch so gewalttätige abendländische Intervention wird von ihren Urhebern scheinheilig damit begründet, daß man ja nicht nur um eine Wahrung ›legitimer‹ europäischer Interessen, sondern auch um eine Sicherung des Fortschritts unter den Einheimischen selbst bestrebt sei. (Ich entsinne mich hierbei jedesmal der Worte Theodor Fontanes, als er von der englischen Kolonialpolitik sprach: »Die Engländer sagen immer ›Christus‹ – meinen aber Kattun ...«)

Vergessend, daß jedes unmittelbare und noch so ›wohlwollend‹ verbrämte Eingreifen ins Leben eines anderen Volkes unweigerlich die innere Entwicklung dieses Volkes hemmen muß und mitunter auch vernichtet, sind abendländische Beobachter des Morgenlandes fast immer bereit, die salbungsvollen Erklärungen der Kolonialpolitiker widerspruchslos zu schlucken. Sie sehen eben nur die neuen Eisenbahnen, die die Kolonialmächte bauen, nicht aber die Zerstörung der Gesellschaft im unterworfenen Lande; sie zählen die Kilowatt der neuen Elektrizitätswerke, nicht aber die Wunden, die dem Stolz eines Volkes beigebracht werden. Dieselben Abendländer, die nie bereit waren, der alten K. u. K. Monarchie ihre angebliche ›zivilisatorische Aufgabe‹ als einen Entschuldigungsgrund für ihre Balkanabenteuer zuzubilligen, lassen mit aller Nachsicht denselben Vorwand gelten, sobald es sich um die Engländer in Ägypten, die Russen in Zentralasien, die Franzosen in Marokko oder die Italiener in Libyen handelt. Und niemals kommt es ihnen in den Sinn, daß so manche der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mißstände in der gegenwärtigen islamischen Welt eine unmittelbare Folge gerade dieser ›besorgten Anteilnahme‹ des Abendlandes sind – denn die abendländischen Übergriffe zielen ja immer darauf hin, die in diesen Ländern bereits vorhandene Uneinigkeit zu verewigen und zu vertiefen und es solcherart ihren Völkern unmöglich zu machen, aus Eigenem zu positiver Entfaltung zu gelangen.

All dies kam mir schon in meinen ersten Monaten in Palästina zum Bewußtsein, als ich die zweideutige Haltung der britischen Politik im arabisch-zionistischen Konflikt betrachtete: und es wurde mir vollends klar zu Anfang 1923, als ich nach vielen Wanderungen durch ganz Palästina schließlich nach Ägypten kam, welches damals in einem fast permanenten Aufstand gegen das britische ›Protektorat‹ begriffen war. Bomben wurden geworfen, britische Soldaten wurden überfallen und nicht selten auch getötet; die britischen Behörden antworteten jedesmal mit neuen Repres-

salien – mit Standrecht, politischen Verhaftungen, Verbannung der nationalen Führer, Zeitungsverboten. Aber keine dieser Maßnahmen, auch die strengste nicht, konnte das ägyptische Verlangen nach Freiheit bezähmen. Durch das ägyptische Volk ging, fast hörbar, ein leidenschaftliches Aufschluchzen. Nicht etwa der Verzweiflung: sondern vielmehr der schmerzlichen Begeisterung eines Volkes, das nicht nur das Bewußtsein seiner Kraft gefunden hatte, sondern auch einen Sinn, für den es seine Kraft einsetzen konnte.

Nur die reichen Paschas, die Latifundienbesitzer, waren in jenen Tagen der britischen Herrschaft gegenüber versöhnlich und ›liberal‹ gestimmt, denn sie wußten wohl, daß die nationale Freiheit auch das Ende ihrer eigenen Privilegien mit sich bringen würde. Die unzähligen anderen – einschließlich der elenden *fellahin*, denen ein Morgen Land pro Familie als ein begehrenswertes Besitztum erschien – unterstützten die Freiheitsbewegung. An einem Tage schrien die Zeitungsverkäufer auf den Straßen: »Das Direktorium des Wafd auf Befehl des Militärgouverneurs verhaftet!« – aber am nächsten Tage waren schon neue Führer da, die Lücken füllten sich immer wieder, der Hunger nach Freiheit wuchs, und mit ihm der Haß. Europa hatte jedoch nur ein Wort hierfür: ›Fremdenfeindlichkeit‹.

Das war mein erster Eindruck in Ägypten im Februar oder März 1923. Ich war allmählich des Herumsitzens und Herumwanderns in Palästina müde geworden und wollte meine Arbeit für die Frankfurter Zeitung auch auf andere Länder des Nahen Ostens ausdehnen. Dorians finanzielle Umstände erlaubten ihm nicht, mir zu einer weitläufigen Reise zu verhelfen; aber als er sah, wie sehr es mich nach größeren Weiten verlangte, schoß er mir eine kleine Geldsumme vor, die für eine Reise nach Kairo und einen zweiwöchigen Aufenthalt dort genügte.

In Kairo fand ich Unterkunft in einer engen Gasse, in der ägyptische Handwerker und griechische Krämer und keine ›besseren Europäer‹ wohnten. Meine Wirtin war eine alte Triestinerin, groß, dick, schwerfällig, grau; vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein trank sie schweren griechischen Wein und ließ sich von ewig wechselnden Stimmungen tragen – eine gewaltsame Natur, der es wohl nie gelungen war, sich selber zu finden; aber sie war freundlich zu mir, und trotz all ihrer Bodenlosigkeit fühlte ich mich wohl bei ihr.

Nach ungefähr einer Woche – viel früher, als ich es gedacht hatte – war mein Geld fast zu Ende. Da ich nicht so bald nach Palästina und zur Si-

cherheit des onkelhaften Hauses zurückkehren wollte, begann ich nach anderen Lebensmöglichkeiten Umschau zu halten.

Mein Jerusalemer Freund Dr. de Haan hatte mir einen Einführungsbrief an einen holländischen Kaufmann in Kairo mitgegeben; und zu diesem ging ich nun, um seinen Rat zu erbitten. Mein neuer Bekannter – ein leibesmächtiger, jovialer Delfter – schien der rechte Mann zu sein, denn gleich zu Beginn unseres Gesprächs zeigte es sich, daß seine geistigen Interessen weit über den Bereich des Geschäftslebens hinausgingen. Aus Jakob de Haans Brief entnahm er, daß ich Berichterstatter der Frankfurter Zeitung wäre; und als ich ihm auf seinen Wunsch ein paar von meinen jüngsten Artikeln vorlegte, hob er erstaunt die Augenbrauen hoch:

»Sagen Sie mir, wie alt sind Sie denn?«

»Zweiundzwanzig.«

»Dann sagen Sie mir, bitte, noch was: wer hat Ihnen beim Schreiben dieser Artikel geholfen – de Haan?«

Ich antwortete lachend: »Natürlich nicht. Ich schrieb sie selbst. Ich tue immer meine Arbeit selbst. Aber was läßt Sie daran zweifeln?«

Er schüttelte gleichsam verwundert den Kopf: »Es ist doch erstaunlich ... Sie sind zweiundzwanzig Jahre alt: wo haben Sie denn die Reife hergenommen, solche Dinge zu schreiben? Wie bringen Sie es nur zustande, mit halben Sätzen, manchmal nur mit ein paar Worten eine ... wie soll ich's sagen ... eine fast mystische Bedeutsamkeit den Dingen und Ereignissen zu verleihen, die einem sonst so gewöhnlich, so alltäglich erscheinen?« Ich fühlte mich durch solch elliptisches Lob über alle Maßen geschmeichelt, und mein Selbstbewußtsein hob sich dementsprechend.

Im Verlaufe unseres Gesprächs stellte es sich heraus, daß mein neuer Freund in seinem eigenen Unternehmen augenblicklich keinen Platz für mich hatte, aber doch ziemlich sicher war, mich bei einer ägyptischen Firma, mit der er in Geschäftsverbindungen stand, unterbringen zu können.

Das Geschäftslokal, an das er mich verwies, befand sich in einem der älteren Stadtteile Kairos, nicht allzu weit von meinem Logis, in einer schäbigen, schmalen Gasse voll von einst vornehmen Häusern, die mit der Zeit zu unscheinbaren Handelsbüros und billigen Kleinwohnungen herabgesunken waren. Mein zukünftiger Arbeitgeber – ein ältlicher, kahlköpfiger Ägypter mit einem durch die Jahre gemilderten Geiergesicht – war in der Tat auf der Suche nach einem jungen Mann, der ihm bei seiner französi-

schen Korrespondenz behilflich sein könnte; und da es mir gelang, ihn zu überzeugen, daß ich trotz meiner Unerfahrenheit im Handelswesen diese Rolle übernehmen könnte, kamen wir schnell überein. Es wurde ausgemacht, daß ich nur drei Stunden täglich bei ihm arbeiten würde, das Gehalt war auch entsprechend niedrig, aber dennoch genügend, um mich auf unbeschränkte Zeit mit Brot, Milch und Oliven zu versorgen und auch meine Wohnungsmiete zu bestreiten.

Der Weg von meiner Wohnung zum Büro ging durch Kairos Freudenviertel – ein Wirrwarr von Gassen und Gäßchen, in welchen die fröhlichen Mädchen, die großen und kleinen Kurtisanen, ihre Tage und Nächte verbrachten. Am Nachmittag, wenn ich zur Arbeit ging, waren die Gassen leer und still. Im Schatten eines Erkers reckte sich ein Frauenkörper träge auf der Bank; an kleinen Tischchen vor den Toren saßen Mädchen, tranken Kaffee mit bärtigen, meist älteren Männern und unterhielten sich gesetzt über Dinge, die weit jenseits von Rausch und Ausgelassenheit zu liegen schienen. Aber des Abends, wenn ich von der Arbeit heimging, waren diese Gäßchen heller und lebendiger als alle anderen in der großen Stadt, summend in den zarten Akkorden der arabischen Lauten und Trommeln und im Gelächter der Frauen. Wenn du unterm Schein der vielen Bogenlampen und bunten Laternen schrittest, wand sich bei jedem Schritt ein weicher Frauenarm um deinen Nacken: der Arm war braun oder weiß, immer aber klirrte er mit goldenen und silbernen Kettchen, Armspangen und Amuletten, und immer roch er nach Moschus, Weihrauch und warmer Tierhaut. Du mußtest schon hart aufpassen und recht entschlossen sein, um dich von all diesen Armen und weißen Gebissen freizuhalten und den lockenden Rufen *ja habibi* («o Liebling») und *saadatak* («deine Freude») zu entgehen. Du mußtest dich zwischen schimmernden Frauengliedern hindurchwinden, die dich mit ihrer lüsternen Üppigkeit verwirrten oder in ihrer braunen Schmalheit entzückten und dich mit ihrem nur allzu deutlichen Wiegen und Schlängeln berauschten: denn du warst noch sehr jung. Das ganze Morgenland brach über dich herein, Ägypten, Marokko und Algerien, auch der Sudan und das geheimnisvolle Nubien, auch Arabien mit all seinem fremden Schimmer, und der Reiz Armeniens und Syriens, und Persien mit seinen tausend Fabeln ... Auf Bänken an den Hausmauern saßen Männer in langen seidenen Kaftanen, lachend, erregt, den Mädchen zurufend oder aber schweigsam ihre Wasserpfeifen rauchend ... Du mußtest vor dem lumpenbekleideten Derwisch aus dem

Sudan zurüctreten, der da mit verzücktem Gesicht und starr vorgereckten Armen seine Bettellieder sang ... Weihrauchwolken aus dem schwingenden Räucherbecken des Duftverkäufers strichen dir ums Gesicht ... Ab und zu schlug dir Chorgesang ans Ohr, und der Sinn der schwirrenden, kosenden arabischen Liebesworte begann dir aufzugehen ... Und immer wieder hörtest du das Geriesel von Freudestimmen – die Stimmen dieser tierhaft-sinnlichen, tierhaft-verdorbenen, tierhaft-unschuldigen Mädchen in ihren hellblauen, gelben, roten, grünen, weißen, goldglitzernden Kleidern aus Seide, Tüll, Voile oder Damast – und ihr Lachen schien mit kleinen Katzenschrittchen über die Pflastersteine zu laufen, ansteigend, verrinnend, wieder aufsteigend in einem anderen Mund ...

Aber nicht nur die Freudenmädchen verstanden es, zu lachen: alle Menschen dieser Stadt schienen zum Lachen aufgelegt. Wie sie lachten, wie sie lachen konnten, diese ägyptischen Araber! Wie heiter und mit welch schwingendem Schritt sie in ihren hemdartigen, in allen Farben des Regenbogens gestreiften *gallabijjen* über Kairos Straßen schritten, leichtsinnig, leichtfertig – so daß man fast geneigt war zu glauben, sie nähmen all die zermürbende Armut ihres Landes und die politische Not und den Aufruhr nur bedingt ernst: denn ihre heftige, explosive Erregung schien jederzeit bereit zu sein, ohne jeden sichtbaren Übergang vollendetem Gleichmut Platz zu machen –, so, als ob gar nichts geschehen und alles in bester Ordnung wäre ... Das war vielleicht der Grund, warum die meisten Europäer die Araber für oberflächlich hielten (und wahrscheinlich auch heute noch halten); aber sogar in jenen frühen Tagen erkannte ich deutlich, daß diese Verachtung der Araber aus der abendländischen Neigung – jener ›faustischen‹ Neigung – hervorwuchs, die Bedeutung der ›Tiefe‹ zu überschätzen und alles Leichte, Luftige, Unbeschwerte als geistig minderwertig anzusehen. Die Bevorzugung der ›Tiefe‹ auf Kosten der ›Oberfläche‹ entsprang, wie mir schien, aus einer seelischen Spaltung und Schichtung, die den Arabern fremd war: konnte sie denn für diese Menschen Gültigkeit besitzen? Weil ihr Fühlen unmittelbar in ihre Gesten floß, waren sie ›oberflächlich‹ – wahrscheinlich mit dem Recht, es zu sein ...

Und gleich darauf begann ich – zum ersten Mal – mich zu fragen: Wie lange noch ... ? War es vielleicht auch den Arabern beschieden, unterm Druck abendländischer Einflüsse allmählich die Unmittelbarkeit ihrer Berührung mit der Wirklichkeit einzubüßen? Denn wenn auch diese abendländischen Einflüsse in mancher Hinsicht anregend und befruchtend aufs

arabische Denken und Sein einwirkten, so ließ es sich doch nicht mehr verkennen, daß sie unter den Arabern dieselben unheilvollen Probleme heraufbeschworen, in deren Zeichen das seelische und gesellschaftliche Leben des Abendlandes stand.

Meinem Haus gegenüber, fast in Reichweite, stand eine kleine Moschee mit einem winzigen, schmalen Minarett, von welchem fünfmal täglich der Ruf zum Gebet erscholl. Ein Mann mit weißem Turban erschien auf der Galerie, rückte jedesmal ein bißchen seine Kleider zurecht, legte die Hände wie ein Schallrohr vor den Mund und begann zu singen: »*Allahu akbar* – Gott ist der Allergrößte! Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Gott, und ich bezeuge, daß Muhammad Gottes Gesandter ist ...« Während er sich langsam nach den vier Weltrichtungen wandte, stieg der Schall seiner Stimme an, wuchs in die klare Luft hinan, wiegte sich auf den tiefen Lauten der arabischen Sprache, schaukelte, sprang vor, schnellte zurück. Die Stimme war ein dunkler Bariton, sanft und stark, von einer großen Modulationsfähigkeit; man hörte ihr an, daß Inbrunst und nicht Kunst ihre seltsame Schönheit schuf.

Der Gesang des *mu'azzin* war das Leitmotiv meiner Tage und Abende in Kairo, genau so wie er das Leitmotiv in der Altstadt von Jerusalem gewesen war: und er blieb es auch in allen meinen späteren Wanderungen durch islamische Länder. Sein Klang war immer und überall derselbe trotz allen Unterschieden der Sprache oder Mundart, deren die Menschen sich in ihrer täglichen Rede bedienten: eine Einheit des Klanges, die es mir schon in jenen kairensischen Tagen zum Bewußtsein brachte, wie tief die innere Einheit aller Muslims war und wie künstlich und unbedeutend alles Scheidende zwischen ihnen. Sie waren eins in ihren grundsätzlichen Glaubensbegriffen, eins in ihrer Denkart und ihrem Urteil über Gut und Böse, und eins in ihrer Vorstellung vom rechten Leben.

Es kam mir vor, als wäre ich zum ersten Mal einer Gemeinde begegnet, in welcher die Verwandtschaft zwischen Mensch und Mensch nicht etwa zufälligen Gemeinsamkeiten der Rasse und wirtschaftlichen Interessen entsproß, sondern auf tieferen, beständigeren Grundlagen ruhte: auf einer Gemeinschaft der Weltschau und des Lebenssinns, die alle Schranken der Einsamkeit zwischen Mensch und Mensch aufhob.

Im Sommer von 1923, bereichert um ein besseres Verständnis des morgen-

ländischen Lebens und seiner politischen Gegebenheiten, kehrte ich nach Jerusalem zurück.

Durch meinen guten Freund Jakob de Haan lernte ich Emir Abdallah vom benachbarten Transjordanien kennen, und dieser lud mich ein, sein Fürstentum zu besuchen. Dort sah ich zum ersten Mal ein echtes Beduineland. Die Hauptstadt Amman – erbaut über den Ruinen von Philadelphia, der griechischen Kolonie des Ptolemäus Philadelphus, und überm Staub des biblischen Rabbath Ammon – war zu jener Zeit eine kleine Ansiedlung von kaum mehr als sechstausend Einwohnern. In ihren Gassen wimmelte es von Beduinen, den echten Beduinen der Steppe, denen man in Palästina nur selten begegnete, freien Kriegern und Kamelzüchtern. Herrliche Pferde galoppierten durch die Gassen; jeder Mann war bewaffnet, hatte einen Dolch im Gürtel und ein Gewehr auf dem Rücken. Tscherkessische Ochsenkarren (denn das Städtchen war ursprünglich von Tscherkessen besiedelt, die dorthin nach der russischen Eroberung des Kaukasus ausgewandert waren) knarrten schwerfällig durch den Basar, der trotz seiner Enge von starkem, auf eine viel größere Stadt zugeschnittenem Getriebe erfüllt war.

Da es in jenen Tagen nicht genügend Bauten in Amman gab, lebte Emir Abdallah in einem Zeltlager in den Bergen oberhalb der Stadt. Sein eigenes Zelt war etwas größer als die anderen und bestand aus mehreren, durch Zeltwände voneinander getrennten Räumen, die sich alle durch Einfachheit auszeichneten. Im Schlafraum lag ein Bärenfell in der Ecke, außerdem waren ein europäischer Toilettentisch mit Parfüms und silbernem Zeug sowie auch ein Gebetsteppich dort zu sehen; im Empfangsraum standen ein paar schöne Kamelsättel mit silberbeschlagenen Knäufen am Boden, damit die Gäste sich daran lehnen konnten, wenn sie der Sitte gemäß mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich saßen.

Außer einem schwarzen Diener, der reich in Brokat gekleidet war und einen goldverzierten Dolch in der Gürtelschärpe trug, war niemand im Zelt, als ich es zusammen mit Dr. Riza Taufiq Bey, dem obersten Ratgeber des Emirs, betrat. Dieser war ein Türke, vormals Universitätsprofessor in Istanbul, und war drei Jahre lang – vor Kemal Atatürk – Unterrichtsminister in einem der letzten ottomanischen Kabinette gewesen. Emir Abdallah, so teilte er mir mit, würde gleich da sein; im Augenblick beriete er sich mit einigen Beduinenhäuptlingen über den feindlichen Einfall der zentralarabischen Wahhabitens, die gerade in diesen Tagen den Süden Trans-

jordaniens schwer beunruhigten<sup>1</sup>. Diese Wahhabiten aus Nedschd, erklärte mir Dr. Riza, spielten in der islamischen Welt eine ähnliche Rolle wie die Puritaner im christlichen Europa der Nachreformationszeit, insofern als sie alle Heiligenanbetung und die vielen Formen mystischen Aberglaubens, die im Verlaufe der Jahrhunderte in den Islam eingedrungen waren, aufs schärfste ablehnten; im übrigen seien sie auch unversöhnliche Feinde der Scharifen-Familie, welcher Emir Abdallah angehörte (sein Vater, Scharif Husayn, war damals König des Hidschaz). Nach Riza Taufiqs Ansicht konnte man übrigens die Lehren der Wahhabiten nicht so ohne weiteres von der Hand weisen; in der Tat, meinte er, sie entsprächen dem Geiste des Korans weitaus mehr als alles, was heutzutage in den meisten islamischen Ländern als ›islamisch‹ gelte, und könnten somit von wohlthuendem Einfluß auf die kulturelle Entwicklung aller Muslims werden; dem jedoch stünde der unbeugsame Fanatismus der Wahhabiten hindernd im Wege – denn sie verdammten kurzweg alles, was nicht ihrer Glaubensrichtung angehörte, und erschwerten damit ein Zusammenkommen der islamischen, insbesondere der arabischen Völkerschaften. Diese Schwierigkeit, setzte Dr. Riza hinzu, mochte wohl ›gewissen Kreisen‹, denen eine mögliche Wiedervereinigung der Araber als ein Schreckensgespenst erschien, gar nicht so unwillkommen sein ...

Nach einer Weile kam der Emir ins Zelt. Er war damals etwa vierzig Jahre alt, mittelgroß und trug einen kurzen blonden Bart. Seine weißseidenen Gewänder rauschten, als er auf kleinen schwarzen Lackschuhen schnell über den Teppich schritt und mir die Hand zum Gruße entgegenstreckte: »*Ahlan wa-sahlan*« – »Familie und Ebene« – und so vernahm ich zum ersten Mal diesen anmutigen arabischen Gruß.

Emir Abdallah war eine anziehende und gewinnende Persönlichkeit; er besaß eine Fülle des Humors, Ausdruckswärme und Schlagfertigkeit; man konnte ohne weiteres begreifen, warum er sich mit seinem Volk so gut stand. Obwohl die meisten Araber mit seiner Rolle im scharifischen Aufstand gegen die Türken, während des Weltkrieges, durchaus nicht einverstanden waren – denn sie betrachteten jenen Aufstand als einen Verrat an Muslims durch Muslims –, hatte er sich durch sein unbedingtes Eintreten

---

<sup>1</sup> Der obenerwähnte Kriegszug war von Faysal ad-Dauisch geleitet, von dem späterhin noch die Rede sein wird.



gegen den Zionismus einen neuen Ruf unter den Arabern erworben; und fern war noch der Tag, da seine unerquicklichen politischen Schlangereien, seine Dienstbeflissenheit den Engländern und sein Nachgeben dem Zionismus gegenüber Abdallahs Namen in der arabischen Welt nochmals, und unwiderruflich, mit Schmach bedecken würden.

Wir tranken Kaffee aus winzigen Tassen, die von dem schwarzen Gefolgsmann herungereicht wurden, und unterhielten uns – ab und zu von Dr. Riza unterstützt, der fließend französisch sprach (Emir Abdallah sprach nur arabisch und türkisch, und ich traute meinem eigenen Arabisch noch nicht viel zu) – über die Schwierigkeiten der Verwaltung in diesem neuen Lande, wo jeder Mann bewaffnet war und nur den Stammesgeboten folgte.

»- aber«, versetzte der Emir, »die Araber haben viel gesunden Menschenverstand: sogar die Beduinen beginnen jetzt einzusehen, daß die alte Stammeswillkür verschwinden muß, falls wir wirklich von aller Fremdherrschaft frei werden sollen. Die wilden Fehden zwischen den Stämmen nehmen zusehends ab ...«

Und er fuhr fort, von den unruhigen, erregbaren Beduinenstämmen zu reden, die früher unter dem geringsten Vorwand gegeneinander zu Felde zogen. Ihre Blutrachen zogen sich oft durch Jahrzehnte, zuweilen sogar – von Vater auf Sohn vererbt – durch Jahrhunderte fort und führten zu immer neuem Blutvergießen und neuen Verbitterungen, auch wenn der Ursprung der Fehde schon längst vergessen war. Es gab nur ein einziges Mittel, eine solche Vendetta friedlich zu beenden: indem ein Jüngling aus dem Stamm und der Sippe des Ermordeten ein Mädchen aus dem Stamm und der Sippe des Mörders raubte und sie zu seiner Frau machte; das Blut der Hochzeitsnacht – Blut aus dem Stamme des Mörders – sühnte symbolisch das alte vergossene Blut. Zuweilen kam es vor, daß zwei Stämme ihrer nie-endenden, immer wieder erneuerten Blutfehde müde geworden waren, und in solchen Fällen wurde so ein Mädchenraub durch Vermittler aus einem dritten Stamm arrangiert.

»Ich gehe sogar noch weiter«, sagte Emir Abdallah. »Ich habe richtige ›Blutrache-Kommissionen‹ eingesetzt – Gruppen von zuverlässigen, erfahrenen Leuten, die im Lande herumreisen, um den symbolischen Mädchenraub und Hochzeiten zwischen feindlichen Stämmen zu vermitteln. Aber« – und er zwinkerte mir mit den Augen zu – »ich trage diesen Kommissionen strenge auf, recht vorsichtig bei der Wahl der Bräute vorzu-

gehen, denn ich möchte ja innere Familienfehden vermeiden: wie leicht könnte es geschehen, daß kein Blut in der Hochzeitsnacht fließt und der Bräutigam bitter enttäuscht wird ...»

Ein vielleicht zwölfjähriger Knabe, des Emirs ältester Sohn Talal, huschte mit raschen, geräuschlosen Schritten durch die Dämmerung im Zelt und sprang ohne Steigbügel auf das unruhige Pferd, das ein Diener draußen für ihn am Zügel hielt. In seinen schmalen Gliedern, in seinem jähen Schwung aufs Pferd, in seinen leuchtenden Augen sah ich ihn wieder: den traumlosen Zusammenhang des arabischen Menschen mit seinem eigenen Leben.

Der Emir hatte wohl bemerkt, daß ich seinen Sohn bewunderte, denn er sprach: »Mein Sohn, wie jedes andere arabische Kind, wächst nur mit einem Gedanken auf: Freiheit. Mißversteh mich nicht, mein junger Freund. Wir Araber sind weit davon entfernt, uns frei von Fehlern und Irrtümern zu glauben; aber wir wollen eben unsere Fehler selber begehen und aus ihnen auf unsere eigene Weise klug werden – so wie ein Baum durchs Wachsen lernt, wie man wachsen soll, oder wie fließendes Wasser durchs Fließen seinen rechten Weg findet. Wir wollen nicht zur Weisheit ›geleitet‹ werden durch Menschen, die selber ohne Weisheit sind – die nur Macht und Kanonen besitzen und nur dem Gelde Ehre zollen und es nur verstehen, wie man Freunde verliert, die man sich doch so leicht als Freunde erhalten könnte ...!«

Ich hatte nicht die Absicht, noch länger in Palästina zu bleiben; ich wollte weiterreisen, und wiederum war es Jakob de Haan, der mir dazu verhalf. Als Journalist von Ruf hatte er Beziehungen zu der Presse in fast allen Ländern Europas. Seine Empfehlung vermittelte mir einen Vertrag mit zwei kleinen Zeitungen – einer in Holland und der anderen in der Schweiz –, und das Honorar war in Schweizer Francs und holländischen Gulden zahlbar. Da es sich hierbei um ziemlich unbedeutende Provinzblätter handelte, war die Bezahlung nicht allzu üppig; bei meinen einfachen Bedürfnissen

---

1 Zu jener Zeit (1923) konnte noch niemand die bittere Gegnerschaft voraussehen, die in späteren Jahren die Beziehungen zwischen Emir Abdallah und seinem Sohn Talal verdunkelte: des Sohnes Haß gegen seines Vaters Willfährigkeit den Engländern gegenüber und des Vaters Groll über seines Sohnes Offenheit und Ungestüm. Noch konnte ich damals oder bei späteren Begegnungen auch nur das geringste Zeichen von Talals angeblicher ›Geistesverwirrung‹ sehen, die im Jahre 1952 zu seiner Absetzung vom Throne führte.

jedoch erschien sie mir genügend, die Kosten einer mehrmonatigen Reise zu bestreiten.

Syrien sollte mein erstes Ziel sein; aber die französischen Behörden, die dort seit Kriegsende inmitten einer feindseligen Bevölkerung saßen und jedem unbekanntem Fremden von vornherein mißtrauisch begegneten, verweigerten dem ›feindlichen Ausländer‹ die Einreiseerlaubnis. Das war ein peinlicher Schlag; aber da ließ sich eben nichts machen, und so beschloß ich – da ja die Türkei ohnehin in meinem Reiseprogramm mit eingeschlossen war – von Haifa zu Schiff nach Istanbul zu fahren.

Auf der Eisenbahnreise von Jerusalem nach Haifa erlitt ich ein Mißgeschick: ich verlor meine Jacke – und in der Jackentasche befand sich mein Reisepaß und fast all mein Geld; nur die paar Silber- und Kupfermünzen in meiner Hosentasche blieben mir erhalten. Für den Augenblick wenigstens konnte von einer Reise nach Istanbul keine Rede mehr sein: kein Geld, kein Paß. Die einzige Möglichkeit war, im Autobus nach Jerusalem zurückzukehren (ich konnte nicht einmal diese Fahrt bezahlen und hätte mir das Geld erst nach meiner Ankunft in Jerusalem von Dorian borgen müssen); in Jerusalem würde ich dann mehrere Wochen lang auf einen neuen Reisepaß warten müssen – denn zu jener Zeit befand sich das nächste österreichische Konsulat in Kairo – und mich auch gedulden, bis neues Geld tropfenweise aus Holland und der Schweiz eintraf.

Am nächsten Morgen stand ich vor der Geschäftsstelle eines Transportunternehmers am Stadtrand von Haifa. Die Verhandlungen über das Fahrgeld und die Art der Bezahlung waren beendet. Der Omnibus sollte in einer Stunde abfahren. Um mir die Zeit zu vertreiben, ging ich auf der staubigen Straße auf und ab, äußerst verärgert über mich selbst und über das Geschick, das mich zu solch jämmerlichem Rückzug zwang. Warten ist immer eine üble Sache; und der Gedanke, mit eingezogenem Schwanz, besiegt und geschlagen vor Dorian zu erscheinen, war mir äußerst widerwärtig, zumal Dorian ja immer der Meinung gewesen war, es würde mir nie gelingen, meine Reisepläne mit so geringen Geldmitteln auch wirklich durchzuführen. Dazu kam noch die Enttäuschung über Syrien. Auf keinen Fall konnte ich jenes Land jetzt oder in der nahen Zukunft besuchen. Es war natürlich möglich, daß die Frankfurter Zeitung mich später einmal wieder in diesen Erdzipfel schicken würde (denn die deutsche Inflation konnte doch nicht ewig dauern) und daß dann die Franzosen dem ›feindlichen Ausländer‹ vielleicht doch ein Visum gewähren würden; beides je-

doch war zweifelhaft und hing von Umständen ab, über die ich in keiner Weise verfügen konnte. Für jetzt war nur eins sicher: Damaskus war mir verschlossen ... Warum, fragte ich mich in meiner Erbitterung, mußte es denn so sein?

Jedoch – mußte es auch wirklich so sein? Natürlich – kein Paß, keine Einreiseerlaubnis, kein Geld. Aber war es denn unbedingt nötig, Paß und Geld zu haben?

Und als ich in meinen Gedanken so weit war, hielt ich plötzlich im Auf- und abgehen inne. Man könnte doch unter Umständen, wenn man genug Mut und Ausdauer hatte, auch zu Fuß reisen und sich auf die Gastfreundschaft der arabischen Dörfler verlassen ... und man könnte vielleicht auch irgendwie über die Grenze paschen, ohne sich um Pässe und Visen zu kümmern ...

Und ehe ich diesen Gedankengang ganz bis ans Ende verfolgt hatte, war mein Entschluß gefaßt: ich wollte nach Damaskus gehen.

Eine Minute später teilte ich den Autobusleuten mit, daß ich meine Absicht geändert hätte und nun nicht nach Jerusalem fahren würde. Ich brauchte ein paar weitere Minuten, um mich in einem Hinterstübchen umzukleiden und meinen Straßenanzug gegen einen blauen Overall und eine arabische *kufijja* (bester Schutz gegen die arabische Sonne) einzutauschen, die allernotwendigsten Bedarfsartikel in einen Rucksack zu stopfen und meinen Handkoffer an Dorian – »Frachtzahlung bei Abgabe« – zu schicken. Und dann machte ich mich auf meinen langen Marsch nach Damaskus.

Ich war von einem überwältigenden Freiheitsgefühl erfüllt; alles Entweder-Oder lag hinter mir. Der Weg nach Damaskus, das wußte ich genau, war ein höchst unsicheres Unternehmen; ich hatte nur ein paar lose Münzen in der Tasche; ich war mir noch nicht klar, wie ich die Grenze überschreiten würde; falls mein Wagnis mißlingen sollte, stand mir wahrscheinlich eine Gefängnisstrafe bevor, und möglicherweise würde ich mir damit auch meine Beziehungen zur Frankfurter Zeitung auf ewig verscherzen; ich setzte alles auf eine einzige Karte: aber gerade das Bewußtsein, alles auf eine einzige Karte gesetzt zu haben, machte mich frei und glücklich.

Ich ging über die hügelige Landstraße, auf Galiläa zu. Am Nachmittag lag die Ebene Esdrelon unten zu meiner Rechten, in Licht- und Schattenfetzen wie ein Achat gezeichnet. Nazareth blieb hinter mir. Bei Einbruch der Nacht kam ich in ein arabisches Dorf unter Pfefferbäumen und Zypressen.

Am Tor des ersten Hauses saßen drei oder vier Männer und Frauen. Ich hielt an, fragte, ob dies Ar-Rayna wäre, wollte nach einem Ja weitergehen – da rief mir eine der Frauen nach:

»*Ja sidi*, willst du dich nicht erfrischen?« – und streckte mir ungebeten, erratend, einen Krug kalten Wassers entgegen. Als ich getrunken hatte, fragte mich einer der Männer:

»Möchtest du nicht auch Brot mit uns essen und die Nacht in unserm Haus verbringen?«

Sie fragten nicht, wer ich wäre, wohin ich ginge und warum. Und ich blieb über Nacht bei ihnen zu Gäste.

Gast eines Arabers sein – davon hören schon die Schulkinder in Europa. Gast eines Arabers sein – das heißt: einige Stunden, eine Zeit lang voll und wahrhaft ins Leben von Menschen treten, die dir Brüder und Schwestern sein wollen. Die weitherzige Gastfreundschaft der Araber ist nicht nur der Ausfluß einer edlen volkhafte Überlieferung, sondern die Offenbarung ihrer inneren Freiheit. Sie sind so frei von Mißtrauen sich selbst gegenüber, so wenig in sich selbst eingeknäuelt, daß sie eben ohne weiteres ihr Leben einem andern auf tun können. Sie kennen und brauchen nicht jenen falschen Sicherungstrieb, der den Abendländer zwingt, zwischen sich und dem Nächsten Mauern aufzurichten.

Wir aßen, Männer und Frauen, unbeschuh auf Matten im Kreise sitzend, aus einer gemeinsamen Schüssel einen Brei aus grobem Weizenschrot und Milch. Meine Gastgeber rissen von den großen, blattdünnen Brotfladen kleine Stücke ab, mit denen sie geschickt den Brei löffelten, ohne ihn je mit den Fingern zu berühren. Mir hatten sie einen Löffel gegeben; ich lehnte ihn jedoch ab und versuchte, nicht ohne Erfolg und zum sichtbaren Vergnügen meiner Freunde, es ihnen nachzuahmen.

Als wir uns auf dünnen Matratzen am Boden schlafen legten, die arabishe Familie und ich – an ein Dutzend in demselben Raum –, sah ich die braunen Deckenbalken über mir, von denen getrocknete Pfefferschoten und Eierpflanzen herabhangen, die vielen Nischen in den Wänden, voll von kupfernen und irdenen Gefäßen, die schlafenden Männer und Frauen und Kinder um mich herum, und fragte mich, ob ich mich bei mir zu Hause jemals mehr zu Hause gefühlt hätte als hier, bei den fremden Arabern zu Gäste ...

In den nachfolgenden Tagen ging das Rostbraun des Judäischen Berglandes mit seinen blaugrauen und violetten Schatten allmählich in die

sanfteren, heiteren Hügel Galiläas über. Quellen und kleine Bäche tauchten unversehens auf. Der Pflanzenwuchs wurde reicher. Gruppenweise standen dichtbelaubte Olivenbäume und hohe, dunkle Zypressen; auf den Hügelhängen konnte man zwischen Steinen noch die letzten Sommerblumen sehen.

Es war sehr heiß. Ich war fast immer allein; manchmal nur ging ich ein Stück des Weges mit Kameltreibern oder Eseltreibern und freute mich eine Weile der einfachen Wärme ihres Wesens; wir tranken Wasser aus meiner Feldflasche, rauchten eine Zigarette miteinander; dann ging ich allein wieder meines Weges. Ich verbrachte die Nächte in arabischen Dorfhäusern und aß abends und morgens mit dem Hausherrn und seiner Familie. Tagelang wanderte ich durch die glühenden Niederungen am Tiberias-See, tief unterm Meeresspiegel, und dann durch die bezaubernde Kühle am Merom-See. Der See war glatt wie ein Spiegel aus Metall; abends stiegen silberne, unter den letzten Strahlen der Sonne rosig aufschimmernde Dünste aus ihm auf. Dicht am Ufer wohnten arabische Fischer in Hütten aus Strohmatte, die lose über ein Gerüst aus Baumzweigen geschlungen waren. Sie waren sehr arm – aber sie schienen nicht mehr zu brauchen als diese luftigen Hütten, die paar verblichenen Kleidungsstücke am Leibe, eine Handvoll Weizen zum Brotbacken und die Fische, die sie sich selber fingen; und sie hatten immer noch genug, um den Wanderer einzuladen, hereinzukommen und mit ihnen zu essen.

Der nördlichste Punkt Palästinas war die jüdische Kolonie Metulla. Wie ich erfuhr, war dies eine Art Lücke zwischen Palästina und dem französischen Syrien. Ursprünglich Syrien angehörig, sollten nunmehr Metulla und zwei andere jüdische Kolonien (einer Vereinbarung zwischen den beiden Regierungen gemäß) demnächst Palästina einverleibt werden. Während dieser Übergangswochen gab es dort keine richtige Grenzüberwachung; man konnte ohne Paß von Palästina nach Metulla gelangen und von dort nach Syrien hineinschlüpfen – und erst auf den syrischen Landstraßen wurden die Reisenden nach ihren Ausweisen gefragt. Die syrische Kontrolle sollte aber sehr streng sein; man sagte mir, es wäre praktisch unmöglich, weit ins Land vorzudringen, ohne von Gendarmen angehalten zu werden. Da jedoch Metulla offiziell immer noch als ein Teil Syriens galt, besaß jeder Einwohner, wie überall im Lande, ein französisches Ausweispapier: und ein solches für mich zu erlangen, war meine dringlichste Aufgabe.

Ich fragte diskret herum und wurde schließlich zu einem Kolonisten geführt, der bereit zu sein schien, mir seinen Ausweis zu verkaufen. Er war ein großer, schwerbelebter Mann, fast vierzig Jahre alt, und auch demgemäß in dem zerknitterten, schmierigen Dokument beschrieben, das er aus seiner Brusttasche hervorzog; aber da es keine Photographie enthielt, machte ich mir nicht allzu große Sorgen.

»Wieviel wollen Sie dafür haben?« fragte ich.

»Drei Pfund.«

Ich brachte alle die losen Münzen zum Vorschein, die ich besaß, und zählte sie vor ihm: mein Gesamtvermögen belief sich auf fünfundfünfzig Piaster, das ist auf etwas über ein halbes Pfund.

»Das ist alles, was ich habe. Da ich etwas für den Rest meiner Reise behalten muß, kann ich Ihnen nur zwanzig Piaster geben« (mit anderen Worten, ein Fünfzehntel dessen, was er verlangt hatte).

Nach einigen Minuten des Feilschens einigten wir uns auf fünfunddreißig Piaster, und das Dokument wurde mein. Es bestand aus einem bedruckten Blatt mit zwei Spalten – eine französisch und die andere arabisch –, und die persönlichen Daten waren mit Tinte eingetragen. Die ›Personbeschreibung‹ regte mich nicht weiter auf, denn wie es bei solchen Beschreibungen fast immer üblich ist, war auch diese ganz wunderbar vage und konnte auf viele Erscheinungen passen. Nur die Altersangabe verursachte mir einiges Kopfzerbrechen: der rechtliche Inhaber des Ausweises war neununddreißig und ich dreiundzwanzig – und dabei sah ich wie zwanzig aus. Da eine solche Diskrepanz auch dem nachlässigsten Polizeibeamten aufgefallen wäre, sah ich mich gezwungen, die Altersangabe zu ändern. An sich wäre dies nicht allzu schwer gewesen, nur kam leider die diesbezügliche Eintragung zweimal vor, nämlich einmal in der arabischen Spalte und einmal in der französischen. Trotz all meinen Bemühungen mit Feder und Tinte brachte ich nur eine höchst mangelhafte Fälschung zustande: jeder, der Augen im Kopfe hatte, mußte unweigerlich erkennen, daß die Jahreszahlen in beiden Spalten geändert worden waren. Dem ließ sich aber nicht abhelfen. Ich mußte mich eben auf mein Glück und die Nachlässigkeit der Gendarmen verlassen.

Am frühen Morgen führte mich mein Geschäftsfreund (ich hatte bei ihm zu Nacht geschlafen) zu einer Schlucht jenseits des Dorfes, wies mit dem Finger auf eine Felsengruppe auf der andern Seite und sagte: »Dort drüben ist Syrien.«

Ich kletterte in die Schlucht hinab und auf der andern Seite wieder hinauf. Trotz der frühen Morgenstunde war es schon ziemlich heiß; und heiß mußte es wohl der greisen Araberin sein, die unter einem Baum in der Nähe der Felsen saß und mich mit heiserer, brüchiger Stimme anrief:

»Würdest du einem alten Weibe einen Trunk Wasser geben, Sohn?«

Ich reichte ihr die Feldflasche, die ich kurz vorher aufgefüllt hatte. Sie trank gierig und gab mir dann die Flasche mit den Worten zurück:

»Gott segne dich, mein Sohn, und gebe dir Schutz, und führe dich zu deinem Herzensziel.«

»Hab Dank, Mutter, mehr will ich auch nicht.«

Und als ich mich nach ein paar Schritten umwandte und nochmals nach ihr blickte, sah ich, wie die Lippen der Greisin sich bewegten, als ob sie betete.

Ich stand nun auf syrischem Boden. Eine weite, öde Ebene lag vor mir; fern am Horizont Umriss von Bäumen und winzige Flecke, die wie Häuser aussahen: das mußte wohl das Städtchen Banijas sein. Die Ebene gefiel mir gar nicht – sie lag so nackt da, ohne Baum und Busch, und bot nicht die geringste Deckung – aber ich hatte keinen andern Weg und mußte sie durchkreuzen, und kam mir hierbei wie in einem jener Träume vor, in welchem man nackt und schutzlos über belebte Straßen schreitet ...

Gegen Mittag erreichte ich einen Bach, der quer durch die Ebene floß. Als ich mich niedersetzte, um Schuhe und Strümpfe auszuziehen, sah ich vier Reiter aus der Ferne auf mich zukommen; sie trugen Karabiner überm Sattel, und ihre Khakiuniformen waren die von Gendarmen ... Es wäre ganz sinnlos gewesen, fortzulaufen, denn auf ihren Pferden hätten sie mich doch schnell eingeholt; und so tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß geschehen würde, was geschehen mußte. Wenn sie mich jetzt erwischten, würde ich wahrscheinlich nur einige Kolbenschläge erhalten und nach Metulla zurückgebracht werden.

Ich watete also gemächlich durch den Bach, setzte mich am andern Ufer wieder hin und begann ohne jede Hast meine Füße zu trocknen, die Ankunft der Gendarmen abwartend. Sie kamen und umringten mich und starrten mißtrauisch auf mich hernieder: denn obwohl ich ein arabisches Kopftuch trug, war ich unverkennbar ein Europäer.

»Woher des Weges?« fragte mich einer von ihnen scharf auf arabisch.

»Von Metulla.«

»Und wohin gehst du?«



»Nach Damaskus.«

»Wozu?«

»Oh, so zum Vergnügen.«

»Ausweispapiere?«

»Aber natürlich ...«

Und aus der Brusttasche heraus kam ›mein‹ Ausweis, und mein Herz blieb mir im Halse stecken. Der Gendarm faltete das Papier auseinander und blickte darauf – und mein Herz glitt mir in die Brust zurück und begann wieder ruhig zu schlagen: denn ich sah, daß er das Dokument verkehrt in der Hand hielt, offenbar des Lesens unkundig ... Die zwei oder drei großen amtlichen Stempel schienen ihn jedoch zu befriedigen, denn er faltete es mit gewichtiger Miene und gab es mir zurück:

»Ja, es ist in Ordnung. Geh!«

Vor Vergnügen hätte ich ihm beinahe die Hand gedrückt, dann aber besann ich mich eines Bessern und beschloß, es bei rein amtlichen Beziehungen zu belassen. Die vier Reiter wendeten ihre Pferde und trabten davon; und ich zog weiter.

Kurz vor Banijas verirrte ich mich. Was auf meiner Landkarte als ›fahrbarer Weg‹ bezeichnet war, erwies sich in Wirklichkeit als ein kaum angelegter Pfad, der quer über Steppen, sumpfiges Gelände und Bäche führte und sich dann im Hügellande spurlos verlor. Stundenlang irrte ich über gelbliche Hügel und Steingeröll umher, hinauf, hinunter, bis ich am Nachmittag zwei Arabern mit Eseln begegnete, die Weintrauben und Käse nach Banijas trugen. Wir gingen das letzte Stück zusammen; sie gaben mir von ihren Weintrauben zu essen; und wir trennten uns am Rande der Stadt. Ein schmaler, klarer, starkströmender Bach rauschte unterm Laubdickicht an der Straße entlang. Ich legte mich platt auf den Bauch, steckte den Kopf bis an die Ohren ins eiskalte Wasser und trank, trank ...

Obwohl ich sehr müde war, hatte ich gar keinen Wunsch, über Nacht in Banijas zu bleiben, denn da das Städtchen so nahe an der palästinensischen Grenze lag, war wohl anzunehmen, daß es hier an Polizisten nicht fehlte. Nach meiner Begegnung heute mittag hatte ich zwar nicht mehr viel Angst vor gewöhnlichen, ungebildeten syrischen Gendarmen, aber eine Polizeiwache mit Polizeibeamten war doch eine ganz andere Sache; da würde meine Dokumentenfälschung sicherlich gleich entdeckt werden. Je schneller ich diese Stadt verließ, desto besser für mich. Ich ging also mit raschen Schritten durch enge Seitengäßchen, vorsorglich die Basarstraße

meidend, wo ja eine Polizeiwache am ehesten zu vermuten war. In einem der Gäßchen vernahm ich den Klang einer Laute und Mannesgesang, von rhythmischem Händeklatschen begleitet; von Neugier angezogen, ging ich um die Ecke herum – und blieb wie angewurzelt stehen: denn dicht vor mir war eine offene Tür und darüber ein Schild, auf welchem *Poste de Police* aufgemalt war ... und vor der Tür saß eine Anzahl von syrischen Polizisten auf Stühlen um einen Offizier herum, und einer von ihnen zupfte an der Laute und sang dazu ...

Es war zu spät, mich zurückzuziehen: sie hatten mich schon gesehen. Der Offizier – auch er allem Anschein nach ein Syrer – maß mich von oben bis unten mit dem Blick und rief auf französisch:

»Holla, Sie dort! Kommen Sie mal her!«

Nichts zu machen; da mußte man schon gehorchen. Ich näherte mich langsam der Gruppe – und auf einmal hatte ich einen glänzenden Einfall. Ich zog meine Kamera hervor, grüßte den Polizeioffizier in meinem besten Französisch und fuhr gleich darauf fort, ohne erst seine Fragen abzuwarten:

»Ich bin von Metulla auf einen kurzen Besuch hierhergekommen, möchte aber nicht heimgehen, ehe ich ein Bild von Ihnen und Ihrem Kameraden aufnehme – sein Singen hat mich ganz bezaubert. Darf ich?«

Ich hatte mich nicht verrechnet. Die meisten Araber sind Schmeicheleien zugänglich und lieben es auch, sich photographieren zu lassen. Mein Polizeioffizier war hierin keine Ausnahme; er willigte lächelnd ein und bat mich dann, ihm einige Abzüge der Aufnahme zu schicken (was ich auch später tat). Er dachte gar nicht mehr daran, mich nach meinen Ausweis-papieren zu fragen, sondern lud mich ein, eine Tasse Tee mit ihm und seinen Leuten zu trinken; und als ich schließlich aufbrach, um »nach Metulla zurückzugehen«, wünschte er mir freundlich gute Reise. Ich verließ die Stadt, so schnell ich nur konnte, machte einen Bogen um sie und zog weiter, gegen Damaskus hin.

Genau zwei Wochen, nachdem ich Haifa verlassen hatte, langte ich in dem großen Dorf – beinah schon Städtchen – Madschal asch-Schams an, das hauptsächlich von Drusen und auch einigen Christenfamilien bewohnt war. Ich wählte mir ein Haus, das ziemlich wohlhabend aussah, und bat den jungen Mann, der mir auf mein Anklopfen hin die Tür auftat, um ein Nachtlager. Mit dem üblichen, mir nun so wohlvertrauten *ahlan wa-*

*sahlan* wurde die Tür weit aufgemacht, und nach einigen Minuten war ich ein Teil der kleinen Familie.

Da ich nun tief in Syrien war und die Wahl zwischen mehreren möglichen Wegen hatte, beschloß ich, meinen drusischen Gastgeber ins Vertrauen zu ziehen und ihn um Rat zu fragen. Wohl wissend, daß ein Araber einen Gast nie verraten würde, teilte ich ihm meine Lage – einschließlich der Tatsache, daß ich mit einem falschen Ausweispapier reiste – offen mit. Daraufhin sagte mir der Druse, es wäre viel zu riskant, auf der Landstraße weiterzuwandern, denn von hier aus wurde sie ständig von französischen Patrouillen bewacht, mit denen ich nicht so leichtes Spiel haben würde wie mit den Syrern.

»Am besten wär's, wenn ich meinen Sohn mit dir schickte«, sprach er, auf den jungen Mann weisend, der mir vorhin die Tür geöffnet hatte, »er wird dich über die Berge geleiten und dir helfen, Straßen und Gendarmen zu vermeiden.«

Nach dem Abendessen setzten wir uns auf die Terrasse vor dem Hause und besprachen den Weg, den ich am nächsten Morgen gehen sollte. Auf meinen Knien lag eine kleine deutsche Landkarte, die ich von Jerusalem mitgebracht hatte, und ich versuchte nun, auf ihr die Erläuterungen meines drusischen Freundes zu verfolgen. Da wir solchermaßen beschäftigt waren, kam ein uniformierter Mann über die Dorfstraße einhergeschlendert – offenbar ein Polizeioffizier und zweifellos ein Syrer. So unvermutet war er hinter der Ecke hervorgekommen, daß ich kaum Zeit hatte, meine Landkarte zusammenzufalten, geschweige denn einzustecken. Er schien einen Fremden in mir zu erkennen, denn kurz nachdem er mit einem Kopfnicken an meinem Gastgeber an der Terrasse vorbeigegangen war, machte er wieder kehrt und kam langsam auf uns zu.

»Wer sind Sie?« fragte er mich auf französisch, und gar nicht unfreundlich.

Ich wiederholte mein übliches Märchen: ich wäre ein Kolonist aus Metulla auf einer Vergnügungsreise nach Damaskus. Als er mich nach meinem Ausweis fragte, mußte ich ihn wohl oder übel vorzeigen. Einen Augenblick lang sah er aufmerksam auf das Papier; dann verzogen sich seine Lippen in ein Grinsen.

»Und was haben Sie da in der Hand?« fuhr er mit einer Kopfbewegung nach der Landkarte hin fort. Ich antwortete, es sei nichts von Wichtigkeit; aber er begnügte sich damit nicht, sondern nahm die Karte in die Hand,

faltete sie geschickt auseinander (man konnte seinen Fingern ansehen, daß Landkarten ihnen nicht fremd waren), blickte eine Weile darauf, faltete sie wieder zusammen, gab sie mir lächelnd zurück und sagte dann in gebrochenem Deutsch:

»Deutsche Landkarte, schön gedruckt. Im Krieg war ich Leutnant in türkische Armee. Deutsche Truppen mit uns zusammen – gute Kameraden.« Daraufhin salutierte er stramm, grinste noch einmal und schlenderte davon.

»Er hat begriffen, daß du ein *alemani* bist«, sagte der Druse. »Er mag die *alemanis* gern und haßt die Franzosen. Er wird dich nicht weiter behelligen.«

Noch vor Sonnenaufgang brachen wir, der junge Druse und ich, von Madschdal asch-Schams auf. Es war der gewaltigste Gewaltmarsch meines Lebens. Wir gingen über elf Stunden, mit einer einzigen Unterbrechung von etwa zwanzig Minuten, felsige Berge hinan, tiefe Schluchten hinunter über den Kies ausgetrockneter Flußbetten, über Steingeröll, über Maisfelder und Bäche, über hügeliges Wiesenland, über zerklüftete Hänge durch ein Dorf im Tal, ein Dorf auf dem Berg, über schwarze, scharfkantig Lavabrocken – immer bergauf, bergab, bergauf, bergab – durch endlos Stunden der Müdigkeit – bis auf einmal, in großer Ferne, in violetten Schatten, Damaskus inmitten eines Baummeeres erschien, verschwand und wieder erschien ...

Aber Damaskus war noch weit; als wir am Nachmittag das Städtchen Al-Katana in der Ebene erreichten, da war die alte Kalifenstadt schon wieder hinter der blaugrauen Unendlichkeit des Horizonts verschwunden.

Meine Kraft war zu Ende, meine Schuhe zerfetzt und meine Füße geschwollen. Ich wollte über Nacht in Al-Katana bleiben, aber mein junger drusischer Freund riet mir davon ab: es gäbe zu viel französische Polizisten in der Nähe, und da dies kein Dorf, sondern eine Stadt wäre, würde ich nicht so leicht Unterkunft finden, ohne mich unliebsamer Beachtung auszusetzen. Da ich aber andererseits zu erschöpft war, um weiter zu gehen, gab es nur eine Möglichkeit für mich: in einem der Mietautos zu fahren, die zwischen Al-Katana und Damaskus verkehrten. Ich hatte immer noch meine zwanzig Piaster bei mir (denn auf meiner zweiwöchigen Fußreise von Haifa hatte ich keinen einzigen Pfennig ausgegeben) – und genau zwanzig Piaster betrug das Fahrgeld nach Damaskus.

In dem baufälligen Kontor des Autounternehmers, mitten am Markt-

platz, teilte man mir mit, der nächste Wagen würde erst in einer Stunde fahren – vorausgesetzt natürlich, daß sich bis dahin die nötige Anzahl von Passagieren zusammenfände. Ich nahm daraufhin von meinem freundlichen Begleiter Abschied; er umarmte mich wie ein Bruder, rief Gottes Segen auf mich herab und machte sich sofort auf die erste Etappe seines Heimwegs; ich aber setzte mich am Marktplatz auf die Erde hin, lehnte meinen Kopf gegen eine Hausmauer, schloß meine Augen unter den warmen Strahlen der Nachmittagssonne – und schlief sofort ein. Mein Schlummer wurde jedoch im nächsten Augenblick jäh unterbrochen: jemand rüttelte mich grob an der Schulter: ein syrischer Gendarm. Dann kamen die üblichen Fragen und die üblichen Antworten. Der Mann schien jedoch nicht ganz befriedigt zu sein:

»Auf! Komm mit mir auf die Polizeiwache und unterhalt dich dort mit dem Offizier.«

Der ›Offizier‹ in der Wachstube war ein großer, dicker französischer Sergeant. Er saß mit aufgeknöpftem Rock am Schreibtisch, eine fast leere Arrakflasche und ein schmutziges Glas vor sich, und schien vollkommen betrunken zu sein. Mit blutunterlaufenen, wütenden Augen stierte er auf den Polizisten, der mich hereingeführt hatte:

»Was ist's denn wieder?«

Der Polizist berichtete auf arabisch, er hätte mich verdächtigen Fremdling am Marktplatz sitzen sehen; woraufhin ich ihn entrüstet unterbrach und französisch zu erklären begann, daß ich gar kein Fremder, sondern ein anständiger Bürger wäre.

»Anständiger Bürger!« brüllte der Sergeant. »Leute wie Sie – wie du – und anständige Bürger! *Merde!* Taugenichtse seid ihr alle, Vagabunden, die im Lande herumwandern, nur um uns zu ärgern! Wo hast du deine Papiere?«

Als ich mit steifen Fingern in meiner Tasche nach dem Ausweispapier herumkramte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie mich an:

»Schluß damit! Mach, daß du fortkommst!« – und da ich die Tür hinter mir zuzog, sah ich noch, wie er nach Flasche und Glas langte.

Nach dem langen, langen Marsch, welch eine Erlösung, welch ein Genuß, zu fahren – nein, fast schon gleiten –: über eine breite Landstraße, im Auto, in die Baumebene von Damaskus hinein! Am Horizont mein Ziel: ein unendliches Meer von Baumwipfeln, dazwischen einige schimmernde Kuppeln und Minarette blaß gegen den Himmel abgezeichnet. Schräg

rechts ein einsamer, kahler Berg, von der Sonne noch beleuchtet, während am Fuße schon weiche Schatten emporkrochen. Überm Berg, schmal, lang, goldglitzernd am blaßblauen Himmel, eine einzige Wolke; über der Ebene taubengraue Dämmerung. Steil und fern die Berge zur Rechten, zur Linken. Eine leichte Luft.

Dann: hohe Obstgärten, von Lehmmauern umschlossen; Reiter, Karren, Wagen, Soldaten (französische Soldaten). Ein Offizier in Khaki raste auf einem Motorrad vorüber, mit seiner riesigen Schutzbrille wie ein Tiefseefisch anzusehen. Die Dämmerung wurde grün. Dann: die ersten Häuser. Dann: Damaskus, ein Meer von Lärm nach der Stille der weiten Landstriche. Die ersten Lichter flammten in Fenstern und Gassen auf. Und in mir war eine Freude wie kaum je zuvor.

Meine Freude kam jedoch zu einem vorzeitigen Ende, als das Auto vor einem *Poste de Police* am Rande der Stadt anhielt.

»Was ist denn los?« fragte ich den Fahrer an meiner Seite.

»Oh, nichts besonderes. Alle Wagen, die von außerhalb der Stadt kommen, müssen bei Ankunft angemeldet werden ...«

Ein syrischer Polizist tauchte aus dem Wachgebäude hervor: »Woher kommt ihr?«

»Von Al-Katana«, antwortete der Chauffeur.

»Gut, dann kannst du gleich weiterfahren« (denn dies war offensichtlich nur Nahverkehr).

Der Chauffeur fuhr an, und ich atmete erleichtert auf. Aber im gleichen Augenblick rief uns jemand von der Straße nach: »Das Wagendach ist verrutscht!« – und so, nur einige Schritte von der Polizeiwache, hielt der Fahrer den bejahrten Wagen nochmals an, stieg aus und machte sich daran, das lose herabhängende Dach mit Draht festzubinden. Der Polizist trödelte müßig zu uns heran, offenbar nur an des Chauffeurs Reparaturversuchen interessiert. Als er jedoch um den Wagen herumging, fiel sein Blick auf mich, und ich sah, daß er plötzlich aufmerksam wurde: seine Augen maßen mich scharf von Kopf bis zu Fuß, dann trat er bedächtig näher und starrte auf meinen Rucksack, der am Wagenboden neben mir lag.

»Wer bist *du* denn?« fragte er mich mißtrauisch.

Ich fing an: »Von Metulla ...«, aber der Polizist schüttelte ungläubig den Kopf. Dann flüsterte er dem Chauffeur etwas zu; ich konnte nur die Worte »Englischer Soldat, Deserteur« heraushören. Und zum ersten Mal dämmerte es mir auf, daß mein blauer Overall, meine braune *kufijja* mit dem

golddurchwirkten *igal* und mein militärischer, tornisterartiger Rucksack (ich hatte ihn in einem Ramschladen in Jerusalem erstanden) der Ausrüstung der irischen Gendarmen ähnlich sah, die zu jener Zeit von der palästinensischen Regierung verwendet wurden; und ich erinnerte mich auch, daß die französischen und britischen Behörden vor kurzem ein Abkommen getroffen hatten, sich gegenseitig ihre Deserteure auszuliefern ...

In meinem sehr unvollkommenen Arabisch versuchte ich dem Polizisten klarzumachen, daß ich kein Deserteur wäre, aber er schob meine Einwände kurzweg beiseite: »Erklär all dies dem Inspektor.«

Ob ich wollte oder nicht, mußte ich aussteigen und auf die Polizeiwache gehen – während der Chauffeur mit der gemurmelten Entschuldigung, es würde ihm zu lang dauern, hier auf mich zu warten, den Wagen anließ und davonfuhr ...

Es stellte sich heraus, daß der Inspektor im Augenblick abwesend war, aber, wie der Polizist mir mitteilte, gleich zurückkommen würde. Ich mußte warten – und wartete in einem Zimmer, das nichts als eine Holzbank und drei Türen aufwies: die eine war die Eingangstür, über der zweiten hing ein Schild mit der Aufschrift *Gardien de Prison* und über der dritten ganz einfach *Prison*. In diesem nichts weniger als glückverheißenden Raum wartete ich länger als eine halbe Stunde, jede Minute mehr und mehr davon überzeugt, daß dies meiner Wanderung Ende wäre: denn das Wort ›Inspektor‹ hatte einen weitaus bedrohlicheren Klang als ›Offizier‹. Wenn man mich jetzt entdeckte, würde ich wohl vorerst einige Zeit, vielleicht einige Wochen, in Untersuchungshaft verbringen; dann würde man mir die übliche Gefängnisstrafe von drei Monaten auferlegen; nach ihrer Verbüßung würde ich zu Fuß – begleitet von einem berittenen Gendarmen – zur palästinensischen Grenze zurückgebracht werden; und als Krönung des ganzen Abenteuers konnte ich auch einer Ausweisung aus Palästina entgegensehen: welch eine wunderschöne Aussicht für einen Sonderkorrespondenten der Frankfurter Zeitung! Die Düsternis im Wartezimmer, verglichen mit der Düsternis in mir, war reiner Sonnenschein.

Auf einmal kam mir das Geräusch eines Autos zu Ohr. Es hielt vor der Polizeiwache. Gleich darauf betrat ein Mann im Zivil, mit einem roten Fez auf dem Kopf, den Warteraum mit schnellen Schritten, gefolgt von meinem Polizisten, der ihm aufgeregt etwas zu berichten versuchte. Der Inspektor hörte nur zerstreut hin; er war augenscheinlich in großer Eile – vielleicht wollte er gleich wieder fortgehen ...

Ich weiß nicht mehr genau, was in mir vorging: ich weiß nur, daß meine plötzliche Eingebung in jenem kritischen Augenblick den seltenen, genialen Geistesblitzen verwandt war, die zuweilen, aus dem Unterbewußtsein eines großen Heerführers oder Staatsmannes auftauchend, den Gang der Weltgeschichte zu ändern vermögen. Mit einem einzigen Satz sprang ich auf den Inspektor zu und, ohne auf seine Fragen zu warten, überschwemmte ihn auf französisch mit einer Flut von Beschwerden gegen die beleidigende Grobheit des Polizisten, der mich, einen unschuldigen Bürger, für einen Deserteur gehalten und mich um die Autofahrt zur Stadt gebracht hätte. Der Inspektor versuchte mehrmals, meinen Wortschwall zu unterbrechen, aber ich gab ihm keine Gelegenheit hierzu und ließ eine endlose Sturzwelle von Worten und Sätzen in zahllosen Wiederholungen über ihn ergehen – so schnell und so überstürzend, daß er meinen tausend Worten wohl kaum mehr als die Stadtnamen »Metulla« und »Damaskus« entnahm. Der arme Mann war sichtlich verzweifelt, denn ich hielt ihn wahrscheinlich von etwas ab, das er in Eile zu erledigen hatte; ich jedoch ließ ihn nicht zur Rede kommen und setzte, ohne Atem zu holen, meine gewaltige Wortkanonade fort – bis er schließlich die Arme hochwarf und mit erstickter Stimme aufschrie:

»Halt, um Gottes willen, halt! Haben Sie ein Ausweispapier?«

Meine Hand ging automatisch zur Brusttasche, aber die Schleusen meiner homerischen Rede schlossen sich nicht; ich ließ Satz auf Satz in schneller, unaufhaltsamer Folge auf ihn zuströmen und drückte ihm dabei den falschen Ausweis in die Hand. Der Unglückliche griff danach, wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm greift, hob nur eine Ecke des gefalteten Bogens hoch, sah den Amtsstempel und warf mir den Ausweis gleich wieder zu:

»Gut, schon gut! Gehen Sie nur – aber gehen Sie!« – und ich ließ ihn sein Ersuchen nicht nochmals wiederholen.

Vor einigen Monaten, in Jerusalem, hatte ich einen Damaszener Schullehrer kennengelernt, der mich eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen, wenn ich nach Damaskus käme; und so fragte ich nun nach seinem Hause. Ein kleiner Junge bot sich mir als Führer an und nahm mich bei der Hand.

Abend. Altstadt. Enge Gassen, von den überhängenden Erkern noch tiefer verdunkelt als von der Nacht. Hie und da war im gelben Licht einer Petroleumlaterne die Butike eines Obsthändlers erkennbar, kleine Berge



von Wassermelonen und Körbe mit Weintrauben. Menschen wie Schatten. Manchmal, hinter den vergitterten Fenstern, ein lautes Frauenlachen. Dann sprach der kleine Knabe: »Hier.« Ich klopfte ans Tor; irgend jemand antwortete von drinnen; ich drückte auf die Klinke und betrat einen gepflasterten Hof. In der Dunkelheit ragten fruchtbeladene Orangenbäume auf, und ein gemauertes Wasserbassin stand in der Mitte. Von oben her ertönte eine Stimme:

»*Tafaddal, ja sidi*« – und ich stieg die schmale Treppe an der Außenseite der Wand empor, ging durch eine offene Säulengalerie, und die Arme meines Freundes umfingen mich.

Ich war todmüde, vollkommen erschöpft, und ließ mich widerstandslos aufs dargebotene Bett fallen. Der Wind rauschte in den Bäumen im vorderen Hof und in den Gartenbäumen hinterm Hause. Aus der Ferne kamen viele dumpfe Laute: die Stimme einer großen arabischen Stadt vor dem Schlafengehen.

Mit der Erregung neuen Begreifens, mit Sinnen, die den völlig neuen Eindrücken geöffnet waren, wanderte ich in jenen Sommertagen durch die Basargassen des alten Damaskus. Die innere Sicherheit der Menschen war in der Art und Weise ihres Benehmens erkennbar: in der warmen Würde ihres Sich-Begegnens oder Auseinandergehens; in der Art, wie zwei Männer über die Straße schritten, einander wie Kinder an der Hand haltend; und in der Art, wie die Ladenhändler miteinander verkehrten. Diese Händler in den kleinen Buden, diese unerbittlichen Anrufer der Vorübergehenden schienen nichts von gieriger Angst und vom Neid zu wissen: so, daß der Besitzer eines Ladens denselben der Obhut seines Nachbarn und Konkurrenten anvertraute, wenn es notwendig wurde, für eine Weile fortzugehen. Oft sah ich einen Kunden vor so einem unbeaufsichtigten Verkaufsstand stehenbleiben, anscheinend unschlüssig, ob er die Rückkehr des Verkäufers abwarten oder aber sich zum nächsten Stand wenden sollte – und unweigerlich trat der benachbarte Händler, der Konkurrent heran, erkundigte sich nach den Wünschen des Kunden, verkaufte ihm die verlangte Ware – und zwar nicht seine eigene Ware, sondern die des abwesenden Nachbarn – und ließ den Kaufpreis auf des Nachbarn Ladentisch liegen. Wäre das wohl in Europa möglich gewesen?

Manche der Basarstraßen waren von sehnigen Beduinengestalten voll und vom arabischen Leben durchsättigt wie eine Honigwabe: süß und



*Verfasser und nordarabischer Emir, 1928*

stark. Du sahst dir in diesen Laubengängen kaum etwas von den bunten Waren an, so lockend sie auch sein mochten; du warst umrauscht von Beduinen in weiten, fließenden Gewändern, Menschen, die ihr Dasein ungebrochen in sich selbst zu tragen schienen, immer unverloren in den eigenen Spuren gingen. Große Männer mit ernsten, flammenäugigen Gesichtern saßen in Gruppen vor den Verkaufsständen. Sie sprachen nur wenig miteinander – ein Wort, ein kurzer Laut, gewichtig gesprochen und ebenso aufgefangen, ersetzte langwierige Unterhaltungen. Geschwätz, das empfand ich, kannten die Beduinen nicht: jenes Sprechen über Nichts, mit dem Einsatz von Nichts, Zeichen der müden Seelen; und ich erinnerte mich an die Worte des Korans, die von paradiesischen Gefilden sprachen: »... und du hörst kein Geschwätz in ihnen ...« Schweigen schien eine beduinische Tugend zu sein; sie hüllten sich in ihre weiten, braun-weiß gestreiften oder schwarzen Mäntel und schwiegen; sie gingen mit schweigendem Kinderblick an dir vorüber, stolz, bescheiden und vernünftig. Wenn du sie arabisch ansprachst, funkelten ihre schwarzen Augen in einem jähen Lächeln auf, denn sie waren nicht in sich selbst versponnen und ließen sich gern vom Fremden finden. Sie waren Grandseigneurs, zutiefst verschlossen und doch ohne weiteres allem Lebendigen aufgetan ...

An jedem Freitag – dem islamischen Sabbat – vibrierte es durch Damaskus wie ein kleiner, beglückender Wirbelwind von Unruhe und dennoch Feierlichkeit. Ich mußte an die Sonntage in Europa denken, die stillen Straßen und geschlossenen Läden; ich erinnerte mich an alle leeren Tage und an die Beklemmung, die solche Leere mit sich brachte. Warum mußte es so sein? Jetzt begann ich es zu verstehen: weil im Abendland das Alltagsdasein von den meisten als eine bedrückende Last empfunden wird, von der nur der Sonntag sie befreien kann, ist der Sonntag kein Ruhetag mehr, sondern eine Flucht ins Unwirkliche, ein trügerisches Vergessen, hinter dem, mit doppelter Schwere, der Alltag lauert.

Den Arabern hingegen schien der Freitag etwas ganz anderes zu bedeuten; sie nahmen ihn nicht zum Vorwand, um den Alltag zu vergessen. Nicht etwa, weil die Lebensfrüchte diesen Menschen leicht und mühelos in den Schoß fielen (denn das war durchaus nicht der Fall), sondern einfach darum, weil ihre Arbeit, auch die schwerste, in keinem Widerspruch zu ihrem persönlichen Begehren stand und deshalb auch nicht als widerwillig getragene Last empfunden wurde; ein innerer Zusammenhang bestand zwischen dem Arbeiter und seiner Arbeit: und nur wenn einer

müde wurde, dachte er an Rast. Solch eine Übereinstimmung zwischen Mensch und Werk schien im Islam als ein natürlicher – und natürlich auch wünschenswerter – Zustand zu gelten, denn der Koran schrieb weder für den Freitag noch auch für einen andern Tag einen Ruhezwang vor. Die Handwerker und kleinen Händler in den Basaren von Damaskus arbeiteten auch freitags einige Stunden, machten dann ihre Buden für ein paar Stunden zu, gingen zum Mittagsgebet in die Moschee und trafen sich später mit Freunden in einem Café, kehrten wieder in ihre Läden zurück und setzten ihre Arbeit in heiterer Entspannung fort, wie es jedem einzelnen jeweils behagte. Nur wenige Läden waren den ganzen Tag lang geschlossen, und abgesehen von der Zeit des Mittagsgebets, da die meisten sich in der Moschee versammelten, flutete dieselbe Geschäftigkeit durch die Straßen wie an allen anderen Tagen.

Eines Freitags begleitete ich meinen Freund in die Umajjaden-Moschee. Die Marmorsäulen, die die gewölbte Decke trugen, erglänzten über den kostbaren roten und blauen Teppichen. Ein Geruch von Moschus und Ambra schwebte in der dämmrigen Luft. In langen, regelmäßigen Reihen standen viele Hunderte von Menschen hinter dem *imam*, der das Gebet leitete, verneigten sich, knieten nieder, berührten den Boden mit der Stirn und richteten sich wieder auf: und alle ihre Bewegungen waren gemeinsam, wie die von Soldaten. Es war sehr still; wenn die Gemeinde aufrecht stand, tönte die Stimme des greisen *imams* aus der Tiefe des riesigen Saales herüber; er trug Verse aus dem Koran vor; und wenn er mit dem Sprechen innehielt, sich verneigte und zu Boden warf, folgte ihm die ganze Gemeinde wie ein Mann, sich vor Gott verneigend und vor Ihm niederfallend, als stünde Er sichtbar vor ihren Augen ...

In jenem Augenblick begriff ich, wie nahe Gott und Glaube diesen Menschen war. Ihr Gebet war nicht von ihrem Arbeitstag geschieden; es gehörte zu ihm; es war nicht dazu da, das tätige Leben zu vergessen, sondern ein Mittel, seiner besser und tiefer zu gedenken, indem man Gottes gedachte.

»Wie seltsam und wunderbar«, sprach ich zu meinem Freund, als wir die Moschee verließen, »daß Gott eurem Empfinden so nahe ist. Wäre ich doch imstande, Ähnliches zu empfinden!«

»Wie sollte man Gott denn anders empfinden, o mein Bruder? Ist Er denn nicht, wie unser Heiliges Buch sagt, *dir näher als die Schlagader deines Halses?*«

Angespornt von dieser neuen Wahrnehmung, verbrachte ich viele Stunden über Büchern, die vom Islam handelten. Einige davon ergatterte ich mir in einer Damaszener Bibliothek, andere beschaffte mir mein Freund. Wenngleich mein Arabisch für mein Alltagsbedürfnis vollauf genügte, war es doch noch zu mangelhaft, um den Koran frei im Original zu lesen, und so mußte ich mir zwei Übersetzungen – eine französische und eine deutsche – zu Hilfe nehmen und mich im übrigen auf Werke europäischer Orientalisten sowie auch auf die Erklärungen meines Freundes verlassen.

So brockenhaft diese Studien und Gespräche auch waren, so gaben sie mir dennoch einen guten Einblick in den Islam. Ein Vorhang hob sich langsam über einer Gedankenwelt hoch, von der ich bis dahin keine Ahnung hatte.

Der Islam schien nicht so sehr eine Religion im üblichen Sinne als ein Lebensgesetz zu sein; kein metaphysisches Suchen, sondern diesseitige Lehre – auch dann, wenn vom Jenseits die Rede war; nicht nur ein theologisches System, sondern auch Führung in allen persönlichen und gesellschaftlichen Belangen. Gottesbewußtsein schien das Ziel zu sein. Das menschliche Leben war positiv aufgefaßt und bejaht. Nirgends im Koran konnte ich einen Hinweis auf die Notwendigkeit einer mystischen ›Erlösung‹ finden; keine Erbsünde stand da zwischen dem Menschen und seinem Schicksal – denn, wie der Koran betonte, *jeder Mensch ist nur für das verantwortlich, was er selbst tut und erstrebt*. Keine Askese war da erforderlich, um eine geheime Pforte zur Reinheit aufzutun – denn Reinheit sei dem Menschen bei Geburt beschieden: und ›Sünde‹ bedeutete demnach nichts anderes als ein Abfall von den eingeborenen positiven Eigenschaften, die Gott jedem Menschen zuteil werden läßt. Auch sah ich im Koran keine Spur von irgendeinem Dualismus in bezug auf die Natur des Menschen: Seele und Körper erschienen in dieser Lehre als zwei Aspekte einer unverbrüchlichen Einheit.

Zu Beginn fand ich es etwas sonderbar, daß der Koran nicht nur geistigen, sondern auch vielen anscheinend trivialen, weltlichen Lebensfragen eine, wie ich mir dachte, unverhältnismäßig hohe Bedeutung beimaß; mit der Zeit jedoch leuchtete es mir ein, daß falls das menschliche Wesen wirklich – wie die islamische Lehre hervorhob – eine unlösbare Verflechtung von Seele und Körper darstelle, kein Teilgebiet seines Lebens zu ›trivial‹ sein könnte, um dem Wirkungsbereich des Religiösen entzogen zu werden. Bei all dieser Betonung des Weltlichen ließ aber der Koran den

Gläubigen nie vergessen, daß das diesseitige Leben nur die Vorstufe eines höheren Daseins sei und daß das endgültige Ziel im Geistigen und Seelischen läge. Äußeres Wohlergehen, so lehrte der Islam, sei wünschenswert, dürfe aber nie zum Endzweck werden; und deshalb müsse der Mensch seine – an sich berechtigten – Begierden zu beherrschen lernen und sie jeweils dem Richtspruch seines sittlichen Bewußtseins unterwerfen. Dieses Bewußtsein dürfe sich aber keineswegs nur auf des Menschen Beziehungen mit Gott beschränken, sondern müsse auch seine Beziehungen mit anderen Menschen umfassen: denn der Sinn eines wahren Glaubens läge ja nicht nur darin, daß der Einzelne zu seelischer Vervollkommnung gelange, sondern auch im Bestreben, die Gesellschaft so zu gestalten, daß solche Vervollkommnung allen zugänglich werde und daß alle in Rechtlichkeit und Fülle zu leben vermöchten ...

All dies war intellektuell und sittlich weitaus ›achtbarer‹, als meine früheren Vorstellungen vom Islam mich je vermuten ließen. Seine Einstellung zu Geistesfragen schien mir tiefer, organischer zu sein als die des Alten Testaments und war überdies unbelastet von der alttestamentarischen Vorliebe für eine einzige Volksgruppe; und seine Haltung gegenüber den Fragen des körperlichen Lebens war, im Gegensatz zum Neuen Testament, von starker Bejahung getragen. Geist und Fleisch standen in der Lehre Muhammads gleichberechtigt nebeneinander: Zwillingskomponenten des gotterschaffenen menschlichen Seins.

War vielleicht diese Lehre, so begann ich mich zu fragen, die Quelle, aus der die seelische Sicherheit der Araber floß?

Eines Abends fordert mich mein Freund auf, ihn zum Hause eines reichen Damaszeners zu begleiten, der gerade die Geburt eines Sohnes feierte.

Wir gingen durch die engen, verschlungenen Gassen der inneren Stadt, unter balkengestützten Erkern, die sich fast Stirn an Stirne lehnten und nur hölzerne Fenstergitter dem Sonnenlicht zuehrten. Ruhevolle Schatten; eine Dämmerstille zwischen den uralten Steinhäusern. Schwarzverhüllte Frauen huschten zuweilen mit schnellen Schrittschritten vorüber, oder ein bärtiger Greis in langem Kaftan bog hinter einer Ecke hervor und verschwand langsam um eine andere Ecke, oder einer der vielen herrenlosen Hunde zerrte geduldig an einem Knochen. Immer Ecken und Winkel, immer die gleichen schmalen, unregelmäßigen Gäßchen, die sich kreuz und quer schnitten, immer in ein Unbekanntes zu führen schienen und

erstaunliche Offenbarungen versprochen, und immer wieder in ebensolche Gäßchen mündeten.

Aber die Offenbarung blieb doch nicht aus. Da war eine kahle Lehm-mauer und in der Mauer eine Tür; mein Freund hämmerte mit der Faust darauf los. Die Tür tat sich kreischend auf, ein uralter, gebückter Mann murmelte »*ahlan, ahlan wa-sahlan*« aus zahnlosem Munde – und durch einen kurzen, rechtwinklig gebrochenen Korridor betraten wir den Hof des Hauses, das von der Straße her einer lehmfarbenen Scheune ähnlich sah –

– und der Hof war weit und luftig, wie ein Schachbrett mit weißen und schwarzen Marmorplatten gefeldert. In einem flachen, achteckigen Marmorbecken plätscherte das Wasser einer Fontäne. Zitronenbäume, Orangenbäume und Oleandersträucher neigten ihre Zweige unter der Last von Blüten und Früchten im Schatten von Mauern, die vom Erdboden bis zum Dach mit Alabasterstuck von zartester Arbeit bedeckt waren – pflanzlichen Ornamenten und komplizierten geometrischen Mustern –, zwischen denen die inneren Fenster des Hauses mit ihren kunstvoll durchbrochenen Marmorkanzellen wie ein Spitzenwerk aus Stein eingelassen waren. An einer Seite des Hofes bildeten die Mauern eine zimmergroße, gedeckte Nische – *liwan* genannt – etwa einen Meter über dem Niveau des Hofes. Breite Marmorstufen führten zu ihr hinan. An ihren drei Wänden entlang lief ein niedriger, brokatbezogener Diwan; grau-rosa persische Teppiche lagen auf dem Boden. Die Rückwand der Nische war bis zu fünf Meter Höhe mit Spiegelglas bedeckt – und in dieser Spiegelwand fand der ganze Hof mit seinen Bäumen, Alabasterreliefs, geschnitzten Türen, marmornen Fensterrahmen und Kanzellen, seinem schwarz-weißen Fußboden und der vielfarbenen Menge der Gäste, die auf dem Diwan saßen und sich um das marmorne Wasserbecken ergingen, eine imaginäre Verdoppelung: und wenn man hineinschaute, entdeckte man, daß die gegenüberliegende Hofwand auf ihrer ganzen Breite ebensolche Spiegel trug, so daß der Hof zweimal, viermal, hundertmal widerspiegelt und in einen gewaltigen Zaubergang verwandelt wurde – ein unermeßliches Band aus Marmor, Alabaster, Fontänen, Myriaden von Menschen, Wäldern von Zitronenbäumen, unabsehbaren Oleanderhainen – ein Märchenland ohne Ende, unterm Schein der Abendsonne rosig, traumhaft erglühend ...

Solch ein Haus – unansehnlich und schmucklos von außen, reich und köstlich im Innern – war mir etwas gänzlich Neues; später jedoch wurde

es mir klar, daß es typisch für die Häuser der Wohlhabenden nicht nur in Syrien und Irak, sondern auch in Arabien und Iran war. (Weder die Araber noch die Perser legten in früheren Zeiten viel Wert auf Fassaden: ein Haus sollte zum Wohnen dienen, und seine Funktion beschränkte sich aufs Innere. Das war etwas ganz anderes als die vielgepriesene ›Sachlichkeit‹ der modernen abendländischen Architektur. Die Abendländer, in einer verkappten Romantik befangen und im eigenen Willen unsicher, bauen heutzutage Probleme; die Araber und Perser hingegen bauen – oder bauten bis zum gestrigen Tag – Häuser.)

Unser Gastgeber ließ mich zu seiner Rechten auf dem Diwan Platz nehmen. Ein barfüßiger Diener brachte Kaffee auf einem Messingtablett. Rauch aus gurgelnden Wasserpfeifen vermengte sich mit dem Duft des Rosenwassers im *liwan* und stieg in dünnen Schwaden zu den glasgeschützten Kerzen auf, die jetzt, eine nach der andern, an den Hausmauern und unter dem mählich dunkelnden Grün der Bäume aufflammten.

Die Gesellschaft – alles Männer – war bunt zusammengesetzt: da waren Männer in Kaftanen aus gestreifter, knisternder Damaszener Seide oder elfenbeinfarbener chinesischer Rohseide, in weiten Mänteln aus feinen Wollstoffen, golddurchwirkten weißen Turbanen über roten Mützen; Männer in europäischer Kleidung; einige Beduinenhäuptlinge aus den Steppen mit ihrem Gefolge: Augen schwarz und wunderbar lebendig, und kleine schwarze Bärte um die braunen, hageren Gesichter; ihre neuen Gewänder raschelten um sie bei jedem Schritt, und ein jeder trug einen Krummsäbel in silberbeschlagener Scheide in der Hand und einen Dolch im Gürtel. Sie waren lässig, ungezwungen und gemessen, wie es Aristokraten geziemt: nur daß ihre Ungezwungenheit, zum Unterschied von europäischen Aristokraten, wie ein warmes, aus dem Innern kommendes Feuer war und nicht durch Generationen guten Lebens und sorgsamer Pflege anerkundet. Eine gute Luft war um sie, eine trockene und durchsichtige Atmosphäre – dieselbe Luft, wie ich sie einst in Wirklichkeit am Rand der Wüste erlebt hatte: in ihrer Keuschheit umfassend und doch unaufdringlich. Wie zurückhaltende Freunde, wie Besucher waren sie; ihr freies ungebundenes Leben wartete wo anders ...

Eine Tänzerin kam aus einer der Türen heraus und lief leichtfüßig die Stufen zum *liwan* herauf. Sie war sehr jung, bestimmt nicht mehr als zwanzig, und sehr schön. In ihren bauschigen, schimmernden Seidenhosen und goldenen Pantöffelchen und ihrem perlenbestickten Leibchen, das die



hochstehenden Brüste eher betonte als verbarg, bewegte sie sich mit der sinnlichen Anmut, die vielbewunderten und vielbegehrten Frauen so oft zu eigen ist: und durch die ganze Männergesellschaft ging, fast hörbar, ein Geriesel des Entzückens beim Anblick ihres sanftgliedrigen Körpers und ihrer straffen Elfenbeinhaut.

Zur Begleitung einer Handtrommel tanzte sie einen jener herkömmlichen lüsternen Tänze, die im Morgenland so beliebt waren – Tänze, die schlummerndes Verlangen erweckten und eine atemraubende Erfüllung zu versprechen schienen.

»O du Wunderbare, o du Herrliche«, murmelte mein Gastgeber. Dann schlug er mir leicht aufs Knie und sagte: »Ist sie nicht wie Balsam auf einer Wunde ...?«

So schnell wie sie gekommen war, verschwand die Tänzerin, und nichts blieb von ihr außer dem Schimmer in den Augen der Männer. Vier Musikanten betraten nun den *liwan* und ließen sich am Teppich nieder; einer der Gäste flüsterte mir zu, sie gehörten zu den besten in ganz Syrien. Einer hielt eine langhalsige Laute, ein anderer ein schellenloses Tamburin, der dritte ein Instrument, das einer Zither glich, und der vierte einen ägyptischen *tambur* – so etwas wie eine Flasche aus Messing, die sich nach unten stark erweiterte und einen Boden aus Trommelfell hatte.

Sie fingen auf eine seltsam abgerissene Weise zu musizieren an, leise, leichthin, ohne hörbares Zusammenspiel – gleichsam jeder Mann für sich – so, als ob sie in Erwartung eines gemeinsamen Auftakts erst ihre Instrumente stimmen wollten. Der mit der Zither ließ seine Fingerspitzen mehrmals von Hoch bis Tief mit einem gedämpften, harfenähnlichen Effekt über die Saiten streichen; der *tambur*-Spieler trommelte leise, brach ab und trommelte wieder; der Mann mit der Laute zupfte wie zerstreut an den Saiten und brachte in schneller Folge ein paar tiefe Akkorde hervor, die nur ganz zufällig mit dem barschen, eintönigen Schlag des Tamburins zusammenzuklingen und den *tambur* zu zögernder Antwort aufs Saitenspiel – bald der Laute, bald der Zither – herauszufordern schienen: und ehe man sich's versah, band schon ein gemeinsamer Rhythmus die vier Instrumente zusammen, und eine Melodie schälte sich heraus. Eine Melodie? Ich hätte es nicht sagen können, denn es kam mir beinahe vor, als lauschte ich nicht einer musikalischen Vorführung, sondern nähme an einem aufregenden Ereignis teil. Aus den zirpenden Klängen der Saiteninstrumente wuchs ein heftiger Rhythmus empor, stieg hoch, fiel jählings nieder, stieg

wieder spannungsvoll an und fiel wieder nieder – wie das rhythmische Fallen und Steigen eines metallischen Gegenstandes, rascher und langsamer, leiser und kräftiger: in unpathetischer Beharrlichkeit, in endlosen Variationen dieses eine ununterbrochene Geschehen, das in beherrschtem Rausch erzitterte, wuchs, sich machtvoll ausbreitete, zu Kopf stieg: und als es plötzlich, mitten in einem Crescendo, abbrach (wie früh, viel zu früh), da wußte ich: ich war gefangen. Die Spannung dieser Musik hatte mich unmerklich in harte Bande geschlagen; ich war mit hineingerissen in diese Töne, deren scheinbare Monotonie einen an die ewige Wiederkehr aller Dinge erinnerte und an die Tore des schlafenden Empfindens pochte und Schritt um Schritt etwas Uneingeständenes im Hörer bloßlegte ... etwas, was schon von allem Anbeginn an, ohne daß du darum gewußt hättest, in dir gewesen war und dir nunmehr offenbar ward mit einer Lebendigkeit, die dein Herz bis zum Halse hinaufschlagen ließ ...

Bis dahin war ich nur mit abendländischer Musik vertraut gewesen – einer Musik, in welcher der Komponist uns in jeder einzelnen Komposition die gesamte Skala seiner Gefühle ahnen läßt, so daß auf jedem Stimmungsniveau alle anderen, möglichen Stimmungen gleichsam angedeutet werden: diese arabische Musik jedoch schien aus einer einzigen Bewußtseinslage zu fließen, aus einer einzigen Spannung, die nichts als Spannung war und deshalb bei jedem Hörer persönliche Formen des Empfindens annehmen konnte.

Nach einem Augenblick der Stille klang der *tambur* wieder, und die anderen Instrumente folgten. Ein sanfteres Wiegen, ein femininerer Rhythmus als vorhin; die einzelnen Stimmen fügten sich mehr ineinander, umschlangen einander und bebten, gleichsam in Bann geschlagen, in gemeinsamer Erregung auf; sie streichelten einander, schwebten umeinander in weichen Wellenlinien, die sich erst noch am Rollen des *tamburs* wie an harten Widerständen brachen, dann aber an Angriffslust gewannen, den *tambur* überwandten und zum Sklaven machten und in einer gemeinsamen Spirale aufwärts schleppten: und nach anfänglichem Widerstand fiel der *tambur* dem Rausch zum Opfer und vereinigte sich, hingerissen, mit den anderen; die Wellenlinie verlor ihre feminine Weichheit und jagte gewaltsamer, schneller, schriller, höher, in ein kaltes Furioso hinan, in eine Leidenschaft hinein, die schon aller Hemmungen bar war und nunmehr dithyrambisch zu den unsichtbaren Gipfeln der Macht und Selbstherrlichkeit aufzusteigen begann; das wellige Schweben der Töne umeinander

verwandelte sich in ein Kreisen, ein gewaltiges Rotieren in Gemeinsamkeit, ein Sausen von Rädern aus der Ewigkeit in die Ewigkeit, ohne Maß und Ziel und Halt, und die Melodie setzte in atemraubendem, waghalsigem Seiltänzerlauf über Abgründe hinweg, durch eine ewige Gegenwart hindurch, einer Bewußtheit entgegen, die Freiheit barg und Macht versprach und jenseits allen Denkens war. Und plötzlich, mitten im letzten Aufwärtsschwung: Abbrechen und tödliche Stille. Brutal. Ehrlich. Rein.

Wie ein Blätterrauschen kehrte den Zuhörern der Atem wieder, und das halblaute Gemurmel »*ja Allah, ja Allah*« ging langezogen durch sie hin. Sie waren wie Kinder, die ihre längst begriffenen und immer wieder lockenden Spiele spielen. Sie lächelten in Beglückung ...

### 3

Wir reiten, und Zayd singt: immer die gleichen Rhythmen, immer die gleiche monotone Melodie. Denn die Seele des Arabers ist monoton – aber nicht im Sinne von Armut. An Phantasie hat er ja übergenug: nur geht sie ihm nicht, wie die des Abendländers, nach Breite, nach Räumlichkeit, nach vielschichtiger Gleichzeitigkeit: sie strebt danach, in gerader Linie jedesmal eine einzige Gefühlserfahrung zu ihrem äußersten Ende zu bringen. Dieser reinen Monotonie, diesem fast schon sinnlichen Wunsch nach geradliniger Steigerung des eigenen Erlebens verdankt das arabische Wesen seine Kraft und seine Irrtümer. Seine Irrtümer: denn die Welt will auch flächig und räumlich erlebt werden. Und seine Kraft: denn der Glaube an die Möglichkeit einer unendlichen Steigerung seines Gefühlswissens kann den Menschen nirgendwo anders hinführen als zu Gott. Nur auf Grund dieses seelischen Dranges, der für den Semiten so bezeichnend ist, konnte der Ein-Gott-Glaube der frühen Hebräer und seine siegreiche Vollendung, der Glaube Muhammads, erstehen. Hinter beiden stand die mütterliche Wüste.

# V GEIST UND FLEISCH

## 1

Die Tage vergehen, und die Nächte sind kurz, und wir reiten südwärts in schnellem Schritt. Unsere Dromedare sind in bester Verfassung; wir haben sie gestern getränkt, und in den letzten zwei Tagen gab es reichliche Weide.

Vierzehn Reisetage trennen uns noch von Mekka, und vielleicht sogar mehr, falls wir – wie anzunehmen ist – einige Zeit in Hail und Medina verbringen, die beide auf unserem Wege liegen.

Eine sonderbare Unruhe hat sich meiner bemächtigt, und ich weiß keine Erklärung dafür. Bis jetzt war ich immer gewohnt, gemächlich zu reisen, ohne je den Drang zu verspüren, rasch zum Ziel zu gelangen; jeder Tag und jede Woche der Wanderung hatte ein Eigendasein, und das Ziel gehörte nur so beiläufig dazu. Jetzt aber fühle ich, was ich in all meinen Jahren in Arabien noch nie gefühlt habe: eine Ungeduld, das Wegesende zu erreichen. Welches Ende? Mekka? Ich habe ja die Heilige Stadt schon so oft besucht und kenne ihr Leben so gut, daß sie mir keine neuen Entdeckungen mehr verspricht. Oder sind es vielleicht Entdeckungen mehr persönlicher Art, denen ich nun entgegensehe? Es muß wohl so sein – denn wenn ich jetzt an Mekka denke, verspüre ich eine merkwürdige, erwartungsvolle Erregung, als ob dieser Mittelpunkt der islamischen Welt mit seiner Ansammlung von Menschen aus allen Teilen der Erde mir ein neues Erlebnis verspräche und mir Tore zu größeren Weiten auftäte. Nicht, daß ich Arabiens müde geworden wäre; nein, ich liebe seine Wüsten, seine Städte und die Lebensart seiner Menschen genau so, wie ich sie immer geliebt habe: jene erste Ahnung arabischen Lebens, in der Wüste Sinai vor zehn Jahren, ist nie getäuscht worden, und die darauffolgenden Jahre haben meine Erwartungen in jedem Punkte bestätigt: aber seit jener Nacht am Brunnen

ist es mir allmählich klar geworden, daß Arabien mir alles gegeben hat, was es zu geben hatte.

Ich bin stark, jung, gesund. Ich kann viele Stunden und Tage reiten, ohne zu ermüden. Jahrelang bin ich in diesem Lande wie ein Beduine umhergereist – ohne ein Zelt und ohne die kleinen Bequemlichkeiten, die auf langen Wüstenreisen sogar nedschdischen Städtern als unerläßlich erscheinen. Ich bin in allen Kunstfertigkeiten des beduinischen Lebens daheim und habe fast unmerklich die Sitten und Gebräuche eines nedschdischen Arabers mir zu eigen gemacht. Ist dies aber auch alles, was mir zuteil werden konnte? Habe ich so lange in Arabien gelebt, nur um ein Araber zu werden? – oder war dies vielleicht nur Vorbereitung für etwas, das erst kommen soll?

Die Unruhe, die ich jetzt verspüre, ist in einem gewissen Sinne der Unruhe ähnlich, die ich bei der Rückkehr von meiner ersten morgenländischen Reise empfand: das Gefühl, vorzeitig nach Europa zurückgekehrt zu sein – noch nicht zum eigentlichen Kern meiner Entdeckung vorgedrungen zu sein ...

Der Schock des Übergangs von der arabischen Welt nach Europa war damals durch einen monatelangen Aufenthalt in der Türkei aufgefangen worden. Als ich im Herbst 1923 Syrien verließ und mich nach Istanbul und von dort nach Anatolien begab, kam ich in ein Land, das nicht nur geographisch, sondern auch in seiner kulturellen Atmosphäre halbwegs zwischen dem arabischen Morgenland und Europa lag. Dabei war die Türkei Mustafa Kemals in jenen Tagen noch keineswegs ›reformistisch‹ gestimmt und auf eine einfältige Nachäffung Europas eingestellt; sie war noch echt türkisch in ihren Lebensformen und Überlieferungen und durch das einigende Band ihres islamischen Glaubens weitgehend der Art und Weise arabischen Lebens verwandt: aber der innere Rhythmus der Türkei schien, sowohl in Einzelmenschen als auch in der Gesellschaft, schwerer, schwerfälliger, weniger durchsichtig, weniger luftig zu sein als der arabische, und schon dem Abendland näher. Als ich mit der Eisenbahn von Istanbul nach Sofia und Belgrad fuhr, nahm ich keinen jähen Übergang vom Morgenland zum Abendland wahr; das Bild änderte sich ganz allmählich, ein Wesenszug nach dem andern wich zurück und ein neuer trat an seine Stelle – die Minarette wurden immer seltener und die Kirchtürme immer häufiger, die langen Kaftane der Männer verwandelten sich in slawische

Bauernblusen, die Feigenbäume und Olivenhaine Anatoliens gingen in serbische Tannenwälder über bis ich mich plötzlich, an der italienischen Grenze, wieder in Europa fand.

Auf der Eisenbahnfahrt von Triest nach Wien begannen meine türkischen Eindrücke zu verblassen und büßten nahezu von Stunde zu Stunde all ihre Lebhaftigkeit ein; seltsamerweise jedoch erlangten die Monate, die ich in arabischen Ländern verbracht hatte, in mir eine neue, stärkere Wirklichkeit – eine so überraschende Wirklichkeit, daß sie mich fast bestürzte: denn ich nahm wahr, daß ich auf das mir einst so vertraute europäische Bild nunmehr mit den Augen eines Fremden blickte. Die Menschen erschienen mir so häßlich, ihre Bewegungen so eckig und plump, so ganz ohne Zusammenhang mit dem, was sie empfanden und begehrten: und mit einem Male wußte ich, so wie es nur ein Fremder wissen konnte, daß diese europäischen Menschen in einer Scheinwelt lebten ... Meine Berührung mit den Arabern – daran konnte kein Zweifel mehr sein – hatte meine Einstellung gründlich, unwiderruflich geändert; was mir einst als wichtig und wertvoll erschienen war – Europas Zielbewußtsein und sehnsüchtiges Streben –, kam mir jetzt als unwesentlich, und mehr noch: als irrig vor; und was mir noch vor kurzem nur als ein Bestandteil des arabischen Wesens erschienen war – das harmonische Gleichgewicht von Geist und Stoff –, stand nunmehr als das einzig wahre Lebensziel vor meinen Augen. Mit diesen meinen neuen Augen sah ich, daß die verzweifelte Strebsamkeit der abendländischen Menschen einer inneren Lüge, einer Zweierheit des Seins entsprang: indem sie die ›Seele‹ vom ›Körper‹ trennten, übten sie an beiden Verrat ...

Am Wesen der Araber war mir all dies klar geworden ... aber warum denn nur mir? Andere Europäer hatten doch schon vor mir arabisches Leben beobachtet: war es denn nicht erstaunlich, daß nicht auch sie von derselben Entdeckung erschüttert worden waren? Oder – irrte ich mich? War vielleicht doch der eine oder andere europäische Reisende im Morgenland genau so wie ich bis ins Innerste erschüttert worden, ohne sich dies ganz einzugestehen ... ?

Ich hielt mich einige Wochen in Wien auf und feierte Versöhnung mit meinem Vater. Er hatte sich inzwischen mit meinem Aufgeben des Universitätsstudiums abgefunden und mir auch die Unmanierlichkeit verziehen, mit der ich sein Haus verlassen hatte. Immerhin, ich war jetzt ein anerkannter Korrespondent der Frankfurter Zeitung (ein fast ehrfurcht-

gebietender Begriff im Europa jener Zeit) und hatte damit mein einstiges Prahlen gerechtfertigt, daß ich ›hochkommen‹ würde.

Von Wien fuhr ich nach Frankfurt, um mich in der Redaktion vorzustellen. Die Briefe, die ich von dort erhalten hatte, zeigten, daß man meine Arbeit schätzte; und so betrat ich mit einem Gefühl des ›Arriviertseins‹ das altmodische Gebäude der Frankfurter Zeitung und schickte meine Visitenkarte zu ihrem berühmten Herausgeber Dr. Heinrich Simon hinauf.

Als ich in sein Arbeitszimmer trat, blickte er in wortlosem Erstaunen auf mich und vergaß beinahe, vom Sessel aufzustehen. Aber das dauerte nur einen Augenblick; gleich darauf stand er auf und schüttelte meine Hand:

»Nehmen Sie doch Platz, bitte, nehmen Sie Platz. Ich habe Sie erwartet.« Nichtsdestoweniger aber hörte er nicht auf, mich anzustarren, und verfiel wieder ins Schweigen. Es wurde mir allmählich ungemütlich.

»Was ist denn los, Herr Doktor?«

»Oh nein, nein, gar nichts ist los – oder vielleicht doch: etwas ist los bei mir ...« Dann lachte er und fuhr fort: »Aus irgendeinem Grunde, ich weiß selbst nicht, warum, stellte ich Sie mir als einen Mann mittleren Alters vor ... so eine Art Professor, wissen Sie, mit einer Goldbrille – und jetzt steht ein Junge vor mir ... Oh, ich bitte um Verzeihung ... wie alt sind Sie denn?«

Der joviale holländische Kaufmann in Kairo fiel mir ein; er hatte mir vor einem Jahr dieselbe Frage gestellt ...

»Ich bin über dreiundzwanzig, Herr Doktor – fast vierundzwanzig. Finden Sie, es ist zu jung für die Frankfurter Zeitung?«

»Nein ...« antwortete Dr. Simon zögernd, »nicht zu jung für die Frankfurter Zeitung – aber vielleicht doch zu jung für Ihre Artikel ... Ich hielt Sie für weitaus älter, wohl weil ich annahm, daß nur ein älterer Mann imstande sein könnte, sein Verlangen nach Selbstbehauptung so zu überwinden und in seinen Arbeiten seine eigene Person so bewußt im Hintergrund zu halten, wie Sie es tun ... Das, wie Sie wohl wissen, ist das Geheimnis jedes reifen Journalismus: objektiv über alles zu schreiben, was man sieht und hört und denkt, ohne diese Dinge mit den eigenen, persönlichen Erlebnissen zu verquicken. Andererseits aber, wenn ich's mir überlege, hätte ich wissen müssen, daß Sie sehr jung sind, denn nur ein ganz junger Mensch kann mit so viel Begeisterung, mit so viel innerm Entzücken schreiben wie Sie ...« Dann seufzte er auf: »Ich hoffe nur, daß Ihre Begeisterung sich

nicht auch bald abschleift und Sie nicht so selbstgefällig und so abgebrüht werden wie die anderen ...«

Die Entdeckung meiner Jugendlichkeit schien Dr. Simons Überzeugung, daß er in mir einen vielversprechenden Mitarbeiter gefunden hätte, nur verstärkt zu haben; und er stimmte auch vollkommen mit mir überein, daß ich so schnell wie möglich wieder ins Morgenland zurückkehren sollte. Die deutsche Inflation war inzwischen überwunden worden; die Frankfurter Zeitung war wieder einmal in der Lage, die Reisen ihrer Sonderkorrespondenten zu finanzieren. Ehe ich jedoch meine neue Reise antrat, sollte ich das Buch schreiben, auf welches der Verlag einen vertraglichen Anspruch hatte. Es wurde ausgemacht, daß ich während dieser Zeit in der Redaktion arbeiten würde, um mir eine gründliche Kenntnis eines großen Zeitungsbetriebs zu erwerben.

Trotz meiner starken Ungeduld, die islamische Welt wiederzusehen, waren jene Monate in Frankfurt äußerst anregend. Die Frankfurter Zeitung war weitaus mehr als nur eine große Zeitung; man konnte sie beinahe als ein Forschungsinstitut bezeichnen. Sie beschäftigte ungefähr fünfundvierzig Redakteure (abgesehen von den vielen Hilfsredakteuren und Assistenten im Nachrichtendienst). Die redaktionelle Arbeit war in hohem Maße spezialisiert; jedes Gebiet der Welt und jeder wichtige politische oder wirtschaftliche Fragenkomplex war einem besonderen Fachmann anvertraut, und dies im Verfolg einer eingebürgerten Überlieferung, daß die Artikel und Berichte der Frankfurter Zeitung nicht etwa nur die Tagesereignisse widerspiegeln, sondern auch eine Art dokumentarisches Material bilden sollten, auf welches Politiker, Diplomaten und Historiker jederzeit zurückgreifen könnten. Es war wohlbekannt, daß im Auswärtigen Amt in Berlin die Leitartikel und politischen Analysen der Frankfurter Zeitung mit derselben Behutsamkeit aufbewahrt wurden wie die *notes verbales* der fremden Regierungen. (Man erzählte sich, daß Bismarck einst vom damaligen Chef des Berliner Büros gesagt hätte, »Dr. Stein ist der Botschafter der Frankfurter Zeitung am Berliner Hof.«) Für einen Menschen meines Alters war es sehr schmeichelhaft, einer solchen Organisation anzugehören, um so mehr als meine Ansichten über den Nahen und Mittleren Osten von meinen älteren Kollegen mit Aufmerksamkeit behandelt und im Verlaufe der täglichen Redaktionssitzungen oftmals besprochen wurden; und mein endgültiger Triumph kam an dem Tage, da man mir auftrug, über eine zeitgenössische Ostfrage einen Leitartikel zu schreiben.



Die Arbeit an der Frankfurter Zeitung gab meinem Denken einen starken Anstoß. Mit größerer Klarheit als je zuvor fing ich an, meine morgenländischen Erfahrungen auf die abendländische Umwelt zu beziehen, der ich ja wieder einmal angehörte. So wie ich einige Monate vorher einem inneren Zusammenhang zwischen der seelischen Sicherheit der Araber und ihrem Glauben auf die Spur gekommen war, dämmerte es mir jetzt auf, daß Europas innere Zerrissenheit und der chaotische Zustand seiner ethischen Vorstellungen möglicherweise die Folge einer gegensätzlichen Entwicklung war: nämlich die Folge eines Verlustes aller inneren Beziehungen zwischen den abendländischen Menschen und dem Glauben, der ihrer Zivilisation zugrunde lag.

Ich sah vor mir eine Gesellschaft, die offensichtlich nach neuen Wahrheiten suchte, weil sie die alten verloren hatte: aber nur die wenigsten Europäer schienen zu wissen, worum es eigentlich ging. Die große Mehrheit stellte, bewußt oder unbewußt, die folgenden Überlegungen an: Da unsere Vernunft und unsere wissenschaftlichen Forschungen uns nichts Bestimmtes über den Ursprung des Lebens, insbesondere des menschlichen Lebens, und über unser Schicksal nach dem körperlichen Tod offenbaren, müssen wir eben alle unsere Kräfte nur auf den Fortschritt im Materiellen und auf eine Erweiterung unseres Wissens richten; und bei solchem Bemühen wäre es sinnlos oder zumindest überflüssig, uns irgendwelchen angeblich »ewigen« Moralgeboten zu unterwerfen, deren Richtigkeit ja letzten Endes wissenschaftlich nicht beweisbar ist. Mit anderen Worten, die abendländische Gesellschaft lehnte Gott nicht ausdrücklich ab – hatte aber keinen Raum für Ihn in ihrem gedanklichen Aufbau.

In früheren Jahren, insbesondere nach meiner Enttäuschung mit dem Glauben meiner Vorfahren, hatte ich mich lebhaft mit dem Christentum beschäftigt. Die christliche Gottesauffassung gefiel mir weitaus besser als die mosaische, denn sie dehnte den Begriff von Gottes Vaterschaft über die ganze Menschheit aus und beschränkte ihn nicht, wie das Alte Testament es tat, auf eine fürsorgliche Anteilnahme an den Geschicken einer einzigen Volksgruppe. Das war gewiß ein Vorzug, dem jedoch die Dichotomie der christlichen Lehre entgegenstand – ihre grundsätzliche Unterscheidung zwischen Seele und Körper, zwischen dem Bereich des Glaubens und dem des praktischen Handelns: und diese Dichotomie war es, die mir eine Bekehrung zum Christentum von vornherein unmöglich machte.

Ich erkannte nunmehr, daß die frühe Scheidung des Christentums von

aller Lebensbejahung und allen weltlichen Bemühungen zu einem tragischen Ergebnis geführt hatte: die Lehre Christi hatte aufgehört, die sittliche Triebkraft der abendländischen Zivilisation zu sein. Ihre Anhänger hatten sich mit der Zeit an den Gedanken gewöhnt, daß es nicht die Aufgabe der Religion sei, sich in praktische Belange einzumischen; und nun billigten sie dem religiösen Glauben kaum mehr zu als das Recht, dem Leben tröstend zur Seite zu stehen und bestenfalls noch ein vages Moralbewußtsein (vorwiegend in bezug auf geschlechtliches Benehmen) im Individuum aufrechtzuerhalten. In dieser Haltung sahen sich die Christen von der Kirche selbst unterstützt: denn die Kirche, dem Grundsatz einer Trennung zwischen ›dem, was Gottes, und dem, was des Kaisers ist‹ folgend, hatte ja seit jeher das gesamte Gebiet des Sozialen und Wirtschaftlichen nahezu unberührt gelassen und es solcherart der Politik und Wirtschaft des Abendlandes ermöglicht, sich in einer Richtung zu entwickeln, die der ursprünglichen Lehre Jesu durchaus fernstand. Indem die Kirche darauf verzichtete, die Gläubigen in weltlichen Angelegenheiten zu belehren, hatte sie den eigentlichen Zweck allen Glaubens verfehlt – nämlich, dem Menschen zu zeigen, wie er nicht nur richtig fühlen, sondern auch richtig leben soll. Solch ein Versagen der Kirchenlehre mußte unausbleiblich zum ethischen Versagen der abendländischen Kultur führen. Im Verfolg der instinktiven Wahrnehmung, daß seine Glaubenslehren ihn im Stich gelassen hatten, verlor der Abendländer allmählich auch den Glauben an ihre Richtigkeit; zugleich mit dem Verlust dieses Glaubens verlor er die Gewißheit, daß das Weltall einem bewußten Schöpfungsakt entsprungen sei und deshalb eine organische, in sich geschlossene Einheit darstelle; und da er diese Gewißheit verloren hatte, lebte er nunmehr in einer seelischen und sittlichen Leere.

In dem allmählichen Abgleiten des Abendlands vom Christentum sah ich eine Auflehnung gegen die paulinische Lebensverachtung, die so früh und so vollständig die Lehre Christi verfälscht hatte: da aber das Christentum schon seit langem – und anscheinend unwiderruflich – mit dem Paulinismus verquickt war, richtete sich die Auflehnung nicht nur gegen diesen, sondern gegen das Christentum überhaupt. Mit welchem Recht denn gebärdete sich die abendländische Gesellschaft immer noch als eine ›christliche‹ Gesellschaft? Und, was noch weitaus wichtiger war, wie konnte sie denn hoffen, so ganz ohne allen Glauben, ohne jegliche ethische Gewißheit ihr gegenwärtiges sittliches Chaos zu überwinden?

Eine Welt in Krampf und Aufruhr: das war unsere abendländische Welt. Blutvergießen, Zerstörung, Gewalttätigkeit in noch nie dagewesenem Maße; ein Zusammenbruch zahlloser gesellschaftlicher Überlieferungen, ein Zusammenprall feindlicher Weltanschauungen, ein erbitterter Kampf um neue Lebenswege: das waren die Zeichen unserer Zeit. Aus dem Rauch und Schutt eines Weltkrieges und vieler kleinerer Kriege, Revolutionen und Gegenrevolutionen, aus wirtschaftlichen Katastrophen, die alles vorher Bekannte übertrafen: aus all diesen gewaltigen Ereignissen ergab sich zwingend die Erkenntnis, daß es dem Menschen nie gelingen würde, durch bloßen technischen Fortschritt die entfesselten Elemente zu bändigen und so das Chaos in Ordnung umzuwandeln. Meine alte instinktive Überzeugung, ›der Mensch lebe nicht von Brot allein‹, verdichtete sich zur intellektuellen Gewißheit, daß die weitverbreitete Anbetung der Gottheit ›Fortschritt‹ nur ein schwacher, schattenhafter Ersatz für den früheren Glauben an absolute Werte war – ein Scheinglaube, von Menschen erfunden, die alle Kraft eingebüßt hatten, an Unbedingtes zu glauben, und sich nunmehr der vagen Hoffnung hingaben, die Menschenrasse würde schon irgendwie, irgendwann, im Strudel der Evolution in die Lage kommen, ihre gegenwärtigen Schwierigkeiten und Verzweiflungen zu meistern ... In diesem Scheinglauben sah ich nur Wahnwitz. Die verschiedenen neuen Wirtschaftssysteme, die ihm entsprangen, versprachen kaum mehr als eine zeitweilige Linderung der abendländischen Seelennot: wenn es gut ging, mochten sie vielleicht das eine oder das andere ihrer Symptome beseitigen, nie aber die ursächliche Krankheit heilen.

Während dieser Frankfurter Periode reiste ich öfters nach Berlin, wo die meisten meiner Freunde lebten; und bei einem dieser kurzen Besuche lernte ich Elsa kennen.

Von dem Augenblick an, da ich ihr im Gewirr des Romanischen Cafes vorgestellt wurde, empfand ich eine Anziehung, wie ich sie noch nie vorher erlebt hatte. Elsas zarte Schönheit ergriff mich tief; sie hatte ein schmales, feinknochiges Gesicht mit ernstesten blauen Augen und einem Mund, der Empfindungsreichtum, Humor und Güte verriet; aber was mich vollends überwältigte, war die seltsam innerliche, intuitive, sinnlichgeistige Art, mit der sie sich Dingen und Menschen auftrat. Sie war Malerin. Ihre Arbeiten waren an sich wohl nicht überragend, aber jede von ihnen war von der gleichen abseitigen, unwirklich-heiteren und dennoch fast melancholisch

anmutenden Spannung erfüllt, die auch in all ihren Worten und Gebärden zum Ausdruck kam. Sie war Holsteinerin und besaß die Innigkeit und Liniensklarheit des reinen ›nordischen‹ Typus, nicht aber seine Eckigkeit und Erdschwere; und ihre Bewegungen waren von einer ganz unnordischen Wärme. Wenngleich sie etwa fünfzehn Jahre älter war als ich – also neununddreißig Jahre alt war –, sahen ihr Gesicht und ihr schlanker, biegsamer Körper viel jünger aus, und nicht einen einzigen Augenblick kam mir unser Altersunterschied störend in den Sinn. Sie war Witwe und hatte einen sechsjährigen Sohn.

Die Anziehung muß wohl von allem Anfang an gegenseitig gewesen sein, denn nach jener ersten Begegnung kamen wir oft zusammen. Da ich randvoll von meinen arabischen Eindrücken erfüllt war, sprach ich natürlich von ihnen auch zu Elsa; und sie, im Gegensatz zu so manchem meiner Freunde, hatte viel Verständnis und Mitgefühl für die starken, wenn auch noch nicht ganz klar artikulierten Empfindungen, die diese Eindrücke in mir hervorgerufen hatten. Als ich das Vorwort zu meinem morgenländischen Reisebuch – meinem ersten Buch – schrieb, da kam es mir vor, als spräche ich zu ihr und fast nur zu ihr:

*Wenn ein Europäer in einem ihm fremden Land Europas reist, befindet er sich immer noch in seinem eigenen, wenn auch vielleicht erweiterten Umkreis, und die Differenz zwischen dem Altgewohnten und dem Neuen, das nunmehr seines Weges kommt, ist eine überschaubare. Denn ob wir Deutsche sind oder Engländer, und ob wir durch Frankreich, Italien oder Ungarn reisen, der Geist Europas umfaßt uns alle; wir leben in einem geschlossenen Gewohnheitskreis von Assoziationen und können uns innerhalb seiner wie in einer gemeinsamen, übergeordneten Sprache verständigen. Wir bezeichnen dieses Phänomen als ›Kulturgemeinschaft‹. Ein Vorteil; aber wie alle Vorteile der Gewohnheit, erweist sich auch dieser manchmal als ein Nachteil: es erweist sich zuweilen, daß wir in diesen einheitlichen Geist wie in Wattebausche gewickelt sind; daß er uns in seelische Trägheit einullt; daß er uns das Seiltänzerische unserer schöpferischen Vorzeit hat vergessen lassen – jenes Haschen nach den ungreifbaren Wesentlichkeiten. Vielleicht nannte man sie in jener anderen Zeit ›ungreifbare Möglichkeiten‹; aber für jeden, der auszog, um nach ihnen zu suchen – ob Entdecker oder Abenteurer oder Künstler –, war es immer nur eine Jagd nach den inneren Quellen seines eigenen Lebens. Auch wir in der Gegenwart suchen nach unserm eigenen Leben – nur sind wir besessen vom Verlangen, es zu sichern, bevor es gefunden ist. Und wir ahnen*

die Sünde, die in solchem Beginnen liegt. Viele Europäer fühlen sie heute unbewußt: die furchtbare Gefahr des Ungefährlichen.

In diesem Buche beschreibe ich eine Reise in ein Gebiet, dessen ›Differenz‹ unserm eigenen gegenüber zu groß ist, um leicht überbrückbar zu sein: und Differenz ist zuweilen der Gefahr verwandt. Wir verlassen die Sicherungen unseres allzu einheitlichen Umkreises, in dem es wenig Ungewohntes und nichts Überraschendes gibt, und treten in die ungeheuerliche Fremdheit dieser ›anderen‹ Welt.

Wir wollen uns nicht belügen: vielleicht können wir in jener anderen Welt dies und jenes unter hundert einprägsamen Vorgängen begreifen, aber wir können nicht – wie wir es in einem westlichen Lande tun – wissend, mitlebend das Gesamtbild erfassen. Uns trennt eben von den Menschen der ›anderen‹ Welt mehr als nur Raum. Wie sich mit ihnen verständigen? Es genügt nicht, ihre Sprache zu sprechen. Um ihren Lebenssinn zu verstehen, müßte man in ihren Kreis treten und anfangen, in ihren Assoziationen zu leben. Kann man das?

Und – soll man das? Es könnte vielleicht ein schlechter Handel sein, unsere alten Denkgewohnheiten gegen fremde Denkgewohnheiten einzutauschen ...

Aber sind wir deshalb von jener Welt ausgeschlossen? Ich glaube es nicht. Unsere Empfindung des Ausgeschlossenseins beruht nur auf einem Irrtum, der im Zeichen abendländischen Denkens steht: wir unterschätzen gewöhnlich das Schöpferische im Fremden und suchen es durch Übernahme in unsern eigenen Kulturkreis zu vergewaltigen, es ›uns anzueignen‹, wie die Kultursnobs sagen. Aber es scheint mir, daß unsere Zeit der Unruhe dies heute nicht mehr verträgt; viele von uns erkennen allmählich: Distanz will anders überwunden werden als durch geistige Vergewaltigung: vielleicht könnten wir sie überwinden, indem wir unsere Sinne ihr hingeben.

Weil diese fremde Welt so ganz anders ist als alles, was man daheim kannte, weil sie so viel darbietet, was in Bild und Klang uns ungewohnt ist, streift uns zuweilen, wenn wir aufmerksam sind, ein Hauch, eine blitzartige Erinnerung an längst Gekanntes und Vergessenes: an jene ungreifbaren Wirklichkeiten unseres eigenen Lebens. Und wenn dieser Hauch der Erinnerung uns über den Abgrund hinweg erreicht, der unsere eigene Welt von jener anderen, fremden, trennt, da fragen wir uns, ob nicht vielleicht darin – und nur darin – der Sinn jeder Wanderung liegt: die Fremdheit der ganzen Welt zu berühren und erfassen und dadurch unsere eigene, persönliche, vergessene Wirklichkeit zu erwecken ...

Und weil Elsa intuitiv begriff, was ich so unzureichend, wie einer, der in der Dunkelheit umhertappt, mit stolpernden Worten ausdrücken wollte, empfand ich, heftig und überwältigend, daß sie – und nur sie – wußte, wonach ich suchte und mir in meinem Suchen helfen könnte ...

## 2

Ein neuer Wandertag ist vorbei. In mir ist Stille, und die Nacht ist still um mich. Der Wind gleitet sanft über die Dünen und kräuselt den Sand auf ihren Hängen. Im schmalen Umkreis des Lagerfeuers sehe ich Zayd, über seine Töpfe und Schüsseln geneigt; unsere Satteltaschen liegen auf der Erde, so wie wir sie hinwarfen, als wir uns am Abend hier lagerten, und neben ihnen stehen die Sättel mit ihren hohen hölzernen Knäufen. Etwas weiter, schon mit der Dunkelheit verschmelzend, die kauern den Leiber der beiden Dromedare, müde nach dem langen Marsch, die Häse flach am Boden hingestreckt; und jenseits der Dromedare, kaum sichtbar unterm Sternenlicht und doch dir näher als dein eigener Herzschlag, die leere Wüste.

Es gibt wohl schönere Landschaften in der Welt, aber keine, die des Menschen Geist in so selbtherrlicher Weise in Bande zu schlagen vermag wie diese. In ihrer Härte und Kargheit beraubt die Wüste unsere Sehnsucht, das Leben zu begreifen, aller Vorwände und wischt all die Trugbilder hinweg, mit denen eine reichere Landschaft zuweilen unser Denken verführt und uns veranlaßt, unsere eigenen Vorstellungen in die Welt um uns einzustellen. Die Wüste ist nackt und leer und rein, und weiß nichts von Kompromissen. Sie fegt aus dem Herzen des Menschen all die lieblichen Phantasien, die seinen Wunschträumen als Masken dienen könnten, und macht ihn dergestalt frei, sich einem bildlosen Absoluten hinzugeben, in welchem das Allerfernste mit dem Allernächsten widerspruchslos vereint ist.

Seit der Mensch zu denken begann, war ihm die Wüste die wahre Wiege des Ein-Gott-Glaubens. Gewiß, auch in sanfteren Umgebungen und günstigeren Klimaten hatten Menschen hie und da eine Ahnung von Gottes Einheit – wie zum Beispiel im altgriechischen Begriff der *Moirai*, jener unbestimmbaren Macht jenseits der olympischen Götter und über ihnen –; aber solche Begriffe entsprangen immer nur einer vagen Empfin-

dung, waren eher Erraten als Wissen – bis das Wissen mit strahlender Ge-  
wißheit aus der Wüste zu Wüstenmenschen kam. Aus einem brennenden  
Dornbusch in der Wüste von Midian vernahm Moses die Stimme Gottes;  
in der Einsamkeit der judäischen Steinwüste empfing Jesus die Botschaft  
vom Königreich Gottes; und in der Höhle von Hira, in den Wüstenbergen  
um Mekka, kam auch der erste Ruf zu Muhammad, Sohn des Abdallah,  
Sohn der arabischen Erde.

Er kam zu ihm in jener engen, heißen Schlucht zwischen felsigen Bergen,  
in jenem nackten, von der Wüstensonne ausgedörrten Tal – ein allumfas-  
sendes ›Ja‹ zum Leben, sowohl des Geistes als auch des Fleisches –: ein Ruf,  
dem es bestimmt war, einem gestaltlosen Gemenge von Stämmen Gestalt  
und Ziel zu geben, es zu einem Volk zu machen und, von diesem Volke  
getragen, innerhalb weniger Jahrzehnte wie eine Flamme und ein Verspre-  
chen in alle Welt zu dringen – westwärts bis zum Atlantik und ostwärts bis  
zur chinesischen Mauer – und für alle Zeiten eine Großmacht des Geistes  
zu bleiben, den politischen Niedergang seiner Anhänger zu überleben und  
sogar die große Kultur zu überdauern, die er vor mehr als dreizehnhun-  
dert Jahren gebar: jener Ruf, der in Mekkas Wüstenbergen zum arabischen  
Propheten kam ...

Ich schlafe und wache auf. Ich denke an die Tage, die vergangen und  
doch nicht tot sind; und schlafe wieder ein und träume, und wache wieder  
auf; und Schlaf und Erinnerung fließen unmerklich im Zwielflicht meines  
Aufwachens zusammen.

Die Nacht ist nahe am Morgen. Das Lagerfeuer ist ganz erloschen. In  
seine Decke gerollt schläft Zayd; unsere Dromedare liegen regungslos, wie  
zwei Erdhügel. Die Sterne sind noch sichtbar, und du könntest meinen, es  
wäre noch Zeit zum Schlafen: aber da zeigt sich schon niedrig am Himmel  
überm östlichen Horizont, blaß aus der Dunkelheit geboren, ein schwa-  
cher Lichtstreifen über einem andern, dunklern Streifen – »ein weißer  
Faden über einem schwarzen Faden«, wie der Koran sich ausdrückt –: Ver-  
künder des kommenden Morgens, Zeit zum Morgengebet.

Schräg über mir sehe ich den Morgenstern, den die Araber *Az-Zuhra*,  
›die Strahlende‹, nennen. Wenn du sie darüber befragst, werden sie dir sa-  
gen, daß die Strahlende einst eine Frau war ...

Es waren einmal zwei Engel, Harut und Marut, die hatten die Demut  
vergessen und brüsteten sich ihrer unbesiegligen Reinheit: »Wir sind aus  
Licht erschaffen; wir sind über alle Sünde und Verlockung erhaben, anders

als die Menschen, Söhne des dunklen Mutterleibs.« Aber sie vergaßen, daß ihre Reinheit doch nicht aus ihrer eigenen Kraft kam: denn sie waren nur rein, weil sie kein Verlangen kannten und nie in die Lage kamen, ihm widerstehen zu müssen. Ihr Hochmut mißfiel dem Herrn, und er sprach: »Geht hinab auf die Erde und versucht, ob eure Reinheit auch dort ihre Prüfung besteht.« Die übermütigen Engel schwebten auf die Erde hernieder und ergingen sich in menschlicher Gestalt unter den Menschensöhnen; und in ihrer ersten Erdennacht begegneten sie einer Frau, die so schön war, daß alle Leute sie ›die Strahlende‹ nannten. Als die beiden Engel auf sie mit den menschlichen Augen und Empfindungen blickten, die ihnen nun zuteil waren, da wurden sie wie Erdenmänner verwirrt, von heißer Begierde nach dem Weib entflammt, von Brunst geblendet. Jeder von ihnen sprach zu ihr: »Gib dich mir«; aber die Strahlende antwortete: »Da ist ein Mann, dem ich gehöre; wollt ihr mich haben, müßt ihr mich von ihm befreien.« Und sie töteten ihn; und das ungerecht vergossene Blut war noch an ihren Händen, als sie ihre brennende Lust an dem Weib befriedigten. Als aber die Lust von ihnen fiel, da erkannten die einstmaligen Engel, daß sie gleich in ihrer ersten Erdenstunde zwiefach gefrevelt hatten – in Mord und Buhlerei – und daß ihr Hochmut ohne Grund gewesen war ... Und der Herr sprach: »Wählt zwischen einer Strafe im Diesseits und einer Strafe im Jenseits!« In ihrer Reue wählten die gefallenen Engel die Strafe im Diesseits. Sie wurden an Ketten zwischen Himmel und Erde aufgehängt, und da müssen sie bis zum Tag des Gerichts schweben, den Engeln und Menschen zu deutlicher Warnung: Alle Tugend vernichtet sich selbst, sobald sie aufhört, Demut zu sein. Da aber kein menschliches Auge je Engel sehen kann, verwandelte Gott die Strahlende in einen Stern am Himmel, auf daß die Menschen sie immer sähen und, ihrer gedenkend, des Schicksals von Harut und Marut gedächten.

Diese Legende ist in ihrem Umriß viel älter als der Islam; sie gehört wahrscheinlich zu dem Mythenkreis, den die alten Semiten um ihre Göttin Ishtar woben; Ishtar aber wurde den Griechen zur Aphrodite: und beide standen im Zusammenhang mit dem Planeten, den wir heute Venus nennen. Aber so, wie ich sie hörte, ist die Geschichte von Harut und Marut eine typische Schöpfung des islamisch-arabischen Geistes, eine Versinnbildlichung des Gedankens, daß abstrakte Reinheit oder Sündenfreiheit keinen moralischen Sinn haben kann, wenn sie lediglich auf einem Fehlen von Trieben und Begierden beruht: denn ist nicht die immer wiederkeh-



rende Notwendigkeit, zwischen Recht und Unrecht zu wählen, die einzige Voraussetzung aller Moral?

Harut und Marut, die Armen, wußten dies nicht. Da sie als Engel niemals der Versuchung ausgesetzt waren, hielten sie sich für rein und dem Menschen hoch überlegen. Sie begriffen eben nicht, daß eine Verneinung der ›Rechtmäßigkeit‹ des Trieblebens einer Verneinung alles sittlichen Wertes im Menschenleben überhaupt gleichkommt: denn nur das Vorhandensein von Trieben, Versuchungen und Konflikten – die Möglichkeit einer Wahl – macht den Menschen, und ihn allein, zu einem sittlichen Wesen: einem seelenbegabten Wesen.

Es ist auf Grund dieser Auffassung, daß der Islam – allein unter allen höheren Religionen – die Seele des Menschen als einen Teilaspekt seiner ›Persönlichkeit‹ und nicht etwa als ein unabhängiges Phänomen betrachtet. In der islamischen Weltanschauung erscheint daher das seelische Wachstum des Menschen als untrennbar mit allen anderen Aspekten seines Wesens verbunden. Körperliche Triebe gehören organisch zu diesem Wesen, und zwar nicht als Ergebnis einer ›Erbstünde‹ (ein Begriff, der der islamischen Ethik vollkommen fernsteht), sondern als positive, gottgewollte Kräfte, die man als solche gelten lassen und vernunftmäßig lenken muß: und deshalb ist es nicht die Aufgabe des Menschen, die Triebe seines Leibes zu unterdrücken, – es obliegt ihm vielmehr, sie mit den Ansprüchen seines Geistes so in Übereinstimmung zu bringen, daß sein Leben voll und rechtschaffen werde.

Die Wurzel dieser fast monistischen Lebensbejahung entspringt der islamischen Ansicht, daß der Mensch von Natur aus rein und gut ist. Im Gegensatz zur christlichen Lehre von der eingeborenen, vererbten Sündhaftigkeit des Menschen, oder der hinduistischen Auffassung, daß er von Natur aus niedrig und unrein ist und sich erst mühsam durch eine lange Kette von Wiedergeburten zur Vollendung emporarbeiten muß, lehrt der Koran: *Fürwahr, wir erschaffen den Menschen in der besten Wesensart* – das heißt, in einem Zustand der Reinheit, der nur durch späteres Übeltun beeinträchtigt werden kann; und wenn dies geschieht, *dann lassen Wir ihn zum Niedrigsten der Niedrigen werden: und eine Ausnahme sind nur diejenigen, die an Gott glauben und gute Werke tun.*

Die Palmenhaine von Hail liegen vor uns.

Wir machen bei einem alten, zerfallenen Wachturm mitten in der Ebene halt, um uns für unsern Einzug in die Stadt umzukleiden; denn die arabische Sitte, immer aufs Ästhetische der Erscheinung bedacht, verlangt es, daß der Reisende in eine große Stadt in seinen besten Kleidern einziehe, frisch und sauber, als hätte er sich eben erst aufs Kamel gesetzt. Und so verwenden wir unsern letzten Wasservorrat zum Waschen, stutzen die vernachlässigten Bärte zurecht, ziehen die weißesten Hemden aus den Satteltaschen hervor, schütteln den vielwöchigen Wüstenstaub aus unseren *abajen* und den bunten Troddeln unserer Satteltaschen und putzen unsere Kamele aufs schönste auf. Und dann sind wir bereit, uns in Hail zu zeigen.

Hail ist in tieferm Sinne arabisch als etwa Bagdad oder Medina; es enthält keine Bestandteile aus nicht-arabischen Ländern; es ist rein und unvermischt wie eine Schale frisch gemolkener Milch. Kein fremdartiges Kleid in den Basaren, nur weite arabische Gewänder, Kopftücher und Kopschnüre. Die Straßen sind sauberer als anderswo im Osten – sauberer sogar als irgendeine andere Stadt des Nedschd, der sich ja überhaupt durch eine ganz un-östliche Sauberkeit auszeichnet (das kommt wahrscheinlich daher, daß es den Nedschdern immer gelang, sich ihre Freiheit und deshalb auch ihr Selbstbewußtsein zu wahren). Die Lehmhäuser sind in gutem Zustand, mit Ausnahme der zerschossenen und geschleiften Vorwerke der Stadt, welche vom letzten Kriege zwischen Ibn Saud und der Dynastie Ibn Raschid und der Einnahme Hails, im Jahre 1921, durch den König von Rijadh zeugen.

Die Hämmer der Kupferschmiede hämmern allerhand Nutzgefäße zurecht, die Sägen der Schreiner beißen sich krächzend durchs Holz, Schuster klopfen emsig aufs Sohlenleder. Kamele, mit Brennholz und Butterschläuchen beladen, bahnen sich ihren Weg durch die Menge; andere, von den Beduinen zum Verkauf hierher gebracht, erfüllen die Luft mit ihren röhrenden Schreien. Grellbunte Kameltaschen aus Al-Hasa werden von prüfenden Händen betastet. Die Versteigerer – ständiges Bild in jeder arabischen Stadt – bieten lautrufend Teppiche, Mäntel, Kaffeekannen, silberverzierte Schwerter zum Kauf an. Jagdfalken hier und da, mit krächzendem Raubvogelgeschrei auf ihren hölzernen Raststäben hin- und herhüpfend,

durch einen dünnen Riemen am Fortfliegen gehindert. Honigfarbene Windhunde recken ihre schmalen Glieder träge in der Sonne. Magere Beduinen in zerschlissenen *abajen*, gutgekleidete Diener und Leibgardisten des Emirs – fast alle aus den südlichen Provinzen – mengen sich mit den Händlern aus Bagdad, Basra und Kuwayt und den Einwohnern von Hail. Diese letzteren – das heißt die Männer, denn von den Frauen sieht man kaum mehr als die schwarze, über den Kopf gezogene *abaja* – gehören zu einer der schönsten Rassen der Welt: groß, schlank, schwarzäugig, hellhäutig, mit langen, schwarzen, unter der *kufijja* hervorquellenden Locken. Was das Arabertum an Grazie der Erscheinung und Bewegung hervorbringen vermag, ist in diesem Stamm der Schammar verkörpert, von dem schon die vorislamischen Lieder sprachen: »Im Hochland wohnen eherne Männer und stolze, keusche Frauen.«

Wir langen vor dem Schloß des Emirs an, wo wir die nächsten zwei Tage zu verbringen gedenken; und siehe da, unser Gastgeber hält eine Gerichtssitzung auf dem offenen Platz vor dem Tore ab.

Emir Ibn Musaad – ein alter Freund von mir – gehört dem Dschiluwi-Zweig der saudischen Familie an und ist außerdem ein Schwager des Königs und einer der mächtigsten seiner Emire; man nennt ihn »Emir des Nordens«, weil er nicht nur über die Provinz Dschabal Schammar, sondern auch über den ganzen nördlichen Nedschd bis zu den Grenzen von Irak und Transjordanien herrscht – ein Gebiet, fast so groß wie Frankreich. Jetzt sitzt er zusammen mit einigen Beduinen-Scheichs aus den Steppen auf der langen, schmalen Lehmbank, die sich an der Schloßmauer entlangzieht. In einer langen Reihe am Boden hocken Ibn Musaaads *radschadschil*, die bewaffneten Gefolgsmannen, die ihn tagsüber nie verlassen – nicht so sehr um des Schutzes als des Ansehens willen –, daneben die Falkner mit ihren Falken auf behandschuhter Faust, die niederen Diener, Stadtleute, Beduinen, viele Menschen, Groß und Klein, bis zum Pferdeknecht: ihre Rangabstufung hindert sie nicht, sich als Menschen einander gleichwertig zu fühlen. Wie könnte es auch anders sein in einem Lande, wo man zu niemand »Herr« sagt, außer zu Gott im Gebet? In einem weiten Halbkreis ihnen gegenüber sitzt eine Schar von Beduinen und Städtern am Boden; sie sind hierhergekommen, um ihre Klagen und Streitigkeiten vor den Richterstuhl des Emirs zu bringen.

Wir lassen unsere Dromedare in einiger Entfernung niederknien, übergeben sie den zwei Dienern, die auf uns zugestürzt sind, und schreiten

zum Emir. Er erhebt sich von seinem Sitz; und alle, die ihm zur Seite auf der Bank und vor ihm am Boden sitzen, erheben sich zugleich mit ihm. Er streckt mir seine Hand entgegen:

»*Ahlan wa-sahlan* – und möge Gott Euch Leben gewähren!«

Ich küsse den Emir auf Nasenspitze und Stirn, und er küßt mich auf beide Wangen und zieht mich auf die Lehmbank neben sich nieder. Zayd sucht sich einen Platz unter den *radschadschil*.

Ibn Musaad stellt mich den anderen Gästen vor; einige der Gesichter sind mir neu, andere kenne ich von früheren Zeiten her. Unter diesen letzteren ist Ghadhban ibn Rimal, der oberste Scheich der Sindschara-Schammar – der ergötzliche alte Krieger, den ich immer ›Oheim‹ nenne. Beim Anblick seiner schäbigen Kleidung würde ein Fremder kaum vermuten, daß er einer der einflußreichsten und wohlhabendsten Häuptlinge des Nordens ist (man erzählt sich, er habe seine jüngste Frau mit Gold und Juwelen derart beladen, daß zwei Sklavinnen ihr unter die Arme greifen müssen, sooft sie sich von den Kissen erheben und ihr Zelt verlassen will; aber das ist wohl nur eine volkstümliche Übertreibung). Seine Augen zwinkern, als er mich umarmt und mir ins Ohr flüstert: »Noch keine neue Frau?« – worauf ich nur mit einem Lächeln und einem Achselzucken antworte.

Ibn Musaad muß wohl diese scherzende Frage vernommen haben, denn er lacht laut auf und sagt:

»Kaffee und nicht Frauen tun einem müden Reisenden not« – und ruft gleich darauf aus: »*Qahua!*«

»*Qahua!*« wiederholt der Diener neben dem Emir; und ein anderer, am Ende der langen Reihe, nimmt sofort den Ruf auf: »*Qahua!*« – und so geht es von Mann zu Mann weiter, bis der zeremoniöse Befehl das Schloßtor erreicht und von innen wiederhallt. Im nächsten Augenblick erscheint schon ein Diener mit der herkömmlichen Kaffeekanne in seiner Linken und mehreren kleinen Tassen in seiner Rechten, schenkt die erste Tasse dem Emir ein, die zweite mir und bedient dann die anderen Gäste ihrem Range nach. Die Tasse wird ein- oder zweimal nachgefüllt, und sobald der Gast andeutet, daß er genug hat, geht sie an den nächsten weiter.

Der Emir scheint neugierig zu sein, zu erfahren, wie meine Reise zur irakischen Grenze ausfiel, aber er verrät sein Interesse nur in kurzen Fragen nach meinen Erlebnissen unterwegs und behält sich eine Unterhaltung über den politischen Hintergrund der Reise auf später vor. Dann nimmt er die unterbrochene Gerichtsverhandlung wieder auf.

Gerichtssitzungen von so zwangloser Art kennt das Abendland nicht. Respekt vor dem Emir ist hier vorhanden, gewiß – aber so ganz ohne Unterwürfigkeit; jeder einzelne der beduinischen Kläger und Angeklagten ruht im Bewußtsein seines freien Menschentums; ihre Gesten sind nicht zage, ihre Stimmen oft laut und heischend – und man spricht zum Emir, als ob er ein älterer Bruder wäre, und nennt ihn bei seinem Namen, nicht bei seinem Titel. Es gibt auch keine Spur von Hochmut in Ibn Musaads Benehmen; aus seinem scharf geschnittenen, kurzbärtigen Gesicht und seiner mittelgroßen, etwas stämmigen Gestalt spricht jene Selbstbeherrschung und ungewollte Würde, die in Arabien so oft mit der Macht Hand in Hand geht. Er ist ernst und kurz angebunden. Mit befehlenden Worten entscheidet er die einfacheren Fälle und verweist die verwickelteren, die eine gelehrte Rechtsprechung erfordern, an den Kadi des Bezirks.

Es ist nicht leicht, höchste Amtsgewalt in einer weiten arabischen Landschaft auszuüben. Eine intime Kenntnis der einzelnen Stämme, Familienverbindungen, führenden Persönlichkeiten, Weidegrenzen, der früheren Geschichte und der gegenwärtigen Idiosynkrasien ist schon erforderlich, um in dem aufgeregten Durcheinander einer beduinischen Klage die richtige Lösung zu treffen. Herzenstakt ist hier ebenso wichtig wie Verstand, und beide müssen nadelscharf zusammenarbeiten, um jeglichen Fehler zu vermeiden: denn ebensowenig, wie Beduinen erwiesene Wohltaten vergessen, können sie eine Rechtsprechung verschmerzen, die ihnen als Unrecht erscheint; andererseits aber lassen auch die Verlierer eine gerechte Entscheidung fast immer gutwillig gelten. Ibn Musaad ist diesen Forderungen ebenbürtig wie kaum ein anderer Emir im ganzen Reich des Ibn Saud; er ist in sich so gefestigt, so ruhig und so von allen inneren Widersprüchen frei, daß sein Instinkt ihm jeweils den rechten Weg weist, wenn der Verstand in eine Sackgasse gerät. Und dies ist eben der menschlich bedeutendste Zug seines und des arabischen Wesens überhaupt: Schwimmer im Leben zu sein, von den Wassern sich tragen zu lassen und sie durch Anpassung zu meistern.

Zwei zerlumpfte Beduinen tragen ihm jetzt mit erregten Worten und Gesten ihre Streitigkeit vor. Beduinen sind im allgemeinen ein schwer zu behandelndes Volk; immer ist etwas Unberechenbares in ihnen, eine sensible Reizbarkeit, die keinen Mittelweg zwischen zwei Gegenpolen zu finden vermag – immer Himmel und Hölle dicht nebeneinander. Nun aber kann ich sehen, wie Ibn Musaad ihre brandende Leidenschaft zerteilt und

mit seinen Worten glättet. Er befiehlt nicht etwa dem einen zu schweigen, während der andere für sein Recht plädiert: er läßt alle beide zu gleicher Zeit reden, einander überschreien, greift nur hie mit einem kurzen Wort und da mit einer Frage ein, wird sofort von ihrer leidenschaftlichen Polemik überrannt, gibt nach und zieht sich scheinbar zurück – und hakt sich gleich wieder mit einer passenden Bemerkung ein: berückend anzusehen, wie sein Geist sich solcherart einer Sachlage anpaßt, die so widerspruchsvoll von zwei zornigen Männern ausgelegt wird: und was er da tut, ist nicht so sehr Suchen nach einem juristischen Befund wie vielmehr langsames Enthüllen einer objektiven, noch verborgenen Wirklichkeit. Der Emir nähert sich allmählich, schrittweise seinem Ziel, zieht die Wahrheit gleichsam an einem dünnen Faden hervor, langsam, beharrlich, fast unmerklich für den Kläger und den Angeklagten – bis sie plötzlich beide innehalten, sich verdutzt anstarren und begreifen: Recht ist gesprochen worden – ein Richtspruch, dessen Richtigkeit unbezweifelbar ist ... Dann steht der eine Beduine auf, zieht seinen Mantel um sich zurecht und zupft seinen Gegner beinah freundschaftlich am Ärmel: »Komm« – und sie ziehen sich beide zurück, gleichzeitig verwirrt und beruhigt, und murmeln den Friedenssegen über den Emir.

Das Schauspiel ist wunderbar, ein richtiges Kunstwerk: ein Urbild, so scheint es mir, jenes fruchtbaren Zusammenspiels von Recht und Gerechtigkeit, das in den abendländischen Gerichtshöfen und Parlamenten noch in den Kinderschuhen steckt – hier aber, auf dem staubigen Marktplatz vor dem Schlosse eines arabischen Emirs, in aller Vollendung dasteht ...

Ibn Musaad, lässig gegen die Lehmmauer gelehnt, nimmt den nächsten Fall vor. Sein Gesicht, kräftig, zerkürrt, mit tiefliegenden, warmen Augen, ist das Gesicht eines echten Führers und Meisters, in dem die bedeutendste Eigenschaft seines Volkes – Vernunft des Herzens – ihren höchsten Ausdruck findet.

Einige der Anwesenden müssen wohl Ähnliches empfunden haben. Einer, der am Boden zu meinen Füßen sitzt – er ist ein Beduine aus dem Harb-Stamm und gehört zur Leibgarde des Emirs –, dreht seinen Kopf lächelnd zu mir hoch:

»Ist er nicht wie jener Sultan, von dem Mutanabbi sagt:

*Ich sah ihn, da sein funkelndes Schwert in der Scheide saß.  
Und sah ihn auch, da es rot von Feindesblut war:*

*Und immer galt er mir als der beste des Menschengeschlechts –  
Jedoch das Allerbeste in ihm war stets seines Geistes Glanz ...?»*

Es berührt mich nicht einmal sonderbar, daß dieser einfache, bildungslose Beduine mir Verse anführt, die ein großer arabischer Dichter des zehnten Jahrhunderts schrieb – gewiß nicht so sonderbar, wie es mich berühren würde, Goethes Verse aus dem Munde eines bayrischen Bauern oder ein Sonett Shakespeares von einem englischen Dockarbeiter zu vernehmen: denn wenngleich dort ›Bildung‹ viel mehr Menschen zugänglich ist als im Morgenland, nimmt der durchschnittliche Europäer oder Amerikaner doch nicht wesentlich an den Spitzenleistungen seiner Kultur teil; solches aber ist bei ungebildeten und zuweilen sogar des Lesens unkundigen Morgenländern vielfach der Fall. Genau so wie dieser Beduine hier imstande war, ein Ereignis, dem er beiwohnte, treffend durch Mutanabbis Verse zu beleuchten, geht es auch manchem andern seiner Brüder in den Steppen und Dörfern Arabiens, Syriens oder Nordafrikas; und es gibt gar viele ungeschulte Perser in zerschlissenen Kleidern – Wasserträger im Basar von Isfahan, Teppichweber in Meshhed, Soldaten an der Grenze von Turkestan –, die zahlreiche Gedichte von Hafiz, Dschami oder Firdausi im Gedächtnis tragen und sie mit sichtlichem Vergnügen in ihre alltäglichen Gespräche einflechten. Denn obwohl die schöpferische Kraft ihrer Vorzeit schon seit langem in ihnen versiegt ist, ist diesen Morgenländern ihr Kulturerbe doch noch lebendig und innerlich nahe geblieben.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag im Basar von Damaskus, da ich diese Entdeckung machte. Ich hielt in meinen Händen ein Gefäß, ein Becken aus Ton, von einer seltsam feierlichen Form: groß und kreisrund, einer abgeplatteten Kugel gleich, vollendet in seinem Ebenmaß; von der wangenartigen Rundung seiner Wände schwangen sich zwei Henkel, einer griechischen Amphora würdig, biegsam in die Luft – mit der Hand geknetet: ich sah noch im Ton den Fingerabdruck eines demütigen Töpfers. Um den einwärts gebogenen Rand des Beckens hatte er mit raschen, sicheren Griffelstrichen eine feinlinige Arabeske gegraben, die Andeutung eines blühenden Rosengartens. Er hatte offenbar schnell, fast flüchtig gearbeitet; diese ganze herrliche Einfachheit, die mich an die Meisterwerke der seldschukischen und persischen Töpferarbeit erinnerte, war ihm ohne alle Mühe und ohne jeden Anspruch gekommen; denn er hatte keine Absicht,

ein Kunstwerk zu schaffen: was er machte, war ja nur ein Kochtopf – so einer, wie ihn jeder *fellah* oder Beduine alle Tage für ein paar Kupfermünzen im Basar erstehen kann ...

Ich wußte, die Griechen hatten Ähnliches und sogar Vollendetes geschaffen, wahrscheinlich auch in Kochtöpfen: denn auch sie – Wasserträger und Weber, Soldaten und Töpfer – hatten ja wahrhaft an einer Kultur teilgenommen, die nicht nur auf der schöpferischen Erregung einiger Auserwählter beruhte, nicht nur auf ein paar Gipfelleistungen, einzig und allein den Großen erreichbar, sondern die allen gemeinsam war. Ihre Freude an den schönen Dingen, die ihre Kultur ausmachten, kam auch in ihrem alltäglichen Tun zur Geltung – in ihren Gesten – in ihren Worten – und auch in ihren Kochtöpfen: immerwährendes Teilnehmen an einem gemeinsamen, lebendigen Besitztum. Und so steht es auch um die Menschen im heutigen Morgenland.

Als ich jenes Gefäß in den Händen hielt, wußte ich: gesegnet ist ein Volk, das in solchen Töpfen sein täglich Essen kocht; gesegnet sind Menschen, deren Anspruch auf ein kulturelles Erbe mehr ist als nur leere Prahlerei ...

#### 4

»Willst du mir das Vergnügen gewähren, mit mir jetzt zu Mittag zu essen, o Muhammad?« bricht Ibn Musaads Stimme in meine Träumerei herein. Ich schaue auf – und Damaskus versinkt in die Vergangenheit, und ich sitze dem »Emir des Nordens« zur Seite. Die Gerichtssitzung ist anscheinend vorbei; die Rechtsucher verschwinden, einer nach dem andern. Ibn Musaad erhebt sich, und seine Gäste und Gefolgsmannen erheben sich mit ihm. Die Schar der *radschadschil* teilt sich, um uns den Weg freizugeben; und als wir in den Torweg treten, schließen sich ihre Reihen wieder, und sie folgen uns ins Schloß.

Eine Weile später setzen wir uns auf dem Teppich zum Mahl nieder: der Emir, Ghadhban ibn Rimal und ich. Vor uns steht eine gewaltige Schüssel mit Reis und darauf ein ganzes geröstetes Schaf. Nur zwei von des Emirs Dienern und zwei goldfarbene *saluqi*-Windhunde sind außer uns im Zimmer.

Der alte Ghadhban legt mir die Hand auf die Schulter: »Du hast meine Frage noch nicht beantwortet – immer noch keine neue Frau?«



Ich muß über seine Beharrlichkeit lachen: »Ich hab ja, wie du weißt, eine Frau in Medina. Warum sollte ich mir eine neue nehmen?«

»Warum? Ich nehme meine Zuflucht zu Gott! *Eine* Frau – und du so jung! Als ich noch deines Alters war ...«

»Man sagte mir«, unterbricht ihn Emir Ibn Musaad, »daß du sogar jetzt noch gar nicht so schlecht dran bist, o Scheich Ghadhban.«

»Ach, ich bin alt und verfallen, o Emir – möge Gott dein Leben lang machen –, aber zuweilen brauche ich doch einen jungen Leib, um meine alten Knochen zu erwärmen ... Sag mir jedoch«, und er wendet sich wieder zu mir, »wie ist es um jenes Mutayri-Mädchen bestellt, das du vor zwei Jahren geheiratet hast? Was hast du mit ihr gemacht?«

»Nichts – gar nichts«, antworte ich.

»Nichts ...?« wiederholt der alte Mann mit weitoffenen Augen. »War sie denn so häßlich?«

»Im Gegenteil, sie war sehr schön ...«

»Was ist es denn?« fragt Ibn Musaad. »Über welches Mutayri-Mädchen redet ihr beide daher? Klär mich auf, o Muhammad.«

Und so bleibt mir nichts übrig, als ihn über jene Heirat aufzuklären, die zu nichts geführt hat.

Ich lebte damals in Medina, unbeweibt und einsam. Ein Beduine aus dem Mutayr-Stamm – er hieß Fahad – pflegte jeden Tag Stunden in meiner *qahua* zu verbringen und mich mit phantastischen Erzählungen über seine Kriegsabenteuer mit Lawrence zu unterhalten. Eines Tages sprach er zu mir: »Es ist für einen Mann nicht gut, allein zu leben, so wie du es tust. Dein Blut wird noch in deinen Adern gerinnen. Du mußt heiraten.« Und da ich ihn scherzend aufforderte, mir doch eine Braut zu vermitteln, antwortete er: »Das ist gar nicht schwierig. Die Tochter meines Schwagers Mutriq ist eben heiratsfähig geworden – und ich, der ich doch ihrer Mutter Bruder bin, kann's dir sagen, daß sie ausnehmend schön ist.« Immer noch scherzend, trug ich ihm auf, herauszufinden, ob der Vater denn auch einverstanden wäre. Und siehe da, am nächsten Tag kam Mutriq selbst zu mir, anscheinend sehr verlegen, und begann nach mehreren Tassen Kaffee, mit vielen »Hms« und »Has«, von der Sache zu reden. Fahad hätte ihm mitgeteilt, daß ich angeblich seine, Mutriqs, Tochter zu heiraten wünschte. »Ich würde mich natürlich hoch geehrt fühlen, dich als meinen Schwiegersohn zu haben, aber ... aber Ruqajja ist ja noch ein Kind – sie ist erst elf Jahre alt ...«



*Emir (später König) Saud, 1928*

Als Fahad von Mutriqs Besuch erfuhr, brach er in Wut aus. »Was für ein Lump! Der lügnerische Lump! Das Mädchen ist fünfzehn Jahre alt! Aber ich weiß ja, warum er lügt. Er möchte sie nicht gern an einen Nicht-Araber verheiraten, doch weiß er andererseits, wie gut du dich mit Ibn Saud stehst, und möchte dich nicht durch eine ehrliche Ablehnung beleidigen – und deshalb behauptet er, sie wäre noch ein Kind. Ich aber kann's dir sagen: sie hat schon solche Brüste« – und er beschrieb mit seinen Händen einen Busen von verlockendem Ausmaß –, »ganz wie Granatäpfel, reif zum Pflücken.«

Die Augen des alten Ghadhban leuchten bei dieser Beschreibung auf: »Fünfzehn Jahre alt, schön, und eine Jungfrau ... und da sagt er ›Nichts! Was wolltest du denn mehr?«

»Wart nur, bis du die ganze Geschichte hörst, o mein Oheim. Nur noch ein bißchen Geduld ... Ich muß gestehen, daß dieses Hin und Her mein Interesse verstärkte; vielleicht spornte mich auch Mutriqs Widerstand ein bißchen an. Ich schenkte Fahad zehn goldene Sovereigns, und darauf tat er sein Allerbestes, die Eltern des Mädchens zu überreden; ihre Mutter – Fahads Schwester – erhielt ein ähnliches Geschenk. Ich weiß nicht genau, was sich in ihrem Hause abspielte; ich weiß nur, daß Fahad und seine Schwester am Ende Mutriq überredeten, der Heirat zuzustimmen ...«

»Dieser Fahad«, wirft Ibn Musaad ein, »scheint ein schlauer Kunde gewesen zu sein. Er und seine Schwester erhofften sich wohl noch größere Gaben von dir ... Und was geschah dann?« –

Ich erzähle ihnen, wie einige Tage später die Hochzeit gefeiert wurde. Die Braut war natürlich, der Sitte gemäß, abwesend; Mutriq, als ihr Vater und gesetzlicher Vormund, teilte uns ihre Einwilligung mit, und diese Einwilligung wurde auch – wie das Gesetz es verlangt – von zwei weiteren Zeugen beglaubigt. Ein üppiges Hochzeitsmahl fand in meinem Hause statt; ich schickte die üblichen Geschenke an meine Braut (die ich noch nicht gesehen hatte), an ihre Eltern und andere Verwandte – und Fahad wurde natürlich ganz besonders bedacht. Am gleichen Abend brachte man mir meine Braut ins Haus; sie kam in Begleitung ihrer Mutter und einiger anderer Frauen, während auf den Dächern der benachbarten Häuser die Weiber Hochzeitslieder sangen und auf Tamburine schlugen.

Ich betrat den Raum, in welchem meine unbekannte Braut und ihre Mutter mich erwarteten. Da beide von Kopf bis zu Fuß in schwarze Gewänder gehüllt waren, konnte ich die eine von der andern nicht unter-

scheiden; als ich jedoch, wie der Brauch es erforderte, sprach: »Du darfst dich jetzt zurückziehen«, erhob sich eine der zwei verschleierten Damen und verließ leise das Zimmer: und da wußte ich, daß die, die auf dem Diwan sitzen blieb, meine Frau war.

»Und dann, mein Sohn, was geschah dann?« treibt mich Ibn Rimal an, als ich mit meiner Erzählung innehalte; und der Emir blickt mich kurios an.

»Dann ... Da saß sie nun, das arme Mädchen, sichtlich entsetzt beim Gedanken, einem unbekanntem Manne ausgeliefert worden zu sein. Als ich sie mit sanften Worten bat, ihr Gesicht zu enthüllen, zog sie ihre abaja nur dichter um sich und schwieg.«

»Das tun sie ja immer!« ruft Ibn Rimal aus. »Am Anfang der Hochzeitsnacht sind sie immer von Schrecken erfüllt; und außerdem geziemt es ja einem jungen Mädchen, sittsam zu sein. Aber das gibt sich schnell. Nachher sind sie immer froh ... war denn deine nicht?«

»Nun ja, nicht ganz. Ich mußte schließlich selbst den Schleier von ihrem Gesicht wegziehen, fast wegreißen; und nachdem ich solches getan, sah ich vor mir ein Mädchen von großer Schönheit: ein schmales, weizenfarbened Gesicht, sehr große Augen, schwarz und wie Mandeln geschnitten, und lange Zöpfe, die bis zu den Kissen herabfielen, auf denen sie saß: aber es war eben wirklich das Gesicht eines Kindes ... sie konnte kaum über elf Jahre alt sein, genau so wie ihr Vater es behauptet hatte ... Er hatte also doch nicht gelogen. Fahad war der Lügner; Habgier hatte ihn und seine Schwester verleitet, das Mädchen als heiratsfähig auszugeben.«

»Und wenn schon«, sagt Ghadhban ibn Rimal, offenbar nicht ganz begreifend, worauf ich hinauswill, »sind denn elf Jahre von Übel? Ein Mädchen wächst doch auf, nicht? Und sie wächst schneller auf in des Ehemanns Bett ...«

Emir Ibn Musaad scheint jedoch nicht eines Sinnes mit ihm zu sein: »Nein, Scheich Ghadhban, da beurteilst du unsern Freund falsch. Er ist ja kein Nedschder wie du. Er hat mehr Hirn im Kopf.« Und er wendet sich mir grinsend zu: »Hör nicht auf Ghadhban, o Muhammad. Er ist ein Nedschder, und die meisten von uns Nedschdern haben ihren Verstand nicht hier« – und zeigt auf seinen eigenen Kopf –, »sondern hier« – und deutet auf einen ganz andern Teil seiner Anatomie.

Wir alle lachen, und Ghadhban brummt in seinen Bart: »Dann aber habe ich sicher mehr Verstand als du, o Emir ...«

Auf ihr Drängen hin fahre ich mit meiner Erzählung fort. Was auch immer Ghadhbins Ansicht sein möge, das Alter meiner Kind-Braut sei in meinen Augen kein Vorteil gewesen. Ich konnte nichts als Mitleid für das Mädchen fühlen, das solcherart Fahads Gemeinheit zum Opfer gefallen war. Ich behandelte sie so, wie man ein Kind behandelt, und versicherte ihr, daß sie nichts von mir zu befürchten hätte; aber sie brachte kein Wort hervor, und ihr Zittern verriet ihre Angst. In einer Wandnische fand ich ein Stück Schokolade und bot sie ihr an; aber sie, die noch nie in ihrem Leben Schokolade gesehen hatte, schüttelte nur heftig den Kopf. Daraufhin versuchte ich, sie mit einer vergnüglichen Geschichte aus *Tausend und einer Nacht* zu beruhigen, aber sie konnte sie nicht einmal begreifen, geschweige denn vergnüglich finden. Schließlich stieß sie ihre ersten Worte aus: »Mein Kopf tut mir weh ...« Ich drückte ihr eine Aspirin-Tablette in die Hand und brachte ihr ein Glas Wasser. Dies jedoch hatte einen neuen Ausbruch des Entsetzens zur Folge (erst viel später erfuhr ich, daß einige ihrer Freundinnen ihr eingeredet hatten, diese seltsamen Fremdlinge von Übersee seien daran gewöhnt, ihren Bräuten in der Hochzeitsnacht ein Betäubungsmittel zu geben, um sie dann um so leichter zu vergewaltigen). Nach ein paar Stunden gelang es mir endlich, sie zu überzeugen, daß ich wirklich keine aggressiven Absichten hätte, und sie schlief erschöpft ein; ich aber legte mich auf den Teppich in der Ecke schlafen.

Am Morgen schickte ich nach ihrer Mutter und ersuchte sie, das Mädchen wieder nach Hause zu nehmen. Die Frau war starr vor Verblüffung. Sie hatte noch nie von einem Mann gehört, der freiwillig auf so einen appetitlichen Bissen – eine elfjährige Jungfrau – verzichtet hätte, und war überzeugt, daß etwas bei mir ganz und gar nicht stimmte.

»Und dann?« fragte Ghadhban.

»Dann – eben nichts. Ich schied mich von meiner Braut, und sie kehrte im selben Zustand heim, in welchem sie zu mir gekommen war. Für ihre Familie war dies kein schlechter Handel, denn sie behielten ja nicht nur die jungfräuliche Tochter, sondern auch meine Heiratsgabe und alle die anderen Geschenke, die ich an die Verwandtschaft verteilt hatte. Was mich selbst betrifft, das Gerücht kam in Umlauf, daß ich keine Mannhaftigkeit besäße; manch einer meiner Freunde war der Ansicht, daß irgend jemand – vielleicht eine frühere Frau – mich behext hätte und daß nur ein Gegenzauber mich von dieser Behexung freimachen könnte.«

»Wenn ich an deine gegenwärtige Ehe in Medina und an deinen Sohn

denke«, versetzte der Emir lachend, »da kommt es mir vor, als hättest du einen gar wirksamen Gegenzauber geübt, o Muhammad ...«

## 5

Später in der Nacht, da ich daran bin, mich in dem mir zur Verfügung gestellten Zimmer schlafen zu legen, sehe ich, daß Zayd noch schweigsamer als sonst ist. Er steht an den Türpfosten gelehnt da, sichtlich in Gedanken versunken, das Kinn auf die Brust gesenkt und die Augen starr auf das blaue und moosgrüne Mittelstück des Chorassan-Teppichs gerichtet.

»Wie fühlt man sich, Zayd, wenn man nach so vielen Jahren in seine Heimatstadt zurückkehrt?« – denn früher hat er es immer vermieden, mich nach Hail zu begleiten.

»Ich weiß nicht recht, o mein Oheim«, antwortet er zögernd. »Elf Jahre ... es ist elf Jahre her, seit ich hier war. Du weißt ja, mein Herz erlaubte es mir früher nicht, hierher zu kommen und es mit anzusehen, wie die Leute des Südens in Ibn Raschids Palaste herrschten. Neuerdings jedoch begann ich mir in den Worten des Heiligen Buches zu sagen: *O Gott, Herr der Herrschaft! Du gibst Herrschaft, wem es Dir gefällt, und nimmst Herrschaft weg, von wem es Dir gefällt. Du erhebst, wen es Dir gefällt, und erniedrigst, wen es Dir gefällt. In Deiner Hand ist alles Gute, und Du hast über alles Macht.* Nun, Gott gab einst Herrschaft dem Hause Ibn Raschid, aber sie verstanden es nicht, sie richtig zu gebrauchen. Sie waren großmütig gegenüber ihrem Volk, das ist wahr; aber sie waren auch verwegen in ihrem Hochmut und grausam gegen ihr eigenes Fleisch und Blut; sie vergossen unschuldiges Blut, und ein Bruder tötete den andern; und deshalb nahm Gott die Herrschaft von ihnen fort und gab sie Ibn Saud zurück. Vielleicht ist es nicht recht, noch länger zu trauern – denn steht es nicht im Buche Gottes geschrieben: *Zuweilen liebt ihr, was euch von Übel ist – und zuweilen haßt ihr, was gut für euch ist?*«

Aus Zayds Stimme spricht ein schwermütig-sanfter Verzicht, ein williges Sich-Fügen in das, was einmal geschehen ist und nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Diese Ergebung des Muslims ins Unabänderliche – die Erkenntnis, daß, was auch immer geschehen ist, nur auf diese und keine andere Weise geschehen konnte – wird im Abendland oft mit ›Fatalismus‹ verwechselt. Irrtümlich: denn die islamische Ergebung bezieht sich

auf die Vergangenheit, nicht auf die Zukunft: sie spricht dem Menschen nicht das Recht ab, zu handeln, zu hoffen und zu streben – sie lehrt ihn lediglich, in der Wirklichkeit des Vergangenen nie etwas anderes zu sehen als den Willen Gottes.

»Und darüber hinaus«, fährt Zayd fort, »Ibn Saud hat sich ja gar nicht so schlecht gegen die Schammar benommen. Sie sind sich auch dessen wohl gewahr: haben sie ihn denn nicht mit ihren Schwertern unterstützt, vor drei Jahren, als jener Hund Ad-Dauisch gegen ihn aufstand?«

Das haben sie auch wirklich getan, mit jener Großmut des Besiegten, durch die sich das echte Arabertum so oft auszeichnet. In dem verhängnisvollen Jahre 1929, da Ibn Sauds Königreich bis in seine Grundfesten unter den Schlägen eines gewaltigen Beduinenaufstands erbebte, vergaßen sämtliche Schammar-Stämme in Nedschd ihre einstige Feindschaft mit Ibn Saud, schlossen sich um ihn zusammen und verhalfen ihm erheblich zu seinem Sieg über die Aufständischen. Diese Versöhnung war höchst bemerkenswert, da es nur einige Jahre her war, seit Ibn Saud den Dschabal Schammar mit Waffengewalt unterworfen und damit die Vorherrschaft des Südens über den Norden errichtet hatte; und um so bemerkenswerter, wenn man der uralten Abneigung gedenkt, die – tiefer noch als alle dynastischen Machtkämpfe – den Stamm der Schammar von dem Süden trennt, welchem Ibn Saud angehört. Zu großem Teil ist diese Abneigung (die sogar die neuerliche Aussöhnung nicht ganz beseitigen konnte) ein Ausdruck der herkömmlichen Nebenbuhlerschaft zwischen Nord und Süd, die sich durch die gesamte arabische Geschichte hinzieht und auch bei anderen Völkern beobachtet werden kann: denn es kommt gar nicht selten vor, daß eine an sich geringe Verschiedenheit des inneren Lebensrhythmus innerhalb verwandter und gleichgearteter Stämme mehr Feindseligkeit bewirkt als die rassemäßige Fremdheit zweier gänzlich verschiedener Nachbarvölker.

Außer der politischen Rivalität spielt noch ein anderer Umstand eine nicht zu unterschätzende Rolle in diesem brüderlichen Mißtrauen zwischen Nord und Süd: die Frage der religiösen Einstellung. Im Süden des Nedschd, in der Nähe von Rijadh, war es, wo vor etwa zweihundert Jahren der Reformator Muhammad ibn Abd al-Wahhab aufstand und die damals nur dem Namen nach islamischen Stämme zu neuer Glaubensbegeisterung aufrüttelte. Im Süden des Nedschd war es auch, wo dem Reformator in der (zu jener Zeit völlig unbedeutenden) Dynastie Ibn Saud, die als

Emire in der kleinen Stadt Dar'ijja herrschten, die eiserne Hand erwuchs, welche seinem Wort den Nachdruck der Tat verlieh und in wenigen Jahrzehnten einen Großteil der arabischen Halbinsel zu jener glühenden kompromißlosen Glaubensrichtung bekehrte, die man als ›Wahhabismus‹ zu bezeichnen pflegt. In allen wahhabitischen Kriegen und Eroberungen der letzten hundertfünfzig Jahre war der Süden des Nedschd immer der Träger und Verwirklicher der puritanischen Glaubensidee – während der Norden, das Schammarland, nur Mitläufer war: denn obwohl die Schammar selber Wahhabiten sind, sind sie der feurigen, unnachgiebigen Glaubensauffassung des Südens innerlich fremd geblieben. Die Ursache hierfür liegt auf der Hand. Das Schammar-Land, das an die ›Randländer‹ Syrien und Mesopotamien grenzt und mit ihnen in ständigem Güteraustausch steht, war von jeher der laxen, auf Kompromißbereitschaft aufgebauten Geistesrichtung seiner nördlichen Nachbarn zugeneigt. Der südliche Nedschd jedoch, von der Außenwelt mehr isoliert als der Norden, ist ganz anders: schlafend, wenn es die Zeitläufte zulassen, Flamme und Schwert, wenn er aufwacht und sich im Glaubenskampf das Paradies erstreiten kann. Es ist ein Widerstreit, der sich ewig durch die islamische Geschichte hinzieht: zwischen dem Glaubenden, der in jedem Augenblick bereit ist, sein Leben der Idee zu opfern, und dem Auch-Glaubenden, dem die Idee nicht mehr Erstes und Letztes ist, sondern bereits anderen, weltlicheren, ›klügeren‹ Berechnungen und Erwägungen den Vorrang eingeräumt hat.

So kommt es auch, daß die Leute aus dem Süden, dem Herzlande des Wahhabismus, nur sich selber als die wahren Vertreter des Islam und alle anderen Muslims als Ketzer betrachten. Dabei bilden die Wahhabiten nicht etwa eine besondere Sekte. Der Begriff ›Sekte‹ setzt gewisse Sonderlehren voraus, die ihre Anhänger von der großen Masse der Angehörigen derselben Religion unterscheiden. Im Wahhabismus gibt es jedoch keine Sonderlehren – im Gegenteil: diese Bewegung machte den Versuch, alle Hinzutaten und Sonderlehren, die den Islam in den Jahrhunderten seines Bestehens überwuchert hatten, mit einem Schlag zu beseitigen und zur ursprünglichen Botschaft des Propheten zurückzukehren. In seiner Klarheit und Unbedingtheit war dies zweifellos ein großartiges Unternehmen, das mit der Zeit eine Befreiung des Islam von allem Aberglauben und mancher törichten Zersplitterung hätte bewirken können. In der Tat, fast alle Renaissance-Bewegungen im modernen Islam – die *Ahl-i-Hadith*-Bewegung in Indien, die Sanussi-Bruderschaft in Nordafrika, das Werk des Dschamal



ad-Din al-Afghani und des Ägypters Muhammad Abduh – verdanken ihr Dasein dem geistigen Aufbruch, der im achtzehnten Jahrhundert von Muhammad ibn Abd al-Wahhab ausging. Aber die nedschdische Entwicklung seiner Lehre krankt an zwei Übeln, die einem vollen Erreichen ihrer Ziele im Wege stehen. Das eine liegt in der Einseitigkeit der wahhabitischen Auffassung, welche nur in der buchstabentreuen Befolgung des Glaubensgesetzes, nicht aber auch in der Durchdringung seines geistigen Gehalts den Sinn alles Strebens sieht. Das andere ist im Wesen des arabischen Menschen begründet, in jener zelotischen, rechthaberischen Einstellung des Gefühls, die dem Nebenmenschen kein Recht zugesteht, anderer Meinung zu sein – eine Einstellung, die für den Semiten ebenso bezeichnend sein kann wie ihr polares Gegenteil: Laxheit und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Es ist eben eine tragische Eigenschaft der Araber, daß sie immer zwischen zwei Polen pendeln müssen, niemals einen Mittelweg gehen können. Es gab eine Zeit – vor kaum zwei Jahrhunderten da waren die Araber des Nedschd weiter vom Islam entfernt als irgendeine andere Gruppe der islamischen Völker; und dann kam wieder eine Zeit – und sie gilt bis heute –, da sie sich nicht nur als Vorkämpfer des Glaubens, sondern beinahe schon als seine alleinigen Besitzer betrachten.

Der geistige Sinn des Wahhabismus – das Streben nach innerer Erneuerung der islamischen Welt – zerbrach fast im gleichen Augenblick, da sein äußeres Ziel – gesellschaftliche und staatliche Macht – im Nedschd erreicht wurde. Sobald Ibn Abd al-Wahhabs Anhänger zur Macht gelangten, wurde seine Idee zur Mumie: denn Geist kann nicht Diener sein – und Macht will nicht Diener sein. Ob es wohl wirklich so ist, daß Geist und Macht ihrem eigentlichen Wesen nach immer Feinde sein müssen und sich nur vorübergehend vereinen, um gleich darauf auseinanderzugehen?

Die Geschichte des wahhabitischen Nedschd ist die Geschichte einer religiösen Idee, welche rauschend, in Begeisterung, begann und schließlich – um dem Zwiespalt zwischen Geist und Macht zu entgehen – aus der Sphäre kämpferischer Sehnsucht ins Flachland pharisäischer Selbstbewunderung versank und damit ihren Wert verlor. Denn alle Tugend vernichtet sich selbst, sobald sie aufhört, Sehnsucht und Demut zu sein: Harut! Marut!

## VI TRÄUME

### 1

Gast und Freund eines großen arabischen Emirs zu sein, heißt von allen seinen Untergebenen, seinen Beamten, seinen *radschadschil*, den Händlern in seiner Hauptstadt, ja selbst von den Beduinen der Steppe als Gast und Freund betrachtet und behandelt zu werden. Man kann kaum einen Wunsch äußern, ohne daß er, wenn erfüllbar, erfüllt wird; man kann noch so bescheiden auftreten, und wird in jedem Augenblick erhöht; von Stunde zu Stunde erfreut man sich der warmen, fraglosen Zuvorkommenheit, die einem auf dem Marktplatz genau so wie in den weiten Sälen und Wandelgängen des Schlosses entgegengebracht wird.

Wie so oft vorher, geschieht mir solches in diesen zwei Tagen meines Aufenthalts in Hail. Wenn ich Kaffee trinken will, ertönt sofort das melodische Klingeln des Kaffeemörsers in meinem Empfangsraum. Wenn ich morgens vor einem der Diener des Emirs zufällig erwähnte, ich hätte einen schönen Kamelsattel im Basar gesehen, wird er mir nachmittags ins Haus gebracht und vor meinen Füßen niedergelegt. Mehrmals am Tage trifft ein Geschenk ein: ein Gewand aus gemusterter Kaschmirwolle, oder eine gestickte *kufijja*, oder ein weißes Bagdader Schaffell für den Sattel, oder ein gekrümmter nedschdischer Dolch mit silbernem Griff. Und ich armer Reisender, nur mit leichtem Gepäck versehen, kann Ibn Musaad nichts als Gegengeschenk verehren außer einer großen englischen Karte von Arabien, die ich in zweitägiger Arbeit mit arabischen Inschriften versehe.

Ibn Musaads Großzügigkeit ähnelt der von Ibn Saud – was ja auch gar nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, wie nahe die beiden verwandt sind. Sie sind nicht nur Vettern, sondern haben auch seit jeher – seit Ibn Saud ein Jüngling und Ibn Musaad ein Knabe war – all die Schwierigkeiten, Mißgeschicke und Träume geteilt, in deren Zeichen des Königs frühe Regierungszeit stand. Darüber hinaus sind ihre Freundschaftsbande schon vor Jahren durch Ibn Sauds Heirat mit Dschauhara, der Schwester Ibn

Musaads, besiegelt worden: denn Dschauhara bedeutete dem König weit- aus mehr als irgendeine andere Frau vor oder nach ihr.

Obwohl er vielen Menschen in Freundschaft verbunden ist, ist es nicht vielen vergönnt gewesen, die intimste und vielleicht bezeichnendste Eigen- schaft von Ibn Sauds Wesen zu beobachten: seine große Fähigkeit, zu lie- ben. Man hat so oft betont, wie viele Frauen er geheiratet und geschieden hat, daß Ausländer sich allmählich daran gewöhnt haben, in ihm einen Wüstling zu sehen, der unaufhörlich den körperlichen Lüsten nachjagt; und nur die allerwenigsten wissen, daß fast jede von Ibn Sauds zahllosen Ehen – abgesehen natürlich von solchen, die auf politische Motive zurück- zuführen sind – die Folge eines dumpfen, unersättlichen Verlangens war, den Schatten einer verlorenen Liebe wieder einzufangen.

Dschauhara, die Mutter seiner Söhne Muhammad und Chalid, war Ibn Sauds große Liebe; und sogar heute, dreizehn Jahre nach ihrem Tode, bleiben ihm die Worte im Halse stecken, sooft er von ihr zu sprechen an- fängt.

Sie muß eine außerordentliche Frau gewesen sein – nicht nur schön (denn in seiner überschäumenden ehelichen Laufbahn hat Ibn Saud viele schöne Frauen gekannt und besessen), sondern auch jener weiblichen Weisheit voll, die Leibesrausch mit Geistesrausch zu vereinen vermag. In seinen Beziehungen mit Frauen hält Ibn Saud meist seine Gefühle im Zaume: Dschauhara gegenüber tat er es jedoch nicht. Mit ihr scheint er eine vollkommene, nie wiederholte Erfüllung gefunden zu haben. Wenn- gleich er auch zu ihren Lebzeiten andere Frauen neben ihr hatte, gehörte seine wahre Liebe ihr so ausschließlich, als ob sie die einzige gewesen wäre. Er verfaßte Liebesgedichte an sie; und einmal, in einem seiner empfindsa- men Augenblicke, sagte er zu mir: »Sooft die Welt um mich herum dunkel war und ich keinen Ausweg sah aus den Gefahren und Schwierigkeiten, die mich bedrängten, brauchte ich mich nur hinzusetzen und eine Ode an Dschauhara zu dichten – und sobald das Gedicht fertig war, stand die Welt plötzlich hell erleuchtet da, und ich wußte, was ich zu tun hatte.«

Dschauhara starb im Verlaufe der Grippe-Epidemie, die im Jahre 1919 vernichtend über ganz Arabien fuhr und auch Ibn Sauds erstgeborenen und meistgeliebten Sohn, Turki, dahinriß; und dieser Doppelpverlust ließ eine nieverheilte Narbe in ihm zurück.

Aber nicht nur einer Frau und einem Sohne konnte er sein Herz so rest- los hingeben: er liebte auch seinen Vater, wie nur wenige ihre Väter lieben.

Dieser Vater, Abd ar-Rahman (ich kannte ihn gut in meinen ersten Jahren in Rijadh), war zwar ein rechtschaffener und frommer Mann, jedoch als Persönlichkeit keineswegs so überragend wie der Sohn; und er spielte auch sein ganzes Leben hindurch keine nennenswerte Rolle. Trotzdem aber begegnete Ibn Saud dem alten Manne mit einer Ehrfurcht, die kaum ihresgleichen hatte. Schon als er König war und unbestrittener Herrscher im Lande, betrat er nie ein Zimmer, wenn er wußte, daß sein Vater sich im darunterliegenden Raum befand –, »denn«, sagte er, »wie könnte ich es meinen Füßen gestatten, über meines Vaters Kopf zu schreiten?« Und er setzte sich niemals in seines Vaters Gegenwart, ohne dazu ausdrücklich aufgefordert zu sein. Ich kann mich noch lebhaft der Verlegenheit entsinnen, die diese königliche Demut mir einst bereitete (ich glaube, es war im Dezember 1927). Ich war gerade auf Besuch beim Vater des Königs; wir saßen auf Kissen am Boden, und der alte Herr sprach weitläufig, wie es seine Gewohnheit war, über eines seiner religiösen Lieblingsthemen. Auf einmal betrat ein Diener den Raum und kündigte an: »Der König kommt« –, und im nächsten Augenblick stand schon Ibn Saud in der Tür. Ich wollte natürlich aufspringen, aber der alte Abd ar-Rahman ergriff mich am Handgelenk und zwang mich, sitzenzubleiben; er sprach kein Wort hierbei, aber es war deutlich, was er meinte: »Du bist jetzt mein Gast ...« Die Situation war mir äußerst peinlich; ich mußte sitzen, während der König mit einem Gruß in der Tür stehenblieb und offenbar auf die Erlaubnis wartete, hereinzukommen; er muß jedoch an ähnliche Launen seines Vaters gewöhnt gewesen sein, denn er zwinkerte mir mit einem verstohlenen Lächeln beruhigend zu. Abd ar-Rahman fuhr in seiner Rede fort, als ob es keine Unterbrechung gegeben hätte. Erst nach einigen Minuten erhob er den Kopf, nickte seinem Sohne zu und sprach: »Komm herein, mein Junge, und setz dich.« Der König war damals etwa siebenundvierzig Jahre alt.

Einige Monate später – wir waren zur Zeit in Mekka – wurde dem König die Nachricht überbracht, sein Vater sei in Rijadh gestorben. Niemals werde ich den nichtbegreifenden Blick vergessen, mit dem er einige Sekunden lang den Boten anstarrte, und die Verzweiflung, die dann langsam sein sonst so gelassenes Gesicht zerriß, und wie schrecklich er mit einemmal aufschrie: »Mein Vater ist tot!« und mit langen Sätzen aus dem Zimmer lief, seine *abaja* am Boden hinter sich schleppend; und wie er die Treppe hinaufstürmte, an den regungslosen Gefolgsmännern vorbei, die gebannt unterm furchtbaren Rollen dieser Stimme standen: »Mein Vater ist tot!

Mein Vater ist tot!« In jenem Augenblick zeigte sich das Herz des Königs in seiner abgründigen Nacktheit, aufflackernd wie ein Blitz und leidenschaftlich wie das Meer ... Zwei Tage lang ließ er niemand zu sich, aß nicht und trank nicht und verbrachte Tag und Nacht im Gebet.

Wie viele Söhne mittleren Alters, wie viele Könige, die ihr Königreich nur der eigenen Kraft verdankten, würden wohl auf solche Weise einem Vater nachtrauern, der friedlich dem Alter erlegen war?

## 2

Denn nur seiner eigenen Kraft verdankte Abd al-Aziz ibn Saud sein ungeheures Königreich. Er wurde um das Jahr 1880 in Rijadh als Sproß einer Seitenlinie der königlichen Familie Ibn Saud geboren, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts einen großen Teil der Arabischen Halbinsel unterwarf, allmählich in Verfall geriet und schließlich – als Abd al-Aziz noch ein Kind war – den letzten Rest ihrer Herrschaft an ihre einstigen Vasallen, die Ibn Raschids in Hail, abgeben mußte. Das waren bittere Tage für Abd al-Aziz. Der stolze und verschlossene Knabe mußte es mit ansehen, wie ein fremder Emir in seiner Vaterstadt Rijadh die Herrschaft in Ibn Raschids Namen ausübte: denn jetzt waren die Ibn Sauds – einst Könige über fast ganz Arabien – nur Pensionäre von Ibn Raschids Gnaden, geduldet und kaum noch gefürchtet. Das wurde schließlich selbst seinem ruheliebenden Vater Abd ar-Rahman zu viel, und er wanderte mit Kind und Kegel aus, um im befreundeten Hause des Scheichs von Kuwayt den Rest seines Lebens zu verbringen. Doch wußte er nichts von der Zukunft und vom Herzen seines Sohnes.

Unter allen Menschen gab es damals wohl nur einen einzigen, der dieses leidenschaftliche Herz in seiner ganzen Inbrunst erfaßte: eine alternde Schwester seines Vaters. Ich weiß nicht viel von ihr; ich weiß nur, daß sooft er von den Tagen seiner Jugend spricht, der König sie immer mit großer Verehrung erwähnt.

»Sie liebte mich, glaube ich, mehr als ihre eigenen Kinder. Wenn niemand zugegen war, pflegte sie mich auf ihren Schoß zu nehmen und mir von den großen Dingen zu erzählen, die ich einst vollbringen mußte: ›Du sollst ein großer König werden und den Glanz deines Hauses wieder erwecken‹, das war der ewige Kehrreim ihrer Liebkosungen. ›Du mußt aber

auch wissen, o Azajjiz<sup>1</sup>, setzte sie zuweilen hinzu, »daß sogar der Glanz deines Hauses nicht dein Endziel bleiben darf: du mußt nach dem Glanze deines Glaubens streben. Deinem Volk tut ein Führer not, der es den rechten Weg, den Weg des Propheten führen soll – und du mußt jener Führer sein.« Diese Worte sind in meinem Herzen auf ewig lebendig geblieben.« Sind sie es auch wirklich ...?

Sein ganzes Leben lang hat Ibn Saud es geliebt, vom Islam als einer Mission zu sprechen, die Gott ihm auftrug; und sogar in späteren Tagen, da es längst offenkundig war, daß königliche Macht ihm mehr bedeutet als das Glaubensideal, gelang es ihm nicht selten – und gelingt ihm zuweilen auch heute noch –, andere, und vielleicht sogar sich selber, zu überzeugen, der Glaube wäre sein einziges Ziel. Ob es wohl nur eine Erinnerung an die alte Tante ist?

Solche Kindheitserinnerungen bringt Ibn Saud öfters im Kreise seiner engeren Freunde zur Sprache. Als ich in Rijadh lebte, versammelte er uns fast täglich nach dem Abendgebet um sich. Wir hörten eine Stunde lang dem *imam* der Schloßmoschee zu, wie er aus den Überlieferungen des Propheten oder aus einem Koran-Kommentar vorlas; danach forderte der König gewöhnlich zwei oder drei der Anwesenden auf, ihn in eines der inneren Zimmer zu begleiten und ein paar Stunden im Gespräch zu verbringen. Eines Abends, da wir ihm so durch die Schloßkorridore folgten, konnte ich nicht umhin, wieder einmal die majestätische Größe seiner Gestalt zu bewundern, die so hoch über alle anderen hinausragte. Er bemerkte wohl meinen Blick, denn er lächelte flüchtig, nahm mich bei der Hand und fragte:

»Warum blickst du denn so auf mich, o Muhammad?«

»Es ging mir durch den Sinn, o du Langlebiger, daß niemand den König in dir verkennen kann, wenn er deinen Kopf so hoch über den Köpfen der anderen sieht.«

Ibn Saud lachte und, mich immer noch bei der Hand durch den Korridor führend, sprach: »Ja, es ist erfreulich, so groß zu sein; aber nicht immer – nein, bei Gott, nicht immer. Es gab eine Zeit, da meine Größe mir nichts als Herzeleid brachte. Das war vor vielen Jahren, als ich noch ein Knabe war und im Schlosse des Scheich Mubarak in Kuwayt lebte. Ich war

---

1 Diminutiv von Abd al-Aziz.

schmächtig und übergroßen Wuchses, weit über mein Alter hinaus, und die anderen Knaben im Schlosse verlachten mich deswegen und machten mich zur Zielscheibe ihrer Scherze. Ich schämte mich meiner Größe maßlos, und zuweilen kam es mir vor, als wäre ich wirklich eine Mißgeburt; und wenn ich durch die Zimmer des Schlosses oder über die Straßen von Kuwayt ging, da duckte ich meinen Kopf und suchte mich kleiner zu machen, denn es peinigte mich, anders als meine Umgebung zu sein.«

Inzwischen hatten wir des Königs Wohnräume erreicht. Sein ältester Sohn Saud, der Kronprinz, wartete schon dort auf seinen Vater. Er war ungefähr gleichaltrig mit mir, und wenngleich nicht so groß wie der König, so doch von imposanter Erscheinung. Sein Gesicht war derber, weniger lebhaft und beweglich und besaß kaum etwas von seines Vaters unbeschreiblichem Zauber; aber er war ein gütiger, aufrechter Mann und die Leute in Nedsch hielten recht viel von ihm.

Der König setzte sich auf den niedrigen Diwan, der an den Wänden entlang lief, und gebot uns mit einer Handbewegung, gleiches zu tun. Dann rief er: »*Qahua!*« Der schwertbewaffnete Sklave an der Tür wiederholte sofort schallend in den Korridor hinaus: »*Qahua!*« – woraufhin dieser Ruf, dem Zeremoniell gemäß, von anderen Dienern draußen aufgenommen wurde und in schneller Folge den ganzen Korridor entlang erscholl: »*Qahua!*« – »*Qahua!*« – und schließlich des Königs Kaffeeküche erreichte: und im Nu erschien ein prächtig gekleideter Sklave, einen goldenen Dolch im Gürtel, die messingne Kaffeekanne in der Linken und winzige Tassen in der Rechten. Der König nahm die erste Tasse entgegen, dann wurden die Gäste bedient. Bei solch zwanglosen Zusammenkünften pflegte Ibn Saud über alles Mögliche zu reden – über Vorfälle in fernen Ländern (denn er liest aufmerksam ägyptische, syrische und irakische Zeitungen), über eine seltsame neue Erfindung oder medizinische Entdeckung, über Menschen, Gebräuche und Einrichtungen im Ausland, über Einzelheiten der arabischen Geschichte; ganz besonders gern jedoch sprach er von seinen persönlichen Erlebnissen und ermunterte die Anwesenden, auf gleiche Weise am Gespräch teilzunehmen. An jenem Abend brachte Emir Saud die Unterhaltung ins Rollen, indem er sich lachend an mich wandte:

»Jemand hat zu mir heute mit schlimmem Verdacht über dich gesprochen, o Muhammad. Er meinte, du wärst vielleicht ein englischer Spion, als Muslim verkleidet ... Aber sei nur ruhig: ich war imstande, ihm die Gewißheit zu geben, daß du wirklich ein Muslim bist.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen: »Das war ja sehr freundlich von dir, o Emir, möge Gott dein Leben verlängern. Aber wie kannst du denn selber so sicher über mich sein? Ist es nicht wahr, daß nur Gott allein weiß, was in eines Menschen Herzen sich birgt?«

»Das ist wahr«, versetzte Emir Saud, »in diesem Falle jedoch ist mir eine besondere Einsicht zuteil geworden. Ein Traum gab mir diese Einsicht vorige Woche ... Mir träumte, ich stünde vor einer Moschee und blickte zum Minarett empor: da erschien ein Mann auf der Galerie des Minaretts, legte seine Hände wie ein Schallrohr vor den Mund und begann der Gebetsruf: *Gott ist der Allergrößte, Gott allein ist groß*, und setzte ihn bis zum Ende fort: *Es gibt keine Gottheit außer Gott*. Als ich genauer hinsah, erkannte ich den Rufer: du warst es. Dann wachte ich auf und wußte mit vollständiger Gewißheit – obwohl ich es auch früher nicht bezweifelt hatte –, daß du wirklich ein Muslim bist: denn ein Traum, in welchem der Name Gottes gepriesen wird, kann kein Trugbild sein.«

Ich war ergriffen von des Prinzen ungebetenem Eintreten für meine Aufrichtigkeit und auch von dem ernsten Kopfnicken, mit dem der König die überraschende Erzählung seines Sohnes gleichsam bestätigte. Ibn Saud nahm auch gleich darauf das Thema selbst auf:

»Es kommt gar nicht so selten vor, daß Gott unsere Herzen durch Träume erleuchtet, die uns manchmal die Zukunft voraussagen und manchmal die Gegenwart erklären. Hast du denn selber, o Muhammad, noch nie einen solchen Traum gehabt?«

»Gewiß, o Imam, ich habe einen solchen Traum vor langer Zeit geträumt, lang bevor ich daran dachte, ein Muslim zu werden – ehe ich sogar je ein islamisches Land sah. Ich muß damals ungefähr neunzehn Jahre alt gewesen sein und lebte in meines Vaters Hause in Wien. Da ich mich in jenen Tagen sehr viel mit der Wissenschaft des menschlichen Innenlebens befaßte« (näher als das konnte ich dem König die Psychoanalyse nicht umschreiben), »war es mir zur Gewohnheit geworden, immer ein Stück Papier und einen Bleistift beim Bett zu haben und meine Träume gleich nach dem Erwachen in Stichworten niederzuschreiben. Auf diese Weise gelang es mir, mich ihrer später immer zu entsinnen, auch wenn ich nicht ständig an sie dachte. In jenem Traum nun sah ich mich in Berlin in der Untergrundbahn – in einem jener Züge, o du Langlebiger, die zuweilen durch unterirdische Gänge und zuweilen auf Brücken hoch über den Straßen fahren. Das Wagenabteil war von Menschen voll – so voll, daß nur



die wenigsten Platz zum Sitzen hatten und die meisten dicht zusammengedrängt standen, ohne sich auch nur rühren zu können; und nur eine einzige kleine Glühbirne erhellte dürftig den Wagen. Nach einiger Zeit kam der Zug aus dem unterirdischen Gang hervor; aber anstatt auf einer der hohen Brücken weiterzufahren, lief er in eine weite, leere Lehmebene hinein; die Wagenräder blieben im Lehm stecken, und der Zug hielt und konnte sich weder vorwärts- noch rückwärtsbewegen.

Alle Reisenden, und ich unter ihnen, verließen die Wagen und sahen sich verduzt um: wo waren wir denn? Die Ebene um uns herum erstreckte sich allseits grenzenlos, öde und nackt wie die Handfläche – kein Baum war da, kein Busch, kein Haus, nicht einmal ein Stein und tiefe Bestürzung befahl die Menschen: wie sich aus dieser Einöde heimfinden? Über der gewaltigen Ebene lag ein graues Zwielficht, nicht mehr Nacht und noch nicht Morgen.

Aus irgendeinem Grund war ich nicht ganz so bestürzt wie die anderen. Ich bahnte mir einen Weg aus dem Gedränge und erblickte, vielleicht zehn Schritt von mir entfernt, ein lagerndes Dromedar. Es war marschfertig gesattelt – auf genau dieselbe Art, wie man Kamele hierzulande sattelt, o Imam –, und im Sattel saß ein Mann in einer weiß- und braungestreiften, kurzärmeligen *abaja*. Seine *kufijja* war übers Gesicht gezogen, so daß ich es nicht sehen konnte; trotzdem aber wußte ich sofort, daß dieser Mann mein Führer sein sollte, und schwang mich wortlos auf den Rücken des Dromedars hinter den Sattel, genau so wie ein *radif*, ein Mitreiter, in arabischen Landen reitet. Im gleichen Augenblick erhob sich das Dromedar und setzte sich in Bewegung, und eine namenlose Freude stieg in mir auf. In einem schnellen, langgezogenen, leichten, fast schwebenden Gang zogen wir, wie mir schien, stundenlang, tagelang, monatelang über die endlose Ebene dahin, bis ich allen Zeitsinn verlor; und mit jedem Schritt des Dromedars wuchs mein Glücksgefühl höher und höher an, und mir war, als schwämme ich durch die Luft ... Dann wurde der Horizont zu unserer Rechten allmählich rot, als wollte die Sonne dort aufgehen; am Horizont vor uns jedoch erschien ein anderes Licht: es strahlte hinter einem gewaltigen offenen Tor hervor, das nur aus zwei aufrechten Säulen und einem steinernen Querbalken bestand, ein blendend weißes Licht, nicht rot wie der Sonnenaufgang zu unserer Rechten – ein kühles Licht, das immer heller erstrahlte, je näher wir herankamen; und die Glückseligkeit in mir wuchs über alle Maßen und alle Worte hinaus. Und als wir ganz nahe am

Tore waren und ich dachte, meine Augen würden vor all diesem weißen Leuchten erblinden, da hörte ich eine Stimme von irgendwoher: ›Dies ist die westlichste Stadt!‹ – und wachte auf.«

»Preis sei Gott!« rief Ibn Saud aus, als ich endete. »Hat dieser Traum dir denn nicht gezeigt, daß du zum wahren Glauben, zum Islam bestimmt warst?«

Ich schüttelte den Kopf: »Nein, o du Langlebiger, wie hätte ich dies denn wissen sollen? Ich hatte damals noch nie an den Islam gedacht und war sogar noch nie einem Muslim begegnet ... Es war sieben Jahre später, lang nachdem ich jenen Traum vergessen hatte, daß ich Muslim wurde. Ich entsann mich seiner kürzlich, als das Papier, auf welchem ich ihn beim Erwachen niederschrieb, mir bei einer Durchsicht meiner alten Aufzeichnungen zufällig in die Hände geriet.«

»Es war aber doch wahrlich dein Geschick, o mein Sohn, das Gott dir in diesem Traum zeigte! Siehst du es denn nicht deutlich? Denk doch einmal zurück: jene Schar von Menschen, und du unter ihnen, die da in der pfadlosen Einöde standen und voller Bestürzung waren: war dies denn nicht der Zustand jener, von denen die Eröffnungssure des Korans spricht – ›diejenigen, die irgehen?‹ Und das Dromedar, welches mit seinem Reiter im Sattel auf dich wartete: war dies etwa nicht die ›rechte Leitung‹, von der im Koran so oft die Rede ist? Und der Reiter, der kein Wort zu dir sprach und dessen Gesicht du nicht sehen konntest: wer anders mochte er sein als der Prophet, Gott segne ihn und gebe ihm Frieden? Er liebte es ja, einen kurzärmeligen Mantel zu tragen ... und hast du denn noch nie gelesen, daß, sooft er Ungläubigen oder solchen, die noch nicht zum Glauben gelangt sind, im Traum erscheint, sein Gesicht immer verhüllt ist? Und das weiße, kühle Licht am Horizont vor dir: was anderes könnte es sein als ein Versprechen des Glaubenslichts, das da leuchtet ohne zu verbrennen? Du erreichst es nicht in deinem Traum, denn – wie du uns soeben sagtest – du kamst ja erst etliche Jahre später zum Islam ...«

»Vielleicht hast du recht, o Imam ... aber wie erklärst du denn jene ›westlichste Stadt‹, zu welcher das Tor am Horizont der Eingang sein sollte? – denn meine Bekehrung zum Islam hat mich doch nicht zum Westen geführt, sondern im Gegenteil, vom Westen, vom Abendland hinweg ...«

Ibn Saud schwieg nachdenklich; dann erhob er den Kopf mit jenem bezaubernden Lächeln, das mir so lieb geworden war: »Könnte es nicht vielleicht bedeuten, o mein Sohn, daß deine Bekehrung zum Islam der

›westlichste‹ Punkt in deinem Leben werden sollte – und daß daraufhin das Leben des Abendlandes aufhören würde, das deine zu sein?«

Nach einer Weile sprach der König wieder: »Niemand außer Gott kennt die Zukunft. Zuweilen jedoch gewährt er uns durch einen Traum einen flüchtigen Einblick in das, was uns befallen wird. Ich selbst hatte zweimal oder dreimal solche Träume, und sie wurden jedesmal wahr. Einer von ihnen hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin ... Ich war damals siebzehn Jahre alt. Wir lebten als Verbannte in Kuwayt, und ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die Ibn Raschids über meine Heimat herrschten. Oft flehte ich meinen Vater an: ›Zieh aus zum Kampfe, o mein Vater, und vertreib die Ibn Raschids! Niemand hat mehr Anspruch auf den Thron von Rijadh als du!‹ Aber mein Vater – möge Gott sich seiner Seele erbarmen – wies meine stürmischen Forderungen als Hirngespinnste von sich, und erinnerte mich jedesmal daran, daß Muhammad ibn Raschid der mächtigste Herrscher im Lande der Araber war, daß sein Reich sich von der Syrischen Wüste im Norden bis zu den Sandwüsten des Leeren Viertels im Süden erstreckte und daß alle Beduinenstämme vor seiner eisernen Faust zitterten. In einer Nacht jedoch hatte ich einen seltsamen Traum. Ich sah mich zu Pferde auf einsamer Steppe, mitten in der Nacht, und vor mir, ebenfalls zu Pferde, den alten Muhammad ibn Raschid, den Thronräuber. Wir waren beide unbewaffnet, nur Ibn Raschid hielt in der Hand eine große, brennende Leuchte. Als er mich sah, erkannte er den Feind in mir und wandte sein Pferd zur Flucht; ich aber jagte ihm nach, erreichte ihn, ergriff ihn am Zipfel seines Mantels, dann an seinem Arm – und blies die Leuchte aus. Dann erwachte ich und wußte mit Bestimmtheit, daß es mir beschieden war, den Ibn Raschids einst die Macht zu entreißen ...«

Im Jahre jenes Traums, 1897, starb Muhammad ibn Raschid. Dies schien Abd al-Aziz ibn Saud der günstigste Augenblick zu sein, auf die raschidische Dynastie loszuschlagen; aber Abd ar-Rahman war nicht geneigt, sein friedliches Leben in Kuwayt durch so ein fragwürdiges Unternehmen aufs Spiel zu setzen. Die Leidenschaft des Sohnes war jedoch hartnäckiger als des Vaters Trägheit; und der Vater gab schließlich nach. Mit der Unterstützung seines Freundes, des Scheichs von Kuwayt, sammelte er einige treugebliebene Beduinenstämme um sich und zog nach altarabischer Weise, mit Flinten, Stammesfahnen und Gesängen, gegen Ibn Raschid zu Felde, wurde von dem überlegenen Feinde rasch geschlagen und kehrte –

in seinem Innern wahrscheinlich aufatmend – nach Kuwayt zurück, nunmehr fest entschlossen, seinen Lebensabend nie wieder durch kriegerische Abenteuer zu gefährden.

Aber der Sohn verzichtete nicht so leicht. Er hatte seinen Traumsieg über Muhammad ibn Raschid nie vergessen; und als sein Vater allen Herrschaftsansprüchen auf Nedschd entsagte, war es jener Traum, der den jungen Abd al-Aziz bewog, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen. Er trommelte ein paar Freunde zusammen – unter ihnen seine Vettern Abdallah ibn Dschiluwi und Ibn Musaad –, warb sich eine Anzahl zuverlässiger Beduinen an, bis die Schar vierzig Mann betrug. Dann zogen sie von Kuwayt aus, ohne Fahnen, Trommeln und Gesänge, heimlich, verstoßen, wie Räuber. In eiligen Nachtmärschen, unter Vermeidung der vielbegangenen Karawanenwege, gelangten sie in die unmittelbare Nähe von Rijadh und lagerten sich in einem abseitigen Tal. Am selben Tag wählte sich Abd al-Aziz fünf Gefährten aus der Schar der Vierzig und sprach zu den übrigen:

»Wir sechs haben unser Schicksal in Gottes Hand gelegt. Wir gehen nach Rijadh – um es zu erobern oder endgültig zu verlieren. Wenn ihr Kriegslärm in der Stadt hört, eilt uns zu Hilfe; wenn ihr hingegen bis morgen um Sonnenuntergang nichts von uns vernehmt, so sind wir tot – und Gott sei unseren Seelen gnädig. Ihr anderen aber kehrt dann auf demselben Weg, auf dem wir gekommen sind, heimlich und schnell nach Kuwayt zurück.«

Und die sechs zogen zu Fuß los. Bei Nachtanbruch erreichten sie Rijadh, drangen durch eine der Breschen, die Muhammad ibn Raschid einst in seinem Übermut in die Mauern hatte reißen lassen, ins Innere der Stadt und gingen geradeaus, die Waffen unter den Mänteln verborgen, zum Hause des raschidischen Emirs. Es war verschlossen, denn der Emir pflegte, wohl aus Furcht vor den Einwohnern der unterworfenen Stadt, die Nacht im gegenüberliegenden Kastell zu verbringen. Sie klopfen an die Haustür, und ein Sklave tat ihnen auf; er wurde geräuschlos überwältigt, gebunden und geknebelt; ebenso erging es auch den übrigen Hausbewohnern – um diese Stunde waren es nur einige Sklaven und Frauen. Die sechs Abenteurer aßen Datteln aus der Vorratskammer des Emirs und verbrachten den Rest der Nacht mit dem Vorlesen des Korans.

Am Morgen öffneten sich die Tore des Kastells, und der Emir trat heraus, von zahlreichen bewaffneten Gefolgsmännern umgeben. Mit gezogenen Schwertern und dem Ruf »O Gott, in Deinen Händen ist Ibn Saud!« stürzten Abd al-Aziz und seine fünf Gefährten auf die überraschten Feinde

los. Abdallah ibn Dschiluwi warf seinen Speer nach dem Emir; dieser aber duckte sich rechtzeitig, und der Speer blieb mit zitterndem Schaft in der Lehmmauer des Kastells stecken – dort zu sehen bis auf den heutigen Tag. Der Emir flüchtete in den Torweg zurück; und während Abdallah seine Verfolgung ins Innere des Kastells hinein aufnahm, hieben Ibn Saud und seine Genossen mit ihren Schwertern auf des Emirs Gefolge ein, das trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit vor Bestürzung kaum Gegenwehr leistete. Und im selben Augenblick, als oben auf dem flachen Dach des Kastells schreiend der Emir erschien, von Abdallah hart bedrängt, um Gnade flehend an der Dachbrüstung zusammenbrach und den tödlichen Schwertstreich im Nacken empfing – in demselben Augenblick schrie auch Abd al-Aziz vom Tore aus: »Herbei, ihr Männer von Rijadh! Hier bin ich, Abd al-Aziz, Sohn des Abd ar-Rahman aus dem Hause Ibn Saud, euer rechtmäßiger Herrscher!« Und die Männer von Rijadh, des Hasses gegen die nördlichen Unterdrücker voll, holten ihre verborgenen Waffen hervor und liefen herbei, um ihrem Prinzen zu helfen; und auf ihren Dromedaren galoppierten seine fünfunddreißig Gefährten durch die Stadttore, allen Widerstand wie ein Sturmwind vor sich herfegend. Nach einer Stunde war Abd al-Aziz ibn Saud unbestrittener Herrscher der Stadt.

Das war im Jahre 1901. Er war einundzwanzig Jahre alt. Seine frühe Jugend war zu Ende, und der zweite Abschnitt seines Lebens begann: als Mann und Herrscher.

Schritt um Schritt, Dorf um Dorf, Provinz um Provinz entriß Ibn Saud sein Stammland den Ibn Raschids und drängte sie allmählich in ihr Heimatland, den Dschabal Schammar, zurück. Die Ausbreitung seiner Macht ging so planmäßig vor sich, als wäre sie von einem Generalstab mit Beihilfe von Landkarten, komplizierten Berechnungen und geopolitischen Erwägungen ausgearbeitet: aber der Generalstab bestand nur in Ibn Sauds Person, und eine Landkarte hatte er wahrscheinlich noch nie zu Gesicht bekommen. Seine Eroberungen entwickelten sich in spiralförmiger Bewegung, mit Rijadh als ihrem unverrückbaren Mittelpunkt; und niemals machte er einen Schritt vorwärts, ehe das bereits Eroberte nicht militärisch gesichert und administrativ ausgebaut war. Zuerst nahm er die Gebiete östlich und nördlich von Rijadh ein, dann dehnte er seine Herrschaft über die westlichen Wüsten aus. Nach Norden konnte er nur sehr langsam vorrücken, denn die Ibn Raschids verfügten immer noch über eine ziemliche Macht und wurden zudem auch von den Türken unterstützt, mit denen

sie in den vergangenen Jahrzehnten ein festes Bündnis geschlossen hatten. Ibn Saud war auch durch seine Armut stark gehemmt, denn die südlichen Provinzen des Nedschd brachten nicht genug Einnahmen, um größere Kriegerscharen auszurüsten und auf die Dauer mit Nahrung zu versorgen.

»Zuweilen«, so erzählte er mir einmal, »war ich so arm, daß ich mein juwelenbesetztes Schwert – ein Geschenk des Scheichs von Kuwayt – bei einem jüdischen Geldverleiher in eben jener Stadt versetzen mußte. Ich konnte mir nicht einmal einen Teppich für meinen Kamelsattel leisten – aber die leeren Säcke, die man mir unters Schaffell legte, taten ihren Dienst ebenso gut.«

Es gab aber auch noch ein anderes Problem, das Ibn Sauds frühe Laufbahn sehr erschwerte: die Haltung der Beduinenstämme.

Ungeachtet der vielen Städte und Dörfer ist Zentralarabien in erster Linie ein Land der Beduinen. Ihre Freundschaft oder Feindschaft gab in den Kämpfen zwischen Ibn Saud und Ibn Raschid fast immer den Ausschlag. Sie waren launisch und wankelmütig und schlossen sich jeweils der Partei an, die im Vorteil zu sein schien oder reichere Beute versprach. Ein Meister solchen Doppelspiels war Faysal ad-Dauisch, oberster Häuptling des mächtigen Mutayr-Stammes. Er kam nach Hail, um sich von Ibn Raschid beschenken zu lassen; einige Wochen später ließ er Ibn Raschid im Stich und kam nach Rijadh, um Ibn Saud Treue zu schwören – und sie im nächsten Monat wieder zu brechen; treulos war er nach allen Seiten, tapfer und klug und von der Gier nach Macht besessen; und zahllos waren die schlaflosen Nächte, die er Ibn Saud verursachte.

Unterm Druck der mißlichen Lage kam Ibn Saud auf einen Einfall, der anfangs wohl nur als ein politischer Ausweg in der Not gedacht war, sich bald darauf jedoch, vom König in seiner ganzen Bedeutung erfaßt, zu einer großartigen Idee entwickelte, berufen, in ihren Auswirkungen das Gesicht der ganzen Halbinsel zu verändern: die Idee von der Sesshaftmachung der nomadischen Stämme. Denn die sesshaft gewordenen Beduinen müßten ihr Doppelspiel zwischen den kämpfenden Parteien aufgeben. Während es ihnen früher ein leichtes war, in jedem Augenblick ihre Zelte und Geräte zusammenzupacken und mit den Herden hinüber oder herüber zu wandern, so würde sie nunmehr ein etwaiger Übertritt zu Ibn Raschid in die Gefahr bringen, ihr kostbarstes Besitztum – Häuser und Pflanzungen – zu verlieren. Nichts aber ist dem Beduinen so teuer wie Besitz.

Ibn Saud machte die Kolonisierung der Beduinen zu seinem wichtigsten Programmpunkt. Der Islam betont mit Nachdruck die Überlegenheit der sesshaften gegenüber der nomadischen Lebensweise: und so schickte der König Lehrer zu den einzelnen Stämmen, die sie im Glauben unterrichteten und die neue Idee mit unvorhergesehenem Erfolg predigten. Die Organisation der *ichuan* (›Brüder‹) – wie diese neuen beduinischen Siedler sich selbst zu nennen anfangen – gewann greifbare Gestalt. Als erste siedelten sich die Alua-Mutayr, Ad-Dauischs eigener Unterstamm, an; ihre Siedlung Artaijja entwickelte sich in wenigen Jahren zu einer Ortschaft von nahezu dreißigtausend Einwohnern. Viele andere Stämme folgten.

Die Glaubensbegeisterung der *ichuan* und ihre kriegerische Schlagkraft machten sie zu einem gewaltigen Instrument in der Hand von Ibn Saud. Seine Kriege gewannen nunmehr ein neues Aussehen: von der religiösen Hingerissenheit der *ichuan* getragen, wuchsen sie über die dynastischen Machtkämpfe hinaus und wurden zu Glaubenskriegen nach dem Vorbild jener ersten, die vor dreizehn Jahrhunderten der Frühlingszeit des Islam ihr Gepräge gaben. Für die *ichuan*, zum mindesten, hatte dieses Glaubenserwachen eine mehr als nur persönliche Bedeutung. Ihr bedingungsloses Festhalten an den Lehren des Reformators Muhammad ibn Abd al-Wahhab, die auf eine Rückkehr des Islam zur strengen Reinheit seiner Anfangszeit abzielten und alle späteren Zutaten schroff ablehnten, gab zwar den *ichuan* mitunter ein übertriebenes Bewußtsein eigener Rechtlichkeit; was die meisten von ihnen jedoch von Herzen erstrebten, war nicht nur persönliche Rechtlichkeit, sondern die Errichtung von Gesellschaftsformen, die mit Recht als islamisch bezeichnet werden könnten. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihre Auffassungen vielfach primitiv waren und ihre Inbrunst nicht selten dem Fanatismus gleichkam; es wäre jedoch durchaus möglich gewesen, ihre Anschauung durch zielbewußte Schulung allmählich derart zu erweitern, daß sie zur Keimzelle einer gesellschaftlichen und geistigen Erneuerung ganz Arabiens geworden wären. Leider aber begriff Ibn Saud nur sehr mangelhaft, welche ungeheure Möglichkeit sich hier ihm und seinem Volke darbot; er begnügte sich damit, den *ichuan* nur die allereinfachsten Anfangsgründe religiösen und weltlichen Wissens beizubringen, gerade genug, um ihren Glaubenseifer aufrechtzuerhalten: mit anderen Worten, er sah in der *ichuan*-Bewegung lediglich ein engumgrenztes politisches Machtmittel. Dies mag wohl die erste Andeutung gewesen sein, daß es Ibn Saud in Wirklichkeit an jener inneren Größe fehlte, die sein Volk

ihm zuschrieb. Es war aber auch mehr als nur eine historische Andeutung: denn des Königs Versagen in bezug auf die *ichuan* hatte in späteren Jahren tragische Folgen und brachte sogar das ganze Königreich an den Rand des Abgrunds. Aber das geschah eben viel später. Es dauerte recht lange, bis die Enttäuschung der *ichuan* über ihren König und des Königs Enttäuschung über die *ichuan* zu vollem Ausbruch gelangte ...

Mit der gewaltigen Streitmacht der *ichuan* in seiner Hand fühlte sich Ibn Saud im Jahre 1913 stark genug, an die Eroberung der Provinz Al-Hasa am Persischen Golf heranzugehen. Al-Hasa hatte ursprünglich dem saudischen Königreich angehört, war aber vor fünfzig Jahren – zur Zeit des Verfalls der Dynastie Ibn Saud – von den Türken besetzt worden.

Kampf mit den Türken war nichts Neues für Ibn Saud; türkische Truppenteile, insbesondere Feldartillerie, hatten schon öfters auf seiten Ibn Raschids in den Krieg zwischen Rijadh und Haïl eingegriffen. Ein Angriff auf Al-Hasa jedoch, das als ein Teil des Ottomanischen Reiches galt, mußte den Angreifer in einen unmittelbaren, gefährlichen Konflikt mit einer Großmacht bringen. Aber Ibn Saud hatte keine andere Wahl. Wenn es ihm nicht gelänge, sich der Provinz Al-Hasa und ihrer Häfen zu bemächtigen, würde er weiterhin von der Außenwelt abgeschnitten bleiben und nicht in der Lage sein, die so bitter benötigte Zufuhr von Waffen, Munition und Lebensmitteln zu erlangen. Die Not rechtfertigte schon einen gewagten Streich: aber das Wagnis schien eben so groß zu sein, daß Ibn Saud lange zögerte, ehe er sich zu einem Angriff auf Al-Hasa und seine Hauptstadt Al-Hufuf entschloß. Bis zum heutigen Tage erzählt er gern, auf welche Weise er zu seinem endgültigen Entschluß kam:

»Die Stadt Al-Hufuf lag schon vor unseren Augen. Von der Sanddüne, auf der ich saß, konnte ich die Mauern der mächtigen Zitadelle sehen, die die Stadt überragte. Mein Herz war schwer vor Unentschlossenheit, als ich da die Vorteile und Nachteile des geplanten Unternehmens gegeneinander abwog. Müdigkeit überfiel mich; ich sehnte mich nach Frieden und Heim; und da ich ans Heim dachte, erschien das Angesicht von Dschauhara, der Mutter meines Sohnes Muhammad, vor meinen Augen. Ich begann an Gedichtverse zu denken, mit denen ich sie ansprechen könnte, wenn sie bei mir wäre, – und ehe ich mich's versah, war ich schon daran, eine Ode an sie zu dichten, und vergaß vollständig, wo ich war und was für eine schicksalsschwere Entscheidung vor mir lag. Als das Gedicht in meinem Geiste fertig dastand, schrieb ich es nieder, setzte meinen Siegel darun-



ter, rief einen meiner Eilboten herbei und befahl ihm: ›Nimm die zwei schnellsten Dromedare, reit' nach Rijadh, ohne unterwegs haltzumachen, und übergib dies der Mutter von Muhammad.‹ Und auf einmal, ehe noch der Eilbote in seiner Staubwolke verschwand, wurde es mir tagesklar, was ich nun zu tun hätte: ich würde Al-Hufuf angreifen, und Gott würde mir Sieg gewähren.«

Sein Vertrauen erwies sich als gerechtfertigt. In einem plötzlichen Sturmangriff nahmen seine Krieger die Zitadelle ein; die türkischen Truppen ergaben sich, und Ibn Saud gestattete ihnen, sich mit ihren Waffen und Fahnen zur Küste zurückzuziehen, von wo sie dann zu Schiff nach Basra weiterfuhren. Die Ottomanische Regierung war natürlich nicht bereit, so ohne weiteres klein beizugeben: man beschloß in Istanbul, eine Strafexpedition gegen Ibn Saud auszuschicken – aber bevor die Vorbereitungen beendet waren, brach der Weltkrieg aus, und die Türken sahen sich gezwungen, alle verfügbaren Streitkräfte anderswo zu verwenden; und als der Krieg zu Ende ging, gab es kein Ottomanisches Reich mehr. Al-Hasa blieb für immer in Ibn Sauds Besitz.

Der türkischen Unterstützung beraubt und im Norden von Gebieten eingeschlossen, die nunmehr unter der Botmäßigkeit Englands und Frankreichs standen, konnte Ibn Raschid keine erfolgreiche Gegenwehr mehr leisten. Unter der Führung von Faysal ad-Dauisch – der inzwischen zu einem der hervorragendsten Paladine Ibn Sauds geworden war – nahmen die königlichen Truppen im Jahre 1921 Haïl ein, und die Dynastie Ibn Raschid verlor ihren letzten Stützpunkt. Die überlebenden Mitglieder der raschidischen Familie wurden mit allen Ehren nach Rijadh gebracht und zu Ibn Sauds Pensionären gemacht.

Die Jahre 1924–1925 bildeten den Höhepunkt von Ibn Sauds Machtausbreitung: er eroberte den Hidschaz samt den Städten Mekka, Medina und Dschidda und vertrieb die scherifische Dynastie, die dort seit 1916 – das heißt, seit dem von den Engländern ins Werk gesetzten Aufstand gegen die Türken – an der Herrschaft gewesen war. Mit der Eroberung des Heiligen Landes des Islam kam Ibn Saud, nunmehr fünfundvierzig Jahre alt, vollends in den Gesichtskreis der Außenwelt.

Sein beispielloser Machtaufstieg zu einer Zeit, da fast der ganze Nahe Osten unter der Botmäßigkeit Europas stand, gab der arabischen Welt Grund zur Hoffnung, daß hier, endlich, der Führer erstanden war, der die Araber von ihrer Knechtschaft befreien würde; und auch andere isla-

mische Völker blickten sehnsüchtig auf Ibn Saud in der Erwartung, daß er nunmehr ein Staatsgebilde errichten würde, in welchem der Geist des Korans zu voller Entfaltung kommen könnte. Ist diesen Hoffnungen eine Erfüllung beschieden?

In seinen persönlichen Belangen ist Ibn Saud rechtlich und gerecht, seinen Freunden und Anhängern treu, edelmütig seinen besiegten Feinden und unerbittlich allen Heuchlern gegenüber, mit geistigen Gaben bedacht, die weit über das Niveau seiner Umgebung hinausragen. Er hat es vermocht, seinem weiten Reiche einen Zustand der öffentlichen Sicherheit zu geben, wie ihn Arabien seit mehr als tausend Jahren, seit der Zeit der großen Kalifen, nicht mehr gekannt hatte. Seine persönliche Macht im Lande ist ungeheuer, aber sie beruht nicht so sehr auf einem tatsächlichen Machtbesitz als auf der suggestiven Kraft seines Wesens. In seinem Sprechen und Gehaben ist er durchaus anspruchslos. Der jedem echten Araber innewohnende Sinn für menschliche Gleichheit macht es ihm möglich, mit den Beduinen, die in ihren schmutzigen und zerrissenen Kleidern zu ihm kommen, so zu sprechen, als wäre er ihresgleichen, und sich von ihnen mit seinem Vornamen Abd al-Aziz anreden zu lassen; andererseits aber kann er hohen Beamten und vornehmen Herren gegenüber hochfahrend und verächtlich sein, sobald sie ein kriecherisches Verhalten an den Tag legen. Er haßt alle Vornehmerei. Als einmal – bei einem Abendessen im königlichen Palaste in Mekka – das Haupt einer der bedeutendsten mekkanischen Familien die Nase rümpfte angesichts der beduinischen Sitten der Nedschder, die ihren Reis aus voller Hand aßen, und – um seine eigene Kultiviertheit zu beweisen – zierlich mit den Fingerspitzen ins Essen hineingriff, da erscholl des Königs Stimme laut übers ganze Zimmer: »Ihr feinen Leute faßt euer Essen so zimperlich an: tut ihr es vielleicht deshalb, weil ihr gewohnt seid, mit den Fingern im Schmutz herumzurühren? Wir Nedschder fürchten uns vor unseren Fingern nicht: sie sind rein – und deshalb essen wir herzhaft und mit voller Hand!«

Wenn er in aufgelockerter Stimmung ist, umspielt ein weiches Lächeln seinen Mund und vergeistigt fast die Schönheit seines Gesichts; und wenn man diesen Mund anschaut, weiß man, daß in diesem Menschen eine musikalische Seele lebt, sehr reich an Tönen und inneren Schattierungen. Wäre Musik in der strengen wahhabitischen Glaubensrichtung, der Ibn Saud angehört, nicht verpönt, so hätte sie sich in ihm auch sicherlich geäußert; so aber ist seine Musikalität verdrängt und zeigt sich nur in seinen

kleinen Dichtungen, seinen farbigen Beschreibungen von Erlebnissen und seinen Kriegs- und Liebesliedern, die im ganzen Nedschd verbreitet sind und oft von den Männern gesungen werden, wenn sie auf ihren Dromedaren durch die Steppe ziehen, und von den Frauen in der Abgeschlossenheit ihrer Gemächer. Und nicht zuletzt zeigt sie sich auch in der Art, wie er seinen Alltag nach einem elastischen, den wechselnden Erfordernissen seines Königsamtes angepaßten Plan rhythmisch gestaltet. Wie ein Julius Cäsar besitzt er in hohem Maß die Fähigkeit, mehrere Gedankengänge gleichzeitig zu verfolgen, ohne daß die Intensität, die er jedem einzelnen widmet, dabei je verringert würde. Diese Fähigkeit allein erlaubt es ihm, alle Geschäfte des Reiches in seiner Person zu vereinen, ohne ein Chaos herbeizuführen oder unter der übergroßen Arbeitslast zusammenzubrechen. Seine intellektuelle und körperliche Spannkraft ist sagenhaft, und seine Wahrnehmungsschärfe beinahe unheimlich. Nicht selten – wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte – liest er Gedanken, bevor sie ausgesprochen sind, und scheint die Einstellung jedes einzelnen Menschen ihm gegenüber schon in dem Augenblick zu verspüren, wo jener zur Tür hereintritt. Diese seltsame Begabung hat Ibn Saud schon manchen glücklichen Griff in politischen Dingen ermöglicht und manchen gegen ihn gerichteten Anschlag vereitelt, der mit größter Umsicht vorbereitet war.

Kurz, Ibn Saud weist fast alle Eigenschaften auf, die einen Mann – einen König – groß machen können. Aber es sind eben nicht nur seine *persönlichen* Eigenschaften: in seinem Wesen ist er eine wahrhaftige Verkörperung des beduinischen Lebensgefühls und Charakters, der beduinischen Elastizität, sowie auch der beduinischen Fähigkeit, außerpersönliche Zusammenhänge und Wirklichkeiten instinktiv zu begreifen – eine Fähigkeit, die letzten Endes für das geistige Phänomen des Ein-Gott-Glaubens verantwortlich war: denn es ist eben im beduinischen Arabien der Urzeit, wo das wahre Heimatland und der Grundboden des Monotheismus zu suchen ist. Geschichtlich genommen äußerte sich dieses Phänomen in all seiner Klarheit erstlich unter den frühen Hebräern (die ja ursprünglich doch nichts anderes waren als ein kleiner Beduinen-Stamm, der aus Arabien nordwärts nach Mesopotamien ausgewandert war) und fand seine endgültige Erfüllung in der Offenbarung des Korans und seiner Verkündigung durch den arabischen Propheten Muhammad. Dies war der Anfang einer neuen sozialen und geistigen Entwicklung, welche im Laufe der Zeit zu einer großen Kulturwelt aufwuchs und in ihren zwei Erscheinungsformen – der

jüdisch-christlichen und der islamischen – fast die ganze Erde zu beeinflussen bestimmt war. Man darf jedoch nie vergessen, daß die menschliche und gesellschaftliche Grundlage dieser Entwicklung die *beduinische Kultur* war – ein Lebensweg, der heutzutage im Schwinden begriffen ist und für den die Geschichte nichts Ähnliches aufzuweisen hat.

Denn die Lebensweise der Beduinen war keineswegs eine bloße »Einleitung« zu höheren Kulturformen: sie war und ist eine gerundete, an und in sich vollständige Kultur. Zweifellos war diese Kultur, wie jede andere, durch Klima und Geographie beeinflusst und enthielt in ihrem Anfang auch Begriffe, die man wohl als »primitiv« bezeichnen kann; letzten Endes jedoch erwuchs sie aus der Wesensart des Beduinen, aus seiner realistischen Einstellung zu Gegebenheiten, welche das menschliche Leben auf die äußersten Bedürfnisse beschränken und all der sanfteren Umstände entbehren, die unter milderen klimatischen Verhältnissen dem Menschen freundlicher sind.

Die Natur-Umgebung des Beduinen ist hart und streng. Steppen und Wüsten, manchmal von trockenen Flußbetten durchkreuzt, in denen nur nach den seltenen Regenfällen Wasser fließt; die sengende Hitze der Sommertage und die schneidende Kälte der Winternächte; hie und da seichte Wüstenbrunnen, deren kärgliches Wasser oft salzig und manchmal auch bitter schmeckt; ein Pflanzenwuchs meistens so dürftig, daß er nur die nomadische Zucht von Kamelen, Schafen und Ziegen ermöglicht; und über all dem eine ungeheuere Himmelswölbung, tagsüber bleich und brennend wie geschmolzenes Metall, und bei Nacht grenzenlos hoch und schwarz und majestätisch, von trostreichen Sternen erfüllt: all dies trug dazu bei, eine besondere Menschenart und besondere soziale und moralische Empfindungen hervorzubringen, die man nirgendwo anders finden kann.

Seit seiner frühesten Kindheit bis zu seinem Tode, von Generation zu Generation und von Jahrhundert zu Jahrhundert war der Beduine gewohnt, Unendlichkeit und Ewigkeit am Himmel über sich selbst zu beschauen und die Stille und Einsamkeit der Wüste um sich herum zu fühlen; und zu gleicher Zeit konnte er das menschliche Leben in all seiner wesentlichen Nacktheit betrachten, aller Sicherheit und allen ansässigen Labsals bar. Seine instinktive Einsicht der Brüchigkeit und Geringfügigkeit des menschlichen Lebens und sein Verständnis menschlicher Beweggründe wurde immer feiner, geschärft durch die Wahrnehmung immerwährender Gefahren und deshalb auch durch die Notwendigkeit, die Rückwirkun-

gen seiner Mitmenschen so genau wie möglich vorwegzunehmen. Und so geschah es auch, daß neben einem klaren kosmischen Bewußtsein auch eine instinktive Unmittelbarkeit in der Beurteilung aller menschlichen Beziehungen zu einem grundlegenden Merkmal des beduinischen Wesens erwuchs.

Diese Entwicklung ging aber noch weiter. Die Härte seiner Naturumgebung vergegenwärtigte dem Beduinen die wesentliche Einsamkeit alles menschlichen Seins, und somit auch die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit zwischen Individuum und Individuum; und das Verlangen nach solch einer Zusammenarbeit erreichte allmählich seine Reife im beduinischen Stammesbewußtsein. In logischer Folge erwuchs im Einzelmenschen das Bestreben, die Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Stammes um jeden Preis – sogar auf Kosten eines persönlichen Nachteils – zu wahren: und so erwuchsen die geistigen Werte von Stolz, Mut und Begeisterung für außerpersönliche Ziele zum arabischen Grundbegriff der *hamasah*, der im Mittelpunkt des beduinischen Stammesbewußtseins steht und mit dem Begriff der Gastfreundschaft (*diyafah*) eng verbunden ist. Aber über allen diesen Werten und Charakterzügen steht das umfassende Ideal der *muruwwah* – jener unübersetzbare, in jedem echten Araber – Mann oder Frau – innewohnende Begriff, der die Tugenden der Würde, des Großmuts, des Ehrgefühls, der Geradheit, der Tapferkeit und der Höflichkeit allesamt in sich birgt. Innerlich mit diesen Tugenden verwandt ist das außerordentliche Sprachgefühl der Beduinen – eine erstaunliche Fähigkeit, komplizierte Beobachtungen der Lebenswirklichkeit in einem einzigen kurzen Satz, oder in einem *mot juste*, oder in einer Gedichts-Strophe wiederzugeben. Eine Folge davon ist die Tatsache, daß nächst zum Koran die Sprachweise der Beduinen bis zum heutigen Tage der Maßstab ist, an welchem arabische Philologen die Stilreinheit und Ausdrucksweise in allen Äußerungen der arabischen Literatur zu messen vermögen.

Kurz und gut, die beduinische Lebensart, so wie sie in der gesamten uns bekannten Geschichtsperiode erscheint, kann keineswegs als »primitiv« bezeichnet werden. Gewiß, es war immer ein unbändiges Leben, voll von inneren Widersprüchen, seltsamen Vorstellungen, sinnlosen Stammeskämpfen und Gewaltsamkeiten – aber auch voll von großartigen Beispielen der Güte, des Edelmut, der Bereitschaft, sich selbst für das Gemeinwohl aufzuopfern. Im sozialen Sinne war diese Lebensart immer stationär und entbehrte alles sogenannten »Fortschritts«: nichtsdestoweniger aber

war und ist sie eine voll-entwickelte, reife Kulturerscheinung, von einem nur ihr eigenen Lebensgefühl erfüllt und somit auch von allen anderen Kulturformen völlig verschieden.

All dies muß man sich vor Augen halten, um das »wie« und »warum« der geistigen und gesellschaftlichen Geschichte Arabiens zu verstehen.

Der Glaube an den Einen Gott – der Glaube der frühen Hebräer – erstand, wie gesagt, in Arabien. Er war der naturgemäße Glaube des Beduinen, der zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt der Geschichte sich bewußt wurde, wie unbedeutsam und hilflos das menschliche Leben ist angesichts der unendlichen Größe der Schaffensmacht, welche unsichtbar ist und dennoch wahrnehmbar im ganzen Weltall wirkt: und von diesem Bewußtsein führte nur ein ganz kleiner Schritt zum Begriff Gottes, des Schöpfers. Wenn auch dieser Begriff mit der Zeit nebelig und entstellt wurde, so blieb er dennoch immer im Hintergrunde des beduinischen Geistes lebendig. Der Ein-Gott-Glaube wurde im Laufe der Jahrhunderte vom Polytheismus überschwemmt: aber jenseits des Götzendienstes, jenseits der Anbetung der Sterne und heiligen Bäume und Steine lag immer dämmernd das Wissen – in aller vor-islamischen Dichtung und Sagenkunde ersichtlich – daß ein unbegreifliches Höchstes Wesen hinter und über aller beobachtbaren Wirklichkeit besteht und wirkt.

Auf diese Weise wurde der Boden für die Offenbarung des Korans und seinen künftigen Siegeszug in Arabien vorbereitet. Die Lehre des Korans fand von allem Anfang an ein lebendiges Echo in den Gefühlen und ethischen Wertungen des Arabers. Sie drang zum innersten Kern des beduinischen Begriffs der *muruwah* ein: sie verlangte von jedem Gläubigen – weder Mann oder Frau – daß er wahrhaft, mutig, großherzig sei, daß er stolz gegenüber aller brutalen Gewalt und demütig vor aller Güte sei; und – vor allem – daß er sich immer vergegenwärtige, wie vergänglich und unbedeutsam der Mensch angesichts des Unendlichen, des Ewigen ist.

In keiner anderen Gesellschaftsform als der beduinischen hatten die islamischen Lehrsätze von vornherein und so vollständig mit den Empfindungen und instinktiven Wahrnehmungen der Menschen übereinstimmt, in deren Sprache der Koran offenbart wurde. Die Araber zur Zeit des Propheten – die Araber, in denen die beduinische Kultur lebendig war – erkannten nach einigem Zögern die islamische Ethik als etwas, das sie immer gekannt hatten, ohne sich dessen klar bewußt zu sein. Man kann sogar behaupten, daß Gottes endgültige Botschaft durch das Medium und

in der Sprache des einzigen Volkes offenbart wurde, welches dank seiner eigenen, einzigartigen psychologischen Gestaltung die ideologische Dynamik dieser Botschaft ohne weiteres begreifen und in die Wirklichkeit der Geschichte übertragen konnte; und dies erklärt auch, wieso der Islam, von den Arabern in die Welt getragen, sich so unwiderstehlich und in so wenigen Jahrzehnten bis zu den Küsten des Atlantischen Ozeans und den Grenzen Chinas verbreitete.

## VII WEGESMITTE

### 1

Wir haben Haïl verlassen und reiten in Richtung auf Medina: nunmehr zu dritt – denn einer von Ibn Musaads Gefolgsleuten, Mansur al-Assaf, begleitet uns ein Stück des Weges im Auftrag des Emirs.

Mansur ist eine so schöne Erscheinung, daß sich auf den Straßen europäischer und amerikanischer Städte bestimmt alle Frauen nach ihm umsehen würden. Er ist sehr groß und hat ein kraftvolles, selbstbewußtes Gesicht von erstaunlichem Ebenmaß; seine Haut ist von jener hellbraunen »Weizenfarbe«, die bei den Arabern als ein Zeichen guter Rasse gilt, und seine schwarzen Augen sehen scharf in die Welt. Er hat nichts von Zayds Zartheit und innerer Gelöstheit; seine Gesichtszüge verraten heftige, wenn auch beherrschte Gemütswallungen und verleihen ihm ein düsteres Aussehen, das vom heiteren Ernst meines Schammar-Freundes auffallend absticht. Doch Mansur hat, so wie Zayd, viel vom Leben gesehen, und seine Weltgewandtheit macht ihn zu einem äußerst angenehmen Gefährten.

Das Sandmeer der Nufud liegt weit hinter uns. Auf dem graugelben, kiesigen Boden zu unseren Füßen kann man allerhand kleines Getier erspähen: da sind die kleinen grauen Eidechsen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit, aufgeregt und unentschlossen, zwischen den Füßen unserer Dromedare herumhuschen, um schließlich unter einem Dornbusch Zuflucht zu nehmen und uns riesige Ungeheuer aus funkelnden Äuglein reglos anzustarren; graue Springmäuse mit buschigem Schwanz, plötzlich auftauchend und ebenso schnell in einem Erdloch verschwindend; und ihre Vettern, die Hamster, deren Fleisch von den nedschdischen Beduinen hoch geschätzt wird und in der Tat zum Zartesten gehört, das ich gekostet habe; da ist auch die fußlange, eßbare Echse, von den Arabern *dhab* genannt, die sich nur von Graswurzeln nährt und im Geschmack ein Mittelding zwischen Huhn und Fisch ist. Schwarze, vierbeinige, pflaumengroße Käfer rollen mit rührender Ausdauer ein Stück trockenen Kameldüngers



einher, und zwar rückwärts, indem sie sich auf die Vorderbeine stemmen und mit den kräftigen Hinterbeinen das kostbare, schwere Gut mühselig ihrer Behausung zuwälzen; sie fallen auf den Rücken, wenn ein Kiesel im Wege liegt, richten sich mit zappelnden Beinen hoch, rollen ein Stückchen weiter, fallen wieder um, richten sich wieder auf und gehen wieder an die Arbeit ... Manchmal hüpfen Hase, grau unter grauen Sträuchern, hervor und davon. Einmal sehen wir Gazellen, aber zu weit vom Schuß; sie verschwinden in den blaugrauen Schatten zwischen zwei Bergen.

»Sag mir, o Muhammad«, fragt Mansur, »wie kamst du denn dazu, unter den Arabern zu leben? Und wie bist du überhaupt zum Islam gekommen?«

»Das kann ich dir gleich sagen«, wirft Zayd ein. »Zuerst verliebte er sich in die Araber und dann in ihren Glauben. War's nicht so, o mein Oheim?«

»Zayd spricht die Wahrheit, o Mansur. Vor vielen Jahren, da ich zum ersten Mal arabische Länder zu Gesicht bekam, zog mich eure Lebensweise stark an; und als ich mich zu fragen anfangte, was ihr eigentlich dachtet und an was ihr glaubtet, lernte ich den Islam kennen.«

»Und hast du, o Muhammad, von allem Anfang an erkannt, daß der Islam das wahre Gebot Gottes ist?«

»Nein, gewiß nicht, das geschah gar nicht so schnell, denn ich glaubte ja damals nicht, daß Gott je unmittelbar zum Menschen gesprochen hätte, sondern nahm an, daß alles, was man gemeinhin als Seine Offenbarungen ansah, nur das Werk weiser Männer gewesen sei ...«

Mansur blickt mich erstaunt an: »Wie war denn das möglich, o Muhammad? Glaubtest du denn nicht einmal an das Buch Mosis oder an das Evangelium, welches Jesus brachte? Ich hab mir immer gedacht, die Leute des Abendlands glaubten wenigstens an diese?«

»Manche glauben daran, o Mansur, und andere wiederum nicht. Ich war eben einer von jenen anderen ...«

Und daraufhin erkläre ich ihm, daß viele Abendländer längst aufgehört haben, die Heiligen Schriften – sowohl ihre eigenen als auch die anderer Glaubensgemeinschaften – als echte Offenbarungen Gottes zu betrachten; sie seien vielmehr der Überzeugung, daß diese Schriften nur das religiöse Denken und Trachten der Menschheit, so wie es sich in Jahrtausenden entwickelt hat, widerspiegeln.

»Aber diese meine Ansicht geriet ins Wanken, als ich vom Islam Kenntnis erhielt«, füge ich hinzu. »Ich wurde auf ihn aufmerksam gemacht durch



*Mansur*

meine Entdeckung, daß die Muslims in einer Weise lebten, die von allem, was man im Abendland als richtige Lebensweise ansah, abwich; und jede neue Kunde über den Islam gab mir das Gefühl, als entdeckte ich etwas, das ich immer gewußt hatte, ohne es zu wissen ...«

Und so fahre ich fort und erzähle Mansur von meiner ersten Reise nach dem Nahen Osten: wie ich in der Wüste Sinai meinen ersten Eindruck vom arabischen Wesen gewann; was ich in Palästina, Ägypten, Transjordanien und Syrien sah und dachte und fühlte; wie mir in Damaskus die erste Ahnung kam, daß sich mir ein neuer, gänzlich unerwarteter Weg zur Wahrheit auftat; und wie ich dann über die Türkei nach Europa zurückkehrte und es schwierig fand, wieder im Abendland zu leben: weil ich einerseits den tieferen Sinn der Unruhe zu begreifen strebte, die meine Bekanntschaft mit den Arabern und ihrer Kultur in mir hervorgebracht hatte – in der Hoffnung, daß ein solches Begreifen mir helfen würde, meine eigenen Lebenserwartungen besser zu verstehen –; und andererseits auch einzusehen begann, daß es mir nie mehr möglich sein würde, mich mit den Zielen der abendländischen Gesellschaft zu identifizieren.

Im Frühjahr 1924 sandte mich die Frankfurter Zeitung auf meine zweite Reise ins Morgenland. Das Buch, welches meine erste Wanderung beschrieb, war inzwischen beendet worden. (Es erschien kurz nach meiner Abreise unter dem Titel *Unromantisches Morgenland*, womit ich andeuten wollte, daß es nicht etwa eine Beschreibung von romantischen, exotischen Eindrücken war, sondern vielmehr ein Versuch, zu den Wirklichkeiten des morgenländischen Alltags vorzudringen. Es war in mancher Hinsicht ein unreifes Buch; und obwohl seine anti-zionistische Haltung und ungewöhnliche Vorliebe für die Araber ein kurzlebiges Aufsehen in der deutschen Presse erregte, geriet es bald in Vergessenheit.)

Wieder einmal überquerte ich das Mittelmeer und sah die Küste Ägyptens vor mir. Die Bahnfahrt von Port Said nach Kairo war wie das Blättern in einem vertrauten Buch. Zwischen dem See Manzala und dem Suezkanal strich der Zug durch den Nachmittag dahin. Wildenten schwammen im See, und Tamarisken schüttelten ihre feingezackten Äste. Dörfer stiegen in der Ebene auf, die vorerst sandig und nur spärlich bewachsen war. Dunkle Wasserbüffel, oftmals mit einem Kamel im Gespann gepaart, zogen mit trägen Gliedern den Pflug durch die frühlingshafte Erde. Als wir vom Suezkanal rechtwinklig nach Westen abbogen, umging uns ägyptisches

Grün. Und als ich wieder die schlanken, hohen Frauen sah, die, in unsagbarem Rhythmus sich wiegend, über die Felder schritten und gebauchte Krüge frei auf dem Kopfe trugen, während die Arme seitwärts ausgestreckt die Enden der schwarzen Tüllschleier wie Flügel auseinanderhielten – da dachte ich mir: Nichts auf der ganzen Welt, weder das vollkommenste Auto, noch die stolzeste Brücke, noch das gedankentiefste Buch kann uns diese – im Abendland verlorene und im Morgenland schon bedrohte – Schönheit ersetzen, die nichts ist als ein Ausdruck magischen Gleichklangs zwischen des Menschen Ich und der Welt ...

Diesmal fuhr ich erster Klasse. Im Abteil saßen außer mir nur zwei Reisende: ein griechischer Kaufmann aus Alexandrien, der mich sofort mit der üblichen levantinischen Zwanglosigkeit ins Gespräch zog und kluge Bemerkungen über alle möglichen Dinge und Ereignisse machte; und ein ägyptischer *umda*, ein Dorfbürgermeister, der – nach seinem teuren Seidenkaftan und der dicken goldenen Uhrkette zu schließen, die ihm von der Gürtelschärpe herabhing – sehr wohlhabend, aber auch zweifellos ganz ungebildet war. Er gab auch gleich zu Beginn des Gesprächs ohne weiteres zu, daß er weder lesen noch schreiben könne; nichtsdestoweniger aber besaß er einen gesunden Verstand und ließ sich mehrmals in ein Wortgefecht mit dem Griechen ein.

Wir unterhielten uns, ich entsinne mich noch, über gewisse Einzelheiten der islamischen Gesellschaftslehre, die mich damals sehr beschäftigten. Mein griechischer Mitreisender schien nicht ganz einer Meinung mit mir zu sein, als ich von der sozialen Gerechtigkeit sprach, die im islamischen Gesetz zum Ausdruck käme.

»Dieses Gesetz, lieber Freund, ist gar nicht so gerecht, wie Sie zu glauben scheinen« – dann ging er aus dem Französischen, in welches wir unwillkürlich hineingeglitten waren, wieder ins Arabische über, um sich auch unserem ägyptischen Reisegefährten verständlich zu machen, und fuhr, an diesen gewandt, fort: »Ihr Muslims behauptet ja immer, euer Glaube sei so gerecht. Könntest du mir dann vielleicht auch erklären, warum der Islam euren Männern erlaubt, christliche oder jüdische Mädchen zu heiraten, euren Töchtern und Schwestern jedoch verbietet, einen Christen oder einen Juden zu heiraten? Nennst du das Gerechtigkeit, ha?«

»Gewiß tu ich es«, antwortete der behäbige *umda*, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, »und ich werde dir auch erklären, warum unsere Religion diese Anordnung trifft. Wir Muslims glauben zwar nicht, daß Je-

sus – Friede und Gottes Segen sei über ihm – ein Sohn Gottes war, so wie ihr es glaubt; wir betrachten ihn jedoch, genau so wie Moses und Abraham und alle anderen Propheten der Bibel, als einen wahren Propheten Gottes, den Menschen gesandt, damit er sie auf den rechten Pfad führe: also mit der gleichen Sendung, mit welcher der Letzte Prophet, Muhammad – möge Gott ihm Frieden und Segen gewähren –, uns gesandt ward. Wenn also ein jüdisches oder christliches Mädchen einen Muslim heiratet, so kann sie gewiß sein, daß in ihrer neuen Familie keine der Personen, die ihr heilig sind, jemals anders als mit der größten Ehrerbietung erwähnt wird; sollte aber ein muslimisches Mädchen einen Andersgläubigen heiraten, so müßte sie sich's mit anhören, wie er, den sie als einen Gottesgesandten ansieht, von ihren angeheirateten Verwandten beschimpft und verleumdet wird ... und vielleicht sogar von ihren eigenen Kindern: denn ist es nicht so, daß Kinder gewöhnlich im Glauben ihres Vaters aufwachsen? Glaubst du etwa, es wäre recht, sie solchem Leid und solcher Erniedrigung auszusetzen?«

Darauf konnte der Grieche nun keine Antwort geben und zuckte nur verlegen mit den Achseln; mir aber schien es, daß der einfache, unwissende umda gar treffend – nur mit Hilfe des gesunden Menschenverstands, durch den sich seine Rasse so auszeichnete – zum Kernpunkt einer wichtigen Frage vorgestoßen war. Und wieder einmal empfand ich, wie bei jenem alten *hadschi* in Jerusalem, daß mir ein neues Tor zum Verständnis des Islam aufgetan wurde.

Meinen neuen geldlichen Verhältnissen entsprechend, konnte ich nunmehr in Kairo weitaus üppiger leben, als es noch vor einigen Monaten denkbar gewesen wäre. Ich brauchte nicht mehr meine Pfennige zu zählen. Die Tage meines ersten Aufenthalts in dieser Stadt, da ich mich fast ausschließlich von Brot, Oliven und Milch ernährte, waren vergessen. In einer Hinsicht jedoch blieb ich meinen Erinnerungen treu: anstatt mich in einem der eleganteren Viertel Kairos niederzulassen, mietete ich mir wieder ein Zimmer im Hause meiner alten Freundin, der dicken Triestinerin, die mich mit offenen Armen und einem mütterlichen Kuß auf beide Wangen empfing.

Und da wohnte ich wieder einmal im alten Kairo im Schatten einer engen Gasse. Tagsüber war sie von den langgezogenen Rufen der Obst- und Gemüsehändler, von Kindergeschrei und vom Trompeten der Esel erfüllt. Nachts hörte man Rufe, Lachen, Klänge einer fernen Musik.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft, um Sonnenuntergang, ertönte

ein dumpfer Kanonenschuß von der Zitadelle, die, von der Moschee des Muhammad Ali und ihren zwei hohen Minaretten überragt, als Wahrzeichen Kairos auf einem Hügel über der Stadt steht. Im selben Augenblick leuchtete auf den höchsten Galerien der beiden Minarette je ein Kranz von Lampen auf; und die Minarette aller Moscheen in der Stadt nahmen dieses Leuchten auf und ahmten es nach: auf jedem Minarett ein gleicher Kranz von Lichtern. Durch die ganze Stadt ging eine sonderbare Bewegung. Rascher und gleichsam festlicher wurde der Schritt der Menschen, lauter das vieltönige Gewirr der Straßen. Es klang und vibrierte an allen Ecken von einer neuen Spannung, die deutlich wahrnehmbar die Menschen umfing.

Und all dies rührte daher, daß die neuauftauchende Sichel des Mondes einen neuen Monat anzeigte (denn der islamische Kalender rechnet nach Mondmonaten und -jahren) und daß dieser Monat Ramadan war, der feierlichste des islamischen Jahres. Er bezeichnet die Wiederkehr der Zeit, da – vor mehr als dreizehnhundert Jahren – der Überlieferung zufolge Muhammad die erste Offenbarung des Korans empfing. Strenges Fasten ist die Forderung dieses Monats. Von dem Augenblick an, wo die erste leichte Helle am Himmel das Nahen der Morgendämmerung verkündet, ist es allen gesunden Männern und Frauen verboten, Speise oder Trank zu sich zu nehmen oder zu rauchen, bis zum Sonnenuntergang: dreißig Tage lang. In diesen dreißig Tagen gingen die Menschen Kairos mit leuchtenden Augen umher. In den dreißig Nächten hörte man Böllerschüsse, Singen und Freuderufe, und alle Moscheen leuchteten bis zum Tagesanbruch.

Doppelt ist der Sinn dieses Fastenmonats, erklärte mir ein Freund. Man soll Speise und Trank entbehren, um die Leiden der Armen und Hungernden am eigenen Leib zu erproben: so wird dem einzelnen das soziale Verantwortungsbewußtsein als eine Forderung des Glaubens beigebracht. Der andere Zweck des Fastens ist Selbstdisziplin: Erziehung des Menschen zu verantwortungsvoller Wachheit und seelischer Bereitschaft – ein Aspekt der persönlichen Moral, den die islamische Lehre immer wieder betont (wie auch, unter anderm, im Verbot aller alkoholischen Getränke, die ja so leicht zu einer Flucht vor dem Bewußtsein und vor Verantwortung führen können). In diesen beiden Momenten – Brüderlichkeit und Selbstzucht – begann sich mir allmählich die Ethik des Islam zu offenbaren.

Meinem Bestreben, eine umfassendere Vorstellung von diesem Glauben und seinen Zielen zu erlangen, kamen die Erklärungen meiner kairensischen Freunde hilfreich entgegen. Der bedeutendste unter ihnen war

Scheich Mustafa al-Maraghi, einer der hervorragendsten islamischen Gelehrten jener Zeit und zweifellos die größte Leuchte unter den *ulama* der Universität Al-Azhar (in späteren Jahren wurde er zu ihrem Rektor). Er mochte damals wohl fünfundvierzig Jahre alt sein, aber sein stämmiger, muskulöser Körper besaß die Spannkraft und Beweglichkeit eines Zwanzigjährigen; und trotz seiner Gelehrsamkeit und seinem Ernst hatte er viel Humor. In seiner Jugend war er ein Schüler des berühmten ägyptischen Reformators Muhammad Abduh gewesen und hatte auch enge Beziehungen zu dem feurigen Denker Dschamal ad-Din al-Afghani unterhalten; deshalb war es nur natürlich, daß er in seinem Denken unabhängig und freizügig war. Er versäumte auch nie, mich darauf aufmerksam zu machen, daß die Muslims unserer Zeit gar weit von ihren Glaubensidealen abgewichen wären und daß es deshalb ganz falsch wäre, die islamische Lehre nach dem gegenwärtigen Zustand der islamischen Welt zu beurteilen –

»– genau so wie es falsch wäre«, sagte er, »aus dem lieblosen Verhalten der Christen untereinander irgendwelche Schlußfolgerungen in bezug auf Christi Aufruf zur Nächstenliebe zu ziehen ...«

Mit dieser Warnung führte mich Scheich Al-Maraghi in Al-Azhar ein.

Aus dem Getriebe der Musky-Straße, dem ältesten Geschäftszentrum Kairos, gelangten wir auf einen kleinen, abseits gelegenen Platz, dessen Südostseite von der breiten, geraden Front der Azhar-Moschee begrenzt war. Durch ein doppeltes, tagsüber immer offenes Tor und über einen schattigen Vorhof betraten wir ein großes, arkadenumgebenes Viereck, den eigentlichen Moscheehof. In buntem Durcheinander hockten hier auf Strohmatten die Studenten, größtenteils in lange, dunkle Kaftane und weiße Turbane gekleidet, und lasen halblaut, ein jeder für sich, aus ihren Büchern und Heften. Die Vorlesungen wurden in der großen, gedeckten Moscheehalle abgehalten, unter den Säulen, die in langen Reihen den ganzen Raum durchzogen. Die Lehrer saßen auf Strohmatten, die Schüler im Halbkreis vor ihnen. Halblaut nur war der Vortrag, und es bedurfte großer Aufmerksamkeit und Konzentration, um sich keines der Worte entgehen zu lassen. Man hätte glauben sollen, daß eine solche Hingabe zu geistiger Tiefe führen müsse; aber Scheich Al-Maraghi zerstörte bald meine Illusion:

»Siehst du diese ›Gelehrten‹ dort drüben? Sie sind wie jene heiligen Kühe in Indien, die, wie man mir sagte, alles beschriebene und bedruckte Papier auffressen, das sie auf der Straße finden ... Ja, so ist's: die hier verschlingen

die Seiten von Büchern, die vor Jahrhunderten geschrieben worden sind, ohne sie zu verdauen. Sie können nicht mehr selbständig denken; sie lesen nur und wiederholen, lesen und wiederholen – und die Studenten, die ihnen zuhören, lernen nur lesen und wiederholen, ein Geschlecht nach dem andern.«

»Aber, Scheich Mustafa«, warf ich ein, »Al-Azhar ist doch die zentrale Stätte islamischen Wissens, die älteste Universität der Welt! Man begegnet doch ihrem Namen auf fast jeder Seite der islamischen Kulturgeschichte! Wir lesen ja immer wieder von all den großen Denkern, Theologen, Historikern, Mathematikern, die diese Universität in einem Jahrtausend hervorgebracht hat; was ist denn mit diesen geschehen?«

»Al-Azhar hat schon vor Jahrhunderten aufgehört, solche Menschen hervorzubringen«, antwortete er wehmütig. »Nun ja, vielleicht nicht ganz; ab und zu gelingt es einem unabhängigen Geist immer noch, hier zur Entfaltung zu kommen. Im allgemeinen jedoch ist auch Al-Azhar der geistigen Unfruchtbarkeit anheimgefallen, an der die ganze islamische Welt leidet, und seine alten Triebkräfte sind so gut wie erloschen. Die alten islamischen Denker, von denen du soeben sprachst, haben sich's wohl nie träumen lassen, daß ihre Gedanken nach Jahrhunderten und Jahrhunderten statt weitergeführt, immer nur wiedergekaut und gleich einem Teig dünngewalzt und nochmals wiedergekaut werden ... Eine Besserung wird hier erst dann eintreten, wenn man wieder zum Denken anregt, anstatt sich mit einer Nachahmung des Denkens zu begnügen ...«

Scheich Al-Maraghis scharfe Kritik der Azhar-Universität offenbarte mir eine der tiefsten Ursachen des kulturellen Niedergangs, der einem in der islamischen Welt immer vor Augen stand. Spiegelte sich denn nicht die scholastische Erstarrung dieser alten Universität in der gesellschaftlichen Erstarrung der islamischen Gegenwart wider? Fand dieser geistige Stillstand nicht sein Gegenstück in der passiven Gleichgültigkeit, mit welcher so viele Muslims ihre beispiellose Armut über sich ergehen ließen? – in dem stummen Gleichmut, mit welchem sie alle sozialen Ungerechtigkeiten ertrugen?

War es denn auch weiter verwunderlich, fragte ich mich, daß unter dem Eindruck dieses Verfalls das Abendland zu so falschen Vorstellungen über den Islam gelangt war? Diese falschen Vorstellungen ließen sich etwa so zusammenfassen: Der Niedergang der Muslims sei eine unmittelbare Folge ihres Glaubens; der Islam sei nichts als eine ruchlose Mischung aus



Wüstenfanatismus, grober Sinnlichkeit, Aberglauben und dumpfem Fatalismus; er verhindere deshalb seine Anhänger, am Fortschritt der Menschheit teilzunehmen; anstatt den Geist des Menschen von Dunkelheit zu befreien, mache der Islam ihn kulturfeindlich; und je eher die Muslims von ihrer Hörigkeit an den Islam befreit und dazu bekehrt werden, die abendländische Lebensart anzunehmen, um so besser für sie und die übrige Welt ...

Meine eigenen Beobachtungen hatten mir inzwischen die Überzeugung gegeben, daß dieses abendländische Bild des Islam gänzlich verzerrt und von der Wahrheit himmelweit entfernt war. Was mir aus den Seiten des Korans entgegenschauerte war keineswegs eine ›grob-sinnliche‹ Weltanschauung, sondern ihr gerader Gegensatz: ein intensives Bewußtsein Gottes, das in einer vernunftmäßigen Bejahung aller gottgeschaffenen Natur seinen Ausdruck fand, ein harmonischer Zusammenklang von Verstand und Sinnentrieb, geistigem Verlangen und gesellschaftlichem Bedürfnis; und es leuchtete mir ohne weiteres ein, daß der Niedergang der Muslims nicht etwa dem Islam zuzuschreiben war, sondern vielmehr ihrer Unfähigkeit, den Islam in ihrem eigenen Leben in die Tat umzusetzen.

Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß gerade der Islam die Muslims zu ihren einstigen kulturellen Großtaten befähigt hatte, indem er alle ihre Kräfte zu bewußtem Denken lenkte: denn er lehrte sie, daß man nur durchs Denken und Beobachten die Wesensart der Schöpfung Gottes und deshalb auch Seinen Willen begreifen könnte. Der Islam legte dem Menschen nicht die Verpflichtung auf, um angeblicher Erlösung willen an schwer begreifliche oder gar unbegreifliche Dogmen zu glauben; in der Tat, die Botschaft des Propheten enthielt überhaupt kein Dogma, und so hatte der Wissensdurst der frühen Muslims es auch nicht nötig gehabt, sich erst – wie anderswo in der Welt – in bitterem Kampfe gegen den herkömmlichen Glauben durchzusetzen: im Gegenteil, er verdankte sein Dasein ausschließlich dem Glauben. Der arabische Prophet lehrte: *Streben nach Wissen ist die heilige Pflicht eines jeden Muslims, Mann und Frau* – und so begriffen seine Anhänger, daß man Gott in vollem Maße nur dann dienen könnte, wenn man Wissen besaß. Sooft sie über den Ausspruch des Propheten nachdachten – *Wenn Gott eine Krankheit erschafft, erschafft er auch ein Heilmittel dafür* –, wurden sie gewahr, daß der Mensch nach unbekanntem Heilmitteln suchen mußte, damit Gottes Wille auf Erden geschähe: und so wurde der medizinischen Forschung Heiligkeit zuteil. Sie lasen den Ko-

ranvers, *Wir erschaffen alles Lebendige aus Wasser*, und in ihrem Bestreben, den Sinn dieser Worte zu erfassen, begannen sie den Ursprung der Lebewesen zu untersuchen und nach ihren Entwicklungsgesetzen zu forschen, – und so wurde die Biologie geboren. Der Koran wies auf die Sterne und das Ebenmaß ihrer Bewegungen als Zeugen der göttlichen Allmacht hin: und daraufhin nahmen die Muslims Astronomie und Mathematik mit all der Inbrunst auf, die in anderen Religionen nur dem Gebet vorbehalten bleibt. Das kopernikanische System wurde allerdings in Europa zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts entwickelt (und auch sofort aufs heftigste von der Kirche beanstandet, die darin einen Widerspruch zum Wortlaut der Bibel witterte): aber die Grundlagen dieses Systems waren schon sechs Jahrhunderte zuvor in islamischen Ländern ausgearbeitet worden – denn schon im neunten und zehnten Jahrhundert waren muslimische Astronomen zum Schluß gelangt, die Erde sei kugelförmig und drehe sich um ihre eigene Achse, und hatten auch ihre Längen- und Breitengrade richtig berechnet; und gar mancher von ihnen vertrat schon damals die Ansicht – ohne hierbei je der Ketzerei bezichtigt zu werden –, daß die Erde um die Sonne kreise. Und mit gleichem Eifer stürzten sie sich auch auf Chemie und Physik und Physiologie und auf alle die anderen Wissenschaften, und errichteten solcherart dem islamischen Geiste ein bleibendes Denkmal in der Kulturgeschichte der Menschheit. Hierin folgten sie nur den Ermahnungen ihres Propheten, der da gesagt hatte: *Wenn ein Mensch sich auf den Weg macht, um nach Wissen zu suchen, wird Gott ihm den Weg zum Paradiese zeigen; und: Der Gelehrte wandelt auf den Wegen Gottes; und: Der Vorzug des Gelehrten über den, der nur fromm ist, gleicht dem Vorzug des vollen Mondeslichts über das Licht aller anderen Sterne; und: Die Tinte des Gelehrten ist heiliger als das Blut der Märtyrer ...*

In der ganzen schöpferischen Epoche der islamischen Geschichte – das heißt, während der ersten fünf Jahrhunderte nach der Zeit des Propheten – gab es für Wissenschaft und Gelehrsamkeit keine kühneren Vorkämpfer als die Muslims und keinen festeren Hort als die Länder, in denen der Islam herrschte.

Nicht nur das Wissen, sondern auch das ganze gesellschaftliche Leben wurde durch die koranische Lehre beeinflusst. Zu einer Zeit, da man im christlichen Europa Epidemien als Gottesgeißeln ansah, denen der Mensch sich widerspruchslos unterwerfen mußte, – zu eben jener Zeit, und Jahrhunderte davor, befolgten die Muslims die Anordnung des Propheten, daß

man Seuchen bekämpfen solle, indem man die verseuchten Städte und Gebiete von der Außenwelt isolierte. Und zu einer Zeit, da sogar die Könige, Fürsten und Edelleute der Christenheit das Baden als einen fast unanständigen Luxus betrachteten, besaß auch der Ärmste unter den Muslims zumindest ein Badezimmer in seinem Hause, ganz abgesehen von den zahllosen öffentlichen Bädern, die es in jeder Stadt gab (Cordoba, zum Beispiel, hatte ihrer dreihundert im neunten Jahrhundert): und all dies in Befolgung der Lehre des Propheten, *Reinlichkeit gehört zum Glauben*. Der Muslim geriet auch nicht in Konflikt mit religiösen Anforderungen, wenn er sich der schönen Dinge des diesseitigen, stofflichen Lebens erfreute, denn der Prophet hatte einst gesagt; *Gott liebt es, Zeichen Seiner Gnade an seinen Anbetern zu sehen*.

Kurz, der Islam gab den Antrieb zu kulturellen Errungenschaften, die mit zu dem Stolzesten gehören, das der Menschheit je beschieden war: und er gab diesen Antrieb, indem er ›Ja‹ zur Vernunft und ›Nein‹ zur Unvernunft sagte, ›Ja‹ zur Tat und ›Nein‹ zur Trägheit, ›Ja‹ zum Leben und ›Nein‹ zu aller Askese. Es war auch weiter kein Wunder, daß dem Islam, sobald er die engen Grenzen Arabiens sprengte und sich über die christlichen Mittelmeerländer ergoß, neue Anhänger in Scharen von allen Seiten zuströmten. Die Bevölkerung Syriens und Nordafrikas und (etwas später) auch des westgotischen Spaniens, die sämtlich im Geiste der paulinischen und augustinischen Weltverachtung aufgewachsen waren, sahen plötzlich eine Glaubenslehre vor sich, die das Dogma der Erbsünde verneinte und die eingeborene Würde des Erdenlebens betonte: und so gaben sie sich freudig der Botschaft hin, die ihnen zu verstehen gab, der Mensch sei Gottes Statthalter auf Erden ... Dies war es, und nicht eine angebliche ›Bekehrung mit Feuer und Schwert‹, die dem Islam seinen erstaunlichen Siegeszug in der Morgenstunde seiner Geschichte ermöglichte.

Nicht die Muslims hatten den Islam groß gemacht: der Islam hatte die Muslims groß gemacht. Sobald jedoch der Glaube ihnen zur Gewohnheit wurde und aufhörte, ein Lebensziel zu sein, versiegte allmählich die schöpferische Triebkraft ihrer Kultur, und Trägheit fiel über sie her; und mit der Trägheit kam Unfruchtbarkeit, Geistesstarre und Niedergang.

Die neue Einsicht, die ich gewonnen hatte, verbunden mit meinem Fortschritt in der arabischen Sprache (denn ich nahm täglich Stunden bei einem Azhar-Studenten), gaben mir das Gefühl, daß ich nunmehr so etwas

wie einen Schlüssel zum Geiste der Muslims besaß. Es stand mir nicht mehr so einwandfrei fest, daß ein Europäer hier niemals ›wissend, mitlebend das Gesamtbild erfassen‹ könnte, wie ich es noch vor einigen wenigen Monaten in meinem Buch behauptet hatte: denn jetzt schien mir diese islamische Welt abendländischen Gedankengängen nicht so ganz entrückt zu sein. Wenn man nur imstande wäre, einen gewissen Abstand von den eigenen Denkgewohnheiten zu gewinnen und sich selber zuzugeben, daß sie möglicherweise nicht die einzig gültigen wären, dann könnte die einst so fremdartige Welt des Islam vielleicht doch in ihrer Gänze faßbar werden ...

Trotzdem aber war ich noch nicht ganz befriedigt, denn wenngleich vieles im Islam sowohl meinen Verstand als auch meine Instinkte ansprach, konnte ich mich – wie so mancher meiner Zeitgenossen – nicht so leicht damit abfinden, daß ein vernünftiger Mensch sein Denken und all seine Werturteile einer Weltanschauung anpassen sollte, die nicht in seinem eigenen Kopf entstanden war.

»Sag mir, Scheich Mustafa«, fragte ich meinen gelehrten Freund Al-Maraghi, »ist es denn wirklich zweckdienlich, sich auf eine bestimmte Lehre und einen bestimmten Satz von Geboten zu beschränken? Wäre es nicht vielleicht besser, sich in allen Gewissensfragen auf die eigene innere Stimme zu verlassen? Ich denke hierbei an den wundervollen Ausspruch des großen abendländischen Philosophen Kant: ›Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir‹ ...«

»Worum es dir in Wirklichkeit geht, mein junger Bruder, ist die Berechtigung der Offenbarungsreligion als solcher. Meine Antwort ist ganz einfach. Nur die allerwenigsten Menschen – und das sind eben die Propheten – sind wirklich imstande, ihre innere Stimme zu vernehmen und zu verstehen. Die meisten von uns sind in ihren eigenen Interessen und Wünschen befangen: und wenn jeder einzelne nur den Geboten seines Herzens folgen würde, könnten wir uns kaum je darüber einigen, wie der Mensch sich zu benehmen hat, und das Ergebnis wäre ein moralisches und gesellschaftliches Chaos. Man könnte natürlich einwenden, daß es doch Ausnahmen gibt – nämlich wahrhaft aufgeklärte Menschen, die es vielleicht nicht nötig haben, sich jedesmal erst von einem Propheten sagen zu lassen, was recht oder unrecht ist; würden jedoch nicht viele, allzu viele unter uns dieses Ausnahmerecht für sich in Anspruch nehmen wollen? Und was würde dann die Folge sein?«

Etwa sechs Wochen nach meiner Ankunft in Kairo erlitt ich einen neuen Anfall der Malaria, die mich schon im Vorjahr in Palästina heimgesucht hatte. Es fing an mit Kopfschmerzen und Schwindel und Schmerzen in allen Gliedern; und als der Tag zu Ende ging, lag ich auf meinem Rücken und konnte kaum die Hand heben. Signora Vitelli, meine Wirtin, war so eifrig um mich beschäftigt, daß es schien, als ob sie sich meiner Hilflosigkeit erfreute; aber ihre Anteilnahme war echt und herzlich. Sie gab mir heiße Milch zu trinken und legte kalte Umschläge auf meinen Kopf; als ich ihr jedoch vorschlug, einen Arzt zu holen, fuhr sie zornig auf:

»Einen Arzt – bah! Was wissen diese Metzger von Malaria? Ich weiß tausendmal mehr davon als irgendeiner von ihnen! Mein seliger zweiter Mann ist ja daran gestorben. Wir lebten damals in Durazzo, und er, der arme Kerl, wurde nur allzu oft vom Fieber gerüttelt – das Ihre ist gar nichts dagegen –: aber er hatte immer Vertrauen zu mir, Gott hab ihn selig...«

Ich war zu schwach, um Einwände zu machen, und ließ mich widerstandslos mit einem mächtigen Gebräu aus heißem griechischem Wein und Chinin auffüllen – nicht etwa gezuckerten Chinintabletten, sondern dem echten, unverbrämten Pulver, das mich mit seiner Bitterkeit fast mehr noch erschütterte als das Fieber. Aber so sonderbar es auch klingen mag, ich hatte, allen Hinweisen auf ihren ›seligen zweiten Mann‹ zum Trotz, volles Vertrauen zu Mama Vitelli.

In jener Nacht, da mein Körper vor Fieber lohte, hörte ich eine zarte und intensive Musik von der Gasse: die Klänge eines wandernden Leierkastens. Es war aber kein gewöhnlicher Leierkasten mit schnarrenden Blasebälgen und zerbrochenen Pfeifen, auch keiner wie die großen italienischen – auf vier Rädern und mit sonorem Orgelklang –, sondern eher von der Art jener alten, spröden, klingelnden Glasklaviere, die, weil zu zart und zu wenig nuanciert, in Europa längst verschollen sind. Ich hatte solche Leierkästen schon früher in Kairo gesehen: ein Mann trug den Kasten auf dem Rücken, ein Knabe ging hinterher und drehte die Kurbel, und die Töne fielen einzeln, knapp und kurz, wie einschlagende Pfeile, wie ein gläsernes Gitterwerk, in Zwischenräumen. Und da jeder von ihnen so unvermischt und gleichsam isoliert war, ließen sie den Horchenden nicht in die Melodie hinein, sondern schleppten ihn, ruckweise, durch sanfte, gespannte Augenblicke. Sie waren wie ein Geheimnis, das du zu lösen suchtest und dennoch nicht lösen konntest; und sie setzten sich in deinem Kopf quälend fort, wiederholten sich unaufhörlich die ganze Nacht hindurch, un-

aufhörlich, ein wirbelndes Kreisen, dem man nicht entgehen konnte, wie der wirbelnde Tanz der Derwische in Skutari ... Derwische in Skutari ... wann hattest du sie denn gesehen – war es Monate, war es Jahre her? –: ach ja, du sahst sie, nachdem du den dichtesten Zypressenwald der Welt hinter dir gelassen hattest ...

Es war ein gar merkwürdiger Zypressenwald, jener türkische Friedhof in Skutari am Bosphorus: Allein und Wege zwischen zahllosen Zypressen, Gräbern, Grabplatten, aufrechten und zerfallenen Marmortafeln mit kaum noch lesbaren arabischen Inschriften und kleinen steinernen Mulden, in welche die Hinterbliebenen der Toten einst Futter für die Vögel streuten. In diesem Stück Erde wurde niemand mehr begraben; sie war voll von Toten, die schon seit urlanger Zeit tot waren. Aus ihren Säften waren mächtige Baumstämme emporgesprossen, zwanzig, dreißig Meter hoch, durch die wechselnden Jahreszeiten hindurch, in die Stille hinein, die in diesem Wald so groß war, daß kein Raum mehr blieb für Friedhofstrauer. Das Wort von den Toten, welche schlafen, kam der Empfindung nirgends näher als dort. Es waren die Toten einer Welt, die den Lebenden viel Zeit und Besinnung ließ; die Toten eines Menschentums ohne Hast.

Nach einer kurzen Wanderung durch den Friedhof und dann durch die engen, hügeligen Gäßchen von Skutari geriet ich an eine kleine Moschee, die sich als solche nur durch das schöne arabische Steinornament über der Tür verriet. Da die Tür nur angelehnt war, trat ich ein – und stand in einem halbdunklen Raum, in dessen Mitte einige Gestalten im Kreise um einen uralten Mann auf dem Teppich saßen. Sie waren alle in dunkle Mäntel gehüllt und trugen auf dem Kopf sehr hohe, braune Filzmützen. Der alte Mann rezitierte mit monotoner, singender Stimme einen Passus aus dem Koran. An der Wand hockten ein paar Musikanten: Paukenschläger, Flötenbläser und *kamandscha*-Spieler mit langhälsigen, violinartigen Instrumenten.

Dies waren wohl die ›tanzenden Derwische‹, von denen ich schon soviel gehört hatte: ein mystischer Orden, dessen Adepten durch eine bestimmte Art rhythmisch wiederholter und intensivierter Bewegungen in eine ekstatische Trance hineingeführt werden sollten, die angeblich ein unmittelbares und persönliches Erleben Gottes ermöglichte.

Als die Koran-Rezitation zu Ende war, trat eine tiefe Stille ein. Ein dünner, hoher Flötenton durchbrach sie; die Musik setzte ein, leise, eintönig, beinah klagend. Die Derwische erhoben sich mit einem Ruck, warfen ihre

Mäntel ab und standen in weißen, langen, fließenden Gewändern, die um die Hüften von einer Gürtelschärpe zusammengehalten waren. Sie bildeten einen Kreis; ein jeder machte eine halbe Umdrehung, so daß je zwei und zwei einander gegenüberstanden; dann eine tiefe gegenseitige Verbeugung, mit auf der Brust gekreuzten Armen (und ich mußte an das alte Menuett denken und an die Kavaliere in gestickten Röcken, die sich vor ihren Damen verbeugten). Wiederum aufgerichtet, streckten die Derwische die Arme seitwärts waagrecht aus, die rechte Handfläche nach oben, die linke nach unten gedreht. Singend, sehr leise, kam aus ihrem Mund das Wort *hua* – ›Er‹ (das heißt, Gott) –, und mit diesem hauchend wiederholten Laut auf den Lippen begann jeder Mann sich langsam um seine eigene Achse zu drehen und sich im Takte der Musik zu wiegen, die dumpf und wie aus weiter Ferne herübertönte. Sie warfen die Köpfe zurück, schlossen die Augen, eine glättende Starre legte sich über ihre Züge. Schneller und schneller wurde die drehende Bewegung; die Gewänder hoben sich und bildeten weiße Kreise um eine jede der Gestalten, so daß sie weißen, wirbelnden Strudeln im Meere glichen; tief war Hingabe in die Gesichter gezeichnet ... Aus dem Kreisen wurde allmählich ein schwindelerregendes Rotieren, ein Rausch wuchs sichtbar in diesen Menschen auf. In ewiger Wiederholung murmelten die halboffenen Lippen das Wörtchen *hua* ... *hua* ... *huu-ua* ...; die Körper wirbelten in endloser Kreisbewegung, ohne Stillstand, entrückt, und die Musik schien sie in ihre gedämpften Akkorde hereinzuziehen, eintönige, eintönig ansteigende, kreisende Akkorde – und dir war, als zöge sie auch dich in einem ansteigenden Strudel empor, eine steile, schwindlige Wendeltreppe hoch, höher, höher, immer höher, immer die gleichen Stufen und die gleichen Schritte, aber immer höher, in aufwärtssteigenden Spiralen, so daß es dir schwindlig wurde und alles um dich kreiste – höher, höher, einem unergründlichen, unfaßbaren Ende zu ...

... bis Mama Vitellis große, freundliche Hand deine Stirn berührte und das Wirbeln zum Stillstand brachte und den schwindelerregenden Zauber brach: und Skutari zerfloß und verschwand, und du warst wieder in der Kühle eines steingepflasterten Zimmers in Kairo ...

Signora Vitelli hatte recht gehabt. Dank ihrer Pflege überwand ich meinen Malariaanfall ebenso schnell, wie wenn ich mich in ärztliche Behandlung begeben hätte. Am zweiten Tag war ich fast fieberfrei, und am dritten tauschte ich mein Bett gegen einen bequemen Sessel ein. Immerhin, ich war zu erschöpft, um ans Ausgehen zu denken, und die Stunden vergingen

nur langsam. Einmal oder zweimal besuchte mich mein Azhar-Student und brachte mir Bücher.

Meine fiebergeborene Erinnerung an die tanzenden Derwische von Skutari beunruhigte mich irgendwie. Sie erlangte eine merkwürdige Bedeutsamkeit, die in dem ursprünglichen Erlebnis nicht vorhanden gewesen war. Es kam mir vor, als ob das esoterische Ritual jenes religiösen Ordens – eines der vielen, die mir in verschiedenen islamischen Ländern begegnet waren – nicht so recht mit meinen bisherigen Vorstellungen vom Islam übereinstimmte. Der kultische Mystizismus der tanzenden Derwische stach scharf von der glasklaren, tageshellen Lehre des Korans ab; es war schwer, beide als der gleichen Weltanschauung zugehörig zu betrachten. Ich ersuchte deshalb meinen Azhar-Freund, mir aus der Königlichen Bibliothek einige Bücher über den Sufismus – wie die islamische Mystik gemeinhin genannt wird – zu bringen; und diese Bücher bestätigten meinen Verdacht, daß es sich hier um ein Eindringen nicht-islamischer Elemente in den Kreis der islamischen Lehre handelte. Die Anschauungen der Sufis verrieten deutlich gnostische, indische und zuweilen sogar christliche Einflüsse; ihre asketischen Auffassungen und Übungen hatten kaum etwas mit der ursprünglichen Botschaft Muhammads gemein, in welcher die *Vernunft* als der einzig wahre Weg zum Glauben hingestellt war. Wenngleich der Islam die Möglichkeit des mystischen Erlebnisses an sich und der daraus gewonnenen Erkenntnisse durchaus nicht in Abrede stellte, sprach er im wesentlichen die Vernunft und nicht etwa das Gefühl an. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß die Lehre des arabischen Propheten neben der vernunftmäßigen gleichzeitig auch eine stark gefühlsmäßige Bindung bei ihren Anhängern hervorbrachte; wichtig jedoch war, daß diese Lehre dem Gefühl als solchem keine selbständige Rolle in religiösen Wahrnehmungen und Vorstellungen einräumte – und dies aus der Erkenntnis heraus, daß selbst unser tiefstes Fühlen weitaus eher als unsere Vernunft – trotz all ihrer Fehlbarkeit – von subjektiven Wünschen und Ängsten beeinflusst wird.

»In solchen Brocken und Bruchstücken, o Mansur, offenbarte sich mir der Islam: ein flüchtiger Einblick hier und ein anderer dort, ein Gespräch, ein Buch, eine Beobachtung, – langsam, stufenweise, beinah ohne daß ich's selbst gewahr wurde ...«



Als wir uns zur Nacht lagern, bäckt Zayd Brot. Er verrührt grobes Weizenmehl mit Salz und Wasser zu einem Teig, macht daraus einen Fladen, etwa einen Fuß im Durchmesser und einen Zoll dick; dann säubert er im Sande einen runden Flecken, schichtet dürres Strauchwerk und Reisig zu einem Scheiterhaufen und zündet ihn an; und wenn das Feuer, jäh aufgeflammt, zu Ende gebrannt ist, legt er den Brotfladen auf die Glutreste, deckt ihn mit glühender Asche zu und entzündet einen neuen Scheiterhaufen darüber. Nach einer Weile gräbt er das Brot aus, dreht es um, deckt es wieder zu und brennt nochmals ein Feuer darüber ab. Noch eine halbe Stunde, dann nimmt er den heißen Fladen heraus, klopft mit einem Stock die Reste von Sand und Asche ab, und das Brot ist fertig. Wir essen es mit zerlassener Butter und Datteln. Nirgendwo auf der Welt gibt es köstlicheres Brot.

Mansurs Hunger ist ebenso gestillt wie Zayds und der meine; nicht aber seine Neugier. Da wir ums Feuer herumliegen, stellt er mir Frage um Frage – was ich denn weiterhin vom Islam erfuhr; wodurch ich zur endgültigen Überzeugung kam; was mir den letzten Anstoß gab, Muslim zu werden –; und da ich all seine Fragen zu beantworten suche, kommt es mir fast mit Erstaunen zu Bewußtsein, wie schwer es eigentlich ist, meinen langen Weg zum Islam in Worte zu fassen –

»– denn, o Mansur, der Islam kam über mich beinah unmerklich, so wie ein Dieb sich nachts in ein Haus stiehlt, ohne Lärm und ohne viel Aufsehen: nur daß er, ungleich einem Dieb, hereinkam, um auf immer dazubleiben. Es dauerte jedoch Jahre, bis ich entdeckte, daß ich Muslim werden sollte ...«

Wenn ich an jene Tage meiner zweiten Reise nach dem Orient zurückdenke – die Tage, da der Islam meinen Geist allen Ernstes zu beschäftigen begann –, da scheint es mir, als wäre es mir schon damals bewußt gewesen, daß ich mich auf einer Entdeckungsreise befand. Jeden Tag brachen neue Eindrücke über mich herein; jeden Tag tauchten neue Fragen in mir auf, und neue Antworten flogen von außen auf mich zu. Sie erweckten irgendwo in den verborgenen Hintergründen meines Denkens einen Widerhall; und je mehr meine Kenntnis des Islam zunahm, desto deutlicher fühlte ich, daß eine Wahrheit, die mir seit jeher bekannt gewesen war, ohne daß ich darum gewußt hätte, nunmehr vor meinen Augen Gestalt gewann und gleichsam bestätigt wurde.

Im Frühsommer 1924 verließ ich Kairo und machte mich auf eine lange, fast zweijährige Wanderung. Ich reiste gemächlich und hielt mich unterwegs oft lange auf. Wiederum besuchte ich Transjordanien und verlebte einige Tage mit Emir Abdallah; noch einmal umfing mich die lebendige Männlichkeit jenes Beduinenlandes, das noch nicht gezwungen war, sein Wesen abendländlichen Einflüssen anzupassen. Da die Frankfurter Zeitung inzwischen ein französisches Visum für mich besorgt hatte, konnte ich auch Syrien ohne alle Schwierigkeiten einen zweiten Besuch abstaten. Damaskus kam und ging. Ein paar Tage verbrachte ich im levantinisch geschäftigen Beirut und vergaß es gleich wieder in der Verschlafenheit des syrischen Tripolis. Etwas seltsam Abseitiges hatte die kleine Stadt an sich, obwohl sie am Meer gelegen war; etwas vom stillen Glück der Phäaken. In dem offenen Hafen schaukelten kleine, altmodische Barken und Segelschiffe, ihre lateinischen Masten knarrten leise, mittelmeerblau umplätscherten sie die Wellen. Auf niedrigen Stühlen vor einem Kaffeehaus am Hafenkai saßen die behäbigen Bürger von Tripolis und taten sich an einem Täßchen Kaffee und der langschläuchigen Wasserpfeife gütlich. Überall war tiefer Friede, und alles Drängende, Problematische des Lebens schien hier zu fehlen. Man hörte nichts von Politik, und die wirtschaftliche Krise schien niemanden besonders in Wallung zu bringen. Selbst die herumlungernenden Bettler am Kai schienen nur zum Vergnügen in zerrissenen Kleidern herumzugehen; sie räkelten sich träge in der Sonne auf den warmen Pflastersteinen, streckten dem Vorübergehenden mit lächelnder Nonchalance die Hand entgegen, als ob sie sich dächten: »Ach, wie gut ist es, Bettler in Tripolis zu sein!«

Ich kam nach Aleppo. Die Gassen und Bauten erinnerten mich an Jerusalem: steinerne Häuser, uralt und gleichsam naturhaft gewachsen, dunkle Bogengänge, Treppengassen, stille hofartige Plätze, Erker mit geschnitzten Holzverschalungen. Aber dem innern Wesen nach gab es nichts Verschiedeneres als diese beiden Städte. Jerusalems herrschende Note war das sonderbare Nebeneinander und Gegeneinander religiöser und nationaler Strömungen, eine leidvolle, komplizierte Verkrampfung; neben einer Welt der Versenkung und tiefen religiösen Hingabe lag dort, wie eine unsichtbare Wolke, ein beinahe mystischer Haß über Menschen und Dingen: Haß gegen Haß. Aleppo aber war einheitlich, obwohl es eine Mischung darstellte aus Arabisch und Levantinisch, mit einer Andeutung der nahen Türkei. Die Menschen dieser Stadt – gleichgültig ob Araber oder Armenier

oder Türken oder völlig undefinierbare Levantinertypen – gingen heiter und auf leichten Sohlen durchs Leben. Die steinernen Häuserfronten mit ihren Erkern und Holzvergitterten Fenstern waren ernst und einer seligen Reife voll, lebendig auch in ihrer Stille. Der betriebsame Fleiß der Handwerker in den Basaren; die Höfe der vielen alten Karawansereien, mit Warenballen angefüllt, rundbogige Säulengänge und Arkaden, in denen die Großhändler ihre dämmerigen Kontore hatten; Rufe von Maultiertreibern und Lastträgern; Genügsamkeit neben heiterer Begehrlichkeit, und beide frei von allem Neid; eine Ruhe und Hastlosigkeit, die sich dem Besucher mitteilte und ihn umfing wie ein gewohnter Zustand, auch wenn er noch einen Augenblick zuvor aus der eigenen getriebenen Unruhe keinen Ausweg finden mochte: all dies vereinigte sich zu einem starken, gewinnenden Einklang.

Von Aleppo fuhr ich im Auto nach Dayr az-Zor, einem kleinen Städtchen im nördlichsten Syrien, von wo aus ich auf dem alten Karawanenweg, am Euphrat entlang, nach Bagdad weiterreisen wollte; und dort begegnete ich zum ersten Mal Zayd.

Im Unterschied zur direkten Route von Damaskus nach Bagdad, auf welcher schon seit einigen Jahren Autos verkehrten, war der Weg am Euphrat entlang damals nur wenig bekannt; in der Tat, nur ein einziges Auto war vor uns auf diesem Weg gefahren, und das war schon mehrere Monate her. Mein armenischer Chauffeur war selber noch nie über Dayr az-Zor hinausgekommen, hoffte aber, daß er den Weg schon irgendwie finden würde. Nichtsdestoweniger hielt er es für ratsam, doch noch weitere Erkundungen einzuziehen; und so gingen wir beide in den Basar.

Breit und gerade lief die Basarstraße durch das ganze Städtchen, das ein Mittelding zwischen einer syrischen Randstadt und einer Wüstenmetropole der Beduinen war; in sonderbarer Verträglichkeit fanden sich dort beide Welten zusammen. Während in einem Kramladen neumodische, schlecht lithographierte Postkarten verkauft wurden, unterhielten sich nebenan ein paar Beduinen über die Regenfälle in der Wüste und über die jüngsten Kämpfe zwischen dem syrischen Stamm der Bischr-Anaza und den Schammar des Irak; einer von ihnen erwähnte den verwegenen Kriegszug, den der nedschdische Beduinenhäuptling Faysal ad-Dauisch vor einigen Monaten gegen den Irak geführt hatte; und mehrere Male fiel der Name des Großen Mannes aller Beduinen, Ibn Saud. Romantische Vorderlader mit langem Lauf und silberbeschlagenem Kolben – Flinten,

welche niemand mehr kaufte, weil die modernen Repetiergewehre ja doch weitaus besser waren und weiter trugen – träumten ein verstaubtes Schattendasein zwischen abgelegten Uniformröcken aus drei Kontinenten, nedschdischen Kamelsätteln, amerikanischen Autoreifen, Windlaternen aus Leipzig und braunen Beduinenmänteln aus Al-Dschau. Doch wirkten die neuen, abendländischen Dinge nicht etwa als Eindringlinge neben den alten; ihre Zweckhaftigkeit hatte ihnen das Heimatrecht verliehen. Mit ihrem wachen Wirklichkeitssinn nahmen die Beduinen all dies Neue und gestern noch nicht Dagewesene nicht nur an, sondern auf, ohne von dem eigenen Wesen etwas preiszugeben oder an ihm Verrat zu üben. Diese seelische Seßhaftigkeit, dachte ich mir, mochte ihnen wohl die Kraft geben, dem Herannahen einer verwandelten Zeit standzuhalten und daran nicht zugrunde zu gehen, – denn nun war diese Zeit endgültig selbst an diese Zurückgezogensten, Verborgenen herangetreten: aber sie war ihnen kein feindliches Pochen, sie wurde mit unschuldiger Neugier empfangen und gleichsam von allen Seiten befühlt. (Wie wenig wußte ich damals noch, was abendländische ›Neuheit‹ den Beduinen anzutun vermag ...)

Während der Chauffeur sich mit einer Gruppe von Leuten im Basar unterhielt, zupfte mich jemand am Ärmel. Ich drehte mich um. Vor mir stand ein etwa dreißigjähriger Mann von auffallend strenger Schönheit.

»Mit Verlaub, *o effendi*«, sprach er mit einer langsamen, leicht belegten Stimme. »Ich höre, du willst im Auto nach Bagdad fahren und bist dir des Weges nicht sicher. Laß mich mit dir reisen; ich könnte dir behilflich sein.«

Ich fragte ihn, wer er sei.

»Ich heiße Zayd ibn Ghanim«, antwortete er, »und ich diene bei den *agayl* im Irak.«

Erst jetzt bemerkte ich die Khaki-Farbe seines Kaftans und den siebenzackigen Stern, Wappen der irakischen Wüstengendarmerie, auf seinem schwarzen *igal*. Diese Art Truppe, von den Arabern *agayl* genannt, hatte es schon in türkischen Zeiten gegeben; sie rekrutierte sich aus Freiwilligen, – fast ausschließlich Arabern aus dem nördlichen und mittleren Nedschd – Männern, denen die Steppe Heimat war und das Reitkamel ein Freund. Ihr abenteuerliches Blut trieb sie aus ihrer strengen Heimat in eine Welt hinaus, in der es mehr Geld gab, mehr Bewegung, mehr Wechsel zwischen Heute und Morgen.

Zayd erzählte mir, er sei nach Dayr az-Zor in Begleitung eines seiner Of-

fiziere gekommen, und zwar in einer amtlichen Angelegenheit, die mit der syrisch-irakischen Grenzüberwachung zu tun hatte. Während der Offizier inzwischen nach dem Irak zurückgekehrt sei, wäre er, Zayd, aus persönlichen Gründen noch eine Weile hier geblieben; und nunmehr zöge er es vor, mit mir zu reisen, anstatt den üblichen Umweg über Damaskus zu machen. Er gab ohne weiteres zu, daß er noch nie auf dieser Euphratstrecke gereist wäre; er wußte auch ebensogut wie ich, daß der Strom infolge seiner vielen Windungen und Schleifen uns nicht immer als Richtlinie dienen könnte, – »aber«, fügte er hinzu, »Wüste ist Wüste, die Sonne und die Sterne sind überall dieselben, und, *inscha-Allah*, wir werden unsern Weg schon finden.« Sein ernstes Selbstvertrauen gefiel mir ausnehmend, und ich willigte gern ein, ihn mitzunehmen.

Am nächsten Morgen verließen wir Dayr az-Zor. Die große Hammadawüste schloß sich den Rädern unseres Fordwagens auf: eine unendliche Kiesebene, manchmal glatt und gerade wie Asphalt und manchmal in holprigen Wellen vom Horizont zum Horizont verlaufend. Zuweilen tauchte links der Euphrat auf, schlammig, ruhig, mit niedrigen Ufern: ein stiller See, hätte man meinen können – bis ein schnell schwimmendes Stück Treibholz, ein Floß oder ein Boot die mächtige Strömung verriet. Es war ein breiter, ein majestätischer Fluß; er lärmte nicht, er war nicht verspielt; er rauschte nicht; er plätscherte nicht. Er zog, glitt, ein breites Band, unaufhaltsam, lautlos durch den offenen Raum; seine zahllosen Windungen waren nicht durch Berge und Mächte verursacht; selbtherrlich wählte er sich seinen Weg durch das unmerkliche Gefälle der Wüste, Gleich in Gleich, Stolz in Stolz: denn die Wüste war so gedehnt und breitgelagert, so mächtig und ruhig wie der Strom.

Unser neuer Reisegefährte, Zayd, saß mit hochgezogenen Knien neben dem Fahrer und hatte ein Bein über den Wagenrand geschwungen; an seinem Fuß leuchtete ein neuer rotlederener Stiefel, den er am Tag zuvor im Basar von Dayr az-Zor gekauft hatte.

Manchmal begegneten wir Kamelreitern, die auf einmal mitten in der Wüste auftauchten, eine Weile stehenblieben, um dem Auto nachzusehen, und dann ihre Tiere wieder in den schaukelnden Paßgang setzten, der den Reiter wie auf Meereswellen zu wiegen schien. Es waren Hirten; die Sonne hatte ihre Gesichter bronzengebraunt. Kurze Aufenthalte in einsamen, verfallenen Karawansereien wechselten ab mit unendlichen Strecken der Leere. Der Euphrat war hinterm Horizont verschwunden. Sand, hartge-

weht vom Wind, weite Kieselflächen, zuweilen ein paar Grasbüschel oder ein dorniger Strauch. Zu unserer Rechten wuchs ein Hügelzug empor, kahl und zerklüftet, unter der heißen Sonne zerbröckelnd in kalkiges Gestein; er sperrte die Unendlichkeit der Wüste vor unseren Augen ab. »Was mag wohl drüben, jenseits dieser schmalen Bergkette sein?« fragte man sich. Und obwohl man wußte, daß drüben dieselbe flache oder hügelige Wüste, derselbe Sand und dieselben Kieselsteine ihre unberührte Starre der Sonne darboten, so spürte man dennoch den Hauch eines Geheimnisses in der Luft: was *könnte* drüben sein? Die Atmosphäre war ohne Echo, die zitternde Nachmittagsstille ohne Laut. Fielen dort drüben die Ränder der Welt in einen urtiefen Abgrund ab? Weil ich es nicht kannte, war dort das Unbekannte; und weil ich es vielleicht nie kennenlernen würde, war es das unkennbare Unbekannte.

Am Nachmittag stellte es sich heraus, daß der Chauffeur vergessen hatte, in der letzten Karawanserei Wasser für die Maschine mitzunehmen. Weit weg war der Fluß; kein Brunnen und keine Siedlung im Umkreis von vielen Meilen; rundherum, bis an den hügeligen Horizont, brütete eine leere, weißglühende Kalksteinebene; ein leiser, heißer Wind huschte über sie hin, er kam aus dem Nichts, ohne Anfang und ohne Ende, ein gedämpftes Sausen aus der Ewigkeit.

Der Chauffeur, leichtsinnig wie alle Levantiner (eine Eigenschaft, die ich an ihnen gern mochte – aber nicht gerade jetzt), meinte: »Ach was, wir kommen auch so zur nächsten Karawanserei.«

Aber es sah nicht danach aus, als ob wir ›auch so‹ dorthin gelangen würden. Die Sonne brannte. Das Wasser brodelte im Kühler wie in einem Teekessel. Wieder trafen wir Hirten. Wasser –? Nein, auf fünfzehn Kamelstunden hin keins.

»Und was trinkt ihr denn?« fragte der Armenier gereizt.

Die Beduinen lachten. »Wir trinken Kamelmilch.« Sie wunderten sich wohl im stillen über diese komischen Menschen im schnellfahrenden Teufelswagen, die nach Wasser fragten – wo doch jedes Beduinenkind wußte, daß es hier kein Wasser gab.

Unangenehme Vorstellung: in der Wüste mit einer Motorpanne stekenzubleiben, ohne Wasser und Lebensmittel, und warten zu müssen, bis ein anderes Auto des Weges käme – vielleicht morgen oder übermorgen – oder vielleicht im nächsten Monat ...

Der Chauffeur verlor allmählich seine lächelnd zur Schau getragene

Ruhe. Er hielt den Wagen an und öffnete den Kühlerverschluß; weiß und dick zischte ein Dampfstrahl in die Luft. Ich hatte in einer Feldflasche etwas Wasser und opferte es dem Gott der Maschine. Der Armenier schüttete noch etwas Öl dazu, und der brave Ford – T-Modell – trug uns eine Weile weiter.

»Ich glaube, dort rechts werden wir Wasser finden«, sprach unser Optimist. »Jene Hügel sehen so grün aus – da scheint es Gras zu geben: und wo um diese Jahreszeit, da es keinen Regen gibt, frisches Gras wächst, da muß doch Wasser sein. Und wenn es dort Wasser gibt, warum sollen wir nicht hinfahren und es uns holen?«

Logik hat immer etwas Bezwingendes an sich; und so war es auch hier, obwohl die Logik des Armeniers auf Krücken zu wandeln schien. Wir verließen unsern Pfad und ratterten einige Kilometer auf die Hügel zu: kein Wasser ... Nicht mit Gras, sondern mit grünem Gestein waren die Hänge besät.

Im Motor gluckerte es, die Kolben stampften heiser, in grauen Schwaden zog der Dampf aus den Spalten der Haube ins Freie. Noch ein Stück weiter, und es würde im Motor knacken: ein Wellenbruch oder ein ähnlicher Scherz. Inzwischen waren wir ziemlich weit vom Karawanenweg abgewichen; wenn jetzt etwas passierte, säßen wir hoffnungslos in der Einöde. Fast unser ganzer Ölvorrat war schon in den Kühler geflossen. Der Armenier war hysterisch geworden; er »suchte Wasser«, fuhr nach links, dann nach rechts, fuhr Schleifen und Kreise, als befänden wir uns in einer Zirkusarena; aber kein Wasser ließ sich finden – und die Kognakflasche, die ich aufseufzend zur Verfügung stellte, nutzte weder dem heißen Kühler noch uns, höchstens daß wir für eine kurze Weile in Alkoholdunst gehüllt wurden, was Zayd (der natürlich niemals trank) nahezu Erbrechen verursachte.

Dieses letzte Experiment scheuchte ihn nun doch aus der steinernen Unbeweglichkeit heraus, die er bis dahin an den Tag gelegt hatte. Mit einem zornigen Ruck zog er sich das Kopftuch tiefer über die Augen, lehnte sich über den glühenden Wagenrand hinaus und beobachtete prüfend die Wüstenebene um uns herum – beobachtete sie mit jener genauen, sorgenden Bedächtigkeit, wie sie Leuten zu eigen ist, die viel im Freien leben und gewohnt sind, sich auf ihre Sinne zu verlassen. Wir beiden anderen warteten mit Bangen, was dabei wohl herauskommen würde – denn, wie er uns früher gesagt hatte, war er noch nie in dieser Gegend gewesen. Er wies jedoch mit der Hand nach Norden und sagte: »Dorthin.«

Das Wort war wie ein Befehl; der Chauffeur, froh, jemand zu haben, der ihm die Verantwortung abnahm, gehorchte augenblicklich. Mit angestrengtem Motorschrauben ging es nach Norden. Zayd richtete sich jedoch plötzlich auf, legte seine Hand auf den Arm des Chauffeurs und befahl ihm, zu halten. Dann saß er eine Weile mit vorgeneigtem Kopf, wie ein witternder Jagdhund, und um seinen festgepreßten Mund zitterte eine kaum merkbare Spannung.

»Nein – fahr dorthin!« rief er aus und wies nach Nordost. »Schnell!« Und wieder gehorchte wortlos der Chauffeur. Nach ein paar Minuten: »Halt!« Und Zayd sprang leicht aus dem Wagen, raffte mit beiden Händen seinen langen Mantel hoch, lief geradeaus, blieb stehen, drehte sich, als lausche oder rieche er angestrengt, ein paarmal im Kreise herum – und für geraume Augenblicke vergaß ich den Motor und unsere Not, so gepackt war ich von dem Schauspiel eines Menschen, der da alle seine Nerven anspannte, um sich in der Natur zu orientieren ... Und mit einem Male lief er in langen Sätzen davon und verschwand in einer Senkung zwischen zwei Hügelrücken. Einen Augenblick später tauchte sein Kopf wieder auf und seine Hände winkten: »Wasser!«

Wir rannten zu ihm hin – und da war es auch: in einer Mulde, durch überhängende Felsbrocken vor der Sonne geschützt, glitzerte eine kleine Wasserlache, Überbleibsel der letzten Winterregen, gelbbraun, schlammig, aber doch Wasser, Wasser! Ein unbegreiflicher Wüsteninstinkt hatte dem Nedschder das Wasser verraten ...

Und während der Armenier und ich es in leere Benzinbehälter schöpften und zum mißhandelten Motor trugen, ging Zayd lächelnd, ein stiller Held, neben dem Wagen auf und ab.

Am dritten Tag unserer Wüstenfahrt erreichten wir das erste irakische Dorf – Ana am Euphrat – und fuhren stundenlang zwischen Mauern und Palmengärten einher. Viele *agayl* gab es dort, und zwar vorwiegend, wie Zayd uns mitteilte, Leute aus seinem eigenen Schammar-Stamm. Im Schatten von Palmen gingen sie zwischen glattgestriegelten Pferden, auf deren Fell die Schlaglichter von Sonne und Blattgrün schimmerten, hin und her: Könige voller Anmut und Herablassung. Einigen von ihnen nickte Zayd im Vorüberfahren zu, und die langen, schwarzen Zöpfe wehten ihm ums Gesicht. Trotz seines harten Lebens in Steppe und Sonnenbrand war er so empfindlich, daß er sich während der schnellen Fahrt über Dorfstraßen



das Kopftuch um den Mund wickelte, um den Staub nicht schlucken zu müssen – den Staub, der uns verwöhnten Städtern kaum bemerkbar war. Als wir wieder über Kiesflächen fuhren und der Staub sich verlor, schlug er mit einer fast mädchenhaften Bewegung die *kufijja* zurück und begann zu singen: plötzlich tat er den Mund auf und sang, jäh und ohne Auftakt, so wie eine Gebirgswand unvermittelt aus der Ebene aufspringt. Es war eine nedschdische *qasida*, eine Art Ode – ein Hinwiegen langgedehnter Töne in wechsellosem Rhythmus, fließend, wie der Wüstenwind, aus dem Nirgendwoher ins Nirgendwohin.

Im nächsten Dorf ließ er halten, sprang aus dem Wagen, dankte für die Fahrt, sagte uns Lebewohl, schwang sein Gewehr auf den Rücken und verschwand im Palmendickicht; und im Wagen blieb die Erinnerung an ein in sich ruhendes Wesen, zitterndes Gedenken an längst vergessene, nie vergessene Tage der Unschuld.

Damals in Ana kam es mir nicht in den Sinn, ich würde Zayd je wiedersehen; aber es geschah anders ...

Am folgenden Tag langten wir in Hit an, einer kleinen Stadt am Euphrat, an der Stelle, wo die Karawanenstraße von Damaskus nach Bagdad aus der Wüste heraustritt. Als ich sie gegen Sonnenuntergang erblickte, mutete mich die alte Stadt mit ihren Mauern und Bastionen wie eine hochgelegene Festung an; sie war grau, verschlossen, die Häuser am obern Hügelrand bildeten eine einheitliche Mauer, fast ganz ohne Fenster, nur mit kleinen Spalten, die wie Schießscharten aussahen. Ein Minarett starrte aus dem Innern empor.

In einer Karawanserei am Fluß, unterhalb der Stadt, blieben wir über Nacht. Während man dem Chauffeur und mir das Abendessen zurecht machte, ging ich zum Brunnen im Hof, um mir Hände und Gesicht zu waschen. Als ich da am Boden hockte, griff jemand nach der langschnabli- gen Wasserkanne neben mir und goß mir das Wasser lind über die Hände. Ich blickte auf und sah vor mir einen derbknochigen, dunkelgesichtigen Mann; er trug eine Pelzmütze und war offensichtlich kein Araber. Ich fragte ihn, wer er wäre, und er antwortete in gebrochenem Arabisch: »Ich bin ein Tatar, aus Azerbeidschan.« Er hatte warme Hundeaugen; sein einstmals militärischer Rock hing ihm beinah in Fetzen vom Leibe.

Teils auf Arabisch und teils mit Hilfe der persischen Brocken, die ich von einem iranischen Studenten in Kairo aufgegriffen hatte, knüpfte ich eine

Unterhaltung mit dem Fremden an. Es stellte sich heraus, daß er Ibrahim hieß. Den größten Teil seines Lebens – er war jetzt Vierzig – hatte er auf den persischen Landstraßen verbracht; jahrelang war er mit Frachtwagen von Tabriz nach Teheran, von Meschhed nach Birdschand, von Teheran nach Isfahan und Schiraz gefahren und hatte auch eine Zeitlang ein Gespann von vier Pferden besessen; er hatte in der berittenen iranischen Gendarmerie gedient, war persönlicher Gefolgsmann eines turkmenischen Häuptlings und Stallknecht in Isfahans Karawansereien gewesen; und nunmehr, nachdem er als Maultiertreiber mit einer persischen Pilgerkarawane nach Irak gekommen war, hatte er sich mit dem Karawanenführer überworfen und daraufhin seinen Posten verloren: und da saß er nun ohne einen roten Heller in einem fremden Lande.

Ich gab dem unglückseligen Tataren ein paar Silbermünzen und vergaß ihn gleich darauf.

Später in der Nacht legte ich mich auf eine Holzbank im palmenbewachsenen Hof der Karawanserei schlafen. Draußen, nur vernehmbar, wenn man aufmerksam lauschte, wälzten sich die Gewässer des Euphrat langsam und majestätisch träge vorbei. Überm Hof lastete eine schwüle Hitze; Myriaden von Moskitos, schwer und dick von ausgesogenem Menschenblut, summten unaufhörlich ihre peinlichen Lieder. Einige Laternen warfen ihr trübes, speckiges Licht in das Dunkel. Vier oder fünf Pferde, wahrscheinlich dem Wirt der Karawanserei gehörig, standen an der Mauer. Ibrahim striegelte eines von ihnen; an der Art, wie er es behandelte, konnte man sehen, daß er Pferde nicht nur kannte, sondern auch liebte; seine Finger streichelten die struppige Mähne, als wäre sie das Haar einer Geliebten.

Auf einmal schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: ich befand mich auf dem Weg nach Persien, und vor mir lagen monatelange Reisen zu Pferde; warum nicht diesen Mann mit mir nehmen? Er schien gutmütig und ruhig zu sein; er kannte jede Landstraße in Persien und war in jeder Karawanserei zu Hause: so einer würde mir sicherlich gut zustatten kommen.

Als ich ihm am nächsten Morgen vorschlug, in meinen Dienst zu treten, weinte er beinahe vor Dankbarkeit und stammelte auf Persisch:

»*Hazrat*, Ihr werdet es nie bereuen ...«

Gegen Mittag des fünften Reisetages erblickte ich zum ersten Male die breite Oase von Bagdad. Inmitten der zahllosen Palmenkronen leuchtete eine goldene Moscheekuppel und ein hohes Minarett. Zu beiden Seiten

der Straße erstreckte sich ein ungeheurer, alter Friedhof mit verfallenen Gräbern und Steinen, grau und kahl und verlassen. Feiner, grauer Staub schwebte reglos in der Luft; im harten Mittagslicht glich diese staubige Grauheit einem silbern durchwebten Gazeschleier, einer dunstigen, unkörperlichen Scheidewand zwischen der toten Vergangenheit und der lebendigen Gegenwart. So muß es immer sein, dachte ich mir, wenn man sich einer Stadt nähert, deren Vergangenheit so verschieden ist von ihrer Gegenwart, daß der Unterschied sich unserm Begreifen entzieht ...

Und dann tauchten wir in die Palmen hinein – Tausende und aber Tausende von gewaltigen Stämmen und weitgeschweiften Kronen –, bis das Band des Tigris die Palmenhaine jählings abschnitt. Er war anders als der Euphrat: grüenschlammig, schwer und gurgelnd – wie ein exotischer Fremder nach der leisen königlichen Stille und Milde jenes ersten Stroms. Und als wir ihn auf einer schwankenden Schiffsbrücke überquert und hinter uns gelassen hatten, nahm Bagdad uns auf.

Von der Pracht und Größe der alten Kalifenstadt war nichts übriggeblieben. Die Mongolenzüge des Mittelalters hatten sie so gründlich in Trümmer gelegt, daß nichts mehr an Harun ar-Raschids einstige Residenz erinnerte. Nur eine düster-langweilige Stadt aus flüchtig hingebauten Ziegelhäusern war da – gleichsam nur eine provisorische Anlage in Erwartung einer möglichen Änderung zum Besseren. Und in der Tat, diese Erwartung schien nunmehr gerechtfertigt zu sein: im Verlauf der jüngsten politischen Entwicklungen hatte die Stadt sich zu rühren begonnen; neue Bauten wuchsen auf; der einstmalige schläfrige Mittelpunkt einer türkischen Provinz war im Begriff, sich in eine arabische Metropole zu verwandeln.

Die unendliche Glut des Persischen Golfs hatte allen Erscheinungen ihr Zeichen aufgeprägt und alle Bewegung träge gemacht. Die Menschen gingen langsam durch die Straßen. Sie schienen schwerblütig und ohne Heiterkeit zu sein; ihre Körper staken vierschrötig, ohne Anmut in den langen, für geschmeidige Glieder geschnittenen Gewändern; ihre Gesichter sahen düster und unfreundlich unter den schwarzweißkarierten Kopftüchern aus; und wenn man einmal ein schönes Arabergesicht mit freiem Blick und stolzer, selbstbewußter Würde bemerkte, so lag fast immer eine rote oder rotweiße *kufijja* darüber – also war der Mann nicht von hier, sondern aus dem Norden, oder aus der Syrischen Wüste, oder aus Zentralarabien.

Aber eine große Kraft schien in diesen Menschen zu stecken: die Kraft des Hasses. Sie haßten die fremde Macht, die das Heft in der Hand hielt

und ihnen die Freiheit verweigerte. Das Volk von Bagdad war seit jeher von der Sehnsucht nach Freiheit wie von einem Dämon besessen. Vielleicht war es dieser Dämon, der sein Antlitz so finster überschattete; vielleicht trug das Antlitz ganz andere Züge, wenn sich in den schmalen Gassen und ummauerten Höfen nur Freunde und Vertraute gegenüberstanden. Denn wenn man sie näher betrachtete, waren diese Menschen nicht ganz ohne Charme. Auch sie konnten manchmal wie andere Araber lachen. Sie konnten zuweilen die böse Verslossenheit ihrer Gesten auf tun und wie andere Araber mit aristokratischer Nonchalance die Enden ihrer Mäntel hinter sich im Staube herziehen, als schritten sie über Marmorfliesen in Palästen. Sie ließen an den Abenden, wenn es etwas kühler wurde, ihre Frauen in farbigen Brokatüberwürfen über die Straßen wandeln: köstliche, verhüllte Frauen in Schwarz und Rot, Gelb und Bordeauxrot, Blausilber und hellem Grün – brokatene Gestalten, die auf lautlosen Füßen langsam an dir vorüberzogen ...

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Bagdad ging ich durch den Großen Basar, um einige Besorgungen zu machen. Ein Schrei sprang plötzlich in einer der dämmrigen, überdachten Hallen auf. Gleich darauf lief ein Mann vorbei; dann ein zweiter, ein dritter, ein zehnter; durch die Menschen im Basar fuhr ein gewaltsamer Ruck, als wären sie von einem Schrecken ergriffen, dessen Ursache nur sie kannten, nicht aber ich. »Was ist geschehen?« Keine Antwort. Hufschläge ertönten: ein Reiter jagte mit entsetztem Gesicht mitten in die auseinanderfallende Menschenmenge hinein. Der Laufenden wurden immer mehr, sie kamen alle aus einer Richtung und rissen die anderen mit sich fort. Krampfhaft, stoßweise begann die ganze Masse vorwärts zu drängen. In verzweifelter Hast legten die Händler Bretter und Balken vor ihre Läden. Niemand sprach. Niemand rief die anderen an. Ab und zu hörte man nur Schreie von Fallenden; ein Kind jammerte gellend auf ...

Nochmals: »Was ist denn geschehen?« Aber niemand gab sich die Mühe, müßige Fragen zu beantworten. Bleiche Gesichter überall. Ein Wagen, noch halb mit Waren beladen, raste führerlos mit galoppierenden Pferden durch die Basargasse. Irgendwo in der Ferne brach ein Haufen von irdenem Geschirr klirrend zusammen; deutlich hörte ich die Scherben über den Boden rollen. Abgesehen von diesen vereinzelt Geräuschen und dem Stampfen und Schnaufen der Menschen herrschte überall eine tiefe,

übersteigerte Stille, so wie sie zuweilen beim Beginn eines Erdbebens eintritt. Nur die klappernden Schritte der Laufenden, manchmal der schrille Aufschrei einer Frau oder das hilflose Weinen eines Kindes brachen aus der drängenden, flutenden Masse hervor. Wieder einige Reiter. Flucht, Stille und Entsetzen. Eine irrsinnige Panik an den Kreuzungen der überwölbten Straßen.

In der Menschenmenge an einer dieser Kreuzungen eingekellt, konnte ich mich weder vorwärts noch rückwärts bewegen – und wußte auch nicht, wohin ich mich wenden sollte. Da ergriff mich jemand am Arm: Zayd war es. Er zog mich zu sich und hinter eine Barrikade von Fässern zwischen zwei Läden.

»Rühr dich nicht«, flüsterte er.

Etwas strich pfeifend an mir vorüber – eine Gewehrkugel? Unmöglich ...

Aus großer Ferne, tief drinnen im Basar, vernahm ich nunmehr das gedämpfte Schreien vieler Menschen, ein Brausen und Toben wie im Sturm. Wiederum piff und sauste etwas vorüber, und diesmal war es nicht zu verkennen: es *war* eine Kugel ... Und in jener Ferne, überm Schreien der Menschenmenge, ein knatterndes Geräusch, wie wenn jemand trockene Erbsen über den Boden streute. Es kam langsam näher, dieses gleichmäßige, in Abständen sich wiederholende Geknatter: und da erkannte ich es: Maschinengewehre ...

Wieder einmal, wie so viele Male zuvor, war Bagdad im Aufstand. Am vorhergegangenen Tage, dem 29. Mai 1924, hatte das irakische Parlament, dem Volkswillen entgegen, einen Freundschaftsvertrag mit Großbritannien ratifiziert; und nunmehr wehrte sich ein verzweifertes Volk gegen die Freundschaft einer europäischen Großmacht ...

Wie ich später erfuhr, waren im Verlaufe einer öffentlichen Kundgebung alle Zugänge zum Großen Basar von britischen Truppen abgesperrt worden; Maschinengewehre wurden aufgestellt; irgendein Offizier gab Befehl zum Schießen, und die Kugeln strichen von allen Seiten durch die langen, geraden Gänge des Basars. Viele Menschen wurden an jenem Tag getötet. Wäre Zayd nicht zur rechten Zeit zu mir gestoßen, wäre auch ich wahrscheinlich in die Schußlinie der Maschinengewehre geraten.

Das war der wirkliche Anfang unserer Freundschaft. Zayds Weltweisheit und selbstbewußte Zurückhaltung sprachen mich lebhaft an; und er hatte sichtlich Gefallen gefunden an dem jungen Europäer, der den Arabern und

ihrer Lebensart so vorurteilsfrei gegenüberstand. Er erzählte mir seine einfache Geschichte: wie er, gleich seinem Vater, im Dienste der Schammar-Dynastie Ibn Raschid, der Herrscher von Hail, aufgewachsen war; wie dann, als Ibn Saud Hail im Jahre 1921 eroberte und den letzten Ibn Raschid gefangennahm, viele Männer aus dem Schammar-Stamm, darunter auch Zayd, ihre Heimat verließen, um ihr Glück anderswo zu versuchen. Und so lebte er nun im Irak und trug den siebenzackigen irakischen Stern am *igal* und sehnte sich nach dem Land seiner Jugend zurück.

In den Wochen meines Aufenthalts im Irak kamen wir oft zusammen und blieben auch in Verbindung in all den darauffolgenden Jahren. Ich schrieb ihm gelegentlich und kaufte auch ab und zu in den persischen und afghanischen Basaren ein kleines Geschenk für ihn; und jedesmal antwortete er mir in seinem ungefügen, beinah unleserlichen Gekritzel, und erinnerte mich an die Tage, da wir zu zweit an den Ufern des Euphrat entlangritten oder die geflügelten Löwen Babylons besuchten. Als ich schließlich 1927 nach Mekka kam, bat ich ihn, zu mir zu kommen, was er denn auch ein Jahr später tat: und seitdem ist er mein ständiger Gefährte, mehr Kamerad als Diener.

Um die Mitte der zwanziger Jahre waren Autos noch ziemlich selten in Persien. Wenn man von den drei oder vier Hauptstraßen des Landes abschwenken wollte, mußte man sich eines Pferdewagens bedienen; und sogar diese konnten nicht überallhin fahren, da es in vielen Teilen Irans überhaupt keine fahrbaren Wege gab. Für jemand wie mich, der begierig war, die Menschen des Landes in ihrer natürlichen Umgebung kennenzulernen, war ein Reitpferd von vornherein das einzig Richtige. Und so besuchte ich nun jeden Morgen, von Ibrahim begleitet, den Roßmarkt von Bagdad, und kaufte nach Tagen des Feilschens ein Pferd für mich selbst und ein Maultier für Ibrahim. Das Pferd war ein herrlicher brauner Hengst von südpersischem Geblüt, während das Maultier – lebhaft, bockig, mit Muskeln wie Stahlbündeln unter der grausamsten Haut – offenbar aus der Türkei stammte; außer Ibrahim sollte es auch die zwei großen Satteltaschen tragen, in welchen alle meine Habseligkeiten steckten.

Eines Morgens schickte ich Ibrahim mit den beiden Tieren nach Chaniqin voraus, der letzten irakischen Stadt vor der Grenze Persiens und Endpunkt einer Seitenstrecke der Bagdadbahn, und folgte ihm dorthin zwei Tage später mit der Eisenbahn.

Es war Mittag, als wir Chaniqin verließen und auf einer Steinbrücke den tief eingeschnittenen, lehmigen Bach überschritten, der wie ein Festungsgraben die Stadt gegen Persien hin abzusperren schien. Die arabische Welt blieb hinter uns zurück. Wir ritten gegen die gelben Hügel, welche wie Vorposten vor höheren Bergen standen: die Randgebirge des iranischen Tafellandes, eine neue, wartende Welt. Der persische Grenzposten war ein winziges, einsames Häuschen; über dem Rand des flachen Daches wehte eine verblaßte, vom Wind stark mitgenommene Fahne mit drei Farbstreifen – grün, weiß und rot – und dem Bild des persischen Löwen mit Schwert und aufgehender Sonne. Ein paar Zollbeamte in saloppen Uniformen, mit weißen Pantoffeln an den Füßen, schwarzhaarig und weißgesichtig, sahen sich mein knappes Gepäck mit einer Art freundlicher Ironie an. Dann sprach einer von ihnen:

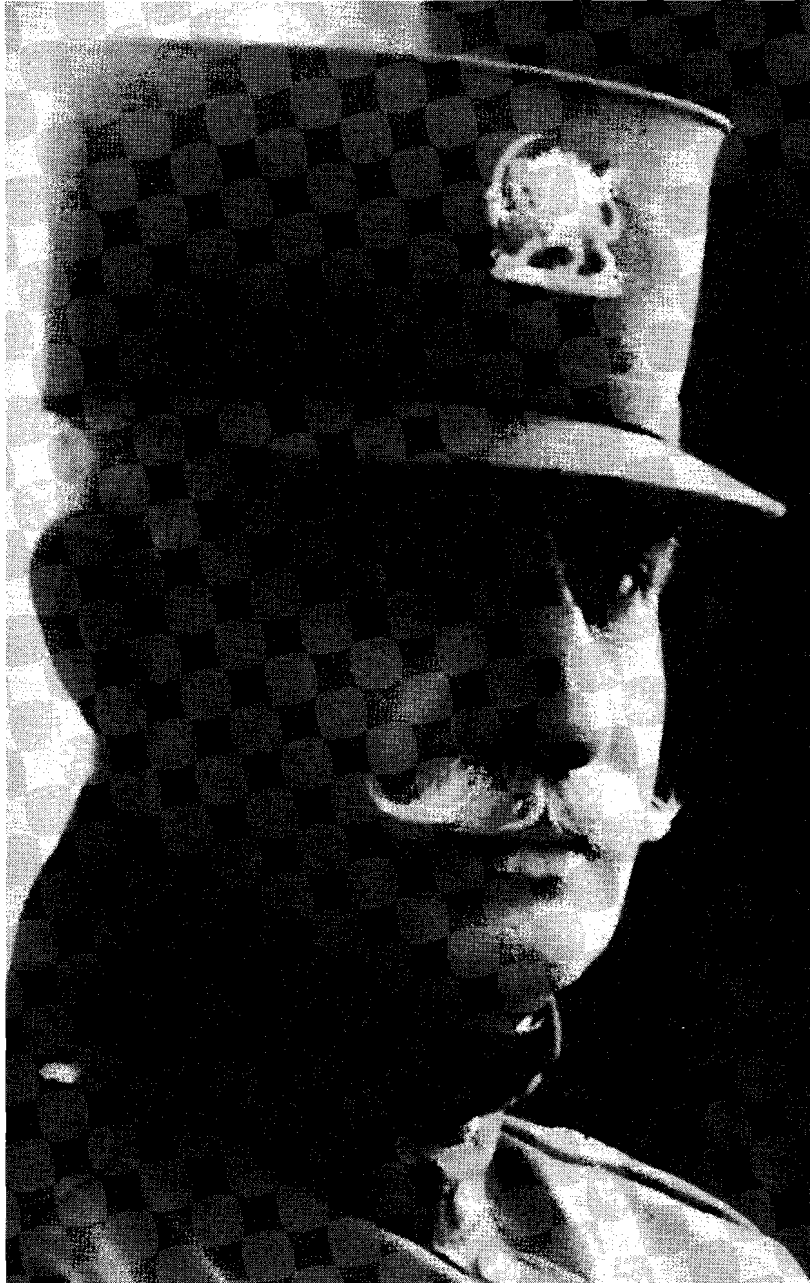
»Alles in Ordnung, *dschanab-i-ali*. Eure Huld ist übergroß. Wollt Ihr uns die Gunst erweisen, ein Glas Tee mit uns zu trinken?«

Und während ich noch über die bizarre, altmodische Höflichkeit dieser Worte nachdachte, fiel es mir auf, wie weltenfern die persische Sprache von der arabischen war, obwohl doch so viele arabische Worte in ihr vorkamen. Eine melodische, kultivierte Süße lag in ihr, und die weichen, voll intonierten Vokale klangen mir seltsam ›abendländisch‹ nach der heißen Konsonantensprache der Araber.

Wir waren nicht die einzigen Reisenden hier; vor dem Zollhaus standen einige schwere, plachengedeckte Lastwagen mit ausgespannten Pferden, und etwas abseits hatte sich eine Maultierkarawane gelagert. Die Leute kochten Tee an offenen Feuern. Trotz der frühen Nachmittagsstunde hatten sie offenbar die Weiterreise für heute aufgegeben; und wir beide, ich erinnere mich nicht mehr, warum, beschlossen, das gleiche zu tun, und schliefen auf unseren Decken im Freien.

Mit der ersten Morgendämmerung setzten sich die Fuhrwerke und Lasttiere in Bewegung. Wir ritten mit ihnen los; aber da die Landstraße bergan ging und die schwerbeladenen Wagen und Karawanen nur langsam vorwärtskamen, ließen wir sie bald hinter uns zurück und ritten allein weiter, höher und tiefer ins Bergland der Kurden hinein, das Land der schönge wachsenen blonden Hirten.

Den ersten erblickte ich, als er an einer Biegung des Weges aus seiner blätterraschelnden Hütte von Baumzweigen hervortrat und mir wortlos eine Holzschale mit Buttermilch entgegenhielt. Es war ein Bursche von



*Riza Chan (später Schah) von Iran, 1924*



vielleicht siebzehn Jahren, zerlumpt, schmutzig, mit dem Rest einer Filzmütze auf dem Kopf und mit bloßen Füßen. Während ich die dünne, leicht gesalzene und wundervoll kühle Milch trank, sah ich über den Schalenrand hinweg die auf mich gehefteten blauen Augen. In diesen Augen blinzelte es selig und dumpf von nicht ganz erwecktem Dämmer Schlaf, von den Resten eines Urtraums, von jener spröden, feucht-süßen Umnebelung, die über neugeborenen Tieren liegt und dem Betrachter einen dünnen Geschmack von Schlaf auf der Zunge zurückläßt ...

Am Nachmittag langten wir bei einem kurdischen Zeltdorf an, das weich zwischen Berghängen eingebettet lag. Die Form der Zelte war dieselbe, wie man sie bei beduinischen Halbnomaden in Syrien und Irak findet: grobes schwarzes Ziegenhaargewebe, über mehrere aufrechte Stangen gespannt, mit Wänden aus Strohmatten. Ein Bach floß vorüber; seine Ufer waren von Weißpappeln beschattet. Über einem Felsen am Wasser nistete eine Familie von Störchen, klappernd, unruhig, flügelschlagend. Ein Mann in indigoblauer Jacke ging mit langem, leichtem Schritt zu den Zelten; seine erdgebundenen und dennoch ganz lockeren Bewegungen verrieten altes Nomadenblut. Eine Frau in amaranthenem, fließendem Kleide, einen irdenen Krug auf dem Kopf, kam an den Bach; ihre Schenkel zeichneten sich im Gehen unter dem weichen Stoff deutlich ab: sie waren lang und wie Geigenbogen gespannt. Sie kniete am Wasser nieder und beugte sich, um zu schöpfen; da löste sich ihr die turbanähnliche Kopfbinde und berührte, hinunterhängend, einem roten Blutstrom gleich, das sonnenglitzernde Wasser – nur einen Augenblick lang –, um mit einer einzigen, gleitenden Geste, die noch zum Niederknien gehörte und aus derselben Bewegung zu fließen schien, aufgegriffen und wieder um den Kopf gewunden zu werden.

Eine Weile später saß ich am Bachufer in Gesellschaft eines alten Mannes und vier junger Frauen. Alle vier waren von einer vollendeten Anmut und Ungezwungenheit, die nur in Freiheit zur Welt kommt: Schönheit, die von sich selber weiß und dennoch keusch ist, Stolz, der sich nicht versteckt und dennoch von Demut kaum zu unterscheiden ist. Die Hübscheste hatte den zwitschernden Vogelnamen *Tü-Tü*. Eine karminrote Kopfbinde verdeckte ihre ganze Stirn; die Augenlider waren mit Antimon gefärbt; unter der Kopfbinde quollen kastanienbraune Locken hervor, und Silberkettchen waren in sie hineingeflochten; bei jeder Kopfbewegung klirrten sie gegen die zarte, leicht konkave Wangenlinie.

Wir unterhielten uns vorzüglich, obwohl mein Persisch noch sehr holprig war. (Die Kurden haben eine eigene Sprache, doch verstehen sie zumeist auch die persische, die der ihrigen nah verwandt ist.) Sie waren klug, diese kleinen Frauen, die noch nie über den Umkreis ihres Stammes hinausgekommen waren und natürlich weder lesen noch schreiben konnten – und dennoch mit Leichtigkeit den Sinn meiner strauchelnden Ausdrücke begriffen und Worte, nach denen ich mühsam im Gedächtnis suchte, im Flug errieten und mir mit selbstverständlicher Sicherheit in den Mund legten. Ich fragte sie nach ihrer Beschäftigung, und sie standen mir Rede und zählten die vielen kleinen und doch so großen Dinge auf, die den Alltag der Nomadenfrau ausfüllen: zwischen zwei flachen Steinen Korn mahlen; Brot in glühender Asche backen; Schafe melken; die saure Milch in ledernen Schläuchen so lange schütteln, bis sie zur Butter wird; mit Handspindeln Garn aus Schafwolle spinnen; Teppiche knüpfen und *kilims* weben in Mustern, von denen niemand weiß, wann sie erdacht wurden; Kinder gebären und dem Manne Rast und Liebe geben.

Unveränderliches Leben: heute, gestern und morgen. Keine Zeit drängt sich dem Hirtenvolk auf außer dem Wechsel der Tage, der Nächte und der Jahreszeiten. Die Nacht ist dunkel gemacht für den Schlaf; der Tag hell für des Lebens Notdurft; der Winter kündigt sich durch Kühle und Knappheit des Weidelandes in den Bergen an; und so ziehen sie mit ihren Herden und Zelten in die wärmeren Ebenen, bis nach Mesopotamien und zum Tigris hinunter; wenn dann der Sommer mit seiner Schwüle und seinen heißen Winden aufsteigt, geht es wieder in die Berge hinauf, hierher oder an einen andern Ort des überlieferten Stammesgebiets.

»Verlangt es euch denn nie, in Häusern aus Stein zu leben?« fragte ich den alten Mann, der bis dahin kaum ein Wort gesprochen und nur lächelnd unserer Unterhaltung zugehört hatte. »Verlangt es euch nie nach Feldern, die ihr euer eigen nennen könntet?«

Der Alte schüttelte bedächtig den Kopf: »Nein ... dann müßten wir ja immer an ein und demselben Ort wohnen, und das mögen wir nicht. Wenn das Wasser reglos in Teichen steht, wird es schlammig und faul; nur wenn es sich regt und strömt, bleibt es klar ...«

Mit der Zeit sank Kurdistan in die Vergangenheit zurück. Nahezu achtzehn Monate lang zog ich kreuz und quer durch jenes seltsamste aller Länder, Iran. Ich lernte ein Volk kennen, in welchem die Weisheit und große Kul-

tur von dreißig Jahrhunderten Hand in Hand gingen mit einer flatterhaften, fast kindlichen Unbeständigkeit; ein Volk, das sich selber und alles Geschehen ringsherum mit träger Ironie betrachtete – und im nächsten Augenblick in wilder, vulkanischer Leidenschaft entflammte. Ich freute mich der gepflegten Muße und Gesittung seiner großen Städte und der Schärfe und Frische des Windes in seinen Steppen; ich verbrachte Nächte in den Schlössern von Gouverneuren, mit zwanzig Dienern zu meiner Verfügung, und andere Nächte in zerbröckelnden Karawansereien, wo man die Skorpione totschiagen mußte, wenn man nicht von ihnen gestochen werden wollte. Ich war bei Stammeshäuptern der Bachtieren und Kaschgai zu Gaste und aß unterm Nachthimmel mächtige Stücke Hammelfleisch, das man für mich am Spieß gebraten hatte; und ich aß in den Häusern reicher Kaufleute in Teheran und Schiraz und Kirman Gerichte, in welchen eine zweitausendjährige Kochkunst Triumphe feierte. Ich beobachtete die Andacht und den Blutrausch der Bevölkerung im Monat Muharram, und lauschte in den Salons von Isfahan den zärtlichen Versen des Hafiz, die man mir zur Laute vorsang. Ich erging mich unter den Pappeln von Isfahan und bewunderte die Stalaktitenportale, die kostbaren Fayence-Fassaden und vergoldeten Kuppeln seiner großen Moscheen. Persisch wurde mir fast ebenso vertraut wie Arabisch. Ich unterhielt mich mit gebildeten Städtern, Soldaten und Nomaden, Ministern und religiösen Führern, Händlern in den Basaren, wandernden Derwischen und weisen Opiumrauchern in den Teestuben an der Landstraße. Ich hielt mich in Städten und Dörfern auf und wanderte durch Wüsten und Salzsümpfe und verlor mich ganz in der Zeitlosigkeit dieses verfallenen Wunderlandes. Ich lernte die persischen Menschen, ihr Leben und ihre Gedanken so gut kennen, als ob ich unter ihnen zur Welt gekommen wäre: aber dieses Land und dieses Leben – in tausend Brechungen spielend und berückend wie ein trüber, alter Edelstein – kam meinem Herzen dennoch nie so nahe wie die glashelle Welt der Araber.

Mehr als sechs Monate lang ritt ich dann durch die wilden Berge und Steppen Afghanistans: sechs Monate in einem Lande, wo die Waffen, die jeder Mann trug, durchaus nicht nur Schmuck waren, und wo man jedes Wort und jeden Schritt genau bedenken mußte, wenn man sich nicht der Gefahr einer Kugel aussetzen wollte. Mehrmals mußten Ibrahim und ich und unsere gelegentlichen Weggefährten uns mit Waffen gegen die Räuber verteidigen, von denen Afghanistan in jenen Tagen voll war; nur wenn

der Tag ein Freitag war, drohte uns von Räubern keine Gefahr, denn sie sahen es als eine ruchlose Schande an, an einem Tage, der Gott heilig war, zu rauben und zu töten. Einmal, in der Nähe von Kandahar, wurde ich fast erschossen, weil ich achtlos auf das unverhüllte Antlitz einer hübschen Dorffrau blickte, die auf dem Felde arbeitete; andererseits aber fanden die mongolischen Dörfler in den hochgelegenen Tälern des Hindu-Kusch – Abkömmlinge von Dschingiz Khans Kriegerhorden – es nicht als ungeziemend, mich am Boden ihrer einräumigen Hütte dicht neben der jungen Frau und den Schwestern des Hausherrn schlafen zu lassen. Wochen hindurch war ich Gast bei Amanullah Khan, dem König von Afghanistan, in seiner Hauptstadt Kabul; ich verbrachte lange Nächte mit afghanischen *mullahs* in Gesprächen über die Lehren des Korans; und in anderen Nächten besprach ich mit nomadischen Stammeshäuptern in ihren schwarzen Zelten, wie man am besten die Gebiete umgehen könnte, in welchen kriegerische Stämme im Kampf lagen.

»Und mit jedem Tag jener Monate und Jahre, o Mansur, wuchs in mir die Zuversicht, daß ich mich einer entscheidenden, endgültigen Antwort näherte. Mit jedem Tag begriff ich besser, wie die Muslims lebten und was sie dachten, und das ließ mich auch besser begreifen, woran sie glaubten. Der Islam war immer im Vordergrund all meines Denkens ...«

»Es ist Zeit zum *ischa*-Gebet«, sagt Zayd, zum Nachthimmel aufblickend.

Wir stellen uns, die Gesichter nach Mekka gewandt, zum letzten Gebet des Tages auf: Zayd und Mansur stehen Seite an Seite und ich als *imam* vor ihnen. Ich erhebe meine Hände und fange an, *Allahu akbar* – »Gott allein ist groß« –, und spreche dann, dem Gebot des Propheten gemäß, die Eröffnungssure des Korans:

*Im Namen Gottes, des Gnadenreichen, Gnadenspendenden.  
Preis sei Gott allein, dem Erhalter der Welten,  
Dem Gnadenreichen, Gnadenspendenden,  
Dem Herrscher am Tag des Gerichts.  
Dich allein beten wir an  
Und Dich allein gehen wir um Hilfe an.  
Führe uns den rechten Weg,  
Den Weg derer, denen Du Gunst erweist,*

*Und nicht derer, die sich Dein Mißfallen zuziehen,  
Noch auch derer, die irgehen.*

Und daraufhin fahre ich mit der hundertzwölften Sure fort:

*Im Namen Gottes, des Gnadenreichen, Gnadenspendenden.  
Sprich: Gott ist der Eine,  
Der Ewig-Unabhängige, von dem alles abhängt.  
Er zeugt nicht, noch ward Er gezeugt,  
Und es gibt nichts, das Ihm vergleichbar wäre.*

Da wir so zusammen beten, kommt es mir zu Bewußtsein, wie wenig Dinge es gibt, die Menschen einander so nahe bringen wie gemeinsames Gebet. Das, glaube ich, gilt für jede Religion, ganz besonders jedoch für den Islam, der davon ausgeht, daß es keiner Vermittlung zwischen Mensch und Gott bedarf – und mehr noch: daß eine solche gar nicht möglich ist. Die Tatsache, daß es im Islam kein Priestertum, keine Geistlichkeit und nicht einmal so etwas wie eine organisierte ›Kirche‹ gibt, gewährt jedem Muslim beim gemeinschaftlichen Gebet die Empfindung, er wohne dem Gottesdienst nicht nur bei, sondern habe an ihm auch wirklich Anteil. Da der Begriff der Sakramente im Islam völlig unbekannt ist, kann jeder erwachsene und geistig gesunde Muslim jede religiöse Handlung selber vollführen, wie etwa ein Gemeinschaftsgebet leiten, ein Brautpaar trauen oder eine Totenandacht abhalten. Keine ›Weihe‹ ist nötig, um Gott zu dienen und die Gemeinde geistlich zu betreuen: und so kommt es auch, daß die religiösen Führer der islamischen Gemeinde nur eine Lehrpflicht ausüben, die ihnen auf Grund ihres (oftmals berechtigten und manchmal auch unberechtigten) Rufes der Gelehrsamkeit freiwillig zugestanden wird.

Ich wache im Morgengrauen auf: aber meine Augenlider sind vom Schlafe schwer. Über mein Gesicht gleitet der Wind mit einem sanften, summen- den Laut aus der schwindenden Nacht in den aufkommenden Tag.

Ich stehe auf, um mir den Schlaf aus dem Gesicht zu waschen. Das kalte Wasser aus dem Lederschlauch ist wie eine Erinnerung an ferne Landschaften – Berge, mit dunklen Bäumen bewachsen, und Bäche, die sich regen und strömen und immer klar bleiben ... Ich sitze auf den Hacken und lehne den Kopf zurück, damit mein Gesicht lange naß bleibe; der Wind

streichelt seine Nase, streichelt sie mit der zärtlichen Erinnerung an alle kühlen Tage, an langvergangene Wintertage ... an Berge und rauschende Gewässer ... an das Reiten durch Schnee und gleißende Weiße ... die Weiße eines Wintertags, vor vielen Jahren, da ich durch schneebedeckte pfadlose persische Berge ritt und mich langsam vorwärts quälte; wo jeder Schritt des Pferdes ein Versinken im Schnee und ein mühsames Emporarbeiten aus dem Schnee bedeutete ...

Gegen Mittag jenes Tages, entsinne ich mich, machten wir Rast in einem Dorf, das von seltsamen, zigeunerartigen Leuten bewohnt war. Zehn oder zwölf Erdhöhlen, von Kuppeln aus Reisig und Erde überdacht, gaben der einsamen Ansiedlung – es war dies im Südosten Persiens, in der Provinz Kirman – das Aussehen einer Maulwurfstadt. Gleich unterirdischen Fabelwesen krochen die Menschen aus den dunklen Öffnungen heraus, um die seltenen Fremdlinge anzustauen. Auf einer der Kuppeln saß eine junge Frau und kämmte ihr langes, schwarzsträhniges Haar; ihr olivbraunes Gesicht war mit geschlossenen Augen der bleichen Mittagssonne zugewandt, und sie sang mit leiser Stimme etwas Fremdartiges, Unverständliches vor sich hin. Metallene Armringe klirrten um ihre Handgelenke, die schmal und fest gleich den Fesseln schlanker Urwaldtiere waren.

Um meine erstarrten Glieder zu erwärmen, trank ich Tee und Arrak – eine ganze Menge Arrak – mit dem Gendarmen, der Ibrahim und mich begleitete. Als ich vollständig betrunken wieder aufs Pferd stieg, lag auf einmal die schneeige Welt weit und durchsichtig vor mir wie nie zuvor; ich fühlte ihren Pulsschlag in der weißen Einsamkeit und erkannte ihr inneres Gefüge und verstand ihr Verborgenes, und wußte, daß alle Antworten nur auf unsere, der Menschen, Erschließung warten, dieweil wir arme Teufel uns ihnen verschließen und nach Gottes Geheimnissen fragen: während doch die Geheimnisse Gottes nur darauf warten, daß wir, wir uns ihnen auftun ...

Ein Hochplateau tat sich vor uns auf, und ich trieb mein Pferd an und jagte einem wandernden Geiste gleich durch kristallisches Licht, und der aufwirbelnde Schnee stob wie ein Funkenmantel um mich her, und die Hufe des Pferdes donnerten übers Eis gefrorener Bäche ...

Damals, glaube ich, muß es gewesen sein, daß ich's zum ersten Male erlebte, ohne es noch ganz zu begreifen: jenes Auftun der Gnade, von dem Pater Felix einst zu mir gesprochen hatte, vor vielen Jahren, zu Beginn der Reise, der es beschieden war, mein ganzes Leben zu ändern: jener Eröff-

nungsstrahl, der dir sagt, daß du der Erwartete bist ... Mehr als ein Jahr sollte zwischen meinem besessenen Ritt über Schnee und Eis und meiner Bekehrung zum Islam vergehen; aber schon damals ritt ich, ohne es zu wissen, gerade wie ein Pfeil nach Mekka.

Und nun ist mein Gesicht trocken, und jener ferne persische Wintertag fällt wieder in die Vergangenheit zurück. Er fällt zurück, verschwindet aber nicht: denn jene Vergangenheit ist ein Teil dieser Gegenwart.

Ein kalter Hauch, Hauch der kommenden Morgenluft, läßt die Dornbüsche erzittern. Die Sterne beginnen zu verblassen. Zayd! Mansur! Steht auf, steht auf, es ist Zeit! Laßt uns das Feuer neu anschüren und unsern Kaffee heiß machen – dann wollen wir die Dromedare satteln und weiterziehen, einen neuen Tag durch die Wüste, die willig auf uns wartet.

## VIII DSCHINNE

### 1

Die Sonne ist schon nah am Untergang, da schlüpft mit einem Male eine schwarze Schlange, etwa einen Meter lang und mehr als zwei Finger dick, quer über unsern Weg; sie hält an und erhebt den Kopf drohend in unserer Richtung. Mit beinahe einer Reflexbewegung gleite ich vom Sattel herunter und greife nach dem Karabiner, der am hintern Sattelpflock hängt, kniee nieder und ziele – und höre im gleichen Augenblick Mansurs Stimme hinter mir:

»Nicht schießen – nicht ...!« – aber ich habe schon abgedrückt. Die Schlange zuckt zusammen, krümmt sich und ist tot.

Über mir sehe ich Mansurs mißbilligendes Gesicht. »Du hättest sie nicht schießen sollen ... jedenfalls nicht bei Sonnenuntergang: das ist doch die Zeit, wenn die Dschinne auf die Erdoberfläche kommen, und sie tun es oft in Schlangengestalt ...«

Ich lache. »Aber, Mansur, du glaubst doch nicht etwa ernstlich an diese Altweibergeschichten – Dschinne in der Gestalt von Schlangen!«

»Natürlich glaube ich an Dschinne. Werden sie denn nicht im Buche Gottes erwähnt? Was nun die Gestalten betrifft, in welchen sie sich uns manchmal zeigen – das weiß ich nicht so recht; ich habe jedoch gehört, sie seien imstande, die sonderbarsten und überraschendsten Formen anzunehmen ...«

Du magst vielleicht recht haben, Mansur, denke ich mir: ist es denn wirklich so unmöglich, sich vorzustellen, daß es außer den Wesen, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, auch noch andere gibt, die sich unserer Wahrnehmung entziehen? Der moderne Mensch ist vielleicht allzu hochmütig, wenn er von vornherein die Möglichkeit von Lebensformen, die er nicht ohne weiteres beobachten und erforschen kann, in Abrede stellt. Zugegeben, das Vorhandensein von Dschinnen – was auch immer sie sein mögen – kann mit wissenschaftlichen Mittel nicht erwiesen werden; an-



dererseits aber vermag die Wissenschaft auch nicht zu beweisen, daß es nicht vielleicht doch Wesen gibt, deren Lebensbedingungen von den unseren so gänzlich verschieden sind, daß unsere fünf Sinne nur unter ganz besonderen Umständen mit ihnen in Berührung kommen können. Ist es nicht möglich, daß solch eine gelegentliche Begegnung zwischen jener unbekanntem Welt und der unsern mitunter zu seltsamen Manifestationen führt, die dann auf primitive Weise als Gespenster, Dämonen und ähnliche ›übernatürliche‹ Erscheinungen aufgefaßt werden?

Als ich mein Dromedar wieder besteige, ziehen mir diese Fragen leicht hin durch den Sinn, und ich spiele mit ihnen, innerlich über mich selbst lächelnd; denn meine Erziehung und Schulung haben mich wohl dickfelliger gemacht als die Menschen, die in innigerem Verein mit der Natur leben.

Zayd wendet sich mir mit ernster Miene zu: »Mansur hat recht, o mein Oheim. Du hättest die Schlange nicht töten sollen. Einmal, vor vielen Jahren – als ich Hail verließ, nachdem Ibn Saud die Ibn Raschids besiegt hatte –, schoß ich auf meinem Wege nach Irak eine Schlange wie diese da, und zwar auch zur Zeit des Sonnenuntergangs. Als wir etwas später anhielten, um unser *maghrib*-Gebet zu verrichten, empfand ich plötzlich eine bleierne Schwere in meinen Beinen und ein Glühen im ganzen Körper, und in meinem Kopf begann es wie ein Wasserfall zu rauschen, und ich konnte mich nicht auf den Beinen halten und fiel zu Boden wie ein leerer Sack, und alles wurde dunkel um mich. Wie lange ich in dieser Dunkelheit verblieb, kann ich nicht sagen; ich erinnere mich nur, daß ich schließlich aufstand, ein Mann war zu meiner Rechten und einer zu meiner Linken, sie griffen mir unter die Arme und führten mich in einen großen dämmrigen Saal, der voller Gestalten war, die aufgeregter hin und her gingen und aufeinander einsprachen. Allmählich erkannte ich, daß sie zwei deutlich unterscheidbare Parteien bildeten, wie vorm Gericht. Auf einem erhobenen Platz im Hintergrund saß ein kleiner, alter Mann, und das schien der Richter zu sein oder der Häuptling oder so etwas Ähnliches. Und auf einmal wurde es mir klar, daß ich der Angeklagte war.

Jemand sprach: ›Er hat ihn getötet, beim Sonnenuntergang, durch einen Schuß aus seinem Gewehr. Er ist schuldig.‹ Da warf einer aus der Gegenpartei ein: ›Aber er wußte doch nicht, auf wen er schoß; und er rief den Namen Gottes an, als er das Gewehr abdrückte.‹ Die von der Anklagepartei schrien jedoch: ›Er hat ihn nicht angerufen!‹ – worauf die andere Partei

im Chor antwortete: ›Er hat, er hat den Namen Gottes angerufen!‹ – und so ging es eine Weile hin und her, Anklage und Verteidigung, bis am Ende die verteidigende Partei Oberhand zu gewinnen schien, und der Richter im Hintergrund entschied: ›Er hat nicht gewußt, auf wen er schoß, und er hat den Namen Gottes angerufen. Führt ihn zurück!‹

Und die beiden Männer, die mich zum Gerichtssaal gebracht hatten, nahmen mich wieder unter die Arme und führten mich den gleichen Weg zurück, wieder in die große Finsternis hinein, aus der ich gekommen war, und legten mich am Boden nieder. Ich schlug die Augen auf – und sah mich auf der Erde liegen zwischen einigen Getreidesäcken, die zu meinen Seiten aufgeschichtet waren; darüber war eine Zeltbahn gespannt, um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Es schien früh am Nachmittag zu sein, und unsere Karawane hatte sich gelagert. In der Ferne konnte ich einige unserer Kamele sehen, die auf den Abhängen eines Hügels grasten. Ich wollte meine Hand aufheben, aber eine unendliche Müdigkeit war in mir. Dann sah ich das Gesicht eines meiner Gefährten über mich gebeugt, und ich sprach: ›Kaffee ...‹ – denn aus der Nähe horte ich den Klang des Kaffeemörsers. Mein Freund sprang auf: ›Er spricht, er spricht! Er ist zu sich gekommen!‹ – und dann liefen auch die anderen herbei und brachten mir heißen Kaffee. Ich fragte: ›Bin ich die ganze Nacht hindurch bewußtlos dagelegen?‹ Und sie antworteten: ›Die ganze Nacht? Vier volle Tage hast du dich nicht gerührt! Wir luden dich immer wie einen Sack auf ein Lastkamel und luden dich nachts wieder ab; und wir dachten schon, wir müßten dich hier begraben. Aber gelobt sei Er, der Leben gibt und nimmt, der Lebendige, der niemals stirbt ...‹

Daraus kannst du ersehen, o mein Oheim, daß man um Sonnenuntergang keine Schlange töten soll.«

Und obwohl die Hälfte meines Geistes über Zayds Erzählung lächelt, scheint die andere Hälfte das Weben unsichtbarer Mächte in der wachsenden Dämmerung zu verspüren – einen geisterhaften Aufruhr von Geräuschen, die so zart sind, daß das Ohr sie kaum wahrnehmen kann, und einen Hauch von Feindseligkeit in der Luft –; und ich empfinde ein leises Bedauern, daß ich die Schlange bei Sonnenuntergang schoß ...

Am Nachmittag des dritten Tages nach unserm Auszug von Hail halten wir bei den Brunnen von Ardscha, um unsere Kamele zu tränken. Das Tal ist kreisrund und von niedrigen Hügeln eingeschlossen. In seiner Mitte liegen die beiden Brunnen, groß und voll guten Wassers, jeder von ihnen Gemeingut eines Stammes – der westliche gehört den Harb, der östliche den Mutayr. Der Boden um sie herum ist kahl wie die nackte Handfläche, denn jeden Tag werden Hunderte von Kamelen und Schafen hierher zur Tränke getrieben, und jedes Grashälmlchen, das aus der Erde hervorsprießt, ist abgefressen, ehe es noch richtig Atem schöpfen kann.

Als wir ankommen, ist das Tal voller Tiere, und immer neue Herden tauchen zwischen den sonnengleißenden Hügeln hervor. Um die Brunnen herrscht ein gewaltiges Drängen und Hasten; es ist keine Kleinigkeit, die vielen durstigen Tiere zu tränken. Die Hirten schöpfen das Wasser mit Ledereimern an langen Seilen zur Begleitung eines rhythmischen Gesangs, um die gemeinsame Bewegung im Gleichmaß zu halten, denn die Eimer sind sehr groß und – mit Wasser gefüllt – so schwer, daß nur zahlreiche Hände sie aus der Tiefe heraufholen können. Von dem Mutayr-Brunnen her, der uns am nächsten liegt, höre ich, wie die Männer ihren Tieren zusingen:

*Trinkt, und spart das Wasser nicht,  
Reich an Gnade ist der Brunnen, bodenlos!*

Die Hälfte der arbeitenden Männer singt den ersten Vers, die andere den zweiten, und beide werden mehrmals in schnellem Tempo wiederholt, bis der Eimer überm Brunnenrand auftaucht; darauf nehmen ihn die Frauen entgegen und gießen das Wasser in Ledertröge. Scharen von Kamelen drängen sich röhrend und schnaufend, vor Erregung zitternd, um die Tröge zusammen; die Männer versuchen, den Aufruhr zu besänftigen, indem sie den Tieren beruhigend zurufen, *hu-oih ... huu-oih!* – aber das hilft nicht viel. Ein Kamel ums andere streckt seinen langen, biegsamen Hals zwischen und über seinen Gefährten vor, um so schnell wie möglich zur Tränke zu gelangen; da ist ein Wiegen und Stoßen, ein Schwingen und Drängen der vielen hellbraunen und dunkelbraunen, gelblich-weißen und schwarzbraunen und honiggelben Leiber, und der scharfe Geruch von tie-

rischem Schweiß und Harn ist in der Luft. Der Ledereimer hat sich inzwischen wieder gefüllt, und die Hirten ziehen ihn ruckweise im Rhythmus des nächsten Verspaars empor:

*Gottes Gunst nur und die Müh der Hirten  
Kann den Durst der Tiere stillen!*

– und das Schauspiel des Wasserrauschens, Trinkens, Schlürfens, Rufens und Singens hebt von neuem an.

Ein alter Mann, der überm Brunnenrand steht, erhebt den Arm in unserer Richtung und ruft aus:

»Möge Gott euch Leben geben, o Wanderer! Nehmt an unserm Überfluß teil!« – und gleich darauf lösen sich einige andere Männer aus dem Gedränge am Brunnen und laufen auf uns zu. Einer von ihnen ergreift mein Dromedar beim Halfter und zwingt es zum Niederknien, damit ich bequem absteigen kann. Unsere Tiere werden zum Brunnen geführt, und die Frauen gießen Wasser für sie in die Tröge: denn wir sind Reisende und haben daher, arabischer Sitte gemäß, Vorrecht vor allen anderen.

»Ist es nicht wundervoll anzusehen«, meint Zayd nachdenklich, »wie schön diese Harb und Mutayr jetzt miteinander im Frieden leben, nachdem sie sich erst vor kurzem bis aufs Blut bekriegten?« (Denn es ist kaum drei Jahre her, seit die Mutayr im Aufruhr gegen den König standen, während die Harb ihm treu und kämpfend zur Seite standen.) »Entsinnst du dich noch, o mein Oheim, an das letzte Mal, da wir hier waren? Wie wir Ardscha bei Nacht in weitem Bogen umgingen und nicht wagten, uns den Brunnen zu nähern – nicht wissend, ob Freund oder Feind hier sei ...?«

Zayd spielt auf den großen Beduinenaufstand der Jahre 1928 und 1929 an – auf den Höhepunkt jenes politischen Dramas, welches das Reich des Ibn Saud bis in seine Grundfesten erschütterte und eine Zeitlang auch mich selbst ergriff.

Als im Jahre 1927 der Vorhang zum ersten Akt aufging, herrschte Friede im weiten Reiche. Ibn Sauds Kampf um die Macht war beendet. Unbestritten war ihm die Herrschaft im Nedschd. Die gegnerische Dynastie der Ibn Raschids war besiegt. Sein war Haïl und das Schammar-Land; und sein war auch der Hidschaz, aus dem er die scharifische Dynastie im Jahre 1925 vertrieben hatte. Zu den ergebensten und bedeutendsten Kriegern des Kö-

nigs gehörte Faysal ad-Dauisch, derselbe mächtige Beduinenhäuptling, der ihm in früheren Jahren so viel Sorgen bereitet hatte. Inzwischen hatte sich Ad-Dauisch mehrfach im Dienst des Königs ausgezeichnet und seine Treue bewiesen: 1921 eroberte er Haïl; 1924 brach er mit seinen Kriegern in den Irak ein, von wo aus die scharifische Familie, von den Engländern beschützt, gegen Ibn Saud Ränke schmiedete; 1925 eroberte er Medina und spielte eine entscheidende Rolle bei der Einnahme von Dschidda. Und als wir das Jahr 1927 schrieben, genoß er in der *ichuan*-Siedlung Artauijja (deren Emir er war) in der Nähe der irakischen Grenze die Früchte seiner Siege.

Viele Jahre hindurch war jene Grenze ein Schauplatz ständiger Beduinenkämpfe gewesen, die sich jeweils aus dem Hinundherwandern der Stämme und ihrer Suche nach Weideplätzen und Wasser ergaben. Mit der Zeit jedoch kamen Ibn Saud und die Engländer (die als Mandatsmacht für den Irak verantwortlich waren) überein, daß man diesen durchaus natürlichen und notwendigen Wanderungen in Zukunft kein Hindernis in den Weg legen und deshalb auch keinerlei Befestigungen auf beiden Seiten der nedschdisch-irakischen Grenze errichten dürfe. Im Sommer 1927 jedoch begannen die Engländer – in offener Verletzung dieser Übereinkunft – in unmittelbarer Nähe der nedschdischen Grenze eine Reihe von Forts zu bauen. Als erstes wurde ein Fort bei den Brunnen von Bisajja erbaut und mit irakischen Truppen besetzt. Unter den nedschdischen Nordstämmen war eine Unruhe spürbar. Sie sahen sich in ihrem Dasein bedroht, von den Grenzbrunnen abgeschnitten, auf die sie für ihre und ihrer Herden Existenz unbedingt angewiesen waren. Ibn Saud protestierte gegen den Vertragsbruch, und erhielt, nach Monaten, eine ausweichende Antwort vom britischen Hohen Kommissar im Irak.

Faysal ad-Dauisch, seit jeher ein Mann der Tat, sagte sich: »Dem König mag es ungelegen sein, mit den Engländern anzubändeln – ich wage es.« Und gegen Ende Oktober 1927 zog er mit seinen *ichuan* los, überfiel das Fort von Bisajja, zerstörte es und brachte die irakische Besatzung um. Britische Flugzeuge erschienen, besichtigten die Lage und kehrten gegen ihre sonstige Gewohnheit, ohne auch nur eine einzige Bombe abzuwerfen, wieder zurück. Es wäre ihnen damals ein leichtes gewesen, Ad-Dauisch und seine Krieger zurückzuweisen (wozu ihnen ja die Verträge mit Ibn Saud das Recht gaben) und daraufhin die Angelegenheit aus dem kriegerischen Fahrwasser in ein diplomatisches hinüberzuleiten. War es aber der

britisch-irakischen Regierung auch wirklich daran gelegen, den Streitfall friedlich beizulegen?

Abordnungen der nördlichen Stämme erschienen vor Ibn Saud und verlangten einen großen Kriegszug gegen den Irak. Ibn Saud wies alle ihre Forderungen schroff ab, erklärte Ad-Dauisch für einen Staatsverbrecher und beauftragte Ibn Musaad, den Emir von Hail, scharf über die Grenzgebiete zu wachen. Die Unterstützungen an Geld und Lebensmitteln, die Ibn Saud den meisten seiner Stämme aus dem Staatsschatze gewährt, wurden für Ad-Dauischs Mutayr widerrufen; er selbst kehrte als ein Geächterter nach Artauijja zurück und erhielt den Befehl, dort des Königs Urteil abzuwarten. Die irakische Regierung wurde von diesen Maßnahmen in Kenntnis gesetzt, und es wurde ihr auch mitgeteilt, daß Ad-Dauisch einer schweren Bestrafung entgegensehe; gleichzeitig aber verlangte Ibn Saud auch nachdrücklich, daß man im Irak die Grenzabkommen sorgfältiger beachte.

Dieser neue Zwischenfall hätte somit leicht beigelegt werden können. Als man aber soweit war, teilte der britische Hohe Kommissar in Bagdad Ibn Saud mit, er wäre im Begriff, ein Flugzeuggeschwader auszusenden, um Ad-Dauisch (der sich schon längst wieder auf nedschdischem Gebiet befand), zu bestrafen und ihn und seine *ichuan* »zum Gehorsam gegenüber dem König zurückzubringen«. Da es damals noch keinen Telegraphen in Rijadh gab, sandte Ibn Saud eiligst einen Kurier nach Bahrayn und ließ von dort nach Bagdad telegraphieren. Er protestierte gegen die beabsichtigte Maßnahme unter Berufung auf die Verträge, die eine Verfolgung von Verbrechern ins Hoheitsgebiet der andern Partei verboten; er betonte auch, daß er die englische »Hilfe« nicht brauche, um seine Autorität gegenüber Ad-Dauisch geltend zu machen; und er warnte vor den Folgen, die eine britische Flugzeugaktion über nedschdischem Gebiet unter den ohnehin schon erregten *ichuan* haben könnte.

Die Warnung blieb ungehört. Ende Januar 1928 – drei Monate nach dem Zwischenfall von Bisajja – überflog ein britisches Luftgeschwader die Grenze, warf Bomben über nedschdischem Gebiet ab und richtete Unheil in den Lagern der Mutayr-Beduinen an; Männer, Frauen, Kinder und Herden fielen dem Angriff zum Opfer. Die nördlichen *ichuan* riefen daraufhin zu einem Rachezug gegen den Irak auf; und nur Ibn Sauds gewaltigem Ansehen unter den Stämmen war es zu verdanken, daß die Bewegung rechtzeitig aufgehalten und auf ein paar kleine Grenzplänkeleien beschränkt wurde.

Und während Ibn Saud noch vollauf zu tun hatte, die Unruhigen zu besänftigen, bauten die Engländer das zerstörte Fort von Bisajja in aller Gemütlichkeit wieder auf und errichteten zwei neue Forts auf der irakischen Seite der Grenze.

Der zweite Akt des Dramas stand im Zeichen der wachsenden Spannung zwischen Ibn Saud und Faysal ad-Dauisch. Der *ichuan*-Führer weigerte sich, nach Rijadh zu kommen und sich zu rechtfertigen. Er fühlte sich tief verletzt, weil die Tat, die er – seiner Ansicht nach – in des Königs eigenem Interesse unternommen hatte, aufs schärfste gerügt worden war. Ein persönlicher Groll trug noch zu seiner Bitterkeit bei. Er, Faysal ad-Dauisch, der dem König so wertvolle Dienste geleistet hatte, war jetzt nur Emir von Artaujja, das ja trotz seiner großen Einwohnerzahl nicht mehr war als ein ins Breite gewachsenes Dorf. Er hatte entscheidenden Anteil an der Eroberung von Haïl gehabt – aber Ibn Musaad, der Vetter des Königs, und nicht er war dort Emir geworden. Er hatte Medina monatelang belagert und schließlich zur Übergabe gezwungen – aber nicht ihn hatte man zum Emir von Medina gemacht. Der Dämon der Machtgier ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er sagte sich: »Ibn Saud ist vom Stamm Anaza, und ich vom Stamm Mutayr. Wir sind uns beide an Adel der Abkunft gleich. Warum muß denn *ich* Ibn Sauds Überlegenheit anerkennen?«

Denn dies ist eben ein Verhängnis arabischen Schicksals: keiner will zugeben, ein anderer sei besser als er.

Auch andere Führer der *ichuan* begannen allmählich zu vergessen, wieviel sie Ibn Saud verdankten. Unter ihnen war Sultan ibn Budschad, Scheich der machtvollen Atayba-Stämme und Emir von Ghatghat, einer der größten *ichuan*-Siedlungen des Nedschd: Sieger in der Schlacht von Taraba im Jahre 1918, in welcher er Scharif Husayns Truppen vernichtete; Eroberer von Taïf und Mekka im Jahre 1924. Warum sollte er sich damit begnügen, nur Emir von Ghatghat zu sein? Warum hatte man einen Sohn des Königs und nicht ihn zum Emir von Mekka erhoben? Warum nicht wenigstens zum Emir von Taïf? Wie Faysal ad-Dauisch, fühlte auch er sich um seinen Lohn betrogen; und da er dazu noch Ad-Dauischs Schwager war, so lag den beiden nichts näher, als gemeinsame Sache gegen Ibn Saud zu machen.

Im Herbst 1928 berief Ibn Saud eine Versammlung der bedeutendsten Stammesführer und *ulama* nach Rijadh ein, um alle diese Streitfragen zu lösen. Alle kamen, nur Ibn Budschad und Ad-Dauisch nicht. Sie verharr-

ten in ihrer Aufsässigkeit und nannten Ibn Saud öffentlich einen Ketzer – denn hatte er nicht Verträge mit den Ungläubigen geschlossen, anstatt sie zu bekriegen, und Teufelsdinge wie Automobile, Telephone, drahtlose Telegraphie und Flugzeuge ins Land der Araber eingeführt? Die in Rijadh versammelten *ulama* gaben einstimmig das Gutachten ab, daß solche technischen Neuerungen vom religiösen Standpunkt nicht nur erlaubt, sondern sogar empfehlenswert seien, weil sie das Wissen und die Macht der Muslims erweiterten; und ferner, daß der Prophet selbst erklärt hätte, Verträge mit Ungläubigen seien höchst wünschenswert, wenn sie den Muslims Frieden und Freiheit brächten.

Aber die beiden aufsässigen Häuptlinge ließen dennoch von ihren Anklagen nicht ab; und die primitive Losung fand ihren Widerhall bei vielen einfachen *ichuan*, die in ihrer Unwissenheit Ibn Sauds Regierungsweise nur als ein Werk des Satans betrachteten. Auf diese Weise begann des Königs Ablehnung, den *ichuan* Bildung zuteil werden zu lassen, sich nunmehr an ihm selbst zu rächen.

In den Steppen des Nedschd summte es wie in einem Bienenkorb. Geheimnisvolle Boten ritten auf schnellen Dromedaren von Stamm zu Stamm. Heimliche Versammlungen von Führern fanden an abgelegenen Brunnen statt. Die Waffen klirrten drohend. Und schließlich brach die Verschwörung in offenen Aufruhr aus, und viele andere Stämme traten den Mutayr und Atayba bei. Der König war geduldig; der König war verständnisvoll. Er sandte Boten zu den aufrührerischen Stämmen und versuchte sie gütlich zu überreden: aber alles war umsonst. Das mittlere und nördliche Arabien wurde zum Schauplatz eines ausgebreiteten Guerilla-Kriegs; die fast sprichwörtliche öffentliche Sicherheit des Landes verschwand über Nacht, und Chaos herrschte im Nedschd; Banden von aufständischen *ichuan* strichen überall umher, griffen Dörfer und Karawanen und die Stämme an, die dem König treu geblieben waren.

Nach zahllosen örtlichen Plänkeleien zwischen aufständischen und königstreuen Stämmen kam es im Frühjahr 1929 zu einer entscheidenden Schlacht auf der Ebene von Sibila im Mittelnedschd. Auf der einen Seite stand der König mit großer Truppenmacht, auf der anderen die Mutayr und Atayba und Abteilungen aus anderen Stämmen. Der König siegte. Ibn Budschad ergab sich auf Gnade und Ungnade und wurde in Ketten nach Rijadh abgeführt. Ad-Dauisch war schwer verwundet; man sagte, er liege im Sterben. Ibn Saud, mildester aller Araberkönige, schickte seinen eige-



nen Leibarzt zu ihm – und dieser, ein junger Syrer, mit dessen medizinischer Erfahrung es wohl nicht weit her war, stellte die Diagnose: »Schwere Leberverletzung; der Verwundete wird die Woche nicht überleben.« Daraufhin beschloß der König: »Wir wollen ihn in Ruhe sterben lassen; er hat von Gott seinen Lohn empfangen«; und ließ den verwundeten Feind nach Artaujja heimbringen.

Ad-Dauisch jedoch war vom Sterben weit entfernt. Seine Verletzung war nicht halb so ernst, wie der Arzt es angenommen hatte. Er genas nach einigen Wochen und entwich in einem günstigen Augenblick aus Artaujja, mehr denn je gesonnen, Rache zu nehmen und alles auf eine einzige Karte zu setzen.

Ad-Dauischs Flucht gab dem Aufstand einen neuen Auftrieb. Es hieß, er halte sich irgendwo in der Nähe der Grenze von Kuwayt auf und verstärkte die immer noch bedeutende Macht seiner Mutayr durch neue Anwerbungen. Als erste stießen die Adschman zu ihm, ein kleiner, aber wegen seiner Tapferkeit berühmter Stamm aus der Provinz Al-Hasa am Persischen Golf; sein Führer Ibn Hadhlayn war Ad-Dauischs Onkel mütterlicherseits. Auch abgesehen davon herrschte keine Liebe zwischen Ibn Saud und den Adschman. Vor mehreren Jahren hatten sie des Königs Bruder Saad umgebracht und waren aus Angst vor seiner Rache nach Kuwayt ausgewandert. Es war gar nicht so lange her, seit Ibn Saud ihnen verziehen hatte und sie in ihre Heimatgebiete zurückkehren ließ; aber das alte Mißtrauen lebte noch immer fort und brach schließlich in offene Feindschaft aus, als im Verlauf von Verhandlungen der Häuptling der Adschman und mehrere Leute seines Gefolges im Lager eines Verwandten von Ibn Saud, des ältesten Sohnes des Emirs von Al-Hasa, verräterisch ermordet wurden.

Das Bündnis zwischen den Adschman und den Mutayr entfachte den immer noch nicht erloschenen Funken unter den Atayba-Stämmen im Mittelnedschd zur hellen Flamme. Nach der Gefangennahme ihres Emirs Ibn Budschad hatten sie sich unter einem neuen Führer zusammengesetzt; und nunmehr erhoben sie sich wieder gegen den König und zwangen ihn, den größten Teil seiner Truppenmacht aus dem nördlichen in den mittleren Nedschd zu verlegen. Der Kampf war schwer, aber allmählich gewann Ibn Saud die Oberhand. Einen nach dem andern schlug er die Haufen der Atayba, bis sie schließlich Unterwerfung anboten. In einem Dorf auf halbem Wege zwischen Rijadh und Mekka gelobten die Atayba-Scheichs

dem König Treue durch Handschlag, und der König verzieh ihnen. Jetzt glaubte er freie Hand gegen Ad-Dauisch und die übrigen Aufständischen im Norden zu haben; aber kaum war er nach Rijadh zurückgekehrt, als die Atayba ihren Treuschwur zum zweitenmal brachen und zum drittenmal den Kampf eröffneten. Diesmal ging es bis aufs Messer. Die Atayba wurden entscheidend geschlagen und erlitten furchtbare Verluste; die *ichuan*-Siedlung Ghatghat – eine Stadt größer als Rijadh – wurde dem Boden gleichgemacht; und wieder einmal herrschte der König unbestritten im mittleren Nedschd.

Im Norden ging der Kampf indes weiter. Faysal ad-Dauisch und seine Bundesgenossen saßen immer noch in der Nähe von Kuwayt. Der Emir von Haïl griff sie mehrere Male im Auftrag des Königs an. Zweimal hieß es, Ad-Dauisch sei gefallen; und beide Male erwies sich die Meldung als falsch. Er lebte immer noch, zäh und unnachgiebig. In einem Gefecht fielen sein ältester Sohn und siebenhundert seiner Krieger; er aber kämpfte weiter. Die Frage tauchte auf: Wo nimmt er das Geld her, das auch in Arabien zur Kriegführung unerlässlich ist? Woher die Waffen und die Munition?

Gerüchte tauchten auf, daß der Rebellenführer, der einst Ibn Saud so bittere Vorwürfe über seine Vertragsbeziehungen mit den ›Ungläubigen‹ gemacht hatte, nunmehr selber mit den Engländern in Unterhandlungen stünde. Man sagte, er komme oft zu Besuch nach Kuwayt: könnte er, so fragte sich mancher, dies ohne Wissen der britischen Behörden tun? – oder könnte es vielleicht sein, daß ein Aufruhr im Reiche Ibn Sauds ihnen nur gelegen kam?

Denn schon konnte man im Geiste ferne und noch undeutlich Geräusche vernehmen – das Rollen und Brausen von Eisenbahnzügen, die jetzt zwar nur in der Einbildung bestanden, morgen aber schon Wirklichkeit werden konnten: das Gespenst einer britischen Eisenbahn von Haifa nach Basra. Gerüchte über solch einen Plan waren schon seit Jahren im Schwange. Es war bekannt, daß den Engländern viel daran lag, ihren Landweg nach Indien zu sichern: dies war auch der Sinn der britischen Mandate über Palästina, Transjordanien und Irak. Eine Eisenbahnlinie vom Mittelmeer zum Persischen Golf würde nicht nur ein neues, wertvolles Bindeglied im Verkehrssystem des Empire bedeuten, sondern außerdem auch der geplanten Rohrleitung, durch die das mesopotamische Petroleum über die Syrische Wüste nach Haifa fließen sollte, erhöhten Schutz gewähren. Ein sehr verletzlicher Punkt des britischen Empire, der Suezkanal, würde somit aufhö-

ren, eine Quelle ewiger Gefahren und Sorgen zu sein – und diese Tatsache allein hätte genügt, die englische Kolonialpolitik zu den größten Anstrengungen anzuspornen. Es war klar, daß eine Eisenbahnlinie von Haifa nach Basra quer durch Ibn Sauds nordöstliches Gebiet führen mußte. War es nicht möglich, daß die vertragswidrigen Fortsbauten längs der irakisch-nedschdischen Grenze den ersten Schritt in einem sorgfältig ausgedachten Plan darstellten, in diesem kritischen Gebiet politische Verwirrung zu schaffen und dadurch die Errichtung eines kleinen, halb unabhängigen Pufferstaats in die Wege zu leiten, der dann den Engländern gefügig sein würde? War es so ganz von der Hand zu weisen, daß man Faysal ad-Dauisch zum zukünftigen Emir jenes Staates ausersehen hatte? Er mochte sich für eine solche Aufgabe ebenso gut eignen wie irgendein Mitglied der scharifischen Familie – besser sogar, denn er war ein Nedscher und besaß zahllose Anhänger unter den *ichuan*; daß sein angeblicher religiöser Fanatismus nur eine Maske war, wußte jedermann, der seine Vergangenheit kannte; was er wirklich erstrebte, war Macht und Glanz. Auf keinen Fall hätte Ad-Dauisch, sich selbst überlassen, so lange gegen Ibn Saud aushalten können. Aber – war er auch wirklich sich selbst überlassen?

Als ich eines Abends im Sommer 1929 in Rijadh früh zu Bett gegangen war und mir die Zeit vorm Einschlafen mit einem alten Buch über die Dynastien des Oman vertrieb, kam Zayd unversehens in mein Zimmer.

»Ein Mann ist da vom König. Er möchte dich sofort sehen.«

Ich kleidete mich eilig an und ging ins Schloß. Ibn Saud empfing mich in seinen privaten Gemächern, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Diwan sitzend. Ein ganzer Haufen arabischer Zeitungen lag am Boden um ihn herum; in seinen Händen hielt er eine Zeitung aus Kairo. Er beantwortete meinen Gruß kurz und deutete, ohne das Lesen zu unterbrechen, mit der Hand auf den Platz am Diwan neben sich. Ich setzte mich hin. Nach einer Weile sah der König auf, blickte auf den Sklaven, der an der Tür stand, und winkte ihm, uns allein zu lassen. Sobald der Türvorhang hinter dem Sklaven zufiel, legte der König die Zeitung aus der Hand und richtete die Augen forschend auf mich, als hätte er mich seit langem nicht gesehen (obwohl ich am selben Morgen einige Stunden bei ihm verbracht hatte).

»Viel Arbeit?« fragte er mich. »Mit Schreiben beschäftigt?«

»Nein, o du Langlebiger, ich habe seit Wochen nicht geschrieben.«

»Das waren aber recht interessante Artikel – ich meine die über die Grenzfragen zwischen mir und dem Irak.«

Er spielte offensichtlich auf eine Reihe von Berichten an, welche ich vor etwa zwei Monaten für meine europäischen Zeitungen geschrieben hatte; einige von ihnen waren auch in einer arabischen Zeitung in Kairo erschienen und hatten – so schmeichelte ich mir wenigstens – einiges zur Klärung einer recht verwickelten Streitfrage beigetragen. So wie ich den König kannte, wußte ich, daß er nicht etwa aufs Geratewohl plauderte, sondern etwas ganz Bestimmtes im Sinn hatte; und so schwieg ich und wartete ab, was noch kommen würde. Es kam auch bald.

»Vielleicht möchtest du noch etwas mehr darüber schreiben, was jetzt im Nedschd vor sich geht – über diesen Aufstand und seine eigentliche Bedeutung.« Seine Stimme nahm einen leidenschaftlichen Ton an. »Die scharifische Familie haßt mich. Diese Söhne des Husayn, die jetzt im Irak und in Transjordanien herrschen – sie werden mich wohl immer hassen, denn sie können es nicht verschmerzen, daß ich den Hidschaz von ihnen nahm. Sie würden es gern sehen, wenn mein Reich auseinanderbräche, denn dann könnten sie nach dem Hidschaz zurückkehren ... und ihre Freunde, die vorgeben, auch meine Freunde zu sein, würden es wohl auch nicht so ungerne sehen ... Nicht umsonst haben sie jene Forts gebaut: sie gehen darauf aus, mir Schwierigkeiten zu machen und mich womöglich von ihren Grenzen abzudrängen ...«

Nach einer langen Pause fuhr der König fort: »Ich habe mir, so wie jeder andere, Gedanken gemacht über die Waffen und die Munition, die Ad-Dauisch zur Verfügung hat. Er hat große Mengen davon und kriegt immer wieder neuen Nachschub; und man sagt mir, er hätte auch eine Menge Geld ... Es kommt mir in den Sinn, daß du vielleicht über diese Dinge schreiben könntest – ich meine, über die geheimnisvollen Quellen, aus welchen Ad-Dauisch seine Vorräte erneuert. Ich habe meinen eigenen Argwohn in dieser Hinsicht ... vielleicht sogar mehr als nur Argwohn ... aber ich möchte, daß du den wahren Sachverhalt selbst herausfindest, denn ich kann mich ja irren ...«

Also das war's. Obwohl der König nur leichthin, beinah im Unterhaltungston sprach, war es doch ersichtlich, daß er jedes Wort abwog, bevor er es laut werden ließ. Ich sah ihm in die Augen. Sein Gesicht, einen Augenblick zuvor so ernst, verzog sich in einem breiten Lächeln. Er legte mir die Hand aufs Knie und rüttelte daran:

»Ich möchte, o mein Sohn, daß du auf eigene Faust – ich wiederhole: auf eigene Faust – herausfindest, woher Ad-Dauisch seine Gewehre, seine Munition und das Geld nimmt, mit dem er so großzügig um sich wirft. Ich selbst habe kaum einen Zweifel darüber, aber es liegt mir daran, daß so einer wie du, der nicht unmittelbar in die ganze Geschichte verwickelt ist, der Welt aus eigener Erfahrung mitteilt, wieviel Unehrllichkeit und Winkelzüge hinter Ad-Dauischs Aufstand verborgen sind.«

Ibn Saud wußte natürlich, was er tat. Er hat ja immer gewußt, wie sehr ich ihm zugetan bin. Wenngleich ich seine politische Handlungsweise nicht immer billigen kann und daraus auch keinen Hehl gemacht habe, bleibt mir doch sein Vertrauen erhalten, und er fragt mich oft nach meiner Meinung. Er vertraut mir wohl um so mehr, als er weiß, daß ich mir keinen persönlichen Gewinn von ihm erhoffe und nicht einmal einen Posten in seiner Regierung annehmen würde, um nicht meine Freiheit aufs Spiel zu setzen. Und so, an jenem denkwürdigen Abend im Sommer 1929 schlug er mir vor, auszuziehen und das Gewebe der politischen Ränke hinter dem *ichuan*-Aufstand zu erforschen – ein Auftrag, der wahrscheinlich persönliche Gefahren mit sich bringen würde und sich jedenfalls nur unter größten Mühen durchführen ließ.

Ibn Saud hatte sich jedoch in seinen Berechnungen nicht geirrt: denn abgesehen von meiner Zuneigung für ihn und sein Land, versprach mir die Aufgabe, die er mir anvertraute, ein aufregendes Abenteuer und möglicherweise auch einen journalistischen Leckerbissen.

»Über meinen Augen und meinem Kopf sei dein Gebot, o du Langlebiger«, antwortete ich. »Ich werde bestimmt alles tun, was ich kann.«

»Daran habe ich gar keinen Zweifel, o Muhammad. Ich erwarte von dir, daß du deine Aufgabe geheimhältst ... sie mag unter Umständen nicht ungefährlich sein. Wie steht's übrigens um deine Frau?«

Die Frau war ein Mädchen aus Rijadh, das ich im Vorjahr geheiratet hatte; ich war jedoch in der Lage, den König über diesen Punkt zu beruhigen.

»Sie wird nicht weinen, o Imam; gerade heute überlegte ich es mir, ob ich mich nicht von ihr scheiden sollte. Wir passen nicht gut zueinander.«

Ibn Saud schmunzelte und nickte mit dem Kopf; Ehescheidungen waren ihm ja nichts Ungewöhnliches. »Aber andere Leute – deine Verwandten?«

»Niemand, glaube ich, würde trauern, falls mir etwas zustieße – außer Zayd, natürlich; aber er wird mich ja auf jeden Fall begleiten, und was mir geschieht, wird auch ihm geschehen.«

»Das ist gut so«, versetzte der König. »Oh, ehe ich's vergesse: du wirst wohl Geld für dieses Unterfangen brauchen« – und er griff unters Wandkissen, zog einen Geldbeutel hervor und drückte ihn mir in die Hand; sein Gewicht verriet mir sofort, daß er mit Goldstücken gefüllt war. Der Gedanke fuhr mir durch den Sinn: Wie sicher muß er gewesen sein, der Schlaue, ehe er mich noch fragte, daß ich seinen Vorschlag annehmen würde ...!

Sobald ich wieder in meinem Quartier war, rief ich Zayd zu mir. »Wenn ich dich auffordern würde, Bruder, mit mir auf eine Reise zu gehen, die gefährlich werden könnte – würdest du's tun?«

Zayd antwortete: »Meinst du etwa, o mein Oheim, ich würde dich allein reisen lassen, wie groß die Gefahr auch sein möge? Wohin geht's denn?«

»Wir ziehen nach dem Norden. Wir wollen versuchen herauszufinden, woher Ad-Dauisch seine Waffen und sein Geld bekommt. Der König besteht darauf, daß keine Menschenseele erfährt, was wir tun, bevor es getan ist; du mußt also auf deiner Hut sein.«

Zayd nahm sich gar nicht erst die Mühe, mir diesbezüglich eine Versicherung zu geben, sondern wandte sich gleich der praktischen Seite der Frage zu:

»Nun ja, wir können wohl kaum Ad-Dauisch selbst oder seine Leute darüber befragen; wie fangen wir's also an?«

Schon auf meinem Heimweg vom Schloß hatte ich über dieses Problem nachgegrübelt, aber keine klare Antwort gefunden. Der beste Ausgangspunkt schien in einer der Städte im Mittelnedshd zu liegen, wo es viele Kaufleute gab, die enge Beziehungen mit Kuwayt und Irak unterhielten. Meine Wahl fiel schließlich auf Schaqra, die Hauptstadt der Provinz Waschm – etwa drei Tagereisen von Rijadh –, wo mein Freund Abd ar-Rahman as-Siba'i mir vielleicht helfen könnte.

Der nächste Tag war mit Reisevorbereitungen ausgefüllt. Da ich keine unnötige Aufmerksamkeit auf unsere Pläne lenken wollte, trug ich Zayd auf, unsere Vorräte nicht wie üblich aus den Vorratskammern des Königs zu beziehen, sondern alles Nötige unauffällig im Basar zu kaufen. Am Abend hatte er auch alles hübsch beisammen: ungefähr zwanzig Pfund Reis, die gleiche Menge an Brotmehl, einen kleinen Lederschlauch mit zerlassener Butter, Datteln, Kaffeebohnen und Salz; dazu hatte er noch zwei neue Wasserschläuche, einen Ledereimer und ein Seil aus Ziegenhaar (lang

genug für die tiefsten Brunnen) erstanden. Mit Waffen und Munition waren wir schon ausreichend versehen. Zwei Garnituren Kleider pro Mann wurden in die Satteltaschen gepackt; außerdem hatte jeder von uns beiden eine schwere wollene *abaja*, die uns in kühleren Nächten auch als Decke dienen konnte. Unsere Dromedare hatten mehrere Wochen auf der Weide verbracht und sahen vorzüglich aus; das Tier, welches ich Zayd vor kurzem verehrt hatte, war ein äußerst schnelles Reitkamel aus Oman; ich selbst ritt das schöne alte Vollbluttier aus dem Norden, das einst dem letzten Raschidi Emir von Hail gehört hatte und mir von Ibn Saud geschenkt worden war.

In derselben Nacht verließen wir Rijadh und erreichten um Morgen grauen das Wadi Hanifa – ein trockenes Flußbett, tief zwischen steilen Hügelwänden gelagert –, wo vor mehr als dreizehnhundert Jahren die entscheidende Schlacht zwischen der Heeresmacht Abu Bakrs, des ersten Kalifen, und dem Stamm der Banu Hanifa ausgefochten wurde, die dem ›falschen Propheten‹ Musaylima folgten und seit Jahren die Muslims befehdet hatten. Diese Schlacht führte zum endgültigen Sieg des Islam in Zentralarabien. Viele von Muhammads Gefährten fanden hier den Tod; ihre Gräber sind noch heute in den felsigen Hängen des Wadi sichtbar.

Am Vormittag ritten wir an der Ruinenstadt Ajayna vorüber, die sich meilenweit an den beiden Ufern des Wadi Hanifa entlangzieht. Zwischen Reihen von Tamarisken liegen die Überreste einer größeren Vergangenheit: zusammengebrochene Häusermauern, hie und da noch die zerbröckelnden Säulen einer Moschee oder die Ruine eines Palastbaus – und all dies in einem weitaus höher entwickelten und gefälligeren Stil als die einfachen Lehmbauten des heutigen Nedschd. Man erzählt sich, daß noch vor etwa hundertfünfzig oder zweihundert Jahren der ganze Lauf des Wadi Hanifa von Dar'ijja (der ursprünglichen Hauptstadt der saudischen Dynastie) bis Ajayna – also über eine Entfernung von nahezu fünfundzwanzig Kilometern – eine einzige große Stadtschaft war (wenn dem Emir von Dar'ijja ein Sohn geboren wurde, so gelangte die Nachricht hiervon binnen weniger Minuten bis zum äußersten Rand von Ajayna, indem die Frauen sich diese Botschaft von Dachterrasse zu Dachterrasse zuriefen). Die Geschichte von Ajaynas Verfall ist so von Legenden überwuchert, daß es schwierig ist, die wirklichen Vorgänge herauszuschälen. Wahrscheinlich ist die Stadt im achtzehnten Jahrhundert von den saudischen Emiren zerstört worden, als sie sich weigerte, die Lehren des Muhammad ibn Abd al-Wahhab anzuneh-

men; die wahhabitische Sage jedoch berichtet, daß als Zeichen von Gottes Zorn sämtliche Brunnen Ajaynas in einer einzigen Nacht versiegten, was die Bewohner zwang, ihre Stadt fluchtartig zu verlassen.

Gegen Mittag des dritten Tages erblickten wir die Lehmmauern und Basteien von Schaqra und die hohen Palmen, die über ihre Häuser emporragten. Wir ritten zwischen leeren Palmengärten und durch leere Straßen; erst jetzt erinnerten wir uns: es war ja Freitag, und die Leute waren noch in der Moschee. Manchmal nur begegnete uns eine Frau in schwarzer, über den Kopf gezogener *abaja*, wich erschreckt zur Seite aus und zog mit einer schnellen, scheuen Bewegung den Schleier dichter übers Gesicht. Kleine Kinder spielten hie und da im Schatten der Häuser; eine schwere Wärme brütete über den Palmen.

Wir wandten uns zum Hause meines guten Freundes Abd ar-Rahma as-Siba'i, der damals dem Finanzamt der Provinz vorstand und als »erster Bürger« von Schaqra galt. Vor dem offenen Tor stiegen wir ab, und Zayd rief in den Hof hinein: »*Ja walad!*« – »o Bursche!« – woraufhin ein Dienerjunge aus dem Hause herausgestürzt kam. Zayd kündigte an: »Gäste sind da!«

Während Zayd und der Junge unsere Dromedare im Hof absattelten, ließ ich mich in Abd ar-Rahmans *qahua* nieder, als hätte ich schon seit Monaten dort gewohnt. Ein Diener machte sofort ein Feuer am Herd unter den messingnen Kaffeekannen an; aber kaum hatte ich den ersten Schluck getan, als schon Stimmen im Hof ertönten, Fragen und Antwortrufe: der Hausherr war heimgekehrt. Schon von der Treppe, noch unsichtbar, rief er mir den Willkommensgruß zu, und das erste, was ich von ihm sah, waren seine ausgebreiteten Arme in der Tür. Hinter diesen Armen erschien ein kleines, zartes Männchen mit kurzem, hellbraunem Bart, zwinkernden Augen und einem breiten Grinsen im Gesicht. Trotz der Hitze trug er einen langen, pelzgefütterten Rock unter seiner *abaja*. Er war immer gewaltig stolz auf dieses Kleidungsstück und erzählte jedem, der die Geschichte noch nicht kannte, daß es einst dem früheren König des Hidschaz, Scharif Husayn, gehört hatte und bei der Eroberung von Mekka im Jahre 1924 ihm, Abd ar-Rahman, in die Hände gefallen war. Ich kann mich nicht entsinnen, ihn jemals ohne den Pelzrock gesehen zu haben.

Er umarmte mich herzlich und küßte mich, auf den Zehen stehend, auf beide Wangen: »*Ahlan wa-sahlan wa-marhaba*, o mein Bruder! Sei in diesem niedrigen Hause willkommen! Gesegnet sei die Stunde, die dich hierher bringt ...«



Und dann kamen die üblichen Fragen: woher, wohin, und wie es dem König ginge, und ob es unterwegs Regen gegeben hätte – oder hätten wir zumindest von Regen gehört? – und der ganze herkömmliche Austausch arabischer Neuigkeiten. Ich sagte ihm, Anayza im mittleren Nedschd wäre unser Ziel – was zwar nicht ganz der Wahrheit entsprach, aber doch immerhin wahr werden konnte.

In früheren Jahren hatte Abd ar-Rahman viel Handel zwischen Nedschd und Irak getrieben und war deshalb sowohl mit Basra als auch Kuwayt vertraut. Es war gar nicht schwer, ihn zum Reden über diese beiden Städte zu bringen und auf diese Weise zu erfahren, ob vielleicht jemand aus Schaqra kürzlich dort gewesen wäre: denn angesichts der Nachrichten über Ad-Dauischs Aufenthalt in der Nähe von Kuwayt schien es mir nicht ausgeschlossen, entweder dort oder in Basra seinen fragwürdigen Nachschubquellen auf die Spur zu kommen. Im Verlaufe des Gesprächs stellte es sich heraus, daß ein Mitglied der angesehenen Familie Al-Bassam aus Anayza – ein alter Bekannter von mir – vor einigen Wochen Kuwayt auf dem Rückweg von Basra besucht hatte; da er sich nicht den Gefahren einer Reise durch aufständisches Gebiet aussetzen wollte, war er dann auf dem Seeweg über Bahrayn nach Nedschd zurückgekehrt. Nunmehr hielt er sich in Schaqra auf; und Abd ar-Rahman fügte hinzu: »Wenn du willst, werde ich ihn bitten, hierher zu kommen« – denn altarabischem Brauch gemäß ist es das Recht des Neuangekommenen, von den Einsässigen besucht zu werden, und nicht umgekehrt. Kurz darauf erschien Abdallah al-Bassam in Abd ar-Rahmans *qahua*.

Wenngleich Abdallah einer der bedeutendsten Kaufmannsfamilien des Nedschd angehörte, war er selbst keineswegs reich. Sein Leben war ein ständiges Auf und Nieder – größtenteils Nieder – gewesen und hatte sich nicht nur im Nedschd, sondern auch in Kairo, Bagdad, Basra, Kuwayt, Bahrayn und Bombay abgespielt. Er kannte jeden Menschen, der in diesen Städten irgendeine Rolle spielte, und in seinem klugen Kopf barg sich eine äußerst umfangreiche Kenntnis aller Dinge, die sich in den arabischen Ländern abspielten. Ich sagte ihm, eine deutsche Geschäftsfirma hätte mich ersucht, in Kuwayt und Basra Erkundigungen über die Aussichten einer Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen einzuziehen; und da man mir eine üppige Kommission angeboten hätte, wäre mir natürlich viel daran gelegen, zu erfahren, ob es in diesen zwei Städten wohl Kaufleute gäbe, die an so etwas Interesse hätten. Al-Bassam hörte sich meine Ausführungen aufmerksam

an, nickte ab und zu verständnisvoll, und erwähnte schließlich ein paar Namen. Dann setzte er hinzu:

»Ich bin ziemlich sicher, daß die Leute in Kuwayt sich für deine Vorschläge interessieren werden. Sie führen immer alles mögliche aus dem Ausland ein, und heutzutage ist der Handel dort sehr lebhaft – so lebhaft, daß fast jeden Tag bedeutende Frachten von Silber-*rijals* eintreffen, und zwar direkt von der Münzstätte in Triest.«

Die Erwähnung der *rijals* gab mir einen Stoß. Diese besondere Münze, der Maria-Theresien-Taler, war neben den offiziellen arabischen Währungen die wichtigste Handelsmünze der ganzen Halbinsel. Sie wurde in Triest geschlagen und zum Silberwert, plus einer kleinen Münzgebühr, an die verschiedenen Regierungen und auch an einige der großen Kaufleute geliefert, die ausgedehnte Handelsbeziehungen mit den Beduinen unterhielten: denn die Beduinen sind allem Papiergeld abhold und nehmen nur Gold oder Silber an – vorzugsweise Maria-Theresien-Taler. Bedeutende Einfuhren dieser Münzen nach Kuwayt deuteten darauf hin, daß ein sehr reger Handelsbetrieb zwischen den Geschäftsleuten jener Stadt und den Beduinen des Inlands vor sich ging.

»Warum«, fragte ich Al-Bassam, »sollten die Kaufleute von Kuwayt gerade jetzt *rijals* einführen?«

»Ich weiß es nicht recht«, antwortete er nachdenklich, »ich kann's mir selbst nicht ganz erklären. Sie schwatzen immer von den Kamelen, die sie von den Beduinen um Kuwayt kaufen, oder kaufen wollen, um sie dann als Schlachtvieh in Basra und Bagdad zu verkaufen, wo die Preise heutzutage hoch sind; aber ich kann's mir gar nicht vorstellen, wieso man in diesen unruhigen Zeiten solche Mengen von Kamelen in der Nähe von Kuwayt finden kann ... Ich könnte mir schon eher denken«, fügte er auflachend hinzu, »daß es ein viel besseres Geschäft wäre, im Irak Reitkamele aufzukaufen und sie an Ad-Dauisch und seine Banden zu verkaufen – aber Ad-Dauisch dürfte wohl kaum Geld genug haben, um sie zu bezahlen, Gott sei Dank ...«

Hatte er wirklich nicht genug?

Am selben Abend, bevor wir uns schlafen legten, zog ich Zayd beiseite: »Wir reiten nach Kuwayt.«

»Das wird nicht ganz einfach sein«, antwortete Zayd; aber das Funkeln in seinen Augen gab deutlich Kunde von seiner Bereitschaft, sich auf etwas einzulassen, das nicht nur nicht ganz einfach, sondern auch wirklich ge-

fährlich zu sein schien. Es war natürlich kinderleicht, durch Gebiete zu reisen, die unter der Botmäßigkeit königlicher Truppen oder loyaler Stämme standen; aber die letzten hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer vor der Grenze von Kuwayt gingen durch feindliches Gebiet, in welchem die aufrührerischen Mutayr und Adschman herumschwärmten. Gewiß, es stand uns frei, nach Kuwayt auf dem Seeweg, über Bahrayn, zu reisen; dazu brauchten wir jedoch eine Genehmigung der britischen Behörden, die uns scharf im Auge behalten würden. Dasselbe würde sich ereignen, falls wir beschlössen, über Al-Dschauf und die Syrische Wüste nach Irak und von dort nach Kuwayt zu ziehen: denn es wäre gar zu optimistisch, zu hoffen, daß wir unbemerkt an den vielen Kontrollpunkten im Irak vorbeischlüpfen könnten. Somit blieb uns nichts übrig als der gerade Überlandweg nach Kuwayt. Wie man die Steppen der aufständischen *ichuan* durchziehen und dann unentdeckt in die Stadt selbst eindringen sollte, war eine Frage, die wir jetzt noch nicht beantworten konnten; und so verschoben wir sie, auf unser Glück vertrauend, in die Zukunft.

Abd ar-Rahman as-Siba'i hätte es gern gesehen, wenn ich einige Tage bei ihm geblieben wäre; als ich ihm jedoch klarmachte, daß unsere Zeit knapp bemessen war, ließ er uns am nächsten Tag weiterziehen, nicht ohne uns einen Vorrat an gedörrtem Kamelfleisch für den Weg mitzugeben – eine sehr willkommene Bereicherung unserer abwechslungsarmen Speisekarte. Er bestand auch darauf, daß ich ihn auf dem Rückweg wieder besuchen sollte, worauf ich nur »*inscha-Allah*« – »so Gott es will« – antworten konnte.

Von Schaqra aus reisten wir vier Tage lang gegen Nordost, ohne daß uns etwas Besonderes zugestoßen wäre. Einmal wurden wir von einer Abteilung königstreuer Auazim-Beduinen angehalten, die Emir Ibn Musaads Streitmacht angehörten; aber mein offener Brief vom König beruhigte ihren Führer sogleich, und nach dem üblichen Austausch von Wüstennachrichten ließ er uns weiterziehen.

Vor Morgengrauen des fünften Tages näherten wir uns einem Gebiet, wo Ibn Sauds Wort keine Geltung mehr besaß. Von jetzt an war es nicht mehr möglich, tagsüber zu reiten; Dunkelheit und Heimlichkeit allein konnten uns Schutz gewähren.

Wir lagerten uns in einem schmalen, tiefen Taleinschnitt nicht allzu weit vom Wadi ar-Rumma, jenem großen ausgetrockneten Strombett, das

quer durch ganz Nordarabien zum Persischen Golf läuft. Die Schlucht war reichlich mit *arfadsch*-Büschen überhangen, die uns genügend Deckung versprachen, solange wir uns dicht an die steile Uferböschung hielten. Wir legten den Kamelen Fesselstricke an alle vier Beine, fütterten sie – um sie nicht weiden lassen zu müssen – mit einem Gemisch aus grobem Gerstemehl und Dattelnkernen, und setzten uns dann hin, um den Einbruch der Nacht abzuwarten. Vom Anmachen eines Feuers konnte natürlich keine Rede sein, denn sein Rauch hätte uns verraten; und so mußten wir uns mit einer Mahlzeit von Datteln und Wasser begnügen.

Wie vernünftig unsere Vorsichtsmaßregeln waren, erwies sich am späten Nachmittag, als wir plötzlich die Töne eines beduinischen Kamelreiters vernahmen. Jeder von uns beiden hielt das Maul seines Dromedars fest, um es am Schnaufen oder Röhren zu verhindern; und wir drückten uns, Gewehr schußbereit in der Hand, so flach wie nur möglich an die schützende Uferböschung.

Das Singen wurde deutlicher, als die unbekanntenen Reiter näherkamen; schon konnten wir die Worte verstehen – »*La ilaha ill' Allah, la ilaha ill' Allah*« – »Es gibt keine Gottheit außer Gott, es gibt keine Gottheit außer Gott« – die übliche *ichuan*-Losung, die ihnen die weltlicheren Gesänge der ›unbekehrten‹ Beduinen ersetzte. Daß dies *ichuan* waren, konnte keinem Zweifel unterliegen; und in dieser Gegend konnten es nur feindliche *ichuan* sein. Nach einer Weile tauchten sie überm Hügelrücken auf, unmittelbar über unserer Böschung – eine Schar von acht oder zehn Kamelreitern im langsamen Gänsemarsch, scharf gegen den nachmittäglichen Himmel abgezeichnet, ein jeder von ihnen mit dem weißen *ichuan*-Turban über der rot- und weißgescheckten *kufijja*, zwei Patronengürtel kreuzweise über der Brust und ein Gewehr am hintern Sattelpflock: eine düstere Kavalkade, langsam im Sattel vorwärts und rückwärts schwingend, vorwärts und rückwärts, im Gleichtakt mit dem Schritt der Dromedare und den großen, jetzt so mißbrauchten Worten *la ilaha ill' Allah, la ilaha ill' Allah* ...

Der Anblick war ergreifend und zugleich Mitleid erregend: denn dies waren Menschen, denen ihr Glaube offensichtlich mehr bedeutete, als irgend etwas anderes im Leben: sie nahmen an, ihr Kampf gelte seiner Reinheit und dem Ruhme Gottes – und wußten nicht, daß ihre Inbrunst und Sehnsucht nunmehr dem Ehrgeiz eines rücksichtslosen Führers ausgeliefert waren, dem es nur um eigene Macht ging ...

Soweit wir in Frage kamen, befanden sie sich auf der ›richtigen‹ Seite der Schlucht: denn wären sie auf der andern Seite gekommen, so hätten sie uns so deutlich gesehen, wie wir sie jetzt von unserm Versteck unter den Büschen sahen. Als sie allmählich, mit dem Klang des Glaubensbekenntnisses auf den Lippen, hügelabwärts unserer Sicht entschwanden, atmeten wir erlöst auf.

»Sie sind wie die Dschinne«, flüsterte Zayd. »Ja, wie Dschinne, die weder Lebensfreude noch Todesfurcht kennen ... Sie sind tapfer und im Glauben stark, das muß man ihnen schon lassen – aber sie träumen nur von Blut und Tod und Paradies ...«

Und, gleichsam in Auflehnung gegen den düstern Puritanismus der *ichuan*, stimmte er halblaut ein sehr weltliches syrisches Liebeslied an: »O du Mädchen mit goldbrauner Haut ...«

Sobald es ganz dunkel wurde, machten wir uns wieder auf unsern heimlichen Weg nach dem fernen Kuwayt.

»Schau dorthin, o mein Oheim!« rief Zayd auf einmal aus. »Ein Feuer!« Für ein Beduinenlager schien es viel zu klein zu sein; war es vielleicht ein einsamer Hirt? Aber welcher Hirt würde es wagen, in dieser Gegend ein Feuer anzuzünden, es sei denn, er gehörte selber zu den Aufrührern? Immerhin, es war ratsam, den Tatbestand aufzuklären. Wenn es nur ein einziger Mann war, könnten wir leicht mit ihm fertig werden und vielleicht auch Näheres über die feindlichen Bewegungen erfahren.

Der Boden war sandig; die Füße unserer Dromedare machten fast gar kein Geräusch, als wir uns vorsichtig dem Feuer näherten. In seinem Schein wurde allmählich die Gestalt eines Beduinen – nur eines einzigen – sichtbar. Trotz unserer Vorsicht hatte er wahrscheinlich etwas gehört, denn er startete angestrengt in die Finsternis in unserer Richtung; dann, als wäre er mit dem, was er gesehen hatte, befriedigt, erhob er sich ohne Hast, kreuzte die Arme über der Brust – vielleicht, um uns zu zeigen, daß er unbewaffnet war – und erwartete uns ohne jegliches Anzeichen der Furcht.

»Wer bist du?« rief Zayd scharf, seinen Karabiner auf den abgerissenen Unbekannten richtend.

Der Beduine lächelte langsam und antwortete mit einer tiefen, volltönenden Stimme: »Ich bin ein Sulubbi ...«

Die Ursache seiner Unerschrockenheit war nunmehr klar. Der seltsame, zigeunerhaft umherziehende Stamm, dem er angehörte, hatte niemals an

Arabiens fast unaufhörlichen Beduinenfehden teilgenommen; niemandem ein Feind, wurde er auch von niemand angegriffen.

Die Sulubba (Mehrzahl von Sulubbi) sind allen Arabienforschern bis heute ein Rätsel geblieben; niemand kennt ihre Herkunft. Daß sie keine Araber sind, ist gewiß: ihre in vielen Fällen blauen Augen und das hellbraune Haar passen nicht zu ihrer sonnenverbrannten Haut und weisen auf nördliche Landstriche hin. Die alten arabischen Schriftsteller versichern uns, daß wir es hier mit Nachkommen von Kreuzfahrern zu tun haben, die von Saladin gefangen genommen und nach Arabien verpflanzt wurden, wo sie später den islamischen Glauben – allerdings in ziemlich oberflächlicher Weise – annahmen: und, in der Tat, der Name Sulubba hat dieselbe Wurzel wie das Wort *salib* (Kreuz) und *salibi* (Kreuzfahrer). Ob diese Erklärung auch wirklich stimmt, ist schwer zu sagen. Es steht jedoch fest, daß die Sulubba von den Beduinen einmütig als Fremdlinge betrachtet und mit einer Art duldsamer Verachtung behandelt werden. Die Beduinen begründen diese Verachtung, die so auffallend von dem sonst so hoch entwickelten arabischen Sinn für menschliche Gleichheit absticht, mit der Behauptung, die Sulubba seien weder ihrer Überzeugung noch ihrer Lebenshaltung nach wirklich Muslims. Man erzählt sich, daß sie nicht heiraten, sondern »wie Hunde wahllos sich vermischen«, sogar ohne Ansehung enger Blutsverwandtschaft; und sie essen auch Aasfleisch, welches allen Muslims als unrein gilt. Es mag jedoch sein, daß diese und ähnliche Mängel im Gesellschaftsleben der Sulubba nur eine post-factum-Begründung der beduinischen Haltung darstellen. Ich könnte mir eher denken, daß die außerordentliche Aura der Fremdartigkeit, die den Sulubba anhaftet, die sehr rassebewußten Beduinen von allem Anfang an veranlaßt hat, einen magischen Kreis der Verachtung um sie zu ziehen – eine instinktive Abwehr gegen Blutmischungen, welche im Falle der Sulubba sicherlich nicht ohne Lockung waren: denn sie sind durchwegs schöne Menschen, von höherem Wuchs als die meisten Araber, und von großer Regelmäßigkeit der Gesichtszüge; ihre Frauen sind ganz besonders lieblich und zeichnen sich durch eine fließende, gespannte Anmut der Bewegungen aus.

Wie dem auch sei, die Verachtung, mit der die Beduinen den Sulubba begegnen, gewährt ihnen vollkommene Sicherheit inmitten des unruhigen Arabien: denn wer einen Sulubbi angriffe oder gar tötete, würde seinen Stammesbrüdern für immer als ehrlos gelten. Dazu kommt noch, daß die Sulubba sich wegen ihrer beruflichen Geschicklichkeit sogar einer

gewissen Beliebtheit erfreuen: sie sind als wandernde Viehdoktoren, Sattelmacher, Kesselflicker und Schmiede sehr geschätzt – denn obwohl der Beduine das Handwerk zu sehr verachtet, um es selber auszuüben, ist er dennoch darauf angewiesen, und da helfen eben die Sulubba aus. Sie sind auch gute Kamel- und Eselzüchter und, vor allem, unvergleichliche Meister der Jagdkunst. Was Spurenlesen betrifft, so grenzen ihre Fähigkeiten ans Sagenhafte; hierin kann man ihnen höchstens noch die Beduinen aus dem Stamm Al Murra vergleichen, die am nördlichen Rande der Sandwüste Rub' al-Chali leben.

Von einem ewigen Geheimnis unwittert, ziehen die Sulubba immerwährend durch die Wüsten und Steppen Nordarabiens, immer aus einem unbekanntem Woher in ein unbekanntes Wohin, ohne Siedlungen und feste Weideplätze, großartige Jäger und Pfadfinder, um Wasservorkommen in Gegenden wissend, welche selbst dem einheimischen Beduinen als vollkommen wasserlos gelten, von niemand verfolgt und niemanden verfolgend, und von einem rastlosen Wandertrieb erfüllt ...

Erleichtert beim Gedanken, daß unser neuer Bekannter ein Sulubbi war, teilte ich ihm offen mit, daß wir Ibn Sauds Leute wären – was angesichts der Ehrfurcht, welche die Sulubba für jede Art Autorität besitzen, keineswegs ein Wagnis war –, und ersuchte ihn, sein Feuer zu löschen. Dies getan, setzten wir uns zu längerer Unterhaltung nieder.

Er konnte uns nichts Bestimmtes über die Verteilung von Ad-Dauischs Streitkräften erzählen, »denn«, sagte er, »sie sind immer in Bewegung, wie die Dschinne, und verbleiben nirgendwo lang«. Es stellte sich jedoch heraus, daß zur Zeit keine nennenswerten Ansammlungen von *ichuan* sich in unserer Nähe befanden, wenn auch kleine Gruppen beständig kreuz und quer die Wüste durchzogen.

Mit einem Male kam mir ein Gedanke: könnten wir nicht vielleicht die pfadfinderische Gewandtheit des Sulubbi uns zunutze machen?

»Bist du jemals in Kuwayt gewesen?« fragte ich ihn.

Er lachte auf. »Nicht einmal, sondern viele Male. Ich habe dort Gazellenhäute verkauft und zerlassene Butter und Kamelwolle. Ja, es ist kaum zehn Tage her, seit ich von dort zurückgekehrt bin.«

»Und könntest du uns vielleicht dorthin führen? – ich meine, so führen, daß wir keinen *ichuan* unterwegs begegnen?«

Einige Sekunden lang dachte der Sulubbi über diese Frage nach; dann



*Der Groß-Sanussi*



antwortete er zögernd: »Ich könnte es schon, aber es würde mir an den Kragen gehen, wenn die *ichuan* mich in eurer Gesellschaft erwischten ... Doch, ich könnte es wohl versuchen, aber ... aber das würde dich recht viel kosten.«

»Wieviel?«

»Nun ja ...« – und ich konnte das Zittern der Habgier aus seiner Stimme heraushören – »nun ja, o mein Gebieter, wenn du mir hundert *rijal* gäbst, würde ich dich und deinen Freund so nach Kuwayt führen, daß nur die Vögel des Himmels uns zu erblicken vermöchten.«

Hundert *rijal* war soviel wie zehn Goldpfunde – eine lächerlich geringe Summe, wenn man bedachte, was wir dafür eintauschten; der Sulubbi jedoch hatte wahrscheinlich noch nie in seinem Leben so viel Geld in der Hand gehabt.

»Gut. Ich werde dir hundert *rijal* geben – zwanzig jetzt und den Rest in Kuwayt.«

Unser zukünftiger Führer war offenbar nicht darauf gefaßt gewesen, daß ich ihm seine Forderung so ohne jedes Feilschen bewilligen würde. Vielleicht bereute er jetzt, den Preis nicht höher gesetzt zu haben, denn er setzte schnell hinzu:

»Aber mein Dromedar – was geschieht damit? Wenn ich mit euch nach Kuwayt reiten und dann zurück soll, wird das arme Tier ganz entkräftet werden, und ich besitze nur dieses eine ...«

Da ich die Verhandlungen nicht in die Länge ziehen wollte, antwortete ich sofort: »Ich werde dir dein Dromedar abkaufen. Du kannst auf ihm nach Kuwayt reiten, und dort werde ich es dir zum Geschenk machen – aber nur unter einer Bedingung: du mußt uns auch von Kuwayt wieder in Ibn Sauds Gebiet zurückgeleiten.«

Das war wohl mehr, als er sich erhofft hatte. Er sprang mit großer Bereitwilligkeit auf, verschwand in der Finsternis, tauchte nach einigen Minuten wieder auf, ein altes, aber schönes und offensichtlich sehr tüchtiges Reitkamel am Halfter führend. Nach einigem Hin und Her einigten wir uns auf einen Kaufpreis von hundertfünfzig *rijal*; davon sollte er fünfzig an Ort und Stelle und den Rest, zusammen mit seinem Lohn, in Kuwayt erhalten. Zayd holte einen Sack mit *rijals* aus einer unserer Satteltaschen; ich fing an, die Münzen einzeln abzuzählen und warf eine nach der andern dem Sulubbi in den Schoß. Aus den Tiefen seines zerfetzten Hemdocks zog er einen Lappen hervor, in welchen sein Bargeld gewickelt war. Als er sich

daranmachte, meine *rijals* seinem Schatz beizulegen, fiel mir das Glitzern einer neuen Münze ins Auge.

»Warte!« rief ich aus und legte meine Hand auf die seine. »Laß mich mal diesen glänzenden *rijal* ansehen.«

Mit einer zögernden Geste, als fürchtete er, beraubt zu werden, legte der Sulubbi den *rijal* sachte auf meine Handfläche. Er fühlte sich scharfkantig an, wie eine ganz neue Münze; um jedoch sicherzugehen, zündete ich ein Streichholz an und beschaute ihn mir genau. Es war in der Tat ein neuer Maria-Theresien-Taler – so funkelnd neu und unverkratzt, als wäre er eben aus der Münzstätte hervorgegangen. Und da ich mit einem zweiten Streichholz den Rest des Geldes im Lappen des Sulubbi beleuchtete, entdeckte ich fünf oder sechs weitere Taler von derselben verblüffenden Neuheit ...

»Wo hast du diese *rijals* hergenommen?«

»Ich bin auf ehrliche Weise zu ihnen gekommen, o mein Gebieter, ich schwör's ... Ich habe sie nicht gestohlen. Ein Mutayri gab sie mir vor ein paar Wochen in der Nähe von Kuwayt. Er kaufte sich einen neuen Kamelsattel von mir, da der seine zerbrochen war ...«

»Ein Mutayri? Bist du dir dessen ganz sicher?«

»Ich bin ganz sicher, o mein Gebieter, und möge Gott mich sofort töten, wenn ich lüge ... Er war einer von Ad-Dauischs Leuten, einer von jenen, die kürzlich gegen den Emir von Ha'il gekämpft hatten. Hab ich vielleicht Unrecht getan, ihm einen Sattel zu verkaufen und Geld von ihm anzunehmen ...? Ich konnte ja nicht nein sagen; der *imam*, möge Gott sein Leben lang machen, wird dies ja wohl einsehen ...«

Ich versicherte ihm, der König würde keineswegs einen Groll gegen ihn hegen; und seine Aufregung legte sich allmählich. Als ich ihn noch weiter ausfragte, erfuhr ich, daß auch viele andere Sulubba solche neuen Silbertaler für dies und jenes von verschiedenen *ichuan* erhalten hätten: und in jedem einzelnen Fall waren es aufständische *ichuan* gewesen ...

Unser Sulubbi erwies sich auch wirklich als ein ganz hervorragender Führer. Drei Nächte lang führte er uns auf verschlungenen Wegen, über Strecken, welche sogar Zayd – der doch diese Gegend gut kannte – noch nie gesehen hatte, durch das Gebiet der Aufständischen. Tagsüber hielten wir uns versteckt; der Sulubbi hatte wohl kaum seinesgleichen im Finden von Stellen, wo man sich verbergen konnte. Einmal geleitete er uns zu einem

Wasserloch, das, wie er sagte, nur den Sulubba bekannt war; das salzige, gelbbraune Wasser stillte den Durst unserer Kamele und ermöglichte uns, die Wasserschläuche nachzufüllen. Nur zweimal sahen wir Gruppen von *ichuan* aus der Ferne, wurden aber niemals von ihnen gesehen.

Am Vormittag des vierten Tages nach unserer Begegnung mit dem Sulubbi kamen wir in Sicht der Stadt Kuwayt. Wir näherten uns ihr nicht vom Südwesten, wie es für Reisende aus dem Nedschd selbstverständlich gewesen wäre, sondern vom Westen her, auf dem Wege von Basra, so daß wir auf den ersten Blick als irakische Händler gelten konnten.

In der Stadt angelangt, machten wir Quartier im Hause eines Kaufmanns, den Zayd von der Zeit her, da er bei der irakischen Gendarmerie diente, recht gut kannte. Eine feuchte, drückende Hitze lagerte über den sandigen Gassen und den Häusern aus luftgetrockneten Ziegeln; und da ich an die offenen Steppen des Nedschd gewöhnt war, war ich sehr bald in Schweiß gebadet. Wir hatten jedoch keine Zeit zum Rasten. Den Sulubbi ließen wir im Hof zurück, damit er die Kamele betreue; wir trugen ihm auf, keiner Menschenseele zu erwähnen, woher wir gekommen wären; und dann gingen Zayd und ich in den Basar, um mit unseren Nachforschungen zu beginnen.

Da ich Kuwayt nur ganz flüchtig kannte und überdies keine unnötige Aufmerksamkeit auf uns zwei Fremde lenken wollte, ließ ich Zayd allein auf die Suche gehen und hielt mich indes in einem Kaffeehaus auf und vertrieb mir die Zeit mit Kaffeetrinken und dem Rauchen einer Wasserpfeife. Als Zayd nach einer Stunde wieder erschien, verriet seine triumphierende Miene deutlich, daß er etwas Wichtiges entdeckt hatte.

»Laß uns von hier fortgehen, o mein Oheim. Am Marktplatz können wir uns leichter unterhalten, ohne daß uns jemand belauscht. Und sieh mal, was ich da mitgebracht habe – für dich und für mich« und zog aus seiner *abaja* zwei dicke, irakische *igals* aus brauner, lose geflochtener Wolle. »Diese Dinger werden uns zu Irakis machen.«

Durch vorsichtiges Hin- und Herfragen hatte Zayd herausbekommen, daß einer seiner ehemaligen Gefährten – ein Genosse aus den Tagen, da er Schmuggel im Persischen Golf trieb – nunmehr in Kuwayt lebte und anscheinend immer noch der alten Beschäftigung huldigte.

»Wenn es irgend jemand gibt, der uns etwas über den Waffenschmuggel hier sagen kann, so ist es Bandar. Er ist ein Schammar wie ich selbst – einer jener eigensinnigen Narren, die sich nie ganz mit Ibn Sauds Herrschaft

abzufinden vermochten. Deswegen dürfen wir ihm ja nicht verraten, daß wir für den König arbeiten, und auch nicht, woher wir gekommen sind; denn Bandar ist in Wirklichkeit kein Narr, o nein, gewiß nicht. Er ist ein ganz gerissener Kunde, einer der Schlauesten; und er hat mich in der Vergangenheit zu oft betrogen, als daß ich ihm jetzt trauen könnte.«

Es gelang uns schließlich, Bandars Haus ausfindig zu machen; es stand in einem schmalen Gäßchen ganz dicht beim Hauptbasar.

Bandar war groß und außerordentlich mager, etwas älter als Zayd, mit Augen, die allzu nahe beieinanderlagen, und einem sauren, unzufriedenen Gesichtsausdruck: aber seine Züge leuchteten in unverhohlenem Vergnügen auf, als er Zayds ansichtig wurde. Meiner helleren Hautfarbe wegen wurde ich ihm als ein Türke vorgestellt, der seit vielen Jahren in Bagdad ansässig wäre und arabische Pferde über Basra nach Bombay ausführte. »Aber heutzutage lohnt es sich kaum noch, Pferde nach Bombay zu verkaufen«, warf Zayd ein. »Diese Händler aus Anayza und Burayda haben den Markt dort ganz mit Beschlag belegt.«

»Ja, ich weiß«, versetzte Bandar, »diese niederträchtigen Handlanger des Ibn Saud begnügen sich nicht damit, uns unser Land geraubt zu haben; sie gehen darauf aus, uns auch unsern Lebensunterhalt zu rauben ...«

»Da hast du wohl recht, Bandar«, gab Zayd mit traurigem Kopfnicken zu. »Aber wie steht's denn mit anderen Verdienstmöglichkeiten – etwa mit Waffenschmuggel? Da müßte das Geschäft doch blühen, mit all diesen Mutayr und Adschman, die ja nur darauf brennen, Ibn Saud einen Strick zu drehen – he?«

»Es *hat* viel Geschäft damit gegeben«, antwortete Bandar achselzuckend. »Bis vor ein paar Monaten verdiente ich prächtig an den Gewehren, die ich in Transjordanien aufkaufte und dann an die Leute um Ad-Dauisch weiterverkaufte. Aber damit ist's vorbei, gänzlich vorbei. Jetzt kann man ihnen kein einziges Gewehr mehr verkaufen.«

»Wieso das? Man sollte doch wohl denken, Ad-Dauisch brauche jetzt Gewehre mehr denn je zuvor?«

»O ja«, versetzte Bandar, »das tut er ja auch. Aber er kriegt sie eben zu einem Preis, zu welchem unsereiner sie nicht liefern kann ... Er kriegt sie kistenweise, von Übersee – englische Gewehre, fast neu – und zahlt zehn *rijal* für je ein Gewehr mit zweihundert Patronen.«

»Großer Gott!« rief Zayd in echtem Erstaunen aus. »Zehn *rijal* für ein fast neues Gewehr mit zweihundert Patronen! Das ist unmöglich ...!«

Bandars Mitteilung klang wirklich ganz unwahrscheinlich, denn zu jener Zeit kosteten gebrauchte Lee-Enfield-Gewehre – ohne Munition – im Nedschd dreißig bis fünfunddreißig *rijal* das Stück; und sogar wenn man in Betracht zog, daß die Preise in Kuwayt möglicherweise niedriger waren als im Nedschd, war der gewaltige Unterschied immer noch nicht erklärbar.

Bandars Gesicht verzog sich in einem schiefen Lächeln. »Nun ja, es sieht eben danach aus, als hätte Ad-Dauisch mächtige Freunde ... sehr mächtige Freunde. Es gibt Leute, die sagen, er wird eines Tages ein unabhängiger Emir im nördlichen Nedschd werden.«

»Was du da sagst, o Bandar«, griff ich ein, »mag vielleicht stimmen. Vielleicht wird es Ad-Dauisch auch wirklich gelingen, sich von Ibn Saud unabhängig zu machen. Aber er hat ja kein Geld, und ohne Geld könnte selbst der große Alexander kein Königreich gründen.«

Bandar brach in lautes Gelächter aus. »Geld? Davon hat Ad-Dauisch mehr als genug – ganze Haufen von neuen *rijals*, die, wie die Flinten, in Kisten von Übersee her zu ihm kommen.«

»Kisten von *rijals*? Das ist aber merkwürdig. Wo sollte denn ein Beduine Kisten neuer *rijals* herbekommen?«

»Das weiß ich allerdings nicht«, antwortete Bandar. »Ich weiß nur, daß seine Vertrauensleute fast jeden Tag Kisten voll von funkelneuen Talern in Empfang nehmen; sie kriegen sie durch Vermittlung verschiedener Kaufleute im Basar. Ei ja, erst gestern sah ich Farhan ibn Maschhur im Hafen, wie er das Ausladen solcher Kisten beaufsichtigte.«

Das war tatsächlich eine Neuigkeit von Wert. Ich kannte Farhan ibn Maschhur ziemlich gut. Er war ein Großneffe des berühmten Nuri asch-Schaalan, jenes mächtigen syrischen Beduinenfürsten, der einst zusammen mit Lawrence gegen die Türken gekämpft hatte. Den jungen Farhan hatte ich 1924 in Damaskus kennengelernt, wo er wegen seiner Ausschweifungen in allen zweideutigen Vergnügungslokalen berüchtigt war. Etwas später tritt er sich mit seinem Großonkel und ging mit einer Unterabteilung seines Stammes, der Ruala, auf nedschdisches Gebiet über, wo er plötzlich »fromm« wurde und sich der *ichuan*-Bewegung anschloß. Im Jahre 1927 sah ich ihn im Schlosse Ibn Musaads in Haïl wieder. Inzwischen hatte er sich – wohl als Symbol seines neugefundenen Glaubens – den riesigen weißen Turban der *ichuan* zugelegt und erfreute sich nunmehr der reichlichen Dotationen Ibn Sauds; als ich ihn an unsere früheren Begegnun-

gen in Damaskus erinnerte, unterbrach er mich mitten im Satz und nahm schnell ein anderes Gesprächsthema auf. Schwachköpfig und ehrgeizig, wie er war, sah er in Ad-Dauischs Aufstand eine günstige Gelegenheit, sich in Al-Dschauif, einer Oasenlandschaft nördlich von der Großen Nufud, ein unabhängiges Emirat zu ergattern – denn in Arabien, wie auch anderswo, befolgt man den altehrwürdigen Brauch, das Fell des Löwen zu verteilen, bevor er erlegt ist.

»Farhan ist also hier in Kuwayt?« fragte ich Bandar.

»Gewiß ist er hier. Er kommt hierher ebensooft wie Ad-Dauisch und geht im Palaste des Scheichs ein und aus. Der Scheich, sagt man, hat großes Gefallen an ihm.«

»Sag mir aber, o Bandar: erheben denn die Engländer gar keinen Einspruch gegen diese Besuche? Ich glaube mich zu erinnern, daß sie vor einigen Monaten bekanntgaben, sie würden Ad-Dauisch und seinen Leuten nicht erlauben, das Gebiet von Kuwayt zu betreten ... wie steht's denn damit?«

Bandar lachte wieder. »Deine Erinnerung trügt dich nicht, Bruder. Sie haben dies wohl bekanntgegeben, das haben wir auch gehört. Aber, wie ich dir schon sagte, Ad-Dauisch hat eben gar mächtige Freunde ... Ich weiß nicht mit Bestimmtheit, ob er selbst augenblicklich in der Stadt ist; aber Farhan ist da. Er geht jeden Abend in die Große Moschee zum *maghrib*-Gebet – du kannst ihn dort mit deinen eigenen Augen sehen, wenn du mir nicht glaubst ...«

Und wir sahen ihn tatsächlich. Als Zayd und ich auf Bandars Andeutung hin zu Beginn des Abends in der Nähe der Großen Moschee herum-schlenderten, stießen wir auf einmal mit einer Gruppe von Beduinen zusammen, die unversehens um die Straßenecke bogen und ihrem Aussehen nach zweifellos Nedschder waren. An ihrer Spitze schritt ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, ein bißdien kleiner als die Beduinen, die ihm folgten; um sein hübsches Gesicht trug er einen kurzen, schwarzen Bart. Ich erkannte ihn sofort. Bis zu diesem Tag weiß ich nicht, ob er auch mich erkannte; seine Augen begegneten sekundenlang den meinen, glitten über mich mit einem Ausdruck von Ratlosigkeit, als suchte er in seinem Gedächtnis nach einer dämmerigen, unbestimmten Erinnerung, und glitten wieder von mir weg; und einen Augenblick später verlor er sich mit seinem Gefolge in der Menschenmenge, die sich zur Moschee hin bewegte.

Es erschien mir nicht ratsam, unsern heimlichen Aufenthalt in Kuwayt

allzusehr in die Länge zu ziehen, bloß um – vielleicht – auch Ad-Dauisch selbst eines Tages zu erspähen; dafür war das Risiko zu groß. Bandars Entstellungen wurden durch Zayds geschicktes Herumfragen bei anderen seiner Bekannten vollauf bestätigt. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Ad-Dauisch ständig bedeutende Zufuhren von Lee-Enfield-Gewehren – nur notdürftig als ›Kauf‹ übertüncht – auf dem Seeweg erhielt; alles deutete darauf hin, daß der Mittelsmann ein Kuwayti-Kaufmann war, der schon immer eine ziemliche Rolle als Importeur von Waffen gespielt hatte; und die großen Mengen neugeprägter Maria-Theresien-Taler, die in den Basaren von Kuwayt im Umlauf waren, konnten in den meisten Fällen zu Ad-Dauischs *ichuan* zurückverfolgt werden. Selbst wenn wir seine Geheimdepots und die Frachtscheine nicht zu Gesicht bekamen – was doch schwerlich im Bereich der Wahrscheinlichkeit lag –, hatten wir schon genug erreicht; jedenfalls besaßen wir den Nachweis, der den Verdacht des Königs bestätigte.

Meine Aufgabe war beendet; und in der darauffolgenden Nacht verließen wir Kuwayt auf die gleiche verstohlene Weise, wie wir gekommen waren. Während Zayd und ich mit Nachforschungen im Basar beschäftigt waren, hatte unser Sulubbi seinerseits herausgefunden, daß es südlich von Kuwayt verhältnismäßig wenig Aufständische gab: und so zogen wir südwärts, der Provinz Al-Hasa zu, die unter der vollen Botmäßigkeit des Königs stand. Nach einem Gewaltmarsch von zwei Nächten stießen wir unweit der Küste auf eine Abteilung von Beduinen aus dem Stamm Banu Hadschar, die vom Emir von Al-Hasa ausgesandt worden waren, um die jüngsten Stellungen der Aufrührer auszukundschaften; und zusammen mit ihnen betraten wir wieder königstreues Gebiet. Am nächsten Tage verabschiedeten wir uns von unserem Freund und Führer, dem Sulubbi; er steckte zufrieden seine wohlverdiente Belohnung ein und ritt auf dem alten Dromedar, das ich ihm ›geschenkt‹ hatte, gegen Westen davon, während Zayd und ich südwärts, nach Rijadh hin, weiterzogen.

Die Reihe von Zeitungsartikeln, die ich dann schrieb, machten es der Außenwelt zum ersten Mal klar, daß der Beduinenaufstand von einer europäischen Großmacht unterstützt wurde. Die Nordgrenze des saudischen Reichs sollte, wenn möglich, nach Süden verschoben und seine nördlichste Provinz allmählich in ein ›unabhängiges‹ Fürstentum verwandelt werden, durch welches Großbritannien dann eine Eisenbahnlinie legen könnte.

Daneben bot wohl der Aufstand eine willkommene Gelegenheit, in Ibn Sauds Königreich so viel Verwirrung hervorzurufen, daß er nicht mehr imstande sein würde, sich weiterhin der alten britischen Forderung nach zwei wichtigen Konzessionen zu widersetzen: der Pacht des Hafens von Rabigh – am Roten Meer nördlich von Dschidda –, wo die britische Regierung seit langem eine Flottenbasis zu errichten bestrebt war, und dem Mitaufsichtsrecht über jene Teilstrecke der Hidschaz-Bahn, die durch saudisches Gebiet läuft. Beides war bis dahin von Ibn Saud nicht zu erreichen gewesen; seine Niederlage im Kampf gegen Ad-Dauisch jedoch hätte diese Pläne der Verwirklichung nähergerückt.

Die Veröffentlichung der Artikelreihe in europäischen und arabischen (hauptsächlich ägyptischen) Zeitungen hatte eine ziemlich sensationelle Wirkung; und es ist nicht ausgeschlossen, daß die vorzeitige Enthüllung jener geheimen Pläne etwas zu ihrer Vereitelung beitrug. Wie dem auch sei, die britische Regierung ließ den Plan einer Eisenbahn von Haifa nach Basra – trotz der erheblichen Geldsummen, welche bereits für die einleitenden Vermessungen ausgegeben worden waren – sehr bald in Vergessenheit geraten, und man hörte nie wieder etwas davon.

Was nachher geschah, gehört schon der Geschichte an und nicht mehr meinem persönlichen Leben. Im selben Sommer 1929 protestierte Ibn Saud gegen die Freizügigkeit, mit welcher die Engländer Ad-Dauisch erlaubten, Waffen und Munition in Kuwayt einzukaufen; aber da er keinen handgreiflichen ›Beweis‹ erbringen konnte, daß diese Waffen von einer fremden Macht geliefert wurden, bezog sich des Königs Protest nur auf die Käufe als solche. Die britischen Behörden antworteten ihm, es wären ja nur die Händler in Kuwayt, die den Rebellen Waffen lieferten – und Großbritannien könnte nichts dagegen machen, denn gemäß dem Vertrag von Dschidda (1927) wäre ja die Einfuhr von Waffen nach Arabien freigegeben worden. Wenn Ibn Saud wollte, sagten sie, so könnte auch er Waffen über Kuwayt beziehen ... Auf seinen Einwand, daß ja derselbe Vertrag sowohl Großbritannien als auch Saudi-Arabien zur Pflicht machte, auf ihren Gebieten alle gesetzwidrigen, gegen die Sicherheit der andern Partei gerichteten Aktionen zu unterbinden, erhielt Ibn Saud die Antwort, Kuwayt sei ja gar nicht ›britisches Gebiet‹, sondern ein unabhängiges Fürstentum, mit dem Großbritannien lediglich in Vertragsbeziehungen stehe ...

Und so ging der Bürgerkrieg weiter. Im Spätherbst 1929 zog Ibn Saud persönlich zu Felde, fest entschlossen, Ad-Dauisch bis ins Territorium von



Kuwayt hinein zu verfolgen, wenn – wie es bis dahin immer noch der Fall war – dieses Gebiet den Aufständischen weiterhin als Rückzugs- und Operationsbasis offenstünde. Angesichts dieser entschlossenen Haltung sahen die britischen Behörden anscheinend ein, daß es zu gewagt wäre, das bisherige Spiel fortzusetzen. Britische Flugzeuge und Panzerautos wurden ausgeschiedt, um Ad-Dauisch einen nochmaligen Übertritt auf das Gebiet von Kuwayt zu verwehren. Der Aufrührer sah seine Sache verloren; niemals würde er in der Lage sein, auf nedschdischem Gebiet und auf offenem Felde dem König die Stirn zu bieten; und so schickte er Parlamentäre zu Ibn Saud. Des Königs Antwort war klipp und klar: die aufständischen Stämme mußten sich unterwerfen; ihre Waffen, Pferde und Reitkamele würden ihnen abgenommen; Ad-Dauisch persönlich wurde das Leben zugesichert, aber er sollte den Rest seiner Tage in Rijadh verbringen.

Ad-Dauisch, immer tätig und beweglich, wollte auf Tat und Bewegung nicht verzichten: er schlug das Angebot aus. Ein letzter Kampf entspann sich, die Aufrührer wurden endgültig geschlagen. Ad-Dauisch und einige der anderen Führer – darunter Farhan ibn Maschhur und Naif Abu Kilab, Scheich der Adschman – flüchteten auf irakisches Gebiet.

Ibn Saud forderte Ad-Dauischs Auslieferung. Eine Zeitlang schien es, als würde der irakische König, Faysal, diese Forderung unter Berufung auf das altarabische Asylrecht ablehnen; aber schließlich gab er nach, um Ibn Sauds Geduld nicht auf eine allzu harte Probe zu stellen. In den ersten Monaten des Jahres 1930 wurde Ad-Dauisch, der inzwischen schwer erkrankt war, dem König ausgeliefert und nach Rijadh gebracht. Als es nach einigen Wochen offenbar wurde, daß er diesmal wirklich im Sterben lag, ließ ihn Ibn Saud mit der ihm so eigentümlichen Großmut zu seiner Familie nach Artaujjja zurückbringen; und dort ging Ad-Dauischs stürmisches Leben auch bald zu Ende.

Und wieder einmal herrschte Friede im Reich des Ibn Saud.

Und wieder einmal herrscht Friede um die Brunnen von Ardscha ...

»Möge Gott euch Leben geben, o Wanderer! Nehmt an unserm Überfluß teil!« ruft nochmals der alte Mutayri-Beduine aus, und seine Leute helfen uns, unsere Kamele zu tränken. Vergessen ist der Groll und die Feindschaft der so nahen Vergangenheit – so ganz vergessen, als hätte es nie Groll und Feindschaft gegeben.

Denn die Beduinen sind ein seltsames Volk: jederzeit bereit, beim ge-

ringsten Anlaß in lodernde Leidenschaft auszubrechen, und ebenso schnell bereit, wieder in den gleichmäßigen Rhythmus eines Lebens zurückzuschwingen, in welchem Bescheidenheit und Güte zuvorderst stehen: immer Himmel und Hölle in nächster Nachbarschaft.

Und da sie mit ihren riesigen Ledereimern Wasser für unsere Kamele emporziehen, singen die Mutayri-Hirten im Chor:

*Trinkt, und spart das Wasser nicht,  
Reich an Gnade ist der Brunnen, bodenlos ...*

### 3

In der fünften Nacht nach unserer Abreise von Haïl erreichen wir die Ebene von Medina und erblicken das dunkle Massiv des Berges Uhud. Die Dromedare gehen mit müdem Schritt; wir haben einen langen Marsch hinter uns, vom frühen Morgen bis tief in diese Nacht hinein. Zayd und Mansur schweigen, und ich schweige. Jetzt zeigt sich uns Medina im Mondlicht mit gezinnten Mauern und den Minaretten, die, schmal und strahlengerade, um die Moschee des Propheten stehen; dann langen wir beim Tor an, welches man das Syrische nennt, weil es nordwärts, gegen Syrien hin sich öffnet. Die Dromedare, an freie Steppen gewöhnt, scheuen vor den Schatten der mächtigen Bastionen, und wir müssen sie durch Schlagen zwingen, den Torweg zu betreten.

Und nun bin ich wieder in der Stadt des Propheten, daheim nach einer langen Wanderung: denn diese Stadt hier ist mein Heim seit Jahren. Über den schlafenden, leeren Straßen liegt trauliche Ruhe. Hie und da erhebt sich ein Hund träge vor den Füßen der Kamele. Ein junger Mann geht singend vorüber; seine Stimme schwankt in weichen Rhythmen und verrinnt in einer Seitengasse. Die geschnitzten Balkone und Erkerfenster hängen schwarz und still über uns. In dem blassen Mondlicht ist die Luft lauwarm wie frischgemolkene Milch.

Und da ist mein Haus.

Mansur nimmt Abschied von uns und begibt sich zu irgendwelchen Freunden in die Stadt, während wir beide unsere Kamele vor der Haustür niederknien lassen. Zayd macht sich schweigend daran, ihnen die Vorderbeine zu fesseln und die Packtaschen abzuladen. Ich klopfe ans Tor.

Über eine Weile höre ich Stimmen und Schritte, Laternenlicht leuchtet aus dem Fächerfenster über der Tür, die Riegel werden zurückgeschoben, und meine alte sudanische Magd Amina ruft freudig aus:

»Ach, mein Herr ist heimgekehrt!«

# IX PERSISCHER BRIEF

## 1

Es ist Nachmittag. Ich sitze mit einem Freund in seinem Palmengarten außerhalb der Stadt, dicht am Südtor von Medina. Die Vielzahl der Palmenstämme im Garten webt ein graugrünes Dämmer in seinen Hintergrund, so daß er fast endlos erscheint. Die Bäume sind noch jung und niedrig; auf den Stämmen und den Spitzbogen der Zweige tanzt die Sonne einen Tanz in Grün, aber das Grün ist leicht überstaubt: daran sind die Sandwehen schuld, die um diese Jahreszeit fast täglich vorüberziehen. Nur der dicke Luzernen-Teppich unter den Palmen ist von einem makellosen, satten Grün.

Nahebei steigt die Stadtmauer empor, alt, grau, aus Steinen und Lehmziegeln erbaut, mit hier und dort vorspringenden Bastionen. Hinter ihr, sie überragend, stehen die Palmenkronen der Gärten im Innern der Stadt. Häuser recken sich mit wetterbraunen Fensterläden und holzverschalten Balkonen; einige von ihnen sind in die Stadtmauer hineingebaut worden und bilden nun einen Teil von ihr. In der Ferne sehe ich die fünf Minarette der Grabesmoschee, hoch und zart wie Flötentöne, und die große, grüne Kuppel, die das Lehmhäuschen des Propheten – seine Wohnung, als er lebte, und sein Grab, als er starb – überwölbt und verbirgt; und in noch weiterer Ferne, das Panorama abschließend, das Gebirge Uhud, Bergzug aus nacktem Stein, braunrote, gefurchte Kulisse für die weißen Minarette der Heiligen Moschee und die Wipfel der Palmen und die vielen Häuser der Stadt.

Der Himmel, von der Nachmittagssonne grell erleuchtet, liegt glasklar über opalisierenden Wolken, und die Stadt ist in blaues, gold- und grün-durchwirktes Licht getaucht. Ein hoher Wind spielt um die weichen Wolken, die in Arabien so oft zu Betrügern werden. Niemals kannst du

hier sagen: »Jetzt ist es bewölkt, bald wird es regnen«; denn oft, wenn es sich schwer und gewitterschwanger über dir zusammenballt und das perlmutterfarbene Flimmern der Wolken allmählich ins Grau verrinnt und sie langsam niedersinken und sich zerdehnen, gleichsam als wollten sie nur noch bequem sich zurechtlegen, um gleich darauf ihre Ströme zu ergießen: – da geschieht es, daß ein Sausen unvermutet aus der Wüste kommt und die Wolken zerbläst, als wären sie nur zum Hohn dagewesen; und die Gesichter der Menschen, die auf Regen warteten, wenden sich in stiller Enttäuschung ab, und sie flüstern: »Es gibt keine Macht und keine Kraft, außer bei Gott« – und wieder erstrahlt der Himmel in hellblauer Klarheit ohne Gnade.

Ich sage meinem Freund Lebewohl und mache mich auf den Weg zum Stadttor. Ein Mann treibt zwei Esel vorbei, die mit Luzerne beladen sind; er selbst reitet auf einem dritten Esel und hat einen langen Stab in der Hand. Als er mich sieht, erhebt er den Stab zum Gruß und sagt: »Friede sei mit dir«, und ich antworte: »Und mit dir sei Friede und die Gnade Gottes.« Dann kommt eine junge Beduinenfrau vorüber in schwarzem, langwallendem Gewand, die untere Hälfte des Gesichts in einen Schleier gehüllt. Ihre Augen sind glänzend und so schwarz, daß Iris und Pupille nicht zu unterscheiden sind; und ihr Schritt hat etwas von der zögernden, schwingenden Gespanntheit junger Steppentiere.

Ich betrete die Stadt und überquere den gewaltigen, offenen Platz Al-Manacha, seit Jahrhunderten den Karawanen zum Lagern bestimmt. Unter dem bastionbewehrten schweren Bogen des Ägyptischen Tors, unter welchem münzenklimpernd die Geldwechsler sitzen, stapfe ich in den Hauptbasar hinein, eine kaum zwölf Fuß breite Straße zwischen dicht zusammengedrängten Läden, von denen die meisten nur Nischen sind, zwei Fuß überm Straßenpflaster.

Die Händler preisen ihre Waren mit heiteren Gesängen an. Bunte Kopftücher für Männer, seidene Schals, Röcke aus gemusterter Kaschmirwolle, glitzernde Frauengewänder ziehen den Blick des Vorübergehenden an. Silberschmiede kauern hinter kleinen Glaskästen mit beduinischem Frauenschmuck – Armringen und Fußspangen, Halsketten und Ohringen, klirrendem Zeug. Schüsseln mit Henna vor den Läden der Parfümeure, rote Säckchen mit Antimon zum Färben der Augenlider, vielfarbige Flaschen mit Ölen und Essenzen, Schalen voll von Gewürzen. Ein Versteigerer eilt vorbei, aus voller Kehle rufend, einen persischen Teppich oder eine

Kamelhaar-*abaja* über der Schulter und einen Messingsamovar unterm Arm. Zahlreich fluten die Menschen in beiden Richtungen, Menschen aus Medina und dem übrigen Arabien und – da die diesjährige Pilgerfahrt nach Mekka erst vor kurzem zu Ende ging – aus allen Ländern zwischen den Steppen Senegals und der Kirgisen, zwischen den Sunda-Inseln und dem Atlantischen Ozean, zwischen Astrachan und Zanzibar; aber trotz der Menge der Menschen und der Enge der Straßen gibt es keine Hast hier und kein Stoßen und Drängen, denn in Medina reist die Zeit noch nicht auf den Flügeln der Hast.

Was aber auf den ersten Blick noch weitaus seltsamer erscheinen mag: trotz der Vielfalt der Menschentypen und Trachten ist der Basar von Medina stiller und weniger ›exotisch‹, als der mancher anderen orientalischen Stadt, und die mannigfaltige Zusammensetzung offenbart sich nur dem unterscheidenden Auge. Das kommt wohl davon, daß alle Menschen, welche in dieser Stadt leben oder sie nur kurzfristig besuchen, sehr bald eine Gemeinsamkeit der innern Haltung und somit auch des Gehabens und beinahe auch des Gesichtsausdrucks an den Tag legen, so, als färbe die Stadt auf sie ab: denn sie stehen alle im Bann des Propheten, dessen Stadt es einst war und dessen Gäste sie jetzt sind ...

Nach dreizehn Jahrhunderten ist seine geistige Gegenwart hier so lebendig wie je. Nur um seineswillen wurde die verstreute Gruppe von Dörfern, die einst Jathrib hieß, zur Stadt, nur um seineswillen wird sie von allen Muslims bis zum heutigen Tag so geliebt, wie keine andere Stadt je geliebt wurde. Sie hat nicht einmal einen eigenen Namen: seit mehr als dreizehnhundert Jahren nennt man sie nur *Madinat an-Nabi*, ›die Stadt des Propheten‹. Dreizehnhundert Jahre lang ist hier so viel Liebe zusammengeströmt, daß alle Erscheinungsformen und Bewegungen schon so etwas wie Familienähnlichkeit aufweisen und alle Gegensätzlichkeiten sich in einem Gleichklang zusammenfinden.

Das ist das Glücksgefühl in Medina: dieser einigende Gleichklang. Wenn auch heutzutage das Leben in dieser Stadt nur eine entfernte und rein formale Ähnlichkeit mit der Geisteshaltung des Propheten aufweist; wenn auch das religiöse Bewußtsein hier, wie fast überall in der Welt, vielfach entwertet und zu bloßer Gewohnheit herabgewürdigt worden ist: eine unbeschreibliche Gefühlsbindung der Menschen mit der großen Vergangenheit dieser Stadt ist dennoch erhalten geblieben. Nie war eine Stadt um einer einzigen Persönlichkeit willen so geliebt wie Medina; nie war ein

Mensch, der seit mehr als dreizehnhundert Jahren tot ist, so innig und von so vielen geliebt wie er, der unter der großen, grünen Kuppel begraben liegt.

Und dabei hat er nie behauptet, etwas anderes als ein Sterblicher zu sein; und nie haben die Muslims ihm Göttlichkeit zugeschrieben, wie es so viele Anhänger anderer Propheten mit ihren Propheten taten. In der Tat, der Koran selbst ist voll von Aussagen, die Muhammads Menschhaftigkeit betonen: *Muhammad ist nur ein Prophet; es starben alle Propheten vor ihm; wenn er nun stirbt oder getötet wird, werdet auch ihr denn kehrtmachen?* Seine Geringfügigkeit vor der Majestät Gottes ist in diesen Worten ausgedrückt: *Sprich [o Muhammad]: »Ich habe keine Macht, euch Gutes oder Böses anzutun, ... ich habe sogar keine Macht, mir selber zu nützen oder zu schaden, es sei denn, daß Gott es so verfügt. Ware mir das Unergründliche ergründet gewesen, so hätte ich mir doch viel Gutes erworben, und nie hätte mich Unglück betroffen. Ich bin nur ein Warner und ein Überbringer der frohen Botschaft an diejenigen, die an Gott glauben ...«*

Aber gerade weil er nur menschlich war und wie andere Menschen lebte, sich der Freuden des Menschenlebens erfreuend und sein Leid erleidend, konnten die Menschen um Muhammad ihn mit solcher Liebe umhegen.

Diese Liebe hat seinen Tod überdauert und lebt in den Herzen seiner Anhänger fort, als Leitmotiv einer mächtigen, aus vielen Tönen gewobenen Melodie. Sie lebt auch in Medina fort. Sie spricht zu dir aus jedem Stein dieser alten Stadt. Du kannst sie fast mit den Händen berühren: aber du vermagst nicht, sie in Worte zu fassen.

## 2

Als ich durch den Basar in der Richtung der Großen Moschee schreite, ruft mich manch alter Bekannter im Vorübergehen an. Ich nicke dem und jenem Händler in den kleinen Läden zu und lasse mich schließlich von meinem Freund Az-Zughaybi an den Rand der Ladennische ziehen, in welcher er Stoffe an Beduinen verkauft.

»Wann bist du denn zurückgekehrt, o Muhammad, und von wo? Es ist Monate her, seit du hier gewesen bist.«

»Ich komme von Haïl und aus der Nufud.«

»Und wirst du jetzt einige Zeit zu Hause bleiben?«

»Nein, Bruder, ich reise übermorgen nach Mekka.«

Az-Zughaybi ruft dem Jungen im Kaffeehaus gegenüber ein paar Worte zu, und im Nu klimpern die winzigen Tassen vor uns.

»Aber sag mir doch, o Muhammad, warum reisest du denn jetzt nach Mekka? Die Zeit des *hadsch* ist doch schon vorbei ...«

»Es ist kein Verlangen nach einer Pilgerfahrt, das mich nach Mekka zieht; bin ich denn nicht schon fünffach ein *hadschi*? Ich hab's aber im Gefühl, daß ich nicht mehr lange in Arabien bleiben werde, und möchte nochmals die Stadt sehen, in welcher mein arabisches Leben begann ...« Und dann setze ich lachend hinzu: »Nun ja, Bruder – wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, ich weiß selber nicht, weshalb ich nach Mekka reise; aber ich weiß, daß ich reisen muß ...«

Az-Zughaybi schüttelt betroffen den Kopf: »Willst du denn wirklich dieses Land und deine Brüder verlassen? Wie kannst du an so etwas auch nur denken?«

Eine wohlbekannte Gestalt eilt mit langen, schnellen Schritten vorüber: es ist Zayd, offenbar auf der Suche nach jemand.

»Ho, Zayd, wohin des Wegs?«

Er wendet sich hastig, mit erfreutem Gesicht, mir zu: »Nach dir, o mein Oheim, habe ich gesucht. Ein ganzer Haufen von Briefen lag für dich im Postamt; hier sind sie. Und Friede sei mit dir, Scheich Az-Zughaybi!«

Mit untergeschlagenen Beinen auf der Plattform vor Az-Zughaybis Laden sitzend, sehe ich das Bündel von Briefen durch: da sind mehrere Briefe von mekkanischen Freunden; einer von der Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung, deren Korrespondent ich seit sechs Jahren bin; einer aus Indien, mit der Bitte, dorthin zu kommen und die größte islamische Gemeinde der Welt kennenzulernen; einige Briefe aus verschiedenen Ländern des Vorderen Orients; und einer mit persischen Marken – von meinem guten Ali Agha, von dem ich schon seit über einem Jahr nichts gehört habe. Ich öffne ihn und werfe einen Blick auf die Seiten, welche dicht mit Ali Aghas eleganter *schikasta*<sup>1</sup> beschrieben sind:

*An unsern hochgeliebten Freund und Bruder, das Licht unseres Herzens,*

---

1 Wörtlich »gebrochen« – eine persische Abart der arabischen Schrift, die man bei schnellen Handschreiben verwendet.



den hochgeehrten Asad Agha, möge Gott sein Leben verlängern und über seine Schritte wachen. Amen.

*Friede sei mit Euch und die Gnade Gottes, auf immer und immer. Und wir flehen Gott an, er möge Euch Gesundheit und Glück gewähren, wohl wissend, daß es Euer Herz erfreuen wird, zu vernehmen, daß auch wir in bester Gesundheit sind, Gott sei Lob und Dank.*

*Wir haben Euch lange nicht geschrieben, denn in den vergangenen Monaten nahm unser Leben einen unregelmäßigen Verlauf. Unser Vater, möge Gott sich seiner erbarmen, ist vor einem Jahr verschieden, und diesem Unwürdigen, als dem ältesten Sohn, oblag es, die Angelegenheiten der Familie unter Anwendung von viel Zeit und Mühe in Ordnung zu bringen. Es war auch der Wille Gottes, die Geschicke dieses armseligen Knechts über alles Erwarten hinaus aufblühen zu lassen, indem die Regierung ihn zum Oberstleutnant befördert hat. Dazu kommt noch, daß wir hoffen, in Kürze eine erlesene und schöne Dame zu ehelichen, nämlich unsere zweite Cousine Schirin – und solcherart gehen unsere alten ungeordneten Tage allmählich ihrem Ende entgegen. Wie es Eurem freundschaftlichen Herzen wohl bekannt ist, war unsere Vergangenheit von Sünden und Fehlern keineswegs frei – aber hat nicht schon Hafiz gesagt:*

*»O Gott, mitten ins Meer hast Du ein Brett geschleudert –  
Konnte es denn Dein Wunsch sein, daß es trocken bleibe?«*

Also mein Freund Ali Agha ist jetzt dabei, sich ein eigenes Heim zu gründen und respektabel zu werden! Er war gar nicht so respektabel, als ich ihn vor sieben Jahren in dem kleinen Städtchen Bam kennenlernte, wo er – um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen – in ›Verbannung‹ lebte. Wenn gleich er damals erst sechsundzwanzig Jahre alt war, so hatte er doch schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich; er hatte mitten in den politischen Wirren gestanden, die der Machtergreifung Riza Chans vorausgingen, und hätte ohne weiteres eine bedeutende Rolle in Teheran spielen können, wenn er etwas weniger lustig gelebt hätte. Schließlich hatte sein vielgeprüfter Vater in der Hoffnung, sein Sohn werde sich bessern, wenn er eine Zeitlang den Vergnügungen Teherans fernbliebe, seine Zwangsversetzung nach dem weltabgeschiedenen Bam in der südöstlichen Ecke Irans erwirkt. Aber der Sohn schien sogar in Bam Trost gefunden zu haben, und zwar bei Frauen, Arrak und dem süßen Gift des Opiums, dem er in hohem Maße huldigte.

Zu jener Zeit, im Jahre 1925, hatte er den Rang eines Leutnants und befehligte die Gendarmerie des Bezirks. Da ich die Absicht hatte, durch die große Wüste Dascht-i-Lut zu reisen, die in seinem Befehlsbereich lag, besuchte ich ihn, um ihm einen vom Gouverneur der Kirman-Provinz verfaßten Empfehlungsbrief zu überreichen, der seinerseits das Ergebnis eines Briefes vom Ministerpräsidenten Riza Chan war. Ich fand Ali Agha in einem schattigen Garten am Rande des Städtchens. Er war in Hemdsärmeln. Auf dem Rasen lag ein Teppich, darauf Schüsseln mit Speiseresten und halbgeleerte Arrakflaschen. Ali Agha entschuldigte sich: »Wein ist in diesem verfluchten Nest nicht aufzutreiben«, und nötigte mich, von dem einheimischen Arrak zu trinken, einem fürchterlichen, hochprozentigen Gebräu, das aufs Gehirn wie ein Keulenschlag wirkte. Mit seinen schwimmenden nordpersischen Augen überflog Ali Agha nachlässig den Brief aus Kirman; dann warf er ihn beiseite und sagte:

»Auch wenn Ihr ohne Empfehlung gekommen wärt, würde ich Euch auf Eurer Reise durch die Dascht-i-Lut begleiten. Ihr seid mein Gast. Ich würde Euch, einen Fremden, doch nicht allein in die Balutschenwüste reiten lassen.«

In diesem Augenblick erhob sich eine Gestalt, die bis dahin unsichtbar im Schatten eines Baums gesessen hatte: eine junge Frau in knielangem hellblauem Hemdrock und weißen, bauschigen Balutschenhosen. Sie hatte sinnliche Züge, die von innen zu lodern schienen, rote Lippen und schöne, aber seltsam matte Augen, deren Lider mit Antimon gefärbt waren.

»Sie ist blind«, flüsterte mir Ali Agha französisch zu, »und sie ist eine wunderbare Sängerin.«

Ich bewunderte im stillen die große Zartheit und Achtung, mit welcher er die Frau behandelte, die doch als Sängerin einem in Iran äußerst mißachteten Stande angehörte; auch einer der großen Damen Teherans hätte er nicht mehr Ehrerbietung erzeigen können.

Wir setzten uns zu dritt auf den Rasen, und während Ali Agha mit Kohlenbecken und Opiumpfeife beschäftigt war, unterhielt ich mich mit der Balutschin. Trotz ihrer Blindheit konnte sie lachen, wie nur Menschen lachen, die eine innere Fröhlichkeit besitzen; und sie machte kluge, witzige Bemerkungen, deren sich eine Dame der großen Welt nicht hätte zu schämen brauchen. Als Ali Agha mit seiner Pfeife fertig war, faßte er das Mädchen an der Hand und sagte:

»Dieser Fremde hier, dieser *nemsau*<sup>1</sup> – er wird sicherlich gern eines deiner Lieder hören; er hat noch nie die Lieder der Balutschen gehört.«

Über dem blicklosen Gesicht lag eine ferne, schwärmerische Glückseligkeit, als sie nach der Laute griff, die Ali Agha ihr überreichte, und an den Saiten zu zupfen begann. Sie sang, mit spröder, tiefer Stimme ein Balutschenlied, einen dunklen Zeltgesang voll heißer und sanfter Worte, die wie ein Echo des Lebens von ihren blutwarmen Lippen erklangen ...

Ich kehre zu Ali Aghas Brief zurück:

*Ob Ihr Euch wohl noch entsinnt, Bruder und verehrter Freund, wie wir in jenen alten Tagen zusammen durch die Dascht-i-Lut reisten, und wie wir mit jenen Balutschen-Banditen um unser Leben kämpfen mußten ...?*

Ob ich mich noch entsinne? Ich lache im stillen über Ali Aghas müßige Frage und sehe mich selbst und ihn in der trostlosen Dascht-i-Lut, der »Nackten Wüste«, die ihre gewaltige Öde von Balutschistan bis tief ins Herz Persiens breitet. Ich mußte sie durchqueren, um nach Seistan, Persiens östlichster Provinz, zu gelangen und von dort nach Afghanistan zu reisen; da ich von Kirman gekommen war, gab es für mich nur diesen Weg.

In der Oase Fahre, der letzten am Rande der Wüste, hielten wir – zusammen mit unserer Eskorte von Balutschi-Gendarmen –, um uns Reitkamele und Vorräte für den bevorstehenden langen Marsch zu besorgen. Die Oase war grün und üppiger als alle Träume Ägyptens; nie zuvor hatte ich gewußt, daß es so viele Schattierungen von Grün gibt. Es war aber nur hohes Gras, das in allen diesen Tönen leuchtete und sich wie ein Bergsee im Sommer bewegte und sanft wie Wasser um die Lenden der schwarzen Rinder strich, die darin zu schwimmen schienen, dunkle und sattsichere Märchentiere ...

Unser zeitweiliges Quartier war die Station des Indo-European Telegraph, dessen Draht schnurgerade zur Dreiländerecke Persien-Balutschistan-Afghanistan führt. Der Stationsaufseher, ein großer, breitknochiger Mann mit stechenden Augen, strich beharrlich um mich herum und schien mich mit seinen Blicken abzuschätzen.

»Nehmt Euch vor diesem Mann in acht«, flüsterte mir Ali Agha zu, »er ist ein Bandit. Ich kenne ihn, und er weiß, daß ich ihn kenne. Bis vor eini-

---

1 Österreicher

gen Jahren war er ein richtiger Räuber, aber jetzt hat er genug zusammen-  
gespart, um im Geruch der Ehrbarkeit zu leben, und dabei hat er einen  
hübschen Nebenverdienst, indem er seinen ehemaligen Genossen Waffen  
liefert. Ich warte nur auf den Augenblick, wo ich ihm das Handwerk legen  
kann; aber der Kerl ist schlau, und man kann ihm nie etwas beweisen. Seit  
er gehört hat, daß Ihr Österreicher seid, ist er ganz außer sich. Im Welt-  
krieg bemühten sich deutsche und österreichische Agenten, die Stämme  
dieser Gegenden gegen die Engländer aufzuwiegeln; sie hatten ganze Säcke  
mit Goldstücken bei sich: und unser Freund ist überzeugt, jeder Deutsche  
oder Österreicher sei auf gleiche Weise ausgerüstet.«

Aber die Schlauheit des Stationsaufsehers kam uns doch zustatten, denn  
er verstand es, zwei der besten Reitkamele der Umgegend für mich aufzu-  
treiben. Der ganze Tag war mit Handeln und Feilschen erfüllt, denn außer  
den Kamelen mußten wir verschiedene für die Wüstenreise unentbehrl-  
iche Dinge kaufen – lederne Wasserschläuche, aus Kamelhaar geflochtene  
Seile, Reis, zerlassene Butter und dergleichen.

Am Nachmittag des nächsten Tages brachen wir auf. Ali Agha beschloß,  
mit vier Gendarmen vorauszureiten und uns einen Lagerplatz für die  
Nacht zurechtzumachen; und seine Gruppe verschwand bald am Hori-  
zont. Wir anderen – Ibrahim, ich und der fünfte Gendarm – folgten lang-  
samer hinterdrein.

Wir ritten in die Wüste hinein, wir wiegten uns (wie war es mir damals  
noch neu!) in dem seltsamen, schaukelnden Paßgang der schmalgliedri-  
gen Reittiere, anfangs durch Sanddünen, gelb, mit spärlichem Graswuchs,  
dann immer tiefer in die Ebene hinein – in eine grenzenlose, tonlose, graue  
Ebene, vollkommen eben und leer – so leer, daß sie in den Horizont nicht  
hineinzugleiten, sondern hineinzufallen schien: denn kein einziger Stütz-  
punkt bot sich dem Auge dar. Keine Bodenwelle war da, kein Stein, kein  
Busch, nicht einmal das dürftigste der dürftigen Wüstenkräuter; nicht ein  
einziges Tierlaut, nicht das Summen eines Käfers oder das Zirpen einer  
Heuschrecke durchbrach die gewaltige Stille, in der auch der leichte Wind,  
aller Widerstände beraubt, lautlos ins Raumlose strich – nein, fiel, so wie  
ein Stein in einen Abgrund fällt ... Es war nicht die Stille des Todes, son-  
dern die des Ungeborenen, des noch nie lebend Gewesenen: die Stille vor  
dem Ersten Wort.

Und da geschah es. Die Stille zerbrach. Die Stimme eines Menschen  
schlug zart und zirpend in den ungeheuren Raum hinein und blieb, auf-

steigend und abschwellend, darin gleichsam hängen: und dir schien es, als könntest du sie von allen Seiten begucken, diese Stimme, so ganz allein und von anderen Stimmen unbehelligt schwebte sie über der Wüsten-ebene. Es war unser Balutsche. Er sang ein Lied aus seinen Nomadentagen, eine halb gesungene und halb gesprochene Rhapsodie, einen Schwall von wilden und zarten Lauten, deren Sinn ich nicht verstand. Die Stimme glich einer Harfe, die schon alt und nicht mehr ganz tadellos ist, etwas brüchig vielleicht – und vielleicht ist auch die eine oder die andere Saite nicht mehr ganz richtig gespannt –, aber der Adel des Baus verrät sich in der wundersamen, schwingenden Klangart ... Die Stimme spielte in einer einzigen Lage und in nur ganz wenigen Tönen, mit einer Beharrlichkeit, die schon zur Herrlichkeit wurde, als sie spröde, locker, mit einer kehligen Resonanz die Melodie umrankte und aus ständigen Wiederholungen und Variationen einen unerwarteten Reichtum des flachen Tons heraushob: flach und grenzenlos, wie die Wüste, der sie entsprang ...

Der Teil der Dascht-i-Lut, durch den wir nun ritten, hieß die ›Wüste von Ahmads Glocken‹. Vor vielen Jahren verlor hier eine Karawane, von einem Mann namens Ahmad geführt, ihren Weg, und die Menschen und Tiere kamen allesamt vor Durst um; und bis zum heutigen Tag, sagt man, hören Reisende zuweilen die Glocken, welche Ahmads Kamele um den Hals trugen – geisterhafte, traurige Klänge, die den ahnungslosen Wanderer vom Wege locken und in den Wüstentod führen.

Sobald die Dämmerung anbrach, vereinigten wir uns mit Ali Agha und der Vorhut (sie hatten auf uns gewartet) und lagerten uns inmitten von *kahur*-Sträuchern – den letzten, die wir auf Tage hinaus zu Gesicht bekommen würden. Mit Hilfe der dürren Sträucher wurde ein Feuer ange-macht und der unvermeidliche Tee gekocht; Ali Agha rauchte indessen seine übliche Opiumpfeife. Die Kamele lagerten sich im Kreise um uns und wurden mit grobgemahlenem Gerstenmehl gefüttert. Drei von den Gendarmen strichen als Wachen um das Lager und riefen einander mit langgedehnten Lauten an; das Gebiet, in welchem wir uns jetzt befanden, war der Tummelplatz der räuberischen Balutschen aus dem Süden.

Ali Agha hatte eben seine Pfeife zu Ende geraucht und trank Arrak – allein, da ich keine Lust dazu verspürte –, als plötzlich ein Gewehrschuß die Nachtstille durchbrach. Ein zweiter Schuß, diesmal von einem unserer Wachtposten, gab gleich darauf Antwort, und irgendwo in der Finsternis hörte man einen Schrei. Mit großer Geistesgegenwart schüttete Ibrahim

sofort Sand aufs Lagerfeuer. Weitere Schüsse aus allen Richtungen. Die Wachtposten waren unsichtbar, aber man konnte hören, wie sie einander zuriefen. Wir hatten keine Ahnung, wie zahlreich die Angreifer waren, denn sie verhielten sich unheimlich still. Nur ab und zu verriet das Aufblitzen eines Gewehrlaufs ihre Gegenwart; und einmal oder zweimal sah ich eine weißgekleidete Gestalt im Dunkel vorüberhuschen. Mehrere Kugeln schwirrten niedrig über unsere Köpfe dahin, aber keiner der Unseren wurde getroffen. Allmählich legte sich der Aufruhr; ein paar Schüsse fielen noch und wurden von der Nacht aufgesogen; und die Räuber, die offenbar nicht mit unserer Wachsamkeit gerechnet hatten, verzogen sich ebenso lautlos, wie sie gekommen waren.

Ali Agha rief die Wachtposten heran, und wir hielten eine Beratung ab. Ursprünglich hatten wir die Absicht gehabt, hier über Nacht zu bleiben; aber da wir nicht wußten, wie zahlreich die Gegner waren und ob sie nicht mit Verstärkungen wiederkommen würden, beschlossen wir, das Lager sofort abzubrechen und weiterzuziehen.

Die Nacht war kohlschwarz; schwere, niedrige Wolken hatten inzwischen Mond und Sterne verhüllt. Im Sommer ist es gewöhnlich besser, nachts durch die Wüste zu reisen; aber in einer so undurchdringlichen Dunkelheit wie jetzt war es nur allzu leicht, vom Weg abzukommen. In früheren Zeiten pflegten die persischen Könige solche Karawanenwege mit steinernen Wegmarkierungen zu versehen; aber wie alle guten Dinge der alten persischen Zeit waren auch diese Wegmale allmählich in Verfall geraten und nie wieder aufgebaut worden. Sie waren auch nicht mehr so nötig, da der Draht des Indo-European Telegraph, den die Engländer zu Beginn des Jahrhunderts gezogen hatten, die Dascht-i-Lut von der indischen Grenze bis nach Kirman durchspannte und ebenso gut – vielleicht sogar besser – als Wegweiser dienen konnte; aber in Nächten wie diesen waren Draht und Telegraphenstangen unsichtbar.

Das kam uns auch lebhaft zu Bewußtsein, als nach etwa einer halben Stunde der Gendarm, der uns als Führer voranritt, auf einmal sein Kamel zum Stehen brachte und mit beschämter Stimme Ali Agha berichtete:

»Hazrat, ich sehe den Draht nicht mehr ...«

Einen Augenblick lang herrschte betroffene Stille. Wir alle wußten, daß es nur längs der Telegraphenlinie Brunnen gab und daß auch diese in großem Abstand voneinander lagen. Hier den Weg verlieren bedeutete, gleich Ahmads sagenhafter Karawane zugrunde gehen.

Da ließ sich Ali Agha vernehmen, und zwar in einer Art, die von seinem sonstigen Verhalten auffällig abstach und wahrscheinlich nur dem Arrak und dem Opium zuzuschreiben war: er zog seine Pistole hervor und brüllte die Soldaten an:

»Wo ist der Draht? Warum habt ihr den Draht aus den Augen gelassen, ihr Hundesöhne? Ah – ihr seid wohl mit den Räubern im Bunde und wollt uns in der Wüste in die Irre führen, um uns dann bequem auszuplündern!«

Dieser Vorwurf war sicherlich ungerecht, denn ein Balutsche würde nie an jemand treulos handeln, mit dem er Brot und Salz gegessen hat. So waren auch unsere Gendarmen durch die Anklage ihres Leutnants tief verwundet und beteuerten ihre Unschuld:

»Mögen wir dein Opfer sein, *hazrat*, du tust deinen Kindern unrecht. Du mußt doch selber wissen, daß nur die Dunkelheit an unserm Mißgeschick Schuld trägt. *Hazrat*, du weißt doch ganz genau, daß wir keine Verräter sind!«

»Schweig!« schrie Ali Agha. »Findet mir sofort den Draht wieder, oder ich schieße euch einzeln nieder, ihr Söhne verbrannter Väter!«

Ich konnte ihre Gesichter in der Finsternis nicht sehen, aber ich fühlte, wie schwer sie, die freien Balutschen, die Beleidigung empfanden; sie verzichteten sogar darauf, Antwort zu geben. Plötzlich löste sich der Mann, der uns bis vor kurzem geführt hatte, aus der Gruppe, hieb mit der Peitsche auf sein Dromedar ein und galoppierte ins Dunkel davon.

»Wohin?« brüllte Ali Agha – und erhielt nur einige unverständliche Worte zur Antwort. Einige Sekunden lang hörte man das weiche Stampfen der Kamelfüße, dann wurde auch dieses Geräusch von der Nacht verschluckt.

Obwohl ich noch einen Augenblick zuvor von des Balutschen Unschuld überzeugt gewesen war, tauchte zögernd der Gedanke in mir auf: Jetzt ist er zu den Räubern geritten; Ali Agha scheint recht zu haben ... Ich hörte, wie Ali Agha die Sicherung an seiner Pistole zurückzog, und tat das gleiche. Ibrahim nahm langsam seinen Karabiner vom Rücken. Wir saßen reglos in den Sätteln. Eines der Dromedare grunzte leise, ein Gewehrkolben schlug an einen Sattel. Minuten vergingen. Man konnte deutlich das Atmen der Menschen und Tiere vernehmen.

Dann, unversehens, ein Ruf aus weiter Ferne. Meinen Ohren klang er nur wie »oohh«; aber die Balutschen schienen ihn zu verstehen, und einer

von ihnen legte beide Hände vor den Mund und rief ein paar aufgeregte Worte in der Brahui-Sprache zurück. Wieder jener ferne Schrei. Einer der Gendarmen wandte sich zu Ali Agha und sagte auf Persisch:

»Der Draht, *hazrat!* Er hat den Draht gefunden!«

Die Spannung löste sich. Befreit gingen wir der Stimme des unsichtbaren Pfadfinders nach, die uns von Zeit zu Zeit die Richtung andeutete. Als wir ihn erreichten, erhob er sich im Sattel und wies mit der Hand ins Dunkel:

»Dort ist der Draht.«

Und richtig, nach einigen Augenblicken stießen wir auf eine Telegraphenstange.

Das erste, was Ali Agha jetzt tat, war bezeichnend für ihn. Er zog den Soldaten beim Gürtel zu sich heran, beugte sich aus dem Sattel und küßte ihn auf beide Wangen:

»Nicht du, sondern ich bin ein Hundesohn, Bruder. Vergib mir ...«

Es stellte sich heraus, daß der Balutsche, dieser Sohn der Wildnis, im Zickzack geritten war, bis er aus mehr als einem halben Kilometer Entfernung den Wind in den Drähten summen hörte: ein Summen, das meinen europäischen Ohren auch jetzt, da ich unmittelbar darunter ritt, kaum vernehmbar war.

Nun ritten wir langsam, vorsichtig durch die schwarze Nacht, von einer unsichtbaren Telegraphenstange bis zur nächsten; einer der Gendarmen ritt voran und rief uns jedesmal zu, wenn seine Hand die nächste Stange berührte. Wir hatten unsern Weg wiedergefunden und waren entschlossen, ihn nicht nochmals zu verlieren.

Ich wache von meiner Träumerei auf und wende mich wieder Ali Aghas Brief zu:

*Gleichzeitig mit der Beförderung zum Oberstleutnant ist dieses geringe Individuum auch dem Generalstab zugeteilt worden; und dies, o geliebter Freund und Bruder, gefällt uns weitaus besser als das Garnisonleben in einer Provinzstadt ...*

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß es ihm besser gefällt; Ali Agha hat ja immer eine große Vorliebe für die Hauptstadt und ihr Treiben gehabt – insbesondere fürs politische Treiben. Und das zeigt auch dieser Brief. Er beschreibt ausführlich Teherans politische Atmosphäre, jenes nie endende Ränkespiel unter der Oberfläche, jene komplizierten Schachzüge,



mit welchen fremde Mächte Iran in steter Unruhe erhalten und es diesem seltsamen, begabten Volk unmöglich machen, seinen eigenen Weg zu finden.

*Gerade in diesen Tagen setzt uns die englische Ölgesellschaft besonders stark zu; ein starker Druck wird auf die Regierung ausgeübt, die bestehende Konzession – und so auch unsere Sklaverei – zu verlängern. Alle möglichen Gerüchte schwirren in den Basaren umher, und Gott allein weiß, wohin das alles noch führen wird ...*

Der Basar spielt seit jeher eine wichtige Rolle im politischen Geschehen des Morgenlandes; und das trifft ganz besonders auf den Teheraner Basar zu, in welchem das verborgene Herz Persiens mit einer Beharrlichkeit schlägt, die allem Verfall und allem Zeitablauf Trotz bietet. Beim Lesen des Briefes ersteht dieser riesige Basar – beinahe eine Stadt für sich – wieder vor meinen Augen in all seiner Lebendigkeit, als hätte ich ihn erst gestern gesehen: ein weitmaschiges Labyrinth von Hallen und Gängen, alle mit spitzbogigen Gewölben überdacht, dämmrig glitzernd. In der Hauptstraße öffnen sich neben kleinen, dunklen Butiken mit billigem Flittertand herrschaftliche Lichthöfe, in denen die kostbarsten Seidenstoffe Europas und Asiens verkauft werden; neben Seilerwerkstätten stehen die Glaskästen der Silberschmiede voll zierlicher Filigranarbeit; bunte Gewebe aus Buchara und Indien wechseln mit seltenen Perserteppichen ab – Jagdteppichen mit Gestalten von Rittern zu Roß, Löwen, Leoparden, Pfauen und Antilopen; gläserne Perlenketten und automatische Feuerzeuge neben Nähmaschinen; schwarze melancholische Regenschirme neben gelben, bestickten Schafpelzmänteln aus Chorassan; all dies in einer unendlich langen Halle wie in einem großen und nicht sehr sorgfältig arrangierten Schaufenster vereinigt.

In den zahllosen Seitengängen dieses unentwirrbaren Knäuels von Handwerk und Handel ist der Betrieb meist nach Gewerben geordnet. Da zieht sich die lange Reihe der Sattler und Lederarbeiter hin; das Rot des gefärbten Leders ist die herrschende Farbe, der säuerliche Geruch des Leders schwebt wie eine Wolke über dem Schreitenden. Da sitzen die Schneider: und aus jeder Nische – denn fast alle Läden bestehen nur aus einer einzigen Nische von drei bis vier Quadratmetern Flächenraum – hört man das Surren einer fleißigen Nähmaschine; vor jedem Laden hängen lange Gewänder zum Verkauf, immer dieselben Gewänder, so daß man im Gehen manchmal glaubt, man befände sich immer auf dem gleichen Fleck. Das-

selbe ist auch in vielen anderen Teilen des Basars der Fall – aber die Fülle des Gleichartigen ist dennoch nicht monoton; sie berauscht den Fremden und erfüllt ihn mit unruhiger Genugtuung. Wenn du den Basar auch zum hundertsten Mal betrittst, so bleibt die Stimmung immer die gleiche, unveränderlich – aber von der unerschöpflichen, vibrierenden Unveränderlichkeit einer Meereswelle, die ihre Formen ewig wechselt und sich doch in der Substanz ewig gleich bleibt.

Der Basar der Kupferschmiede: erzene Glocken im Chor sind die schwingenden Hämmer, die aus Kupfer, Bronze und Messing die verschiedensten Gebilde schlagen, formlose Metallplatten in Schalen, Schüsseln und Becher verwandeln, aus rußenden Flammen leuchtende Gefäße hervorziehen. Welch eine akustische Sicherheit, dieses Hämmern in abwechselndem Takt quer durch den ganzen Basar – behutsames Eingehen des einen auf den Rhythmus des andern damit dem Ohr kein Mißklang entstehe: hundert Arbeiter, die in verschiedenen Werkstätten an verschiedenen Gegenständen arbeiten – und in der ganzen Basarstraße nur eine einzige Melodie ... In diesem großartigen, mehr als nur musikalischen – beinah schon sozialen – Willen zur Harmonie tritt die verschleierte Anmut der persischen Seele zutage.

Gewürzhändler-Basar: stille Alleen von weißen Zuckerhüten, Reissäcken, spitz gehäufte Berge von Mandeln und Pistazien, Haselnüssen und Melonenkernen, Becken voll Kandiszucker und Ingwer und getrockneten Aprikosen, Messingschalen mit Zimt, Curry, Pfeffer, Safran und Mohn, die vielen kleinen Schüsselchen mit Anis, Vanille, Kümmel und zahllosen namenlosen Kräutern und Wurzeln, die allesamt ein schweres, betäubendes Aroma ausströmen. Über den leuchtenden messingnen Waagschalen kauern die Herren dieser Seltsamkeiten wie buddhistische Götter mit gekreuzten Beinen, von Zeit zu Zeit einen Vorübergehenden halblaut nach seinen Wünschen befragend. Eine Flüsterstimmung herrscht hier: denn man kann nicht lärmern, wo der Zucker aus den Säcken leise in die Waagschalen rinnt, und man kann nicht lärmern, wo es um Gewichtsunterschiede von Thymian und Aniskörnern geht ... Es ist dieselbe Anpassung an die Materie, die die Perser befähigt, aus vielen bunten Wollfäden edle Teppiche zu knüpfen – Faden um Faden, Millimeter um Millimeter, Feld um Feld, bis das Ganze und mühsam Erarbeitete in spielerischer Vollendung dasteht. Kein Wunder, daß die persischen Teppiche ihresgleichen in der Welt nicht haben. Wo anders ist diese Ruhe zu finden, diese Versonnenheit im eigenen Tun?

In höhlenartigen Nischen, etwas größer als die anderen, sitzen schweigende Miniaturmaler. Sie kopieren alte Miniaturen, die aus längst zerfetzten handgeschriebenen Büchern stammen und in hauchzarten Farben und Linien die großen Dinge des Lebens darstellen: Kämpfe und Jagden, Liebe und Glück und Trauer. Fein und dünn wie Nervenfäden sind die Pinsel; die Farbe wird nicht leblosen Gefäßen anvertraut, sondern auf der lebendigen Handfläche des Malers gemischt und in winzigen Häufchen und Tröpfchen auf die Finger der linken Hand verteilt. Auf neuen Blättern von makellosem Weiß erleben die alten Miniaturen eine Wiedergeburt, Strich um Strich, Ton um Ton. Neben den rissigen Goldhintergründen der Vorbilder tauchen die leuchtenden der Nachbildungen auf. Die verblaßten Orangenbäume eines königlichen Parks erblühen in einem neuen Frühling; zärtliche Frauen in Seide und Pelzwerk wiederholen noch einmal ihre liebende Gebärde; neu geht die Sonne über einem alten ritterlichen Polospiel auf ... Strich um Strich, Ton um Ton spüren die schweigenden Männer dem schöpferischen Erlebnis eines toten Künstlers nach, und es ist so viel Liebe in ihnen, wie einst die Bezauberung in jenem war; und diese Liebe läßt dich das Späte, Unvollkommene der Nachbildung beinahe vergessen ...

Die Zeit verrinnt, und die Miniaturmaler sitzen gebeugt über ihrem Werk, dem Tag entfremdet. Die Zeit verrinnt; im Basar nebenan dringt mit hartnäckiger Allmählichkeit abendländischer Tand in die Läden; die Petroleumlampe aus Chicago, der bedruckte Kattun aus Manchester und die Teekanne aus Böhmen setzen sich siegreich durch: die Miniaturmaler aber kauern auf ihren durchgewetzten Strohmatten, wühlen sich mit zarten Augen und Fingern in die alten Seligkeiten hinein und bereiten ihren königlichen Jagden und trunkenen Liebespaaren ein neues Erwachen, Tag um Tag ...

Zahllos fluten die Menschen durch den Basar: Gents mit abendländischem Halskragen und zuweilen auch einer staubfegenden arabischen *abaja* über einem europäischen oder halbeuropäischen Anzug, konservative Bürger in langen Kaftanen und seidenen Gürtelschärpen, Bauern und Handwerker in blauen oder ins Farblose verschossenen Jacken, singende Derwische – die aristokratischen Bettler Persiens – in weißen, fließenden Gewändern, zuweilen mit einem Pantherfell auf dem Rücken, langhaarig und meist von schönem Wuchs. Die Frauen mittlerer Stände sind – je nach Vermögen – in Seide oder Baumwolle gekleidet, aber immer in Schwarz,

mit dem in Teheran üblichen kurzen, steifen Schleier aus Roßhaarblende vor dem Gesicht; die ärmeren hüllen sich in einen hellen, geblühten Kat-tunüberwurf. Greise Mullahs reiten auf prunkvoll aufgeäumten Eseln oder Maultieren vorbei und sehen den Fremden mit einem starren, fanatischen Blick an, der zu fragen scheint: »Was hast *du* hier zu suchen? Bist du auch einer von denen, die am Untergang unseres Landes arbeiten?«

Irans bittere Erfahrungen mit westlichen Intrigen haben das Volk argwöhnisch gemacht. Kein Perser glaubt wirklich daran, daß die *farangis* ihrem Lande jemals Gutes bringen könnten. Ali Agha glaubt es auch nicht – aber dennoch scheint er nicht allzu pessimistisch zu sein:

*Iran ist alt – aber bestimmt noch nicht zum Sterben bereit. Wir sind oft unterdrückt gewesen. Viele Völker sind über uns hinweggegangen, und alle sind zugrunde gegangen: wir aber leben. In Armut und Unterdrückung, in Unwissenheit und Dunkelheit: aber wir leben. Das kommt daher, daß wir Perser immer unsern eigenen Weg gehen. Wie oft haben fremde Völker versucht, uns fremde Sitten aufzuzwingen – und nie ist es ihnen gelungen. Wir setzen äußeren Mächten keinen gewaltsamen Widerstand entgegen, und daher mag es oft scheinen, als ob wir uns ihnen unterwürfen. Aber wir sind vom Stamm der murjune – jener kleinen, unansehnlichen Ameisenart, die unter den Mauern lebt. Ihr, Licht meines Herzens, habt ja sicherlich in Iran gesehen, wie wohlgebaute Häuser mit festen Grundmauern plötzlich, ohne sichtbare Ursache, zusammenbrachen. Was war die Ursache? Nichts, als diese winzigen Ameisen, die durch viele Jahre mit unermüdlichem Fleiß ihre Gänge und Höhlen in die Grundmauern trieben, immer nur um Haaresbreite vorwärts, langsam, geduldig, in allen Richtungen – bis am Ende die Mauer ihren Halt verlor und zusammenbrach. Wir Perser sind solche Ameisen. Wir setzen den Mächten der Welt keine lärmende und unnütze Gegenwehr entgegen, sondern lassen sie gewähren und bohren in aller Stille unsere Gänge und Höhlen, bis der Bau von selbst zerfällt ...*

*Und habt Ihr denn nicht gesehen, was geschieht, wenn man einen Stein ins Wasser wirft? Der Stein versinkt, auf der Oberfläche tauchen einige Kreise auf, breiten sich aus, werden immer schwächer – bis das Wasser wieder still ist wie zuvor. Wir Perser sind solches Wasser.*

*Der Schah, möge Gott ihm ein langes Leben gewähren, trägt eine gar schwere Last: auf der einen Seite sitzen die Engländer und auf der andern die Russen. Aber wir bezweifeln nicht, daß er mit Gottes Hilfe einen Weg finden wird, Iran zu retten ...*

Auf den ersten Blick scheint Ali Aghas unbedingtes Vertrauen in Riza Schah gar nicht so übel angebracht zu sein. Er ist zweifellos eine der dynamischsten Persönlichkeiten, die mir in der islamischen Welt begegnet sind; und unter den morgenländischen Königen der Gegenwart kann Ibn Saud allein sich mit ihm messen.

Die Geschichte von Riza Schahs Aufstieg zur Macht klingt wie ein phantastisches Märchen – ein Märchen, das nur in dieser morgenländischen Welt zur Wirklichkeit werden kann, wo Mut und Willenskraft zuweilen einen Menschen aus vollkommenem Dunkel über Nacht zur höchsten Macht tragen. Als ich ihn während meines ersten Aufenthalts in Teheran, im Sommer 1924, kennenlernte, war er Ministerpräsident und unbestrittener Diktator Persiens; aber sein Volk hatte noch nicht ganz die Erschütterung überwunden, ihn so plötzlich und so überraschend an so hoher Stelle zu erblicken. Ich kann mich noch lebhaft an das Erstaunen erinnern, mit welchem ein alter persischer Schreiber in der deutschen Gesandtschaft in Teheran mir einmal sagte: »Wissen Sie denn auch, daß vor knapp zehn Jahren unser Ministerpräsident als einfacher Soldat vor dem Tor dieser selben Gesandtschaft Wache stand? – und daß ich selber ihm manchmal einen Brief ans Außenministerium übergab und ihn mahnte, »Mach: rasch, du Hundesohn, und lungere nicht im Basar herum!...?«

Ja, es war noch gar nicht viele Jahre her, da stand Riza, der Soldat, als Wachtposten vor den Gesandtschaften und öffentlichen Gebäuden Teherans. Ich konnte ihn mir recht gut ausmalen, wie er in seiner dürtigen Uniform der iranischen Kosakenbrigade dastand, auf sein Gewehr gelehnt, und dem Treiben auf der Straße zusah. Er sah Droschken vorüber fahren, in denen Nichtsteuer saßen, er sah persische Menschen wie traumhafte Schemen dahinschlendern, er sah sie in der Abendkühle an den Wassergräben sitzen, so wie ich sie einst sehen sollte. Von der hinter ihm gelegenen englischen Bank hörte er das Rattern von Schreibmaschinen, das Laufen vielbeschäftigter Menschen, den ganzen raschelnden Arbeitsbetrieb, welchen ein fernes Europa in dieses Teheraner Gebäude mit blauer Fayence-Fassade hineingetragen hatte. Ob es wohl damals war, daß im ungeschulten Kopf des Soldaten Riza die verwunderte Frage auftauchte »Muß es denn so sein...? Muß es wirklich so sein, daß fremde Völker arbeiten und streben, während unser Leben wie ein Traum verschwebt?«

Und vielleicht begann in jenem Augenblick der Wunsch nach Änderung – Schöpfer aller großen Taten, Entdeckungen und Revolutionen – sich als

winziger Keim in seinem Hirn zu regen und nach einem Ausdruck zu suchen ...

An anderen Tagen mag er vor dem Parktor einer großen europäischen Botschaft Wache gestanden haben. Die gepflegten Bäume rauschten im Winde, die Kicswege knirschten unter den Füßen weißgekleideter Diener. In dem Hause mitten im Park schien eine geheimnisvolle Macht zu wohnen; sie schlug jeden Perser, welcher das Tor betrat, in ihren Bann, ließ ihn verschüchtert seine Kleider zurechtrücken und machte seine Hände verlegen und unbeholfen. Manchmal fuhren elegante Wagen vor, und persische Politiker entstiegen ihnen. Der Soldat Riza kannte so manchen von ihnen vom Sehen: dieser da war der Außenminister, jener der Finanzminister. Fast immer war ihr Ausdruck gespannt und besorgt, wenn sie das Parktor durchschritten, und es war unterhaltsam, ihre Gesichter beim Verlassen der Botschaft zu beobachten: manchmal strahlten sie, als wäre ihnen ein Gnadengeschenk beschieden worden; manchmal waren sie bleich und bedrückt, als hätten sie soeben ihr Todesurteil gehört. Die geheimnisvollen Leute da drinnen hatten das Urteil gesprochen. Der Soldat Riza wunderte sich: »Muß es denn so sein...?«

Es kam auch zuweilen vor, daß ein eiliger persischer Schreiber aus dem Bürogebäude herauslief, Riza einen Brief in die Hand drückte und sagte: »Übergib dies an Soundso; aber mach's rasch, du Hundesohn, sonst wird der Herr Botschafter zürnen!« Riza war an solche Kosenamen gewöhnt, denn auch seine eigenen Offiziere waren in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht zimperlich. Aber vielleicht – nein, nicht vielleicht, sondern bestimmt – gab ihm das Wort ›Hundesohn‹ einen Stich durchs Herz. Er wußte doch: er war kein Hundesohn, sondern der Sohn eines großen Volkes, welches Männer wie Rustam, Darius, Nuschirwan, Kay Chosru, Schah Abbas, Nadir Schah sein eigen nannte. Aber was wußten ›die da drinnen‹ davon? Was wußten sie von den Gewalten, die wie ein dunkler, dumpfer Strom durch die Brust des Soldaten zogen, ihm manchmal die Rippen zu sprengen drohten und ihn die Fäuste in ohnmächtiger Verzweiflung zerbeißen ließen: »Oh, könnte ich doch ...«

Und der Wunsch nach Selbstbehauptung, der in jedem Perser weinend lebt, brach zuweilen mit schmerzlichem Flügelschlag aus dem Innern des Soldaten Riza hervor und machte sein Hirn hell und ließ ihn plötzlich seltsame Zusammenhänge erkennen ...

Der Weltkrieg war zu Ende. Nach der Oktoberrevolution wurden die

russischen Truppen, die Nordpersien jahrelang besetzt gehalten hatten, zurückgezogen; aber gleich darauf begannen kommunistische Unruhen in der persischen Provinz Gilan am Kaspischen See, von einem einflußreichen Mann namens Kutschük Chan geführt und von regulären russischen Einheiten zu Land und zu See unterstützt. Die Teheraner Regierung sandte den Aufständischen und den Russen Truppen entgegen, aber die schlecht disziplinierten und armselig ausgerüsteten persischen Soldaten erlitten Schlappe auf Schlappe; und das Bataillon, in welchem der damals nahezu fünfzigjährige Sergeant Riza diente, machte hiervon keine Ausnahme. Einmal jedoch, als sein Bataillon sich nach einem unglücklichen Gefecht zur Flucht wandte, vermochte Riza sich nicht mehr zu halten. Er sprang aus dem wankenden Glied hervor und schrie: »Warum flüchtet ihr, Perser – ihr, Perser!« Ähnliches mochte wohl in ihm vorgehen wie in jenem zwölften Karl von Schweden, als er verwundet auf dem Rasen bei Pultawa lag und seine Soldaten in kopfloser Flucht an sich vortüberlaufen sah und ihnen mit verzweifelter Stimme zurief: »Warum flüchtet ihr, Schweden – ihr, Schweden!« Nur daß der König Karl aus vielen Wunden blutete und nichts zur Verfügung hatte als seine Stimme; der Soldat Riza aber war unverletzt und hielt eine geladene Mauserpistole in der Hand – und seine Stimme war stark und drohend, als er seine Kameraden warnte: »Wer flüchtet, den erschieße ich – und wär's mein eigener Bruder!«

Solch ein Ausbruch war den persischen Truppen etwas ganz Neues. Ihre Verwirrung wich der Verwunderung. Neugier bemächtigte sich ihrer: was dachte sich dieser Mann? Einige Offiziere protestierten und wiesen auf die aussichtslose Kampfplage hin; und einer meinte spöttisch: »Willst du uns etwa zum Siege führen?« In jener Sekunde mag wohl Riza alle Enttäuschungen seiner früheren Jahre nochmals gefühlt haben; alle seine dumpfen Hoffnungen leuchteten plötzlich auf; er sah das Ende eines Zauberseils vor sich und ergriff es. »Angenommen!« schrie er und wandte sich den Soldaten zu: »Wollt ihr mich zu eurem Führer haben?«

Keinem Volk liegt der Heldenkult so sehr im Blute wie den Persern; und dieser hier schien ein Held zu sein. Die Soldaten hatten ihr Entsetzen und ihre Flucht vergessen und brüllten ihm jubelnd zu: »Du sei unser Führer!« – »Gut«, sprach Riza, »ich werde euch führen; und ich werde jeden töten, der zu fliehen versucht!« Aber keiner dachte mehr ans Fliehen. Sie warfen die schweren Tornister von sich, setzten das Bajonett aufs Gewehr; und unter Rizas Führung machte das ganze Bataillon eine Kehrtwendung,

nahm in überraschendem Sturmangriff eine russische Batterie, riß die anderen persischen Truppenteile mit sich, überrannte den Feind – und nach ein paar Stunden war das Gefecht zugunsten der Perser entschieden.

Einige Tage später traf ein Telegramm aus Teheran ein. Riza wurde zum Hauptmann ernannt und durfte nunmehr den Titel Chan seinem Namen anhängen.

Er hatte das Seilende ergriffen und zog sich daran hoch. Sein Name war mit einem Schlag berühmt geworden. Rasch hintereinander wurde er Major, Oberst, Brigadegeneral. Im Jahre 1921 unternahm er gemeinsam mit dem jungen Journalisten Zia ad-Din und drei anderen Offizieren einen Staatsstreich in Teheran, verhaftete das korrupte Ministerium und zwang – mit Hilfe seiner ihm vollkommen ergebenen Brigade – den schwachen und unbedeutenden Schah Ahmad, ein neues Ministerium zu ernennen: Zia ad-Din wurde Ministerpräsident, Riza Chan Kriegsminister. Er konnte weder lesen noch schreiben. Er war ein Dämon des Willens, Abgott der Soldaten und des Volkes, das endlich, zum ersten Mal seit unvordenklichen Zeiten, einen Mann vor sich sah: einen Führer.

In der politischen Geschichte Irans wechseln die Bilder rasch. Zia ad-Din verschwand in der Versenkung, um als ein Verbannter in Europa wieder aufzutauchen. Riza Chan blieb – als Ministerpräsident. Man erzählte sich damals in Teheran, Riza Chan, Zia ad-Din und des Schahs jüngerer Bruder hätten sich verschworen, den Schah vom Thron zu stürzen; und man munkelte – niemand weiß bis heute, ob es wahr ist –, daß Riza Chan im letzten Augenblick seine Freunde an den Schah verraten hätte, um nicht die eigene Zukunft aufs Spiel zu setzen. Ob es wahr ist oder nicht, es steht jedenfalls fest, daß Riza Chan dem jungen Schah Ahmad bald darauf nahelegte, eine Vergnügungsreise nach Europa zu unternehmen. Er begleitete ihn mit großem Pomp auf der Autoreise zur irakischen Grenze und soll ihm beim Abschied gesagt haben: »Wenn Eure Majestät jemals nach Persien zurückkehren, so werden Sie sagen können, Riza Chan hätte nichts vom Leben verstanden.«

Nunmehr brauchte er seine Macht mit niemand mehr zu teilen; er war, wenn auch nicht dem Titel nach, alleiniger Herr des Landes. Wie ein hungriger Wolf stürzte er sich auf die Arbeit. Ganz Persien sollte von Grund aus reformiert werden. Die bis dahin sehr lockere Landesverwaltung wurde zentralisiert; das alte System, Provinzen an die Meistbietenden zu verpachten, wurde abgeschafft; von nun an waren die Gouverneure nur Staatsbe-



amte, keine Satrapen mehr. Die Armee – Lieblingskind des Diktators – wurde nach abendländischen Mustern umgebildet. Riza Chan unternahm Feldzüge gegen die unbotmäßigen Stammeshäuptlinge, die allorts gewohnt waren, sich als kleine Könige zu fühlen und der Teheraner Regierung oftmals den Gehorsam verweigerten; er unterwarf einen nach dem andern und zwang ihn zur Anerkennung der Staatsgewalt. Er verfuhr hart mit den Räubern, die seit Jahrhunderten das Land beunruhigten. Unter Mitwirkung eines amerikanischen Sachverständigen wurde eine gewisse Ordnung in das Finanzwesen gebracht; Steuern und Zölle begannen regelmäßig einzulaufen.

Als Echo der kemalistischen Bewegung in der Türkei tauchte auch in Iran allmählich der Gedanke einer Republik auf, zuerst als Gerücht, dann als eine Forderung einzelner fortschrittlicher Bevölkerungsgruppen – und schließlich als die unverhohlene Absicht des Diktators selbst. Hier aber scheint Riza Chan sich denn doch verrechnet zu haben: ein gewaltiger Protestschrei erscholl aus dem persischen Volk.

Diese Ablehnung der republikanischen Staatsform war nicht etwa durch Treue zum Herrscherhaus bedingt, denn niemand in Persien empfand besondere Liebe für die Dynastie der Kadscharen, die man ihrer turkmenischen Abstammung wegen immer als volksfremd betrachtet hatte; noch auch durch eine persönliche Zuneigung für Schah Ahmad mit seinem runden bartlosen Knabengesicht. Sie hatte einen ganz anderen Grund: die Furcht des Volkes, auf staatlichem Wege seinen religiösen Glauben zu verlieren, so wie es den Türken im Verlauf von Atatürks Reformen ergangen war. In ihrer Unwissenheit begriffen die Perser nicht sogleich, daß die Errichtung einer Republik in Iran nicht unbedingt dieselben Folgen haben müßte wie in der Türkei, um so mehr als eine republikanische Staatsform dem Geiste des Islam an sich weitaus besser entspricht als eine monarchische. Den breiten Volksmassen war all dies unbekannt. Unter dem konservativen Einfluß ihrer religiösen Führer – und vielleicht auch durch die Bewunderung, die Riza Chan öffentlich Kemal Atatürk zollte, in berechtigten Schrecken versetzt – sahen die Perser in seinen Plänen eine Bedrohung des Islam.

Eine gewaltige Erregung bemächtigte sich der städtischen Bevölkerung, besonders in Teheran. Vor Riza Chans Amtsgebäude versammelte sich eine wütende Menschenmenge, mit Stöcken und Steinen bewaffnet, und stieß Flüche und Drohungen gegen den Diktator aus, der gestern noch ein



*Elsa und ihr Sohn Ahmad, 1927*

Halbgott gewesen war. Riza Chan wollte ausgehen; man riet ihm dringend, einen Augenblick der Beruhigung abzuwarten und bis dahin im Hause zu bleiben. Er wies die Ratgeber zurück und stieg, vollkommen unbewaffnet und nur von einem einzigen Ordonnanzsoldaten begleitet, in die Kutsche, die im inneren Hof des Gebäudes für ihn bereitstand. Als der Wagen das Tor verließ, fiel die Menge den Pferden in die Zügel. Man riß den Wagenschlag auf – »Zerrt ihn heraus, den Ketzer, zerrt ihn auf die Straße!« Aber schon stieg er von selbst aus, zorngerötet im Gesicht, und begann mit seinem Reitstöckchen auf die Köpfe und Schultern der Leute um ihn einzuschlagen: »Ihr Hundesöhne, fort von mir, fort! Was untersteht ihr euch! Ich bin Riza Chan! Fort, zu euren Weibern in die Betten!« Und die tobende Menschenmenge, die eben noch Tod und Verderben gedroht hatte, verstummte vor der Macht seines Mutes, wich scheu zurück und gab ihm die Bahn frei. Einer nach dem andern verschwand lautlos, die Menge lichtete sich und verzog sich in die Seitengassen. Wieder einmal hatte ein Großer zu seinem Volk gesprochen; er hatte im Zorn gesprochen, und das Volk beugte sich. Vielleicht mischte sich in jenem Augenblick ein Gefühl der Verachtung in Riza Chans Liebe für sein Volk und trübte sie auf immer.

Jedenfalls aber ließ sich die Republik nicht verwirklichen, obwohl Riza Chan alle äußeren Machtmittel zur Verfügung hatte. Im Scheitern dieses Versuchs erwies es sich, daß militärische Macht allein nicht genügte, um dem unwilligen Volk eine ›Reformbewegung‹ aufzuzwingen. Nicht etwa, daß die Perser jede Reform als solche ablehnten: sie befürchteten jedoch, daß eine vom Westen geborgte politische Doktrin alle Hoffnung, jemals wieder im Rahmen der eigenen Kultur und Religion zu einer gesunden Entwicklung zu gelangen, zuschanden machen würde.

Riza Chan begriff dies nicht – weder damals noch später – und entfremdete sich dadurch seinem Volk. Die Zeit der Liebe für ihn war vorbei; die Zeit eines furchtsamen Hasses brach an. Man begann sich zu fragen: Was hat der Held für sein Land wirklich getan? Man zählte sich Riza Chans Er-rungenschaften auf: die Umorganisation des Heeres – aber unter gewaltigen Kosten, die dem ohnedies schon verarmten Volk erdrückende Steuerlasten aufbürdeten; die niedergeworfenen Stammesaufstände – aber auch niedergeworfene Patrioten; eine glänzende Bautätigkeit in Teheran – aber ständig wachsende Not unter den Bauern im Lande. Man begann sich zu entsinnen, daß Riza Chan bis vor wenigen Jahren noch ein armer Soldat gewesen war – und jetzt zu den Reichsten in Persien gehörte und unge-

zählte Hektar Land sein eigen nannte. Waren dies die ›Reformen‹, über die man so viel geredet hatte? Hatten die großartigen neuen Amtsgebäude in Teheran und die Luxushotels, die hie und da unterm Einfluß des Diktators entstanden waren, auch wirklich etwas dazu beigetragen, das Schicksal des Volkes zu verbessern und sein tägliches Brot zu vermehren?

Gerade zu jenem Zeitpunkt machte ich Riza Chans Bekanntschaft. Ungeachtet der vielen Gerüchte über seinen persönlichen Ehrgeiz und seine angebliche Selbstsucht, kam mir die Größe des Mannes sofort zum Bewußtsein, als er mich zum erstenmal in seinem Arbeitszimmer im Kriegsministerium empfing. Es war wahrscheinlich das bescheidenste Arbeitszimmer, das je von einem Ministerpräsidenten benutzt worden war: ein schmuckloser Schreibtisch, ein schwarzes, mit Wachstuch bezogenes Sofa, zwei Stühle, ein kleines Büchergestell, und auf dem Fußboden ein hellfarbiger, einfacher Teppich. Der hohe, schwerknochige Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, der sich hinter dem Schreibtisch erhob, trug eine khakifarbene Uniform ohne jegliche Orden, Ordensbänder oder Rangabzeichen.

Ich war von Graf von der Schulenburg, dem deutschen Gesandten, eingeführt worden (denn wenngleich ich selber Österreicher war, vertrat ich ein großes deutsches Blatt, die Frankfurter Zeitung). Schon während dieser ersten, förmlichen Unterhaltung spürte ich die düstere dynamische Kraft in Riza Chans Wesen. Unter ergrauten, buschigen Brauen schoß sekundenlang ein scharfer Blick zu mir herüber – dann senkten sich schwere Lider schattend über die Augen: persische Augen, durchdringend und zurückhaltend – eine seltsame Mischung von Melancholie und Härte. Bittere Linien zogen sich um Nase und Mund; daneben aber verrieten die derbknochigen Züge eine ungewöhnliche Willenskraft, die die Lippen festpreßte, den Unterkiefer mit Spannung erfüllte und sich in dem stämmigen Nacken und den massigen Schultern fortzusetzen schien. Wenn man seiner leisen, gedämpften Stimme zuhörte – der geübten Stimme eines Menschen, der es gewöhnt war, gewichtige Worte zu sprechen und jedes auf der Zunge zu wiegen, bevor es ausgesprochen wurde, glaubte man einem Menschen zuzuhören, der eine dreißigjährige Laufbahn als Generalstäbler und hoher Beamter hinter sich hatte: und es kam einem ganz unglaublich vor, daß Riza Chan noch vor sechs Jahren Sergeant gewesen war und erst vor drei Jahren lesen und schreiben gelernt hatte.

Er muß wohl von allem Anfang an mein Interesse für ihn – und vielleicht auch meine Zuneigung zu seinem Volk – gespürt haben, denn er bestand

darauf, daß diese Unterredung nicht die letzte sein dürfte, und lud mich und Schulenburg für die nächste Woche zum Tee in seinen Sommersitz in Schemran ein, einige Kilometer außerhalb Teherans.

Schulenburg forderte mich auf, zuerst zu ihm zu kommen (wie die meisten Vertreter fremder Mächte, pflegte auch er den Sommer in Schemran zu verbringen), worauf wir uns gemeinsam zum Ministerpräsidenten begeben wollten. Gegen alle Erwartung jedoch gelang es mir nicht, zur rechten Zeit einzutreffen. Einige Tage zuvor hatte ich mir ein kleines vierrädriges Jagdgefährt und zwei lebhafte Pferde gekauft. Wie lebhaft sie waren, zeigte sich an jenem Tag, als sie nach ein paar Kilometern plötzlich die Lust verloren und sich hartnäckig weigerten, weiterzutrablen. Zwanzig Minuten lang kämpfte ich mit ihnen; schließlich aber mußte ich meine Niederlage eingestehen, schickte Ibrahim mit Wagen und Pferden in die Stadt zurück (sie machten sich munter, ohne den geringsten Widerwillen, auf den Heimweg) und stapfte zu Fuß los, um ein anderes Fahrzeug zu finden. Nach einer Wanderung von etwa drei Kilometern langte ich in einem Dorf an, wo ich glücklich eine Droschke fand; aber als ich die deutsche Gesandtschaft erreichte, war ich anderthalb Stunden verspätet. Schulenburg war ganz außer sich. Er ging wie ein zorniger Tiger im Zimmer auf und ab, und von seinem üblichen weltmännischen Gleichmut war nichts übriggeblieben; seinem Sinn für Disziplin, der ihm als Ostpreußen angeboren und durch die langjährige Diplomatenlaufbahn noch um Vielfaches verstärkt war, erschien ein solcher Verstoß gegen das Gebot der Pünktlichkeit wie eine Gotteslästerung. Als er mich erblickte, brach er aus wie ein Vulkan:

»Herrgott im Himmel, Mensch, so etwas kann man doch nicht ... so etwas können Sie doch nicht einem Ministerpräsidenten antun! Haben Sie denn ganz vergessen, wer Riza Chan ist? Er ist ein Diktator – und wie alle Diktatoren außerordentlich empfindlich!«

»Meine Pferde scheinen eben diesen heiklen Punkt übersehen zu haben, Graf Schulenburg. Selbst wenn es sich um den Kaiser von China gehandelt hätte, wäre es mir nicht möglich gewesen, früher zu kommen.«

Diese Entgegnung gab Schulenburg seinen Humor wieder. Er brach in schallendes Gelächter aus:

»Bei Gott, so etwas ist mir noch nie vorgekommen! Nun gut, gehen wir also – und hoffen wir, daß der Lakai uns nicht die Tür vor der Nase zuschlägt ...«

Er schlug sie nicht zu. Als wir Riza Chans Salon betraten, war die Tee-

gesellschaft schon längst auseinandergegangen, aber der Diktator schien durch meinen Verstoß gegen das Protokoll nicht im mindesten beleidigt zu sein. Er hörte sich schmunzelnd meine Entschuldigung an und rief dann aus:

»Oh, ich möchte mir diese Eure Pferde mal anschauen! Ich bin überzeugt, sie gehören der Oppositionspartei an. Was meint Ihr denn – wäre es nicht vielleicht ratsam, sie unter Polizeiaufsicht zu stellen?«

Auf diese Weise trug mein *contretemps* etwas dazu bei, eine zwanglose Beziehung zwischen dem großmächtigen Ministerpräsidenten und dem jungen Journalisten herzustellen; und diese Beziehung ermöglichte es mir später, mich in Persien mit einer Freizügigkeit zu bewegen, die anderen Ausländern nur selten gewährt wurde.

Ali Aghas Brief jedoch bezieht sich nicht auf jenen frühen Riza Chan, den Mann, dessen einfache Lebensart so auffallend von der Prunksucht der anderen Großen in Iran abstach: er bezieht sich auf Riza Schah Pehlewi, der 1925 – etwas über ein Jahr nach unserer ersten Begegnung – den Pfauenthron bestieg; er bezieht sich auf den König, der nunmehr Kemal Atatürk nachzuahmen versucht und seinem alten östlichen Land eine prahlerische abendländische Fassade vorsetzen möchte ...

Und so komme ich zum Ende des Briefes:

*Wenngleich Ihr, geliebter Freund, Euch jetzt in der gesegneten Stadt des Heiligen Propheten aufhaltet, so hoffen wir dennoch, daß Ihr Euren unwürdigen Freund und sein Land nicht vergessen habt noch auch vergessen werdet ...*

O Ali Agha, Freund meiner jüngeren Tage – »Licht meines Herzens«, wie du es selber ausdrücken würdest –, dein Brief hat mich mit Erinnerungen trunken gemacht: Persientrunken, so wie ich trunken war, als ich dein Land wirklich zu kennen begann, jenen alten, trüben Edelstein, in uraltes Gold und geborstenen Marmor und Staub und Schatten eingefaßt – die Schatten der Tage und Nächte in deinem schwermütigen Land, und die Schatten, die in den dunklen Augen deines Volkes liegen ...

Ich erinnere mich noch an Kirmanschah, die erste persische Stadt, die ich sah, nachdem ich das Bergland von Kurdistan verließ. Eine seltsame, vergilbte, undurchsichtige Atmosphäre lag um sie, gedämpft, verhalten – um nicht zu sagen: dürftig. Gewiß, in jeder morgenländischen Stadt liegt die Armut näher am Tag, sichtbarer als in einer europäischen; aber daran

war ich doch schon seit langem gewöhnt. Es war auch nicht gerade Armut im wirtschaftlichen Sinn, was mir dort auffiel – denn man sagte mir, Kirmanschah sei eine wohlhabende Stadt –, sondern eine Art Bedrückung, die über den Menschen lag, etwas, das unmittelbar ihr Wesen anging, aber kaum mit wirtschaftlichen Dingen zu tun hatte.

All diese Menschen hatten tiefschwarze Augen unter dicken, schwarzen Brauen, die oft über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, und die Augen waren von schweren Lidern wie von Schleiern verhängt. Fast alle Männer waren schlank (ich kann mich kaum entsinnen, einen fettleibigen Mann in Persien gesehen zu haben); sie lachten niemals laut, und ihr leises Lächeln war von einer kaum merklichen Ironie, die mehr zu verbergen als aufzudecken schien. Kein Mienenspiel, keine Gestikulation, nur ruhige, gemessene Bewegungen: als trügen sie Masken.

Wie in allen anderen orientalischen Städten war auch in Kirmanschah der Basar der Mittelpunkt allen Geschehens. Er offenbarte sich dem Fremden als eine gedämpfte Mischung aus Braun, Goldbraun und Teppichrot, mit dem Schimmer von kupfernen Schüsseln und Schalen hier und da und vielleicht auch einer blauen Majolika-Malerei mit Darstellungen von schwarzäugigen Rittern und geflügelten Drachen überm Tor einer Karawanserei. Wenn man genauer hinsah, entdeckte man in diesem Basar sämtliche Farben der Welt – aber die große Buntheit konnte nicht zur Grellheit werden, da der einigende Schatten der Deckenwölbung alles zusammenschweißte und in ein Dämmerdasein bannte. Die Decke war spitzbogig und in regelmäßigen Abständen von runden und sechseckigen Öffnungen durchbrochen, um das Tageslicht hereinzulassen. Durch diese Öffnungen fielen Sonnenstrahlen herein; in der würzigen, gesättigten Luft der Hallen wurden sie fast zu einer Substanz und sahen wie schräge Lichtpfeiler aus; und nicht die Menschen schienen durch sie hindurchzugehen, sondern sie, die leuchtenden Pfeiler, schienen durch die schattenhaften Menschen zu gehen ...

Denn die Menschen im Basar waren sanft und still wie Schatten. Wenn ein Händler den Vorübergehenden anrief, war seine Stimme kaum vernehmbar; keiner pries – wie es in arabischen Basaren Sitte ist – rufend und singend seine Waren an. Auf weichen Sohlen ging hier das Leben auf und ab. Die Menschen stießen und drängten sich nicht. Sie waren höflich – aber von einer Höflichkeit, die sich nur scheinbar zu dir hinneigte und dich in Wirklichkeit im Abstand hielt. Sie waren offensichtlich klug und

ließen sich nicht ungern in ein Gespräch mit dem Fremden ein – aber nur ihre Lippen sprachen. Die Seele blieb irgendwo im Hintergrund, abwartend, prüfend, unbeteiligt ...

In einem Teehaus saßen ärmlich gekleidete Leute – vielleicht Handwerker, Tagelöhner, Maultiertreiber – auf Strohmatten um ein eisernes Becken mit glühenden Kohlen. Zwei lange Rohrpfifen mit Köpfen aus Porzellan gingen von Hand zu Hand im Kreise. Der süßliche Geruch von Opium war in der Luft. Sie rauchten wortlos, jeder nur ein paar tiefe Züge, und gaben dann die Pfeife dem Nachbarn weiter. Und dann sah ich, was mir vorhin nicht aufgefallen war: viele, sehr viele rauchten Opium, die einen mehr und die anderen weniger öffentlich. Der Krämer in seiner Ladennische; der Nichtsteuer unter dem Torbogen einer Karawanserei; der Kupferschmied in seiner Werkstatt während einer Ruhepause: sie alle rauchten mit dem gleichen stillen, etwas ermüdeten Gesicht und starrten aus matten Augen in eine raumlose Leere ...

Frische, grüne Mohnstengel mit dicken Knollen wurden im Basar von Hausierern verkauft und anscheinend viel genossen – eine andere, mildere Form des Opiums. Auch Kinder aßen Mohn in Haustoren, in dämmrigen Ecken. Zu zweit, zu dritt teilten sie die Leckerbissen, still und altklug-nachsichtig gegeneinander, ohne kindliche Selbstsucht, aber auch ohne kindliche Freude und Lebhaftigkeit. Wie sollten sie auch anders? In ihrer frühesten Kindheit bekamen sie schon schweren Mohnabsud zu trinken, wenn sie weinten und ihre Eltern störten; und wenn sie größer wurden und selbständig in den Straßen herumzulaufen anfangen, waren Stille, Trägheit und Güte in ihnen schon nicht mehr getrennt, sondern zu einer Einheit verschmolzen.

Und mit einem Male wußte ich, was es war, das mich an den schwermütigen Augen der Perser so ergriff: das Zeichen eines tragischen Schicksals. Es war – das fühlte ich instinktiv – oberflächlich zu sagen, die Perser seien dem Opium verfallene; das Opium gehörte zu ihnen in derselben Weise, wie das schmerzliche Lächeln zum Gesicht eines Leidenden gehört; es gehörte zu ihrer Sanftmut, zu ihrer inneren Trägheit – gehörte selbst zu ihrer Armut und großen Genügsamkeit. Es schien nicht so sehr Laster wie Ausdruck zu sein – Ausdruck wovon? – und vielleicht auch Hilfe – wogegen? Seltsames Fragenland ...

Meine Gedanken verweilen so lange bei meinen Eindrücken von Kirmanschah, der ersten persischen Stadt, die ich sah, weil diese Eindrücke



während der anderthalb Jahre, die ich in Iran verbrachte, immer die gleichen blieben: wechselnd in ihrer äußeren Form, aber unverändert in ihrem Kern.

Eine weiche, durchdringende Schwermut war überall bemerkbar – in den Städten und Dörfern, im Alltagstun der Menschen und selbst in ihren religiösen Feiern. Ja, sogar ihr religiöses Fühlen schien, so ungleich dem der Araber, von Traurigkeit und Trauer überschattet zu sein: über tragische Ereignisse zu weinen, die mehr als dreizehn Jahrhunderte zurücklagen – über den Tod von Ali, des Propheten Schwiegersohn, und von Alis Söhnen Hasan und Husayn zu weinen, schien ihnen wichtiger zu sein, als zu bedenken, was eigentlich die Ziele ihres Glaubens wären und was für eine Richtung er dem menschlichen Streben geben wollte ...

An vielen Abenden, in vielen Städten konnte man beobachten, wie sich Gruppen von Männern und Frauen auf der Straße um einen wandernden Derwisch sammelten, der über seinen weißen Gewändern ein Pantherfell trug, ein langstieliges Beil in der Rechten, eine halbe Kokosnuß als Almosschale in der Linken, und von jenen uralten Kämpfen um die Nachfolge des Propheten sang – klagende, dumpfe Balladen von Glauben und Kampf, Blut und Tod:

*Höret, o Menschen, wie es den Auserwählten Gottes erging, und wie das Blut der Prophetenkinder über der Erde vergossen wurde.*

*Es war einmal ein Prophet, den Gott als die Stadt der Weisheit bezeichnete; und das Tor zu jener Stadt war der treueste und tapferste seiner Anhänger, sein Schwiegersohn Ali, Licht der Welt, Teilhaber an des Propheten Botschaft, Löwe Gottes benannt.*

*Als der Prophet die Welt verließ, war der Löwe Gottes sein rechtmäßiger Nachfolger. Aber verruchte Bösewichter bestritten des Löwen gottbefohlenen Recht und erhoben einen andern zur Nachfolge des Propheten; und als der erste Usurpator starb, folgte ihm ein anderer von derselben Verruchtheit; und diesem wieder ein anderer.*

*Und erst nachdem der dritte Usurpator schmachlich umkam, ward Gottes Wille offenbar, und Gottes Löwe erlangte seinen rechtmäßigen Platz als Beherrscher der Gläubigen.*

*Aber Alis und Gottes Feinde waren viele; und eines Tages, da er sich vor seinem Herrn im Gebet verneigte, erschlug ihn eines Mörders Schwert. Die Erde erbebt in Verzweiflung über die gotteslästerliche Tat, und die Berge weinten, und die Steine vergossen Tränen.*

*Oh, Gottes Fluch sei über den Übeltätern, und möge ewige Pein sie verzehren!*

*Und wieder trat ein elender Usurpator hervor und verweigerte den Söhnen des Gotteslöwen, Hasan und Husayn, den Söhnen Fatimas der Benedeiten, ihr gottgegebenes Recht, den Thron des Propheten zu besteigen. Ruchlos wurde Hasan vergiftet; und als Husayn sich erhob, um den Glauben zu verteidigen, wurde sein herrliches Leben auf dem Schlachtfeld von Karbala ausgelöscht, da er, von den Seinigen versprengt und von heißem Durst gepeinigt, über einer Wasserlache niederkniete.*

*Oh, Gottes Fluch sei über den Übeltätern, und mögen die Tränen der Engel auf ewig und ewig Karbalas heilige Erde benetzen!*

*Das Haupt Husayns – das Haupt, welches der Prophet einst geküßt hatte – wurde grausam abgeschlagen und sein hauptloser Leib ins Zelt zu seinen Kindern gebracht, die da weinend auf ihres Vaters Heimkehr warteten.*

*Und seit jener Zeit rufen die Gläubigen den Fluch Gottes auf die ruchlosen Missetäter herab und weinen über den Tod Alis und Hasans und Husayns; und ihr, o Gläubigen, erhebet eure Stimmen im Weinen über ihren Tod – denn Gott vergibt die Sünden derer, die über den Samen des Propheten weinen ...*

Und da sie diesen Balladen lauschten, brachen die Frauen jedesmal in leidenschaftliches Schluchzen aus, und Tränen liefen über die Gesichter bärtiger Männer ...

Solche überspannten Klagelieder entsprachen natürlich kaum dem wahren, geschichtlichen Sachverhalt jener fernen Vorgänge, die zu einer nie wieder überbrückten Spaltung der islamischen Welt geführt hatten: der Spaltung der Gemeinde in Sunniten, die am Grundsatz festhalten, das Kalifat dürfe nur auf freier Wahl beruhen, und Schiiten, die der Meinung sind, der Prophet habe seinen Schwiegersohn Ali zu seinem Erben und Nachfolger bestimmt. In Wirklichkeit jedoch starb der Prophet, ohne einen Nachfolger ernannt zu haben, woraufhin sein ältester und treuester Gefährte, Abu Bakr, von der überwältigenden Mehrheit der Gemeinde zum Kalifen gewählt wurde. Auf Abu Bakr folgte Umar und auf Umar Uthman; und erst nach Uthmans Tod wurde Ali zum Kalifen gewählt. Seine drei Vorgänger – das wußte ich schon in meinen persischen Tagen – waren keineswegs Übeltäter gewesen; im Gegenteil, sie waren die größten und edelsten Gestalten der islamischen Geschichte nach dem Propheten und hatten viele Jahr lang zu seinen intimsten Freunden gezählt; und

man konnte sie gewiß nicht als ›Usurpatoren‹ ansprechen, da ja ihre Erhebung zum Kalifat auf freier Wahl der Gemeinde beruhte. Es war auch nicht die Machtübernahme durch die drei ersten Kalifen, sondern Alis und seiner Anhänger Weigerung, das Ergebnis jener Volkswahlen anzuerkennen, die zu den bitteren Machtkämpfen führte, in deren Verlauf Ali und seine Söhne umkamen und die ursprünglich republikanische Form des islamischen Staates allmählich in ein erbliches Königtum umgewandelt wurde.

Ja, all dies war mir schon bekannt gewesen, ehe ich nach Iran kam; hier aber sah ich zu meinem Erstaunen, welch eine maßlose Gefühlsaufwallung jene alte, tragische Geschichte auch jetzt noch in den Persern hervorrief, sooft die Namen Ali, Hasan und Husayn erwähnt wurden. Ich fing an, mich zu fragen: War es die eingeborene Schwermut der Perser und ihr Sinn fürs Dramatische, das sie bewogen hatte, sich der *schia*-Lehre anzuschließen? – oder hatte vielleicht die Tragik, die dieser Lehre innewohnte, die Schwermut der Perser verursacht?

Nach und nach, im Verlauf der Monate, gelangte ich zu einer überraschenden Antwort.

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, da die Scharen des Kalifen Umar das alte Sassanidenreich eroberten und den Islam ins Land brachten, war Persiens zoroastrischer Kult schon längst erstarrt und nicht mehr imstande, sich der neuen dynamischen Idee, die aus Arabien heraufkam, erfolgreich zu widersetzen. Persien aber befand sich damals in einer Periode der sozialen und geistigen Gärung, die eine spontane nationale Wiedergeburt zu versprechen schien. Diese Hoffnung wurde plötzlich durch den arabischen Einbruch über Bord geschwemmt. Ein Volk, dessen innerstes Wesen einst im barocken Dualismus der Zend-Lehre und ihrer fast pantheistischen Anbetung der vier Elemente – Luft, Wasser, Feuer und Erde – seinen Ausdruck fand, stand nunmehr kraftlos dem strengen, kompromißlosen Monotheismus des Islam und seiner Leidenschaft fürs Absolute gegenüber; es mußte auf seine eigene, organische Entwicklung verzichten und sich kulturellen und ethischen Begriffen anpassen, die von außerhalb ins Land gekommen waren.

Wie in vielen anderen Ländern, bedeutete der Einzug des Islam auch in Persien einen gewaltigen gesellschaftlichen Fortschritt; er zertrümmerte das alte iranische Kastensystem und schuf eine neue Gemeinschaft freier, gleichberechtigter Menschen; er öffnete neue Wege kulturellen Kräften,

die seit langem brachgelegen hatten; aber bei alledem konnten die stolzen Nachfahren des Darius und Xerxes nie vergessen, daß der organische Zusammenhang zwischen ihrem Gestern und Heute jäh unterbrochen worden war. Der Übergang war zu scharf und wohl auch zu schmerzvoll, als daß sie ihr tief verwurzeltes Nationalbewußtsein der übernationalen Weltanschauung des Islam leicht hätten unterordnen können. So kam es denn auch, daß sie – trotz ihrer verhältnismäßig raschen und anscheinend freiwilligen Bekehrung zum neuen Glauben – den Sieg der islamischen Idee unbewußt der nationalen Niederlage Persiens gleichsetzten; und das Gefühl, besiegt und aus den eigenen kulturellen Zusammenhängen unwiderruflich herausgerissen zu sein, wurde für die spätere Entwicklung des persischen Volkes ausschlaggebend. Obwohl dieses Gefühl kaum mehr ins Bewußtsein drang, war es dennoch so intensiv, daß es auf Jahrhunderte hinaus das nationale Selbstbewußtsein untergrub und zersetzte. Im Gegensatz zu vielen anderen Völkern, denen die Annahme des Islam höchst wirksame Impulse zu weiterer Kulturentwicklung gab, erzeugte derselbe Vorgang bei den Persern nur einen überwältigenden Eindruck der Demütigung und einen verdrängten Groll.

Der Groll mußte ja ins dunkelste Unterbewußtsein verdrängt werden, denn inzwischen war der Islam zum Glauben Persiens geworden. Da sie ihn nicht mehr aufgeben konnten, verfielen die Perser instinktiv auf den Ausweg, den die Psychoanalyse als ›Überkompensation‹ bezeichnet: sie steigerten den Glauben, den die arabischen Eroberer hereingetragen hatten, zu Persiens eigenstem Eigentum – und sie taten es, indem sie das vernunftmäßige, unmystische Gottesbewußtsein der Araber unmerklich (auch sich selber unmerklich) in sein gerades Gegenteil übersetzten: in mystischen Fanatismus und dramatische Gefühlswallung. Was dem Araber Sammlung und Freiheit, Gegenwart und Wirklichkeit bedeutete, wurde im persischen Geist zur Sehnsucht nach dem Übersinnlichen, Mythischen und Symbolischen. Die islamische Idee von der ungreifbaren Transzendenz Gottes wurde in die mystische, dem vorislamischen Persien durchaus nicht unbekanntes Lehre von Gottes Verkörperung in auserwählten Sterblichen und der Forterbung dieser göttlichen Wesenhaftigkeit umgewandelt. Solch einer Tendenz bot die *schia*-Doktrin einen höchst willkommenen Vorwand – denn man kann wohl nicht bezweifeln, daß der schiitischen Verehrung, ja beinah schon Vergöttlichung Alis und seiner Nachkommen der Gedanke einer immer wiederkehrenden Fleischwerdung Gottes in ver-

hüllter Form zugrunde liegt: ein Gedanke, der zwar dem Islam vollkommen fremd ist, aber dem persischen Herzen sehr nahe steht.

Es war kein Zufall, daß Muhammad starb, ohne einen Nachfolger ernannt zu haben, und sich auch geweigert hatte, einen solchen zu ernennen, als man ihn kurz vor seinem Tode darum bat. Durch diese Haltung wollte er offensichtlich zweierlei ausdrücken: erstens, daß der Geist des Prophetentums nicht ›vererbbar‹ sei, und, zweitens, daß der künftige Führer der Gemeinde durch allgemeine Wahl bestimmt werden müsse, nicht aber durch eine Anordnung des Propheten; und damit legte er ein für allemal fest, daß alle Führerschaft nur weltlich sein und nie auf einer Art ›apostolischer Nachfolge‹ beruhen könne. Das letztere jedoch war gerade das, wonach die *schia*-Doktrin strebte. Sie bestand nicht nur – in offenbarem Widerspruch zur Lehre des Propheten – auf dem Grundsatz der apostolischen Nachfolge, sondern beschränkte auch diese Nachfolge ausschließlich auf die Nachkommenschaft des Propheten, und zwar über seinen Vetter und Schwiegersohn Ali und dessen Abkömmlinge in gerader Linie.

Diese verhüllte Inkarnationsidee kam, wie gesagt, den mystischen Neigungen der Perser entgegen. Als sie aber mit Begeisterung die Behauptung aufgriffen, Muhammads geistige Wesenheit lebe in Ali und Alis Nachkommen fort, da folgten die Perser nicht nur einem mystischen Verlangen, sondern darüber hinaus einem anderen, unbewußten Drang. Wenn man Ali als den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten ansah, mußte man die drei ersten Kalifen als Rechtsbrecher und Usurpatoren ansehen – und unter ihnen befand sich ja Umar, jener Umar, der Persien erobert hatte! Der nationale Haß gegen den Zerstörer des Sassanidenreiches konnte nunmehr auch religiös motiviert werden, und zwar im Rahmen der Religion, die Irans eigene geworden war: die *schia* behauptete, Umar hätte Ali, Hasan und Husayn um ihr gottgewolltes Recht aufs Kalifat gebracht und sich auf diese Weise dem Willen Gottes widersetzt; folglich mußte man, im Gehorsam zu Gott, Alis und seiner Nachkommen Partei ergreifen.

So wurde aus einem nationalen Antagonismus ein religiöses Dogma geboren.

In der persischen Thronerhebung der *schia* erkannte ich einen stummen Protest gegen die arabische Eroberung Persiens. Ich begriff jetzt auch, warum die Perser Umar mit größerem Haß verfluchten als die beiden anderen ›Usurpatoren‹, Abu Bakr und Uthman: vom Standpunkt der schiitischen Lehre mochte Abu Bakr die erste, und darum bedeutendere

Schuld auf sich genommen haben – aber es war ja Umar, der Persien erobert hatte ...

Dies denn war der Sinn der seltsamen Inbrunst, mit welcher man in Persien das Alidengeschlecht verehrte. Dieser Kult stellte einen symbolischen Racheakt Persiens am arabischen Islam dar – an demselben Islam, der jede Vergöttlichung von Menschen, Muhammad nicht ausgenommen, als die schwerste aller Sünden hinstellte ... Gewiß, nicht in Persien war die *schia* entstanden, und es gab schiitische Gruppen auch in anderen islamischen Ländern: aber nirgends hatte diese Lehre eine so vollständige Macht über die Geister erlangt wie in Persien. Wenn die Perser ihrer Trauer um den Tod von Ali, Hasan und Husayn hemmungslos nachgaben, so weinten sie nicht nur über den Untergang der Aliden, sondern auch über sich selbst und den Verlust ihrer glanzvollen Vergangenheit ...

Sie waren schwermütige Menschen, diese Perser. Ihre Schwermut spiegelte sich sogar in der persischen Landschaft wider – in den unendlichen Strecken unbebauter Erde, in den öden Gebirgswegen und holprigen Landstraßen, den verstreuten Dörfern aus Lehm, den Schafherden, die abends in graubraunen Wellen zur Tränke getrieben wurden. In den Städten sickerte das Leben in langsamen Tropfen, ohne Betriebsamkeit und Heiterkeit; alles ging gleichsam hinter traumhaften Schleiern vor sich, jedes Gesicht trug einen Ausdruck trägen Wartens. Niemals hörte man Musik auf der Straße. Wenn am Abend in einer Karawanserei ein tatarischer Stalljunge zu singen anfang, spitzte man verwundert die Ohren. Öffentlich sangen nur die Derwische: und sie sangen immer die gleichen altertümlichen, tragischen Balladen von Ali, Hasan und Husayn. Tod und Tränen rankten sich um diese Gesänge und waren wie schwerer Wein, der den Zuhörer in die Köpfe stieg. Ein Terror der Trauer, einer willig, fast gierig empfangenen Trauer schien über diesen Menschen zu liegen.

An den Sommerabenden sah man auf den Straßen Teherans Männer und Frauen reglos an den Wassergräben hocken, die unterm Schatten üppiger Ulmen den Fahrdamm zu beiden Seiten säumten. Sie saßen da und starrten ins fließende Wasser. Sie sprachen nicht miteinander, sie hörten nur dem Plätschern des Wassers zu und ließen das Rauschen der Baumäste über sich hinweggehen. Sooft ich sie sah, mußte ich an Davids Psalm denken: *An den Wassern Babylons, da saßen wir und weinten ...*

Sie hockten an den Wasserläufen wie dumpfe, dunkle Riesenvögel, in

schweigsame Betrachtung des fließenden Wassers versunken. Dachten sie einen langen, langgezogenen Gedanken, der nur ihnen gehörte? Warteten sie? ... worauf?

Und David sang: *Unsere Harfen hängten wir an die Weiden, die daselbst stehen ...*

### 3

»Komm, Zayd, laß uns gehen« – und ich stecke Ali Aghas Brief in die Tasche und erhebe mich, um Az-Zughaybi Lebewohl zu sagen. Er aber schüttelt den Kopf:

»Nein, Bruder, laß doch Zayd eine Weile bei mir. Wenn du zu geizig bist, mir zu erzählen, was dir in all den vergangenen Monaten geschehen ist, so soll er mir wenigstens die Geschichte erzählen. Oder glaubst du etwa, deine Freunde kümmern sich nicht mehr darum, wie es dir ergeht?«

# X DADDSCHAL

## 1

Ich verlasse den Basar, und die verworrenen Gäßchen des ältesten Stadtteils von Medina nehmen mich auf: steinerne Häusermauern, in Schatten verwurzelt, Erker und Balkone, über Gassenschluchten hängend, die an manchen Stellen so eng sind, daß zwei Menschen nur gerade aneinander vorbeikönnen; und ich biege um eine Ecke, und da ist zu meiner Rechten die graue Steinfassade der Bibliothek, die ein türkischer Gelehrter vor vielen Jahrzehnten erbaut hat. In ihrem Hof, hinter dem kunstvoll geschmiedeten Bronzegitter, eine einladende Stille. Ich durchkreuze den steingepflasterten Hof, gehe an dem Baum vorüber, der mit reglosen Zweigen in seiner Mitte steht, und trete in den Kuppelraum mit glasverschlossenen Bücherschränken an den Wänden – Tausende von handgeschriebenen Büchern, darunter einige der seltensten Manuskripte, die die islamische Welt besitzt. Es waren Bücher wie diese, die der islamischen Kultur einst ihre Herrlichkeit gaben: eine Herrlichkeit, die nun verweht ist wie der Wind von gestern.

Als ich auf diese Bücher in ihren handgepreßten Ledereinbänden blicke, drängt sich mir der Widerspruch zwischen dem islamischen Gestern und Heute schmerzlich auf ...

»Was fehlt dir denn, mein Sohn? Warum dieser bittere Blick?«

Ich drehe mich nach der Stimme um – und siehe da, auf dem Teppich in einer Fensternische sitzt, einen großen Folianten auf den Knien, die kleine Figur meines alten Freundes, Scheich Abdallah Bulayhid. Seine scharfen, ironischen Augen leuchten warm auf, als ich ihn auf die Stirne küsse und mich zu seiner Seite auf dem Teppich niederlasse. Er ist der bedeutendste aller *ulama* des Nedschd und – trotz einer gewissen doktrinären Enge der Auffassung, die sein Wahhabismus mit sich bringt – einer der scharfsinnigsten Geister, die mir im Osten begegnet sind. Seine Freundschaft hat viel dazu beigetragen, mein Leben in Arabien leicht und angenehm zu ge-



stalten, denn im Reiche Ibn Sauds gilt sein Wort mehr als das irgendeines anderen Menschen außer dem König selbst. Er klappt sein Buch zu, zieht mich näher zu sich heran und blickt mich fragend an.

»Es ging mir durch den Sinn, o Scheich, wie lang unser Weg war von alledem hier« – und ich weise auf die Bücher in den Regalen – »zu unserer gegenwärtigen Erniedrigung und unserm Elend.«

»Mein Sohn«, antwortet der Greis, »wir ernten nur, was wir gesät haben. Einst waren wir groß: und es war der Islam, der uns groß gemacht hatte. Wir waren Träger einer Botschaft. Solang wir jener Botschaft treu blieben, waren unsere Herzen begeistert und unsere Geister erleuchtet; aber sobald wir vergaßen, zu welchen Zielen der Allmächtige uns ausersehen hatte, stürzten wir nieder. Wir haben uns von dem da entfernt« – und der Scheich wiederholt meine Geste nach den Büchern hin –, »weil wir uns von allem entfernten, was der Prophet – möge Gott ihn segnen und ihm Frieden geben – uns vor dreizehn Jahrhunderten gelehrt hatte ...«

»Und was macht deine Arbeit?« fragt er nach einer Pause; denn er weiß, daß ich mich mit gewissen Spezialstudien der islamischen Frühgeschichte befasse.

»Ich muß gestehen, o Scheich, sie kommt nicht recht voran. Ich finde keine Ruhe dazu und weiß selbst nicht, warum.«

Ibn Bulayhid sieht mich mit lächelnd zusammengekniffenen Augen an und zwirbelt seinen hennagefärbten Bart: »Der Geist will seine Rechte haben, und das Fleisch will seine Rechte haben ... Du solltest heiraten.«

Es ist mir natürlich bekannt, daß man im Nedschd der Ansicht ist, die meisten Probleme könnten durch eine Eheschließung gelöst werden, und so vermag ich mir das Lachen nicht zu verbeißen:

»Aber, o Scheich, du weißt ja, daß ich erst vor zwei Jahren wieder geheiratet habe und daß mir in diesem Jahr ein Sohn geboren wurde.«

Der alte Mann zuckt die Achseln: »Wenn eines Mannes Herz an seinem Weibe restlos Gefallen findet, so bleibt er daheim, sooft es nur geht. Du bleibst nicht so oft daheim ... Und überdies, es hat noch nie einem Mann geschadet, eine zweite Frau zu ehelichen.« (Er selbst hat, trotz seiner siebenzig Jahre, gegenwärtig drei; und ich habe gehört, daß die jüngste, die er erst vor zwei Monaten heiratete, kaum sechzehn Jahre alt ist.)

»Es mag schon sein«, versetze ich, »daß es einem Mann nicht schadet, sich eine zweite Frau zu nehmen; wie ist's aber mit der ersten Frau? Kommt ihr Weh denn gar nicht in Betracht?«

»Mein Sohn: wenn eine Frau das ganze Herz ihres Mannes besitzt, wird er doch nie daran denken, noch auch es nötig haben, eine zweite Frau zu heiraten. Falls jedoch sein Herz nicht restlos bei ihr ist, gewinnt sie denn irgend etwas, wenn er mit halbem Herzen bei ihr, und bei ihr allein bleibt?«

Darauf läßt sich schwerlich etwas entgegenen. Gewiß, der Islam empfiehlt die Einzelehe, erlaubt es jedoch dem Mann, unter besonderen Umständen bis zu vier Frauen zu ehelichen. Man könnte wohl fragen, warum diese Erlaubnis nicht auch der Frau gewährt wurde; darauf aber gibt es eine einfache Antwort. Der *biologische* Grund des Geschlechtstriebes ist, in beiden Geschlechtern, Fortpflanzung – und dieser Grund behält seine Gültigkeit ungeachtet der Tatsache, daß im Verlauf der menschlichen Entwicklung ihm auch seelische Liebe zur Seite getreten ist. Nun kann eine Frau zu einer Zeit nur von *einem* Mann ein Kind empfangen und muß es neun Monate tragen, ehe sie einer neuen Empfängnis fähig ist; der Mann hingegen ist so beschaffen, daß er jederzeit, wenn er eine Frau umarmt, ein Kind zeugen kann. Während es also vom Standpunkt der Natur eine Verschwendung wäre, der Frau einen Instinkt zur Polygamie einzuflößen, erfüllt die unbezweifelbare polygame Neigung im Mann einen biologisch gerechtfertigten Zweck. Es ist selbstverständlich klar, daß das biologische Moment nur einen Aspekt – und keineswegs immer den wesentlichsten – in der Liebesbeziehung darstellt: dennoch aber ist es ein grundlegender Faktor und deshalb von großer Bedeutung in der sozialen Institution der Ehe. Die Weisheit des islamischen Gesetzes besteht eben darin, daß es die biologische Natur des Menschen jederzeit voll in Betracht zieht; folglich befaßt sich das Gesetz mit dem Schutz der gesellschaftlich-biologischen Funktion der Ehe (wozu natürlich auch der Schutz der Nachkommenschaft gehört) und erlaubt es dem Mann, mehr als eine Frau, nicht aber der Frau, mehr als einen Mann zu gleicher Zeit zu besitzen. Das seelische Problem der Ehe – Liebe – wird mit Recht als unwägbar betrachtet: und deshalb bleibt es vom Gesetz unberührt und dem persönlichen Ermessen der Eheleute überlassen. Wo die Liebe ihre restlose Erfüllung findet, verlangt es natürlich keinen der beiden Ehegenossen nach einer neuen Ehe; wenn aber der Mann seine Frau nicht aus ganzem Herzen liebt und dennoch genug liebt, um sie nicht verlieren zu wollen, steht es ihm frei, eine zweite Frau zu heiraten, vorausgesetzt, daß die erste sich bereit erklärt, seine Zuneigung mit einer anderen zu teilen; falls sie dazu nicht bereit ist,

so kann sie Scheidung verlangen und ist dann frei, eine andere Ehe einzugehen. In jedem Fall – da im Islam die Ehe kein Sakrament ist, sondern lediglich ein Zivilkontrakt – steht eine Scheidung beiden Teilen jederzeit offen, um so mehr als der Makel, der anderswo der Ehescheidung mehr oder weniger anhaftet, der islamischen Gesellschaft fremd ist (die einzige Ausnahme bilden hierbei die indischen Muslims, welche in dieser Hinsicht von den Hindus beeinflusst worden sind, bei denen die Ehescheidung vollkommen verboten ist).

Die Leichtigkeit, mit welcher im Islam sowohl der Mann als auch die Frau jederzeit eine Ehe zu schließen oder aufzulösen vermag, macht es auch begreiflich, warum hier der Ehebruch als eines der schändlichsten Verbrechen gilt: denn angesichts der Freiheit, die beiden Eheleuten zusteht, kann keine gefühlsmäßige Verstrickung als mildernder Umstand gelten. Es läßt sich zwar nicht in Abrede stellen, daß in den Jahrhunderten muslimischen Verfalls die herrschende Sitte es vielfach der Frau erschwert hat, ihr Recht auf Ehescheidung so frei auszuüben, wie das Gesetz ihr zugesteht: aber daran trägt eben nicht der Islam, sondern ein gesellschaftlicher Mißbrauch die Schuld – genau so wie gesellschaftlicher Mißbrauch und nicht der Islam für die Abgeschlossenheit verantwortlich ist, in welcher die Frau in den vergangenen Jahrhunderten gehalten wurde: denn weder der Koran noch auch das Beispiel des Propheten bietet die geringste Handhabe für diese üble Sitte, die von Byzanz her in die islamische Gesellschaft hereingetragen wurde.

Scheich Ibn Bulayhid unterbricht mein Nachdenken, indem er lächelnd sagt: »Nun ja, du brauchst dich nicht zu beeilen. Der Entschluß, o mein Sohn, wird dir schon kommen, sobald es ihm bestimmt ist, zu kommen.«

## 2

Es ist still in der Bibliothek; der greise Scheich und ich sind allein im Raum. Von der kleinen Moschee nahebei ertönt der Ruf zum Sonnenuntergangs-Gebet; und einen Augenblick darauf hallt derselbe Ruf von den fünf Minaretten der Grabesmoschee wider, die – uns jetzt unsichtbar – so feierlich und so süßen Stolzes voll über der grünen Kuppel wachen. Der *mu'azzin* auf einem der Minarette hebt den Gebetsruf an, *Allahu akbar* ... in einem tiefen, dunklen Moll, der in langsamen Bögen auf- und absteigt: *Gott ist*

*der Allergrößte, Gott ist der Allergrößte ...* Ehe er noch mit diesem Satz fertig ist, greift schon der Rufer auf dem uns nächsten Minarett in etwas höherer Tonlage ein: ... *der Allergrößte, Gott ist der Allergrößte!* Und während vom dritten Minarett derselbe Singruf langsam emporwächst, da hat der erste mu'azzin schon den ersten Satz beendet und beginnt – nunmehr vom kontrapunktischen, fernen Singen des vierten und fünften Rufers begleitet – den zweiten Satz: *Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Gott!* – während die Stimmen vom zweiten und dann vom dritten Minarett sich auf sanften Flügeln senken: ... *und ich bezeuge, daß Muhammad Gottes Gesandter ist!* Auf gleiche Weise, jeder Satz von jedem der fünf mu'azzins zweimal wiederholt, setzt sich der Ruf fort: *Kommt zum Gebet, kommt zum Gebet! Eilet zum ewigen Glück herbei!* Jede der Stimmen scheint die anderen zu wecken, sie zu sich heranzuziehen, um selber wieder wegzugleiten und die Melodie an einem neuen Punkt wieder aufzunehmen – bis zum letzten, ausklingenden Satz: *Gott ist der Allergrößte, Gott ist der Allergrößte! Es gibt keine Gottheit außer Gott!*

Dieses sonore Ineinander und Auseinander der Stimmen ist ungleich allem andern menschlichen Singen. Und als mein Herz mir in aufgeregter Liebe für diese Stadt und ihre Klänge bis zum Halse zu schlagen beginnt, begreife ich, daß alle meine Wanderungen nur einen einzigen Sinn hatten: den Sinn dieses Rufens zu erfassen ...

»Komm«, sagt Scheich Ibn Bulayhid, »laß uns in die Moschee zum *maghrib*-Gebet gehen.«

Das *Haram*, die Heilige Moschee von Medina, ist ein geschlossener Prunkbau, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der gegenwärtigen Gestalt vollendet; Teile davon sind jedoch viel älter – einige gehen auf die Zeit der ägyptischen Mamelukensultane zurück und manche sogar noch weiter. Die Mittelhalle, die das Grab des Propheten enthält, umfaßt genau den Flächenraum des Gebäudes, welches der dritte Kalif, Uthman, im siebenten Jahrhundert hier errichtete. Über dieser Halle wölbt sich eine große, grüne Kuppel, deren Innenseite mit farbiger Ornamentmalerei geschmückt ist. Reihen schwerer Marmorsäulen tragen die Wölbung und geben gleichzeitig dem Raum seine harmonische Gliederung. Der Marmorfußboden ist mit kostbaren Teppichen bedeckt. Gewaltige Bronzekandelaber stehen paarweise vor jeder der drei halbrunden Gebetsnischen, *mihrab* genannt, die sämtlich Mekka zugewendet und mit zarten Fayence-Kacheln ausgelegt

sind: eine von ihnen ist jeweils der Standort des *imams*, der das Gemeinschaftsgebet leitet. An langen Messingketten hängen Hunderte von Glaspeln und verbreiten abends ein weiches Schimmerlicht über die Reihen der Betenden. Tagsüber herrscht eine grünliche Dämmerung in der Moschee, wie auf dem Grund eines Sees; wie durch Wasser huschen leise Gestalten mit nackten Sohlen über die Teppiche und Marmorfliesen; wie durch Wände von Wasser geschieden tönt zu den Gebetszeiten die Stimme des *imams* vom Ende des großen Raums herüber, gedämpft und ohne Echo.

Das Prophetengrab selbst ist unsichtbar, von schweren Brokatbehängen verdeckt und von einem bronzenen Gitter eingeschlossen. Der Prophet liegt unterm Lehmfußboden des kleinen Häuschens begraben, in welchem er lebte und seinen Geist aushauchte. In späteren Zeiten baute man eine türlose Mauer um das ganze Haus herum und riegelte es derart von der Außenwelt ab. Zu Lebzeiten des Propheten war die Moschee seinem Haus unmittelbar benachbart; im Lauf der Jahrhunderte jedoch wurde sie über und um das Grab erweitert.

Lange Reihen von Teppichen liegen auf dem Kiesboden des viereckigen Moscheehofs; Reihen von Männern kauern da, lesen den Koran, meditieren, unterhalten sich miteinander oder verbringen einfach die Zeit im untätigen Warten. Ibn Bulayhid scheint in ein wortloses Gebet versunken.

Aus der Ferne höre ich eine Stimme, die, wie immer vor dem Abendgebet, einen Teil des Heiligen Buches rezitiert. Heute ist es die sechsundneunzigste Sure, beginnend mit den Worten: *Lies im Namen deines Erhalters*... Es war in diesen Worten, daß Muhammad in der Höhle Hira bei Mekka zum erstenmal die Botschaft Gottes vernahm.

Er hatte in Einsamkeit, wie so oft zuvor, um Erleuchtung und Wahrheit gebetet, als mit einemmal ein Engel vor ihm erschien und ihm befahl, »Lies!« Und Muhammad, der – wie die meisten Menschen seiner Zeit und Umgebung – nie lesen gelernt hatte und überdies nicht wußte, was er da lesen sollte, sprach: »Ich bin des Lesens unkundig.« Woraufhin der Engel ihn ergriff und so gewaltig an sich drückte, daß alle Kraft in ihm verebte; dann ließ ihn der Engel los und befahl nochmals: »Lies!« Und wiederum antwortete Muhammad: »Ich bin des Lesens unkundig.« Dann preßte ihn der Engel wieder an sich, und er konnte nicht mehr atmen und dachte, er müßte sterben; und erneut erscholl die donnernde Stimme: »Lies!« Und da Muhammad zum drittenmal in Qual und Verzweiflung flüsterte: »Ich bin des Lesens unkundig ...«, ließ ihn der Engel los und sprach:

*Lies im Namen deines Erhalters, der erschuf –  
Erschuf den Menschen aus einer Keimzelle!  
Lies, und dein Erhalter ist der Allergnädigste:  
Er lehrte den Gebrauch der Schreibfeder,  
Lehrte den Menschen, was er nicht gewußt ...*

Und solcherart, mit einem Hinweis auf des Menschen Bewußtsein, Vernunft und Wissen, fing die Offenbarung des Korans an und setzte sich dreiundzwanzig Jahre lang fort, bis zum Tod des Propheten in Medina.

Die Geschichte dieses ersten Erlebnisses der göttlichen Offenbarung erinnert uns in mancher Hinsicht an Jakobs Ringen mit dem Engel, so wie es im Buche Genesis erzählt wird. Aber während Jakob Widerstand leistete, gab sich Muhammad der gewaltsamen Umarmung des Engels in Qual und Erschütterung hin, bis ›alle Kraft in ihm verebbte‹ und nichts in ihm übrigblieb, als die Fähigkeit, einer Stimme zu lauschen, von der man nicht mehr sagen konnte, ob sie von außen oder von innen kam. Er wußte damals noch nicht, daß es ihm beschieden war, fortan voll und gleichzeitig leer zu sein: ein menschliches Wesen, von menschlichen Trieben und Wünschen und der Bewußtheit des eigenen Lebens erfüllt – und, zu gleicher Zeit, ein passives Gerät, dem Empfang einer Botschaft bestimmt. Das unsichtbare Buch der Ewigen Wahrheit – jener Wahrheit, die allein den mit den Sinnen erfaßbaren Dingen und Geschehnissen einen Sinn zu verleihen vermag – wurde seinem Herzen aufgetan, auf daß er es verstünde; und es wurde ihm befohlen, daraus der Welt ›vorzulesen‹, damit auch andere Menschen verstünden, ›was sie nicht gewußt hatten‹ und auch von selbst nie wissen konnten.

Der ungeheure Ruf, der aus dieser Vision zu ihm drang, überwältigte Muhammad; wie einst Moses vor dem brennenden Dornbusch, fühlte auch er sich der großen Aufgabe unwürdig und erbebte beim Gedanken, daß Gott ihn auserwählt hatte. Die Überlieferung besagt, daß er daraufhin zur Stadt und in sein Heim zurückkehrte und seiner Frau Chadidscha zurief: »Hüll mich ein, hüll mich ein!« – denn er zitterte wie ein Ast im Sturm. Sie hüllte ihn in eine Decke ein. Allmählich verging das Zittern; darauf erzählte er ihr, was ihm geschehen war, und fügte hinzu: »Wahrlich, ich habe Furcht um mich selbst.« Von ihrer Liebe hellsehtig gemacht, erkannte Chadidscha sogleich, daß er sich vor der Schwere der Aufgabe fürchtete, die vor ihm lag, und sprach ihm Trost zu: »Nein, bei Gott! Nie wird Gott dir etwas auf-

erlegen, das du nicht zu tragen vermagst, und nie wird Er dich demütigen! Du bist ja ein guter Mensch: du achtest die Bande der Verwandtschaft, und stüttest den Schwachen, und bedenkst den Armen, und ehrst den Gast, und hilfst allen, die in Not sind.« Um ihn noch weiter zu ermutigen, führte Chadidscha ihren Gatten zu Waraqa, einem gelehrten Vetter, der seit vielen Jahren Christ war und, wie man uns berichtet, die Bibel auf Hebräisch zu lesen vermochte; zu jener Zeit war er schon sehr alt und erblindet. Zu ihm sprach Chadidscha: »O Sohn meines Oheims, hör dir an, was dein Verwandter dir zu erzählen hat.« Und als Muhammad mit seiner Erzählung zu Ende war, erhob Waraqa die Hände in ehrfürchtigem Staunen und rief aus: »Das war ja der Engel der Offenbarung, derselbe, den Gott zu seinen früheren Propheten sandte! Oh, wäre ich doch jung! Wäre es mir doch beschieden, am Leben zu sein und imstande, dir zu helfen, wenn deine Stammesleute dich von dannen jagen ...« Muhammad fragte verwundert: »Warum sollten sie mich denn davonjagen?« Und der weise Waraqa entgegnete: »Ja, das werden sie sicher tun. Noch nie kam ein Mann zu seinem Volk mit einer Botschaft wie der deinen, ohne Verfolgung zu leiden.«

Und Verfolgung wurde ihm auch wirklich zuteil, dreizehn Jahre lang, bis er schließlich Mekka verließ und nach Medina auswanderte: denn die Mekkaner waren seit jeher hartherzig ...

Aber ist es denn wirklich so schwierig, die Hartherzigkeit der Mekkaner gegen Muhammad zu begreifen?

Sie waren aller seelischen Einsicht bar. In der Annahme, daß der Sinn des menschlichen Lebens nur in einer Vermehrung seiner äußeren Bequemlichkeiten besteht, zollten sie nur praktischen Dingen Achtung. Solchen Menschen mußte ja ein Aufruf zur Hingabe an unbedingte sittliche Gebote (*Islam* bedeutet wörtlich »Hingabe an Gott«) ganz unerträglich erscheinen. Dazu kam noch, daß Muhammads Lehre die althergebrachte Gesellschaftsordnung sowie auch die Stammesüberlieferungen zu bedrohen schien, die den Mekkanern besonders am Herzen lagen. Als er anhub, von der Einheit Gottes zu sprechen und alle Anbetung von Götzen als eine Todsünde hinstellte, da sahen sie darin nicht nur einen Angriff auf ihren herkömmlichen Glauben, sondern auch einen Versuch, Mekkas gesellschaftliches Gefüge zu zerstören. Ganz besonders verhaßt war ihnen die Einmischung des Islam in Belange, die sie als »weltlich« und deshalb als außerhalb alles Religiösen liegend betrachteten – wie etwa Wirtschafts-

probleme, Fragen der sozialen Gerechtigkeit und das gesellschaftliche Gebaren des Menschen überhaupt –: denn diese Einmischung vertrug sich gar nicht mit ihren Geschäftsgewohnheiten, ihrer sittlichen Zügellosigkeit und ihren Ansichten über die Stammeswohlfahrt. Mit einem Wort, die Mekkaner waren seit jeher gewohnt, die Religion – jede Religion – als eine rein persönliche Angelegenheit anzusehen: das heißt, als eine Frage der individuellen Haltung und nicht des gesellschaftlichen Gehabens.

Dies aber war das genaue Gegenteil dessen, was der arabische Prophet im Sinn hatte, wenn er vom Glauben sprach. Seiner Ansicht nach gehörte die gesellschaftliche Handlungsweise des Menschen unverrückbar zum Bereich der religiösen Fragen; er wäre sicher ganz erstaunt gewesen, wenn jemand ihm gesagt hätte, Religion sei eine Angelegenheit des persönlichen Gewissens und habe nichts mit gesellschaftlichem Benehmen zu tun. Diese Eigentümlichkeit seiner Botschaft erregte das Mißfallen der Mekkaner in höchstem Maße. Hätte er es vermieden, sich mit gesellschaftlichen Fragen zu befassen, dann hätten sie sich vielleicht dazu verstanden, Muhammad mit größerer Nachsicht zu behandeln. Insofern der Islam ihren eigenen theologischen Ansichten widersprach, hätte er sie natürlich auf jeden Fall verdrossen: wahrscheinlich aber hätten sie sich nach anfänglichem Murren mit ihm abgefunden – genau so wie sie sich etwas früher mit dem Christentum abgefunden hatten, das hie und da in Arabien gepredigt wurde –, wenn Muhammad bloß das Beispiel der christlichen Priester befolgt und sich damit begnügt hätte, die Menschen zu ermahnen, an Gott zu glauben, zu Ihm um Erlösung zu beten und sich in persönlichen Dingen anständig zu benehmen. Muhammad jedoch befolgte nicht jenes christliche Beispiel und beschränkte sich nicht auf Fragen der Glaubensmeinung, des gottesdienstlichen Rituals und der persönlichen Ethik. Wie hätte er es auch tun können? Hatte nicht sein Gott ihm befohlen, zu beten, *O Erhalter, gewähre uns Gutes im Diesseits und Gutes im Jenseits?*

Es ist kein Zufall, daß schon im Gefüge dieses koranischen Satzes das ›Gute im Diesseits‹ dem ›Guten im Jenseits‹ voraufgeht: denn einerseits geht ja die Gegenwart immer der Zukunft voraus, andererseits aber auch ist der Mensch so beschaffen, daß er der Erfüllung seiner leiblichen, weltlichen Bedürfnisse nachstreben muß, ehe es ihm möglich wird, dem Rufe des Geistes zu folgen und nach jenseitiger Erfüllung zu streben. Man muß hierbei bedenken, daß in der Botschaft Muhammads Geist und Fleisch nicht nur nicht im Widerspruch zueinander standen, sondern mit allem



Nachdruck als verschiedene Aspekte des menschlichen Lebens hingestellt wurden. Auf Grund einer solchen Auffassung war es ihm natürlich unmöglich, sich auf die Frage der moralischen Haltung im einzelnen Menschen zu beschränken: er mußte sich ja unweigerlich auch mit der Frage befassen, auf welche Weise man jene Haltung ins Gesellschaftliche übertragen und ein soziales Gebilde schaffen könnte, in welchem einem jeden Mitglied der Gemeinschaft das größtmögliche Maß leiblichen und materiellen Wohlseins und somit auch eine Möglichkeit seelischen Wachstums gesichert würde.

Er begann zu lehren, daß rechter Glaube ohne rechte Tat wertlos sei: denn Gott kümmere sich nicht nur darum, was ein Mensch glaube, sondern auch, wie er sich benehme – insbesondere in bezug auf seine Nebenmenschen. Mit all der flammenden Bildhaftigkeit, die Gott ihm eingab, predigte der neue Prophet gegen die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken. Er stellte den bis dahin noch nie vernommenen Grundsatz auf, daß Männer und Frauen vor Gott gleich seien und deshalb den gleichen religiösen Pflichten unterliegen und auf gleiche Freiheiten Anspruch haben; er ging sogar so weit, zum Entsetzen aller ›normal denkenden‹ Mekkaner zu erklären, die Frau habe – ganz abgesehen von ihrer Beziehung zu Männern als Mutter, Schwester, Gattin oder Tochter – ein selbständiges Eigendasein und deshalb auch das Recht, eigenes Vermögen zu besitzen, auf eigene Rechnung Handel zu treiben und sich nach eigenem Gutdünken zu verheiraten! Er verurteilte aufs schärfste jedes Glücksspiel und alle berauschenden Getränke, denn der Koran lehrte: *Großes Übel sowie auch etwas Nutzen ist in ihnen; das Übel ist jedoch größer als der Nutzen.* Er tat aber noch mehr als das: er bekämpfte die althergebrachte Ausbeutung von Menschen durch Menschen; das Ausleihen von Geld auf Zinsen, was auch immer der Zinsfuß sein möge; jede Art von Privatmonopolen; jeden Versuch, durch Vorwegnahme der künftigen Bedürfnisse anderer Menschen sich selber zum Gewinn zu verhelfen – also alles, was man heutzutage als ›Spekulation‹ bezeichnet –; die Neigung, nur im Lichte der eigenen Stammesinteressen zu entscheiden, was Recht und was Unrecht sei – also, in moderner Redeweise, ›Nationalismus‹. Er sprach überhaupt allen völkischen Gefühlen und Betrachtungen jede moralische Berechtigung ab, denn seiner Ansicht nach konnte wirkliche Gemeinschaft nur auf gemeinsamer Weltanschauung und sittlicher Übereinstimmung beruhen, nicht aber auf rein äußerlichen Momenten wie Rasse und räumlicher Nachbarschaft.

Kurz, der Prophet bestand auf einer vollkommenen Umwertung fast aller gesellschaftlichen Auffassungen, die bis dahin als unabänderlich gegolten hatten; und er tat es, indem er (wie man es heutzutage ausdrücken würde) ›Religion in die Politik hereintrug‹: in jenen Zeiten ein wahrhaft umstürzlerisches Unterfangen.

Die heidnischen Mekkaner waren überzeugt – so wie die meisten Menschen in allen Zeitläuften überzeugt sind –, daß die gesellschaftlichen Sitten, Denkgewohnheiten und Bräuche, in welchen sie aufgewachsen waren, das Beste darstellten, das erzielt werden könnte: und deshalb nahmen sie es auch dem Propheten sehr übel, daß er versuchte, Religion in die Politik hereinzubringen – mit anderen Worten, Gottesbewußtheit zum Ausgangspunkt einer gesellschaftlichen Neuordnung zu machen –, und verdammten sein Beginnen als höchst unsittlich und aufrührerisch. Und als es sich zeigte, daß er nicht nur ein Träumer war, sondern es auch verstand, Menschen zur Tat anzufeuern, da gingen die Verteidiger der bestehenden Gesellschaftsordnung zum Angriff über und fingen an, ihn und seine Anhänger zu verfolgen.

Es liegt ja auf der Hand, daß alle Propheten die ›bestehende Ordnung‹ ihrer Zeit in irgendeiner Weise anfochten; kann es uns denn wundernehmen, daß sie fast alle von ihren Mitbürgern verfolgt und verspottet wurden? – und daß der jüngste von ihnen, Muhammad, im Abendland bis zum heutigen Tag verspottet wird?

### 3

Sobald das *maghrib*-Gebet zu Ende ist, bildet Scheich Ibn Bulayhid den Mittelpunkt eines aufmerksamen Kreises von Nedschern, Beduinen sowohl wie Städtern, die von seiner Gelehrsamkeit und Weltweisheit Nutzen ziehen möchten; er aber ist seinerseits begierig zu hören, was andere ihm von ihren Erfahrungen und Reisen in fernen Ländern zu berichten haben. Lange Reisen sind ja den Nedschern nichts Ungewöhnliches; sie nennen sich selber *ahl asch-schidad* – ›Leute des Kamelsattels‹ –, und so manchem von ihnen ist der Kamelsattel auch in der Tat vertrauter als das Bett zu Hause. Das trifft gewiß auf den jungen Harb-Beduinen zu, der soeben dem Scheich erzählt hat, was er auf seiner jüngst vollendeten Reise nach dem Irak erlebt hat. Er hat dort zum ersten Mal die sagenhaften *farandschi* ge-

sehen – das sind Europäer (die diese Bezeichnung den fränkischen Rittern verdanken, mit welchen die Araber während der Kreuzzüge in Berührung kamen) – und ist voller Fragen über diese seltsamen Fremden:

»Sag mir, o Scheich, warum tragen denn die *farandschi* auf dem Kopf Hüte, die ihre Augen beschatten? Hindert sie denn das nicht daran, den Himmel zu sehen?«

»Vielleicht liegt ihnen gerade daran, ihn nicht zu sehen«, entgegnet der Scheich, mir mit den Augen zuzwinkernd. »Vielleicht befürchten sie, der Anblick des Himmels könnte sie an Gott erinnern – und sie wollen nicht wochentags an Gott erinnert werden ...«

Wir alle lachen, aber der junge Beduine ist hartnäckig in seinem Wissensdurst. »Wieso kommt es dann, daß Gott ihnen so gnädig ist und ihnen Reichtümer gewährt, die Er den Gläubigen verweigert?«

»Oh, das ist ganz einfach, mein Sohn. Sie beten Gold an, und so haben sie ihre Gottheit immer in der Tasche ... Aber mein Freund hier« – und er legt mir die Hand aufs Knie – »weiß mehr als ich über die *farandschi*, denn er kommt ja selber von ihnen: Gott, gepriesen sei sein Name, hat ihn aus jener Dunkelheit zum Licht des Islam geführt.«

»Ist es wirklich so, o mein Bruder?« fragt der junge Beduine erstaunt. »Bist du wirklich selber ein *farandschi* gewesen?« – und da ich nicke, flüstert er: »Preis sei Gott, Preis sei Gott, der auf den rechten Pfad führt, wen es Ihm gefällt ... Sag mir aber, Bruder, warum achten denn die *farandschi* Gottes so wenig?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antworte ich, »und man kann sie nicht in wenigen Worten erklären. Ich kann dir jetzt nur eins sagen: die Welt der *farandschi* ist zur Welt des *Daddschal* geworden, des Glitzernden, des Trügerischen ... Hast du je von der Voraussage des Heiligen Propheten gehört, daß eine Zeit kommen würde, in welcher die meisten Menschen dieser Welt dem *Daddschal* folgen werden, im Glauben, er sei Gott?«

Und da er mich fragend anblickt, erzähle ich ihm, zu Scheich Ibn Bulyhids sichtlichem Gefallen, von Muhammads Prophezeiung über jenes apokalyptische Wesen, den *Daddschal*: »Er ist blind auf einem Auge, besitzt aber geheimnisvolle Kräfte, die Gott ihm verliehen hat. Er vernimmt mit seinen Ohren, was man an den fernsten Enden der Welt spricht, und sieht mit seinem einen Auge, was in unendlichen Fernen vor sich geht; er fliegt in ein paar Tagen um die ganze Erde, läßt Gold- und Silberschätze plötzlich aus den Schächten der Erde auftauchen; auf seinen Befehl fällt

Regen und sprießen die Pflanzen; er tötet und macht wieder lebendig – so daß alle, die schwachen Glaubens sind, zu wähen beginnen, er sei Gott selbst, und sich vor ihm in Anbetung niederwerfen. Diejenigen aber, deren Glaube stark ist, können deutlich lesen, was mit Flammenbuchstaben auf seiner Stirn geschrieben steht: *Verneiner Gottes* – und so wissen sie, daß er nur ein Trugbild ist, gesandt, den Glauben der Menschen zu prüfen ...«

Und während der junge Beduine mich mit weitoffenen Augen anstarrt und murmelt: »Ich nehme meine Zuflucht zu Gott«, wende ich mich an Ibn Bulayhid:

»Ist nicht dieses Gleichnis, o Scheich, eine passende Beschreibung der modernen technischen Zivilisation? Sie ist ›einäugig‹: das heißt, sie sieht nur eine Seite des Lebens – Fortschritt im Materiellen – und gewahrt nicht seine seelische Seite. Mit Hilfe ihrer mechanischen Wunder ermöglicht sie dem Menschen, weit über seine naturgegebene Fähigkeit hinaus zu sehen und zu hören und unendliche Entfernungen mit unglaublicher Geschwindigkeit zu durchheilen. Ihre Wissenschaft läßt ›den Regen fallen und Pflanzen wachsen‹ und hebt aus dem Dunkel der Erde ungeahnte Bodenschätze. Ihre Medizin bringt Leben denen, die dem Tode verfallen zu sein schienen, während ihre Kriege und wissenschaftlichen Schrecknisse Leben zerstören. Und ihr materieller Fortschritt ist so gewaltig und so glitzernd, daß die Schwachen im Glauben ihn als etwas Göttliches und Anbetungswürdiges anzusehen beginnen; aber diejenigen, die sich ihres Schöpfers bewußt geblieben sind, erkennen deutlich, daß eine Anbetung des *Daddschal* der Verneinung Gottes gleichkommt ...«

»Du hast recht, o Muhammad, du hast recht!« ruft Ibn Bulayhid aus und schlägt mich aufgeregt aufs Knie. »Es ist mir noch nie eingefallen, die *Daddschal*-Prophezeiung in diesem Licht zu betrachten: aber du hast recht! Anstatt zu erkennen, daß alle menschliche Entwicklung und aller Fortschritt der Wissenschaft nur eine Gnade Gottes ist, glauben mehr und mehr Menschen in ihrer Torheit, all dies sei ein Ziel an sich, der Anbetung würdig ...«

Ja, denke ich mir, der Abendländer hat sich wahrhaft der Anbetung des *Daddschal* hingegeben. Er hat seit langem alle seelische Unschuld und allen Zusammenhang mit der Natur verloren. Das Leben ist ihm ein Rätsel geworden. Er ist skeptisch und deshalb von seinem Bruder isoliert und in sich selbst vereinsamt. Um in dieser Einsamkeit nicht zugrunde zu gehen,

versucht er, ihrer mit äußeren Mitteln Herr zu werden. Die Tatsache des Daseins an sich kann ihm keine innere Sicherheit mehr verleihen: er muß sich seine Existenz immer neu erringen und von Augenblick zu Augenblick qualvoll erkämpfen. Da er alle metaphysische Orientierung verloren hat und sich ohne sie behelfen will, muß er sich unaufhörlich mechanische Bundesgenossen erfinden: daher das ungestüme, verzweifelte Rasen seiner Technik. Er erfindet jeden Tag neue Maschinen und gibt ihnen ein Stück seiner Seele mit, damit sie um sein Dasein kämpfen. Das tun sie auch; gleichzeitig aber schaffen sie ihm neue Bedürfnisse, neue Gefahren, neue Ängste – und ein unstillbares Verlangen nach neuen, noch künstlicheren Bundesgenossen. Er opfert seine Seele an das immer kühnere, immer stolzere, immer gewaltigere Räderwerk der zeugenden Maschine: und die Maschine verliert ihren wahren Sinn – Hüterin und Mehrerin menschlichen Lebens zu sein – und wird zu einer Gottheit, einem fressenden Moloch aus Stahl. Die Priester und Prediger dieser unersättlichen Gottheit scheinen nicht zu merken, daß die Geschwindigkeit des modernen technischen Fortschritts nicht nur ein Ausfluß des vermehrten Wissens, sondern auch der Seelennot ist, und daß die großartigen Errungenschaften, in denen sich der Wille des Abendländers äußert, Herr der Natur zu werden, in ihrem Innersten defensiv sind: denn hinter ihren leuchtenden Fassaden birgt sich die Furcht vor dem Unbekannten.

Der abendländischen Zivilisation ist es nicht gelungen, einen Ausgleich zwischen den leiblichen und sozialen Bedürfnissen des Menschen und seinen seelischen Nöten zu finden; sie hat ihre einstige religiöse Ethik aufgegeben, ohne imstande zu sein, aus sich selbst heraus irgendein anderes, wenn auch noch so theoretisches, sittliches System hervorzubringen, das die Vernunft befriedigen könnte. Trotz der Hebung des allgemeinen Bildungsstandes ist es ihr nicht gelungen, den Menschen vor Torheit zu bewahren: denn nach wie vor fällt er jedem, ja selbst dem unsinnigsten Schlagwort, das schlaue Demagogen sich ausdenken, hilflos zum Opfer. Zwar hat das Abendland den Mechanismus der ›Organisation‹ bis in die letzten Feinheiten vervollkommenet, aber dennoch bemühen sich seine Nationen in täglichem Ringen vergeblich, die Kräfte im Schach zu halten, die ihre Wissenschaft heraufbeschworen hat; und heute ist es bereits so weit, daß die anscheinend unbegrenzten wissenschaftlichen Möglichkeiten nicht die Ordnung, sondern das Chaos über die Welt bringen. Auf die heutigen Abendländer passen diese Worte des Korans:

*Ihr Gleichnis ist das Gleichnis von Menschen, die ein Feuer anmachten: aber nachdem es sein Licht um sie herum verbreitete, nahm Gott das Licht hinweg und ließ sie im Dunkel, so daß sie nichts mehr sehen können. Taub, stumm, blind sind sie: und kehren dennoch nicht zurück.*

Und kehren dennoch nicht zurück ...: denn im Hochmut ihrer Blindheit sind die Abendländer überzeugt, daß nur *ihre* Zivilisation der Welt Licht und Glück zu bringen vermag. Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert dachten sie noch daran, das christliche Evangelium über die ganze Welt zu verbreiten; da aber inzwischen ihr religiöser Eifer so sehr abgekühlt ist, daß sie den Glauben nur als eine Art besänftigender Musik betrachten, die das praktische Leben aus dem Hintergrund sachte begleiten, nicht aber wirklich beeinflussen darf, – haben sie begonnen, das materialistische Evangelium der ›abendländischen Lebensart‹ über die Welt zu verbreiten: den Glauben nämlich, daß alle menschlichen Fragen in Fabriken, Laboratorien und auf den Schreibtischen der Statistiker gelöst werden können.

Und der *Daddschal* erstrahlt in all seinem Glanz ...

#### 4

Eine Weile herrscht tiefes Schweigen. Dann erhebt Scheich Ibn Bulayhid seine Stimme wieder: »War es diese Erkenntnis, o mein Sohn, die dich veranlaßt hat, Muslim zu werden?«

»Ja, es mag sein; aber jedenfalls war diese Erkenntnis nur der letzte Schritt.«

»Der letzte Schritt ... Nun, du hast mir schon einmal die Geschichte deines Weges zum Islam erzählt – aber wann und wie dämmerte es dir eigentlich zum ersten Mal auf, daß der Islam dein Ziel sein könnte?«

»Wann? Laß mich's überlegen ... Ich glaube, es geschah an einem Wintertag in Afghanistan, als mein Pferd ein Hufeisen verlor und ich in einem Dorf, das abseits von meinem Weg lag, einen Schmied aufsuchen mußte; und dort sagte mir jemand: ›Aber du bist doch ein Muslim, nur weißt du's selber nicht ...‹ Das war ungefähr acht Monate bevor ich den Islam wirklich annahm. Ich befand mich damals auf dem Weg von Herat nach Kabul ...«

Ich befand mich auf dem Weg von Herat nach Kabul und ritt, von Ibrahim

und einem afghanischen Soldaten begleitet, durch die schneeverwehten Gebirgstäler und Pässe des Hindu-Kusch im Herzen Afghanistans. Es war kalt, und der Schnee glitzerte, und auf allen Seiten standen steile Berge in Schwarz und Weiß.

An jenem Tag war ich traurig und zu gleicher Zeit seltsam beglückt. Ich war traurig, weil die Menschen, unter welchen ich die letzten Jahre verbracht hatte, durch undurchsichtige Schleier von dem Licht und der Kraft, die ihr Glaube ihnen hätte geben können, geschieden zu sein schienen; und ich war beglückt, weil das Licht und die Kraft dieses Glaubens mir so nahe vor Augen stand, wie die schwarz-weißen Berge – fast mit Händen greifbar.

Mein Pferd fing auf einmal zu lahmen an; etwas klirrte an seinem Huf: ein Hufeisen hatte sich losgemacht und hing nur noch an zwei Nägeln.

»Gibt es hier in der Nähe ein Dorf, wo wir einen Hufschmied finden könnten?« fragte ich unsern afghanischen Gefährten.

»Das Dorf Deh-Zangi liegt etwa eine Meile von hier. Dort gibt es einen Schmied; auch hat der *hakim* des Hazaradschat dort seinen Sitz.«

Und so ritten wir ganz langsam, um mein Pferd nicht unnötig zu ermüden, über den gleißenden Schnee nach Deh-Zangi.

Der *hakim*, oder Bezirksgouverneur, war ein junger Mann von kleiner Statur und fröhlicher Miene – ein freundlicher Mann, dem es wohl gefiel, in der Einsamkeit des abgelegenen Ortes einen ausländischen Gast zu begrüßen. Obwohl er mit König Amanullah nahe verwandt war, erwies er sich als einer der bescheidensten Männer, mit denen ich in Afghanistan in Berührung gekommen war oder später kommen sollte. Er überredete mich, zwei Tage lang bei ihm zu bleiben.

Am Abend des zweiten Tages, nach dem üblichen üppigen Abendessen, unterhielt uns ein Mann aus dem Dorf mit Balladen, die er zur Begleitung einer dreisaitigen Laute sang. Er sang in Paschtu – einer Sprache, die mir fremd war –, aber die vielen persischen Worte, welche darin vorkamen, machten mir den Gesang lebendig und nahmen in dem warmen, teppichbelegten Zimmer eine fast körperhafte Wirklichkeit an. Er sang, ich entsinne mich noch, von Davids Kampf mit Goliath – vom Kampf des Glaubens gegen rohe Gewalt –, und wengleich ich dem Wortlaut des Liedes nicht ganz folgen konnte, so war mir doch sein Sinn vollkommen klar – wie es in Demut begann, leidenschaftlich anwuchs und schließlich in einem gedehnten, jubelnden Aufschrei ausklang.



*Verfasser, 1932*



Als das Lied zu Ende war, versetzte der *hakim* (wir sprachen persisch):  
»David war klein, aber sein Glaube war groß ...«

Und da entfuhr es mir, fast unwillkürlich: »Und ihr seid viele, aber euer Glaube ist klein.«

Verwundert blickte mich mein Gastgeber an; und in meiner Verlegenheit begann ich ihm zu erklären, was ich gemeint hatte. Ich kleidete meine Erklärung in einen Schwall von Fragen:

»Woher kommt es denn, daß ihr Muslims euer Selbstvertrauen verloren habt – jenes Selbstvertrauen, das euch einst ermöglichte, euren Glauben in weniger als hundert Jahren von Arabien westwärts bis zum Atlantik und ostwärts bis tief nach China hinein zu verbreiten – und euch nunmehr so schwächlich, so widerstandslos den Gedanken und Sitten des Abendlands ergebt? Warum könnt ihr denn nicht den Mut aufbieten – ihr, deren Vorväter zu einer Zeit, da Europa in Roheit und Unwissen verharrte, die Welt mit ihrer Kunst und Wissenschaft erleuchteten –, warum könnt ihr denn nicht den Mut aufbieten, auf euren eigenen strahlenden Glauben zurückzugreifen? Wie kommt es, daß der verächtliche Mummenschanz eines Atatürk, der dem Islam allen Wert abspricht, euch Muslims zum Symbol einer ›islamischen Wiedergeburt‹ geworden ist?«

Mein Gastgeber war immer noch sprachlos. Draußen hatte es zu schneien angefangen; der kalte, weiße Schimmer fiel durch die Fensterscheiben herein. Wieder einmal überkam mich jenes sonderbare Zwittergefühl, das ich auf dem Weg nach Deh-Zangi gespürt hatte: Traurigkeit und Beglückung ineinander verwoben.

»Sagt mir doch, wie kam es denn, daß die Botschaft eures Propheten und ihre Klarheit und Einfachheit jetzt unterm Schutthaufen der unfruchtbareren Spekulationen und der Haarspaltereien eurer Scholastiker begraben liegt? Wieso ist es dazu gekommen, daß eure Prinzen und Großgrundbesitzer im Reichtum schwelgen, während so viele ihrer Glaubensbrüder in unsagbarer Armut und Not ihr Dasein fristen – obwohl doch euer Prophet euch lehrte: *Keiner von euch kann als gläubig gelten, wenn er sich satt ißt und seinen Nachbarn hungern läßt?* Könnt ihr mir vielleicht erklären, warum ihr Muslims die Frau in den Hintergrund eures Lebens verdrängt habt – obwohl doch die Frauen um den Propheten und seine Gefährten auf so großartige Weise am Leben ihrer Männer teilnahmen? Wie kam es dazu, daß so viele von euch Muslims unwissend sind und so wenige selbst zu lesen und schreiben vermögen – obwohl doch euer Prophet einst er-

klärte: *Streben nach Wissen ist die heilige Pflicht eines jeden Muslims, Mann oder Frau?* Und sagte er denn nicht: *Der Vorzug des Gelehrten über einen, der nur fromm ist, gleicht dem Vorzug des vollen Mondeslichts über das Licht aller Sterne?*«

Immer noch starrte mein Gastgeber mich an, ohne zu sprechen, und ich begann zu fürchten, mein Ausbruch hätte ihn beleidigt. Der Mann mit der Laute, der nicht genug Persisch verstand, um mir zu folgen, sah dem Schauspiel verwundert zu. Der *hakim* zog seinen gelben Schafpelz enger um sich, als ob ihn fröstelte; dann sprach er leise:

»Aber ... Ihr seid doch ein Muslim ...«

Ich entgegnete lachend: »Nein, ich bin kein Muslim, aber ich habe so viel Herrliches im Islam entdeckt, daß ich manchmal nur mit Erbitterung mit ansehen kann, wie ihr Muslims ihn verschwendet ... Verzeiht mir meine Schroffheit. Ich sprach nicht als Feind.«

Der *hakim* schüttelte jedoch den Kopf: »Nein, Bruder, es ist so, wie ich sagte: Ihr seid ein Muslim, nur wißt Ihr's selbst nicht ... Warum sagt Ihr denn nicht, hier und jetzt, »Es gibt keine Gottheit außer Gott, und Muhammad ist Gottes Prophet«, und werdet auch äußerlich zu einem Muslim, so wie Ihr es schon innerlich seid? Sagt es doch, Bruder, sagt es jetzt, und morgen werde ich mit Euch nach Kabul reiten und Euch dem Emir vorstellen, und er wird Euch mit offenen Armen als einen der Unseren aufnehmen. Er wird Euch Häuser und Gärten und Herden schenken, und wir alle werden Euch lieben. Sagt es, o mein Bruder ...«

»Wenn ich es jemals sage, so wird's nur geschehen, weil mir alle Zweifel entschwunden sind, und nicht um der Häuser und Gärten des Emirs willen.«

»Aber Ihr wißt doch schon mehr vom Islam als die meisten von uns; was ist es denn, was Ihr noch nicht verstehen könnt?«

»Es handelt sich nicht ums Verstehen. Es handelt sich ums Überzeugt-sein: überzeugt zu sein, daß der Koran wirklich Gottes Wort ist und nicht etwa die Schöpfung eines großen Menschen ...«

Aber die Worte meines afghanischen Freundes blieben mir im Sinn haften und begleiteten mich ständig während der Monate, die dieser Unterredung folgten.

Nach einem beinahe zweimonatigen Aufenthalt in Kabul ritt ich mehrere Wochen lang durch den Süden Afghanistans – durch die alte Stadt Ghazni, von wo vor nahezu tausend Jahren der große Mahmud auszog, um Indien

zu erobern, durch das exotische Kandahar, wo man die tapfersten, wildesten Krieger der Welt – die Stammesleute aus dem freien Pathanland – sehen konnte; durch die Wüsten des südwestlichen Afghanistan; und so zurück nach Herat, wo meine afghanische Wanderung begonnen hatte. Und 1926, gegen Ende des Winters, verließ ich Herat und trat meine lange Heimreise an: mit der Eisenbahn von der afghanischen Grenze nach Merw in Russisch-Turkestan, nach Samarkand, Buchara und Taschkent, und von dort über die turkmenischen Steppen zum Ural und nach Moskau.

Mein erster Eindruck von Sowjetrußland – auf der Eisenbahnstation in Merw – war ein riesiges, schöngemaltes Plakat: es stellte einen jungen Proletarier in blauem Overall dar, wie er eine lächerliche, weißbärtige, in wallende Gewänder gekleidete Person mit einem mächtigen Stiefeltritt aus dem Wolkenhimmel hinausbeförderte. Die russische Schrift darunter besagte: »So haben die Arbeiter der Sowjetunion Gott aus seinem Himmel gestoßen! Veröffentlicht im Auftrag der *Bezbozhniki*-Vereinigung der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken.«

Diese amtlich geförderte Propaganda gegen die Religion fiel einem überall auf, wohin man sich wandte: in öffentlichen Gebäuden, auf den Straßen und, vorzugsweise, in der Nähe von Gotteshäusern. In Turkestan waren dies natürlich meist Moscheen. Obwohl es den Muslims nicht ausdrücklich verboten war, am Gemeinschaftsgebet teilzunehmen, taten die Behörden alles mögliche, um die Leute davon abzuhalten. Man sagte mir öfters, insbesondere in Buchara und Taschkent, daß Polizeispitzel die Namen aller Personen aufschrieben, die eine Moschee betraten; und es gehörte zum beliebtesten Zeitvertreib der jungen *bezbozhniki*, Schweinsköpfe in die Moscheen zu werfen: ein wahrhaft bezaubernder Brauch.

Nach einer mehrwöchigen Reise durchs asiatische und europäische Rußland verließ ich das sozialistische Paradies und fuhr über Polen nach Deutschland, und zwar geradewegs nach Frankfurt und zur Frankfurter Zeitung. Ich merkte sehr bald, daß während meiner mehr als zweijährigen Abwesenheit mein Name weithin bekanntgeworden war und daß ich nunmehr als einer der besten Auslandskorrespondenten in Mitteleuropa galt. Einige meiner Aufsätze – insbesondere die, welche sich mit der verwickelten Religionspsychologie der Perser befaßten – waren von bedeutenden Orientalisten höchst anerkennend besprochen worden, und ich wurde nunmehr aufgefordert, eine Reihe von Vorträgen an der Berliner Hochschule für Geopolitik zu halten – eine Auszeichnung, die, wie man

mir sagte, noch nie einem Mann meines Alters (ich war damals noch nicht sechsundzwanzig) zuteil geworden war –; während andere Aufsätze, die weniger einschlägige Probleme behandelten, mit Erlaubnis der Frankfurter Zeitung in vielen anderen Blättern nachgedruckt worden waren – einer davon fast dreißigmal. Ich konnte also mit den Ergebnissen meiner zweiten morgenländischen Reise recht zufrieden sein.

Zu jener Zeit heiratete ich Elsa. Die zwei Jahre meiner Abwesenheit von Europa hatten unsere Liebe nicht vermindert, sondern sie verstärkt; und in meinem überschwenglichen Glücksgefühl schob ich alle ihre Einwände beiseite.

»Aber wie kannst du mich denn heiraten?« sagte sie. »Du bist noch nicht einmal sechsundzwanzig, und ich bin über vierzig. Denk doch nur: wenn du dreißig bist, werde ich fünfundvierzig sein; wenn du vierzig bist, werde ich eine alte Frau sein ...«

Ich lachte: »Und wenn schon? Ich kann mir eine Zukunft ohne dich nicht vorstellen.«

Und am Ende gab sie nach.

Ich übertrieb nicht, wenn ich sagte, ich könnte mir keine Zukunft ohne Elsa vorstellen. Ihre Schönheit und natürliche Grazie zogen mich so stark an, daß es für mich keine andere Frau auf der Welt gab; und ihr empfindsames Begreifen, wonach es mich im Leben verlangte, erleuchtete meine Hoffnungen und Wünsche und half mir mehr als mein eigenes Denken, sie greifbar vor mir zu sehen.

Eines Tages sagte sie: »Wie sonderbar, daß du – gerade du – die Mystik im Religiösen ablehnst ... Du bist doch selbst ein Mystiker – ein sinnlicher Mystiker, der mit seinen Fingerspitzen am Leben herumtastet und einen verborgenen, mystischen Sinn in Alltagsdingen entdeckt – in all diesen Dingen, die anderen so gewöhnlich, so alltäglich erscheinen ... Aber in dem Augenblick, wo du dich religiösen Fragen zuwendest, ist nur dein Kopf am Werk. Bei den meisten anderen würde das gerade umgekehrt sein ...«

Dennoch aber wußte Elsa ganz genau, worum es mir ging und wonach ich suchte, wenn ich zu ihr vom Islam sprach; und obwohl sie nicht von dem gleichen innern Drang erfüllt war, ließ ihre Liebe sie an meiner Suche teilnehmen. Oft lasen wir den Koran zusammen (natürlich in einer Übersetzung, da sie nicht Arabisch verstand) und besprachen seine Gedankengänge.

Was uns beide immer wieder am Islam besonders auffiel, war die Verflechtung der moralischen Lehre mit der praktischen Gesetzgebung. Der Koran machte es klar, daß Gott keine blinde Unterwerfung vom Menschen verlangte, sondern sich an seinen Verstand wandte. Er stand nicht abseits vom menschlichen Schicksal, sondern war *dir näher als die Schlagader deines Halses*. Er zog keinen Trennungsstrich zwischen Glauben und sozialem Gebaren; und, was vielleicht noch das wesentlichste war, er ging nicht von der Voraussetzung aus, daß das Leben mit einem Widerstreit zwischen Stoff und Geist belastet sei und daß deswegen des Menschen Weg zum Licht eine Befreiung der Seele von den Banden des Fleisches erfordere. Jegliche Art der Lebensverneinung und Selbstkasteiung war vom Propheten verurteilt worden. *Askese ist nicht für uns*, sagte er bei einer Gelegenheit; und bei einer anderen: *Es gibt im Islam kein Welt-Entsagen*. Der menschliche Lebenswille war nicht nur als ein positiver, fruchtbarer Instinkt anerkannt, sondern auch mit der Heiligkeit eines ethischen Gebots bekleidet. Der Mensch wurde gleichsam ermahnt: »Es ist dir nicht nur *gestattet*, dein Leben in Fülle zu leben – du bist dazu *verpflichtet*.«

Das umfassende Bild des Islam bot sich mir mit einer Endgültigkeit, einer Entschiedenheit, die mich selbst zuweilen ins Erstaunen versetzte. Dieses Bild nahm in einer Weise Linien und Gestalt an, die man fast einer Art geistiger Osmose vergleichen könnte: sie vollzog sich ohne alle bewußte Bemühung, die vielen Bruchstücke des Wissens und der Erfahrung, welche mir im Verlauf der letzten vier Jahre zuteil geworden waren, systematisch zusammenzusetzen. Bevor ich es gewahr wurde, sah ich vor mir so etwas wie ein vollendetes Bauwerk, in welchem alle architektonischen Bestandteile sich sinnvoll ineinanderfügten, einander ergänzten und stützten, so daß nichts fehlte und nichts überflüssig war – ein Gleichgewicht und eine Komposition, die einem das Gefühl gab, jedes einzelne Element der islamischen Anschauungen und Gebote befände sich »am rechten Platz«. Vor dreizehn Jahrhunderten war ein Mann aufgestanden und hatte solcherart die Menschen angesprochen: »Ich bin nur ein Sterblicher; aber Er, der die Welt erschuf, hat mir befohlen, euch Seine Botschaft zu überbringen. Damit es euch möglich werde, in Übereinstimmung mit Seinem Schöpfungsplan zu leben, hat Er mir aufgetragen, euch Sein Dasein, Seine Allmacht und Seine Allwissenheit ins Gedächtnis zu rufen und einen Plan der Lebensführung vor euch zu legen. Wer Gottes Mahnung befolgen will, der folge mir.« Dies war der Kern von Muhammads prophetischer Sendung.

Das gesellschaftliche System, welches er verkündete, war von jener Einfachheit, die nur der wahren Größe entspringt. Es beruhte auf der Voraussetzung, die Menschen seien biologisch bedingte Wesen mit biologischen Bedürfnissen, und zwar so beschaffen, daß sie in Gruppen leben müssen, um ihren leiblichen, seelischen und geistigen Anforderungen in vollem Umfang gerecht zu werden: mit anderen Worten, sie sind aufeinander angewiesen. Das stetige seelische Wachstum eines jeden einzelnen Menschen (das Grundziel jeglicher Religion) ist nur dann gewährleistet, wenn er von den anderen Menschen seiner Umgebung unterstützt, ermutigt und beschützt wird, und es ist nur selbstverständlich, daß die anderen dasselbe von ihm erwarten. Diese gegenseitige Abhängigkeit der Menschen bildete den Grund, warum im Islam das Religiöse vom Wirtschaftlichen und Politischen nicht getrennt werden konnte. Die praktischen menschlichen Beziehungen so zu gestalten, daß der Entwicklung der Einzelpersonlichkeit so wenig Hindernisse wie nur möglich in den Weg gelegt werden und so viel Ermutigung wie nur möglich zuteil werde: dies, und nichts anderes, schien die islamische Auffassung von der wahren Aufgabe aller Gesellschaftsformung zu sein. So war es auch folgerichtig, daß das religiöse System, welches Muhammad in den dreiundzwanzig Jahren seiner Sendung verkündigte, sich nicht nur auf seelische Fragen bezog, sondern auch einen Rahmen für alle praktischen – sowohl individuellen als auch gesellschaftlichen – Befähigungen darbot. Es forderte nicht nur die Rechtschaffenheit des Einzelnen, sondern auch die Rechtschaffenheit der Gesellschaft. Es zeichnete den Umriss einer politischen Gemeinschaft (nur einen Umriss, denn die Einzelheiten jeder politischen Formung sind zeitgebunden und deshalb wandelbar), sowie auch ein Schema individueller Rechte und sozialer Pflichten, in welchem der Tatsache der geschichtlichen Entwicklung im voraus Rechnung getragen wurde. Kurz, das islamische Gesetz umfaßte das Menschenleben in all seinen Aspekten, den sittlichen und körperlichen, den individuellen und gesellschaftlichen; neben den Fragen der Theologie und des Gottesdienstes hatten alle Fragen des Fleisches und des Geistes, des Geschlechtslebens und der Wirtschaft ihren rechtmäßigen Platz, und nichts, was sich aufs Leben bezog, wurde als zu unbedeutend angesehen, um in den Kreis des religiösen Denkens mit einbegriffen zu werden – nicht einmal so ›weltliche‹ Belange wie Handel, Erbschaftsgesetz, Eigentumsrecht oder Grundbesitz.

Alle Klauseln des islamischen Gesetzes hatten die Wohlfahrt aller Mit-

glieder der Gemeinschaft zum Ziel, ohne Ansehung der Geburt, der Rasse, des Geschlechts oder des Standes. Keinerlei besondere Vorteile waren dem Gründer der Gemeinde oder seinen Nachkommen vorbehalten. Es gab kein Hoch und Niedrig im gesellschaftlichen Sinne, und deshalb auch keinen Klassenbegriff. Alle Rechte, Pflichten und Möglichkeiten erstreckten sich in gleichem Maße auf alle, die sich zum Islam bekannten. Kein Priester stand zwischen Mensch und Gott, denn *Er weiß, was offenkundig in ihren Händen liegt und was sie hinter dem Rücken zu verbergen suchen*. Keine Treuepflicht war anerkannt außer der Treue zu Gott und seinem Propheten, Vater und Mutter, sowie auch der Gemeinde, welche die Errichtung des Königreichs Gottes auf Erden zum Ziel hatte; und dieser Grundsatz schloß natürlich von vornherein jene Art Treue aus, die da sagt: »Ob im Recht oder im Unrecht, mein Vaterland und mein Volk gilt mir über alles.« Um die islamische Haltung in solchen Fragen zu verdeutlichen, sagte der Prophet: *Wer zu nationaler Parteilichkeit aufruft, gehört nicht zu uns; wer um nationaler Parteilichkeit willen kämpft, gehört nicht zu uns; und wer um nationaler Parteilichkeit willen sein Leben läßt, gehört nicht zu uns*.

Vor der Entstehung des Islam waren alle politischen Organisationen – die theokratischen und halbtheokratischen nicht ausgenommen – auf die engen Begriffe von Stamm und Stammeszugehörigkeit beschränkt gewesen. So zum Beispiel waren die Gottkönige im alten Ägypten nur auf das Niltal und seine Bewohner bedacht; und im frühen theokratischen Hebräerstaat, in welchem angeblich Gott das Zepter führte, war es immer der Gott der Kinder Israels gewesen. Im koranischen Denkgefüge jedoch gab es keinen Raum für Erwägungen, die sich auf Abstammung oder Stammeszugehörigkeit bezogen. Der Islam postulierte eine festumrissene politische Gemeinschaft, die sich über alle herkömmlichen Begriffe von Stamm und Rasse hinwegsetzte. Man könnte wohl sagen, daß in dieser Hinsicht der Islam und das Christentum ein gemeinsames Ziel verfolgten: beide befürworteten eine übernationale Gemeinschaft, in welcher die Menschen nur durch ihre Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Ideal aneinander gebunden sein würden; während jedoch das Christentum sich mit einer theoretischen Befürwortung dieses Grundsatzes begnügte und – indem es seinen Anhängern gebot, Cäsar das Seinige zu geben – ihn aufs rein Seelische beschränkte, entfaltete der Islam den Plan einer politischen Organisation, in welcher alles praktische Gehaben und alle sozialen Einrichtungen ausschließlich auf dem Glauben beruhten und nur ihm ihre Berechtigung

verdankten. Solcherart erfüllte der Islam, was das Christentum unerfüllt gelassen hatte, und eröffnete damit ein neues Kapitel in der Geschichte des Menschen: das erste Beispiel einer offenen, ideologischen Gesellschaft im Gegensatz zu den geschlossenen, rassistisch oder geographisch bedingten Gesellschaftsformen der Vergangenheit.

Die islamische Botschaft forderte und gebar eine Zivilisation, in welcher der Nationalismus keinen Platz hatte, in welcher es keine Klasseninteressen gab, keine Klassenunterschiede, keine Kirche, kein Priestertum, keinen erblichen Adelsstand, und überhaupt keine erblichen Privilegien. Das Ziel war, eine Theokratie in der Beziehung zu Gott und eine Demokratie in den Beziehungen zwischen den Menschen zu errichten. Das wesentlichste Merkmal dieser neuen Zivilisation – ein Merkmal, das sie von allen anderen geschichtlichen Bewegungen unterschied – ergab sich aus der Tatsache, daß sie auf einem klarumrissenen Programm beruhte und durch die freiwillige Annahme dieses Programms seitens der Menschen zur Gestalt und Wirklichkeit gelangte. In jener frühen islamischen Zivilisation erwuchs soziale Gerechtigkeit nicht erst – wie es bei allen anderen der geschichtlich bekannten Gesellschaftsformen und Zivilisationen der Fall war – aus dem Druck und Gegendruck widerstreitender Interessen, sondern aus dem ursprünglichen Programm selbst. Mit anderen Worten, ein echter ›Gesellschaftsvertrag‹ lag hier der Entwicklung zugrunde: nicht etwa als eine Redensart, die spätere Generationen von Machthabern zur Rechtfertigung ihrer eigenen Privilegien prägten, sondern als die wirkliche, geschichtliche Quelle der islamischen Zivilisation. Der Koran sagte: *Wahrlich, Gott hat den Gläubigen ihr Leben und ihre Güter abgekauft und ihnen hierfür das Paradies bestimmt ... Erfreuet euch des Handels, den ihr gemacht, denn dies ist der höchste Sieg.*

Ich wußte wohl, daß dieser ›höchste Sieg‹ – das einzige Beispiel eines echten, historisch beglaubigten Gesellschaftsvertrags – nur eine ganz kurze Zeit wirksam gewesen war. Schon innerhalb des ersten Jahrhunderts nach dem Tod des Propheten wurde sein ursprüngliches Programm weitgehend vernachlässigt und die im Koran vorgesehene Staats- und Gesellschaftsordnung verfälscht. An Stelle der einstigen freien Übereinkunft freier Männer und Frauen trat sehr bald ein Machtkampf zwischen einzelnen Gruppen zutage; erbliches Königtum – mit den politischen Auffassungen des Islam fast genauso unvereinbar wie Vielgötterei mit seinen theologischen Auffassungen – begann sich unter der Herrschaft der Omajjaden breitzumachen;



und damit kamen auch dynastische Kämpfe, Stammesintrigen, politische Unterdrückung und die übliche Herabwürdigung der Religion im Dienste der weltlichen Mächte. Eine Zeitlang versuchten die großen islamischen Denker, die Ideologie des Korans aufrechtzuerhalten; diejenigen aber, die nach ihnen kamen, waren von geringerer Statur: innerhalb von zwei oder drei Jahrhunderten versanken sie im Morast des Herkommens, hörten auf, selbständig zu denken, und gewöhnten sich daran, die Meinungen der früheren Generationen gedankenlos zu wiederholen – vergessend, daß jede menschliche Meinung an ihre Zeit gebunden ist und deshalb ewig erneuert werden muß, wenn sie lebendig bleiben soll. Der ursprüngliche geistige Antrieb, der in seinen Anfängen so gewaltig gewesen war, war noch eine Weile imstande, das Kalifenreich zu bedeutenden Höhen der Kultur emporzutragen – zu jenem herrlichen Gebilde der Wissenschaft, Literatur und Kunst, welches man als das ›Goldene Zeitalter‹ des Islam bezeichnet –; aber nach einigen Jahrhunderten ging auch dieser Antrieb durch den Mangel an seelischer Nahrung zugrunde, und die islamische Zivilisation erstarrte allmählich und verlor alle schöpferische Kraft.

Über den gegenwärtigen Zustand der islamischen Welt gab ich mich keiner Täuschung hin. Meine vier Jahre in jenen Ländern hatten mir gezeigt, wie es um sie bestellt war. Der Islam als Glaube war zwar noch durchaus lebendig und offenbarte sich in der Weltanschauung seiner Anhänger sowie auch in ihrer unbedingten Bejahung seiner ethischen Voraussetzungen; sie selbst jedoch waren wie gelähmt: unfähig, den Glauben in fruchtbare Tat umzusetzen. Aber ihr Versagen berührte mich nicht allzu sehr; wichtiger als die Unfähigkeit der zeitgenössischen Muslims, das islamische System zu verwirklichen, schien mir das System selbst zu sein. Es genügte mir, zu wissen, daß während einer kurzen Periode – ganz am Anfang der islamischen Geschichte – doch ein erfolgreicher Versuch gemacht worden war, die Botschaft des Propheten zu voller Wirksamkeit zu bringen: denn was einer früheren Zeit möglich war, könnte vielleicht auch in einer späteren verwirklicht werden. Was lag denn daran, sagte ich mir, daß die Muslims die ursprüngliche Lehre aufgegeben hatten und nunmehr in Trägheit und Unwissenheit ihr Dasein fristeten? War es wirklich von so entscheidender Bedeutung, daß sie nicht dem Ideal gemäß lebten, welches der arabische Prophet ihnen vor dreizehn Jahrhunderten dargeboten hatte – solange das Ideal noch jedem offenstand, der die Botschaft zu vernehmen gewillt war?

Und es mochte auch sein, dachte ich mir, daß jene Botschaft uns Spätlingen sogar noch weitaus mehr nützt als den Menschen um Muhammad. Sie hatten in Umständen gelebt, die viel einfacher als die unseren waren, und sie konnten deshalb auch ihrer Probleme und Schwierigkeiten leichter Herr werden. Meine eigene Welt – die ganze Welt – war von unermeßlichen Gefahren bedroht; sie taumelte, weil die Menschen sich nicht einigen konnten, was eigentlich im geistigen, und deshalb auch im sozialen und wirtschaftlichen Sinne gut oder böse war. Ich glaubte zwar nicht, daß der Mensch einer ›Erlösung‹ bedürftig sei, aber ich war überzeugt, daß die moderne Gesellschaft aus ihrer Verzweiflung erlöst werden müßte, wenn sie nicht zugrunde gehen sollte. Mehr als irgendeiner anderen Zeit tat dieser unserer Zeit eine weltanschauliche Grundlage für einen neuen ›Gesellschaftsvertrag‹ not: wir brauchten einen Glauben, der uns begreiflich machen könnte, wie hohl der materielle Fortschritt um des Fortschritts willen ist – und der dennoch dem diesseitigen Leben sein Recht zugestehen würde; wir brauchten einen Glauben, der uns zu zeigen vermöchte, wie man ein Gleichgewicht zwischen geistigen und leiblichen Bedürfnissen schafft, und uns solcherart von dem Verhängnis retten könnte, dem wir Hals über Kopf entgegenrasten.

Ich kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß auf jener Zeitstufe meines Lebens das Problem des Islam meine Gedanken bis zum Ausschluß aller anderen Probleme beherrschte. Vorbei war die Zeit, da ich mich mit dieser Lehre nur nebenbei beschäftigte und mich sorglos der Anziehung hingab, die eine fremdartige Weltanschauung und Kultur auf meinen Geist ausübte: denn nunmehr war meine Beschäftigung mit dem Islam zu einem leidenschaftlichen Suchen nach Wahrheit geworden. Im Vergleich zu diesem Suchen war sogar die abenteuerliche Erregung der letzten zwei Jahre vollkommen verblaßt – so sehr verblaßt, daß es mir schwer fiel, mich zum Schreiben des neuen Reisebuchs aufzuraffen, auf welches die Frankfurter Zeitung Anspruch hatte.

Im Anfang betrachtete Dr. Simon meine Unwilligkeit, mich dem Buch zu widmen, mit einer gewissen Nachsicht, denn ich war ja eben erst von einer langen Reise zurückgekehrt und verdiente so etwas wie Ferien; aber als die Ferien allmählich weit über die Zeit hinausgingen, die Dr. Simon als recht und billig ansah, begann er darauf zu drängen, daß ich mich doch wieder praktischen Dingen zuwende.

Wenn ich jetzt auf jene Tage zurückblicke, so scheint es mir, daß er viel Verständnis für mich bewies, aber damals kam es mir nicht so vor. Seine wiederholten dringlichen Anfragen über den Fortschritt des Buches erreichten das Gegenteil von dem, was er beabsichtigte: ich begann sie als ungebührliche Belästigung zu empfinden, und der Gedanke an »das Buch« wurde mir nach und nach verhaßt. Es lag mir eben viel mehr daran, neue Entdeckungen zu machen, als die alten zu beschreiben.

Schließlich bemerkte Dr. Simon gereizt: »Ich glaube nicht, daß Sie dieses Buch jemals schreiben werden. Sie scheinen am *horror libri* zu leiden.«

Das verdroß mich ein bißchen, und ich antwortete: »Mag sein, daß meine Krankheit noch viel ernster ist. Vielleicht leide ich am *horror scribendi*.«

»Wenn Sie daran leiden«, kam die scharfe Entgegnung, »glauben Sie dann, die Frankfurter Zeitung ist der richtige Platz für Sie?«

Ein Wort gab das andere, und unsere Meinungsverschiedenheit wurde zu einem Streit. Am gleichen Tag gab ich meine Stellung bei der Frankfurter Zeitung auf und zog bald darauf mit Elsa nach Berlin.

Ich hatte natürlich nicht die geringste Absicht, den Journalismus aufzugeben, denn abgesehen von dem bequemen Einkommen und der Freude, welche das Schreiben mir gewährte – eine Freude, die nur zeitweilig durch »das Buch« beeinträchtigt war –, bot mir meine Zeitungsarbeit das einzige Mittel, je wieder zur islamischen Welt zurückzukehren: und zur islamischen Welt wollte ich um jeden Preis zurückkehren. Mit dem Ruf jedoch, den ich mir in den letzten vier Jahren erworben hatte, war es nicht allzu schwierig, neue Presseverbindungen anzuknüpfen. Sehr bald nach meinem Bruch mit Frankfurt schloß ich günstige Verträge mit drei anderen Zeitungen – nämlich mit der Neuen Zürcher Zeitung, dem Amsterdamer Telegraaf und der Kölnischen Zeitung –; und wenngleich diese drei Blätter nicht ganz mit der Frankfurter Zeitung zu vergleichen waren, so gehörten sie doch zu den bedeutendsten in Mitteleuropa.

Vorläufig ließen Elsa und ich uns in Berlin nieder, wo ich meine Vortragsreihe an der Hochschule für Geopolitik beenden und auch meine Islamstudien fortsetzen wollte.

Meine alten literarischen Freunde waren erfreut, mich wiederzusehen; aber es fiel uns trotzdem nicht so leicht, die Fäden unserer Beziehungen wieder dort anzuknüpfen, wo sie vor einigen Jahren abgerissen waren. Wir waren uns entfremdet; wir sprachen nicht mehr die gleiche geistige Sprache; und bei keinem meiner Freunde fand ich auch nur das geringste

Verständnis für meine Hinneigung zum Islam. Fast alle schüttelten ratlos den Kopf, als ich ihnen zu erklären suchte, wieso und warum der Islam jeder andern Weltanschauung zumindest gleichwertig wäre. Obwohl sie gelegentlich zugaben, daß dieser oder jener der islamischen Grundsätze an sich ganz vernünftig sein mochte, waren die meisten der Ansicht, daß die alten Religionen allesamt ›erledigt‹ wären und daß unsere Zeit eine neue, ›humanistische‹ Einstellung verlangte. Aber sogar diejenigen, die nicht so ohne weiteres bereit waren, den herkömmlichen Religionsbegriffen alle Gültigkeit abzuspochen, waren keineswegs geneigt, meine Sympathie für den Islam auch nur theoretisch zu billigen: denn sie hielten an der populären abendländischen Meinung fest, dem Islam gehe – in Folge seiner allzu großen Beschäftigung mit weltlichen Belangen – jene ›Innerlichkeit‹ und mystische Vertiefung ab, die man doch mit Recht von einer höheren Religion erwarten dürfe.

Es überraschte mich einigermaßen, zu entdecken, daß gerade jene Eigentümlichkeit im Islam, die mich von allem Anfang an angezogen hatte – seine Abkehr von jeglicher Zweiteilung des Weltbildes in weltliche und seelische Gebiete und seine Betonung der Vernunft als eines Weges zum Glauben –, diese Intellektuellen so wenig ansprach, die doch sonst der Vernunft eine so überragende Rolle in allen Lebensfragen einzuräumen pflegten. Es zeigte sich aber, daß sie jedesmal von ihrer ›vernunftmäßigen‹ und ›realistischen‹ Haltung abwichen, sobald man vom Religiösen zu sprechen begann: und in dieser Hinsicht konnte ich keinen Unterschied sehen zwischen den wenigen meiner Freunde, die religiös dachten und fühlten, und den vielen anderen, denen die Religion an sich als etwas Veraltetes, Verbrauchtes und deshalb geistig Überflüssiges erschien. Mit der Zeit jedoch begriff ich, worin eigentlich die Schwierigkeit lag. Es konnte ja gar nicht ausbleiben, daß Menschen, die im Umkreis des christlichen Denkens aufgewachsen waren, viele ihrer Ansichten über das Wesen der Religion – jeder Religion – unmittelbar oder mittelbar aus dem Christentum bezogen. Nun aber hatte das Christentum immer das ›Übernatürliche‹ betont, das angeblich jedem echten religiösen Erlebnis zugrunde liegt: und einer solchen Auffassung mußte ja ein vorwiegend vernunftmäßiger Zugang zum Religiösen unweigerlich als eine Herabminderung seines seelischen Wertes erscheinen. Diese Haltung beschränkte sich keineswegs nur auf gläubige Christen. Die ganze Entwicklung Europas war so lange und so ausschließlich mit dem Christentum verbunden gewesen,

daß nunmehr fast jeder, auch der agnostische Europäer auf alles religiöse Erleben unbewußt mit christlichen Augen blickte und es nur dann als ›echt‹ gelten ließ, wenn es von einem numinösen Erschauern begleitet war. Der Islam erfüllte nun diese Voraussetzung nicht: er lehnte den Begriff des Übernatürlichen überhaupt ab – denn alle Natur wurde ja im Koran als der ›Weg Gottes‹ bezeichnet – und bestand, in scharfem Gegensatz zum Christentum, auf einer Gleichordnung und einem Zusammenwirken des Stofflichen und des Geistigen auf einer vollkommen natürlichen Ebene; und somit war seine Weltanschauung von der abendländisch-christlichen so weit entfernt, daß man nie die eine als gültig betrachten konnte, ohne die Gültigkeit der anderen in Frage zu stellen.

Was mich selbst betraf, so wußte ich schon, daß ich dem Islam zutrieb; aber ein letztes Zögern ließ mich den endgültigen, unwiderruflichen Schritt immer wieder hinausschieben. Der Gedanke, Muslim zu werden, barg etwas beinah Erschreckendes in sich; es kam mir vor, als wäre ich im Begriff, mich auf eine Brücke hinauszuwagen, die sich über einen Abgrund zwischen zwei Welten spannte: eine Brücke so lang, daß ihr Ende unsichtbar war: und lange bevor man es erreichte, würde man jeden Gedanken an Umkehr aufgeben müssen ... Es war mir wohl bewußt, daß ein Übertritt zum Islam meine Verbindung mit der Welt, in der ich aufgewachsen war, abbrechen mußte; eine andere Möglichkeit bestand ja gar nicht. Man konnte nicht wirklich der Botschaft Muhammads folgen und dennoch im Innern an eine Gesellschaft gebunden bleiben, in welcher ganz entgegengesetzte Anschauungen herrschten. Die Frage lautete jedoch: *War der Islam tatsächlich eine Botschaft Gottes – oder entsproß er nur der Weisheit eines großen, aber immerhin fehlbaren Menschen ...?*

Eines Tages im September 1926 fuhren Elsa und ich mit der Berliner Untergrundbahn, und zwar in einem Abteil zweiter Klasse. Uns gegenüber saß ein gutgekleideter Mann – offenbar ein wohlhabender Geschäftsmann – mit einer schönen Aktenmappe auf dem Schoß und einem Brillantring am Finger. Es ging mir durch den Sinn, wie sehr die behäbige Erscheinung dieses Mannes in das Bild der wirtschaftlichen Blüte hineinpaßte, das einem in jenen Tagen überall in Europa begegnete: eine Blüte, die um so auffallender war, als sie unmittelbar auf die Jahre der Inflation folgte, da das Wirtschaftsleben auf dem Kopf gestanden hatte und man fast nur schäbig gekleideten Menschen begegnet war. Nunmehr waren die meisten

Menschen gut angezogen und wohlgenährt, und so stellte der Mann mir gegenüber keine Ausnahme dar. Als ich jedoch auf sein Gesicht blickte, da kam es mir vor, als sei dieser Mensch nicht glücklich. Er schien irgendwie bedrückt zu sein – und nicht nur bedrückt, sondern ausgesprochen unglücklich: seine Augen starrten leer vor sich hin und die Mundwinkel waren scharf eingezogen, wie im Schmerz – aber nicht in körperlichem Schmerz. Da ich nicht aufdringlich sein wollte, wandte ich meine Augen ab und sah mir die elegante Dame neben ihm an. Auch sie trug einen sonderbar unglücklichen Ausdruck im Gesicht, als dächte sie an irgend etwas, das ihr Pein bereitete; um ihre Lippen lag ein gefrorenes, zweifellos gewohnheitsmäßiges Lächeln, das einen wie verhaltenes Weinen anmutete. Und dann schaute ich mir die anderen Gesichter im Abteil an – Gesichter, die ausnahmslos gut angezogenen, gut genährten Menschen gehörten: und fast in jedem von ihnen lag ein Ausdruck verborgenen Leidens, so verborgen, daß der Besitzer oder die Besitzerin des Gesichts davon keine Ahnung zu haben schien.

Das war aber merkwürdig. Ich hatte noch nie soviel leidende Gesichter beisammen gesehen – oder kam es vielleicht nur davon, daß ich noch nie danach gesucht hatte? Der Eindruck war so stark, daß ich zu Elsa davon sprach; und nun begann auch sie sich umzusehen und die Gesichter ringsherum mit dem sorgsamem Blick der Malerin zu prüfen, der die Beobachtung menschlicher Gesichtszüge schon zur Gewohnheit geworden war. Dann wandte sie sich erstaunt zu mir und sagte: »Du hast recht. Wieso ist mir das nicht schon früher aufgefallen? Sie sehen alle aus, als ob sie Höllenqualen litten – und dabei lachen sie und reden und sind auf ihre Hüte und Handschuhe bedacht ... Ob sie wohl selber wissen, was in ihnen vorgeht?«

Ich war sicher, daß sie es nicht wußten – denn wie wäre es ihnen sonst möglich gewesen, ihr Leben weiterhin zu vergeuden und nur dem Verlangen nachzujagen, ihre äußere Lebenshaltung zu verbessern, ohne auch nur im geringsten an irgendwelche bindenden Wahrheiten zu glauben, ohne einen anderen Wunsch zu haben, als mehr Bequemlichkeiten zu erlangen, mehr Zerstreuungen, und vielleicht auch mehr Macht ...?

Als wir nach Hause zurückkamen, fiel mein Blick auf ein offenes Buch auf dem Schreibtisch: den Koran, in welchem ich am Morgen gelesen hatte. Mechanisch griff ich das Buch auf, um es fortzulegen; aber da ich gerade dabei war, es zuzuklappen, wurde ich der Zeilen gewahr:

*Besessen seid ihr von der Gier nach Mehr und Mehr,  
Immerfort, bis ihr in eure Gräber hinabsteigt.  
O, einmal werdet ihr es schon wissen!  
O, einmal werdet ihr es schon wissen!  
O, wenn ihr es doch mit dem Wissen der Gewißheit wüßtet.  
Würdet ihr der Hölle um euch gewahr.  
Über eine Weile jedoch werdet ihr sie mit dem Auge der Gewißheit gewahren:  
Und an jenem Tag wird man euch befragen,  
Was ihr mit dem Gnadengeschenk des Lebens getan habt.*

Einen Augenblick lang war ich sprachlos. Meine Hände, die das Buch hielten, zitterten. Dann reichte ich es Elsa: »Lies das. Ist es nicht eine Antwort auf das, was wir in der Untergrundbahn sahen?«

Es war in der Tat eine Antwort: eine Antwort so entscheidend, daß es nunmehr keinen Zweifel mehr für mich gab. Ich wußte mit vollkommener Gewißheit, daß ich ein von Gott eingegebenes Buch in meiner Hand hielt: denn obwohl es den Menschen vor dreizehn Jahrhunderten offenbart worden war, nahm es deutlich etwas vorweg, das erst jetzt, in diesem komplizierten, mechanisierten, von Phantomen besessenen Zeitalter in Erscheinung zu treten vermochte.

Zu allen Zeiten waren Menschen gierig gewesen: aber erst in dieser Zeit war ihre Gier über das bloße Verlangen nach Besitz hinausgewachsen und zu einer Besessenheit geworden, die jede andere Wahrnehmung ausschloß: eine unersättliche Begierde, mehr und mehr zu erlangen, zu tun, zu erreichen – heute mehr als gestern, und morgen mehr als heute –: ein Dämon, der auf den Nacken der Menschen reitet und ihre Herzen vorwärtspeitscht, Zielen entgegen, die immer lockend aus der Ferne glitzern, sich aber in verächtliches Nichts auflösen, sobald man sie erreicht, und immer weitere Ziele in noch größeren Fernen zu versprechen scheinen: Ziele, die um so heller erstrahlen und um so lockender sind, je weiter sie liegen, und dennoch immer wieder in ein Nichts verwelken, wenn man ihrer habhaft wird: und jener Hunger, jener unstillbare Hunger nach Mehr und Mehr, der an des Menschen Eingeweiden zehrt: *O, wenn ihr es doch wüßtet, würdet ihr der Hölle um euch gewahr ...*

Dies war nicht die Weisheit eines Menschen. Wie weise er auch gewesen sein mochte: jener Mann der fernen Vergangenheit im fernen Arabien konnte unmöglich aus sich selbst heraus die Qual vorausgesehen haben,

die dem zwanzigsten Jahrhundert ihren Stempel aufdrückte. Aus dem Koran sprach eine Stimme, größer als die Stimme Muhammads ...

## 5

Dunkelheit ist über den Hof der Grabesmoschee gefallen, und die kleinen Öllampen, die an Ketten zwischen den Säulen der Arkaden hängen, vermögen sich nicht ganz zu zerstreuen. Scheich Abdallah ibn Bulayhid sitzt unbeweglich da, das Haupt tief auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen. Wer ihn nicht kennt, würde annehmen, er sei eingeschlafen; ich aber weiß, daß er meiner Erzählung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt ist und nunmehr versucht, sie dem Gefüge seiner eigenen weiten Erfahrungen einzugliedern. Nach langem Schweigen erhebt er den Kopf und schlägt die Augen auf:

»Und dann? Was tatest du dann?«

»Das Selbstverständliche, o Scheich. Ich suchte einen Freund auf, einen indischen Muslim, der damals der kleinen islamischen Gemeinde in Berlin vorstand, und teilte ihm mit, ich wollte den Islam annehmen. Er streckte mir seine Rechte entgegen, ich ergriff sie mit der meinen und sprach vor zwei Zeugen: ›Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Gott und daß Muhammad Sein Gesandter ist.‹<sup>1</sup> Nach ein paar Wochen tat meine Frau das gleiche.«

»Und was sagten deine Angehörigen dazu?«

»Nun ja, es gefiel ihnen gar nicht. Als ich meinem Vater schrieb, ich sei Muslim geworden, gab er keine Antwort darauf. Einige Monate später schrieb mir meine Schwester, ich gälte ihm als gestorben ... Daraufhin sandte ich ihm einen zweiten Brief, in welchem ich ihm versicherte, daß mein Übertritt zum Islam an meiner Haltung ihm gegenüber und meiner Liebe für ihn nichts geändert hätte, und daß – im Gegenteil – der Islam mir zur Pflicht mache, meine Eltern mehr als alle anderen Menschen zu lieben und zu ehren ... Aber auch dieser Brief blieb unbeantwortet.«

---

1 Diese Glaubenserklärung ist alles, was man zu tun hat, um Muslim zu werden. Die Bezeichnungen ›Gottesgesandter‹ und ›Prophet‹ sind im Islam gleichbedeutend, wenn man sie auf die größten der Propheten anwendet, die eine neue Botschaft überbrachten, – wie Muhammad, Jesus, Moses, Abraham.



»Dein Vater hängt wohl sehr stark an seinem Glauben ...«

»Nein, o Scheich, das tut er eben nicht, und das ist das Sonderbare an der ganzen Geschichte. Ich denke mir, er sieht mich nicht so sehr als einen Abtrünnigen von seinem Glauben an (denn dieser hat ihm nie sehr viel bedeutet), sondern vielmehr als einen Verräter an meinem angestammten Volk und an der Kultur, in welcher wir beide aufgewachsen sind.«

»Und hast du ihn seitdem nie wieder gesehen?«

»Nein. Sehr bald nach unserm Glaubenswechsel verließen meine Frau und ich Europa; und ich bin nie dorthin zurückgekehrt ...«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Das obige Gespräch mit Scheich Ibn Bulayhid fand im Jahre 1932 statt. Drei Jahre später, nachdem mein Vater begriff, warum ich Muslim geworden war, nahm er die Beziehungen zu mir wieder auf. Wenngleich ich ihn nie wiedersah, blieben wir in ständigem Briefwechsel bis 1942, als er und meine Schwester von den Nazis aus Wien deportiert wurden. Mein Vater starb im Konzentrationslager Theresienstadt und meine Schwester in den Gaskammern von Auschwitz.

# XI DSCHIHAD

## I

Als ich im Begriffe bin, die Moschee des Propheten zu verlassen, greift eine Hand die meine: und als ich aufsehe, begegnen mir die gütigen alten Augen von Sidi Muhammad az-Zuayy, dem Sanussi.

»O mein Sohn, wie freut es mich, dich nach all diesen Monaten wiederzusehen. Möge Gott deinen Schritt segnen in dieser gesegneten Stadt des Propheten ...«

Hand in Hand schreiten wir langsam über die steingepflasterte Straße, die von der Moschee zum Hauptbasar führt. Sidi Muhammad in seinem weißen nordafrikanischen *burnus* ist eine wohlbekannte Gestalt in Medina, wo er seit Jahren lebt; und viele Leute halten uns unterwegs auf, um ihn mit der Ehrfurcht zu grüßen, die seinen siebzig Jahren und noch mehr seinem Ruhm gebührt: denn er war einer der Führer in Libyens heldenhaftem Kampf um Freiheit.

»Du weißt vielleicht nicht, o mein Sohn, daß Sajjid Ahmad sich in Medina befindet. Seine Gesundheit ist nicht gut, und es würde ihn sicherlich sehr freuen, dich zu sehen. Wie lange wirst du hier bleiben?«

»Nur bis übermorgen«, antworte ich, »aber ich werde gewiß nicht von hier fortgehen, ohne Sajjid Ahmad gesehen zu haben. Laß uns jetzt zu ihm gehen.«

In ganz Arabien ist mir kein Mensch teurer als Sajjid Ahmad, denn es gibt keinen, der sich so vollständig und so selbstlos einem Ideal geopfert hat wie er. Als Gelehrter und Krieger widmete er sein ganzes Leben der geistigen Wiedergeburt der islamischen Gemeinschaft und ihrem Kampf um politische Unabhängigkeit, wohl wissend, daß die eine ohne die andere nie zu erreichen ist.

Wie gut erinnere ich mich noch an unsere erste Begegnung, vor vielen Jahren in Mekka ...

Nordwärts von der Heiligen Stadt steht der Berg Abu Qubays, Mittel-

punkt eines Kreises von Sagen aus der vorislamischen und frühislamischen Zeit. Von seinem Gipfel, den eine kleine, weißgestrichene Moschee mit zwei niedrigen Minaretten krönt, hat man einen herrlichen Überblick auf das schmale Tal von Mekka, farbiges, aufgelockertes Amphitheater von Häusern, die allseits, vom Wachsen der Jahrhunderte gedrängt, die nackten Felsenhänge emporklettern, einem flachen Trichter ähnlich, auf dessen Grund das Viereck der Kaaba-Moschee liegt. An diesem Berg Abu Qubays, etwas unterhalb des Gipfels, hängt wie ein Adlernest ein geschlossener steinerner Gebäudekomplex: das Haus der Sanussi-Bruderschaft in Mekka. Der alte Mann, der dort oben seit einigen Jahren in Zurückgezogenheit lebte – ein Verbannter, dem nach einem Kampf von dreißig Jahren und einer siebenjährigen Odyssee zwischen dem Schwarzen Meer und den Bergen von Jemen nunmehr alle Wege nach seiner Heimat in der Cyrenaika verschlossen waren –, trug einen ruhmvollen Namen: Sajjid Ahmad, oberster *imam* des Sanussi-Ordens. Kein Name hatte je den Kolonialherren Nordafrikas so viele schlaflose Nächte verursacht wie dieser. Es gab andere, über die man in der Öffentlichkeit mehr sprach: Algeriens Abd al-Qadir im neunzehnten Jahrhundert, oder den marokkanischen Abd al-Karim, der im zwanzigsten den Franzosen ein Dorn im Fleisch war. Aber wie unvergeßlich auch diese großen Namen den Muslims sind: für die europäischen Kolonialmächte hatten sie nur eine politische Bedeutung; Sajjid Ahmad jedoch und sein Orden stellten viele Jahrzehnte hindurch auch eine geistige Macht dar.

Mein javanischer Freund Hadschi Agos Salim, der damals eine führende Rolle in Indonesiens Freiheitsbewegung spielte und kürzlich nach Mekka gekommen war, stellte mich dem Groß-Sanussi vor. Als dieser erfuhr, daß ich Muslim geworden war, streckte er mir liebevoll die Hand entgegen:

»Sei willkommen bei deinen Brüdern, o mein junger Bruder ...«

Auf der schönen Stirn des alternden Kämpfers für Glauben und Freiheit stand deutlich das Leiden geschrieben. Sein Gesicht mit dem kleinen grauen Bart und dem sinnlich-klugen Mund zwischen schmerzlichen Falten war müde; die Lider fielen überschwer über die Augen, die dadurch einen schlaftrunkenen Ausdruck bekamen; der Ton der Stimme war leise und von Kummer beschwert. Aber manchmal flackerte es in ihm auf. Die Augen belebten sich mit einem scharfen Glanz, die Stimme wurde tönend, und aus den Falten des weißen *burnus* streckte sich wie eine Adlerschwinge der Arm.

Erbe eines Gedankens und einer Mission, die, wenn sie zur Vollendung gelangt wäre, ein Wiedererwachen des Islam heraufbeschworen hätte: auch im Verfall von Alter und Krankheit und im Zerbröckeln seines Lebenswerks hatte sich der nordafrikanische Held sein brennendes Herz bewahrt. Er hatte das Recht, nicht zu verzagen; er wußte, daß die Sehnsucht nach religiöser und politischer Wiedergeburt – und das war es ja, wonach die Sanussi-Bewegung strebte – nie wieder aus den Herzen der islamischen Völker auszulöschen war.

Es war Sajjid Ahmads Großvater, der große algerische Gelehrte Muhammad ibn Ali as-Sanussi (so nach dem Stamm der Banu Sanus benannt, dem er angehörte), der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Gedanken faßte, einen Orden zu gründen, welcher den Weg zur Errichtung eines neuen islamischen Gemeinschaftswesens ebnen sollte. Es handelte sich hierbei um nichts weniger als um den Versuch einer Zusammenfassung aller Muslims arabischer Zunge zu neuer Tat im Geiste des Korans – zum Freiheitskampf in politischem und zu innerer Reinigung in religiösem Sinne. Nach jahrelangen Wanderungen und Studien in vielen arabischen Ländern gründete Muhammad Ali das erste Ordenshaus der Sanussi-Bruderschaft am Berg Abu Qubays in Mekka und gewann sehr schnell bedeutenden Einfluß unter den Beduinen des Hidschaz. Er selbst blieb jedoch nicht in Mekka, sondern kehrte nach Nordafrika zurück und siedelte sich schließlich in der Oase von Dschaghbub (zwischen der Cyrenaika und Ägypten) an, von wo aus seine Botschaft sich blitzartig über ganz Tripolitaniens und weit darüber hinaus ausbreitete. Als er 1859 starb, beherrschten die Sanussi (wie alle Ordensmitglieder nunmehr genannt wurden) einen Staat, der sich vom Mittelmeer bis tief nach Äquatorialafrika und ins Land der Tuareg in der algerischen Sahara erstreckte.

Das Wort ›Staat‹ umschreibt diese einzigartige Schöpfung nicht genau, da es dem Groß-Sanussi nie darum ging, für sich selbst oder seine Nachkommen eine Herrschaft zu errichten, sondern vielmehr darum, der moralischen, sozialen und politischen Auferstehung des Islam organisatorisch den Boden zu bereiten. So übte er unmittelbare Staatsgewalt nur in einigen Oasen der Cyrenaika und Tripolitaniens aus, die er zu Hauptstützpunkten des Ordens erwählte, und begnügte sich im übrigen mit dem – allerdings gewaltigen – Einfluß, den ihm die Anerkennung seiner geistigen Führerschaft von Seiten der Stämme und ihrer Häuptlinge gewährte; er focht

auch nicht die nominelle Oberherrschaft des türkischen Sultans über Libyen an und betrachtete ihn weiterhin als den Kalifen des Islam. Muhammad Alis Sohn und Nachfolger Muhammad al-Mahdi machte weitere »territoriale« Erwerbungen für den Orden, worunter man eben immer nur Ausdehnung des Einflusses zu verstehen hat, der allerdings zuweilen von tatsächlichem Machtbesitz kaum zu unterscheiden war: so im Hidschaz, wo das Wort des Sanussi-Ordens unter den Beduinenstämmen weitaus mehr galt als das der türkischen Oberherren, oder gar in der Cyrenaika und in Tripolitanien, wo die türkische Verwaltung sich nur auf die Küstenorte beschränkte.

Das Hauptbestreben der Bruderschaft richtete sich auf die Erziehung der Beduinen in den islamischen Glaubenslehren und auf die Wiederherstellung jenes brüderlichem Bewußtseins, welches der Islam so nachdrücklich von seinen Anhängern verlangte. Von den vielen Ordenshäusern aus, die überall in Nordafrika entstanden waren, trugen die Sanussi ihre Botschaft zu den entlegensten Stämmen und brachten innerhalb weniger Jahrzehnte eine erstaunliche Änderung sowohl bei den Arabern als auch bei den Berbern hervor. Die Fehden zwischen den einzelnen Stämmen, die bis dahin zu vollständiger Anarchie geführt hatten, wurden restlos beigelegt und die einst so unbändigen Wüstenkrieger zeigten einen ganz ungewohnten Geist der Zusammenarbeit. In den Ordenshäusern wurden ihre Kinder unterrichtet – und zwar nicht nur in den Glaubenssätzen, sondern auch in vielen nützlichen Gewerben, die früher von den kriegerischen Nomaden verschmäht wurden. Sie wurden veranlaßt, in Gegenden, die bis dahin unfruchtbar dagelegen waren, mehr und bessere Brunnen zu bohren, und allmählich wuchsen überall in der Wüste Pflanzungen auf. Der Handel wurde gefördert, und der Friede, den die Sanussi hergestellt hatten, ermöglichte es den Karawanen, in allen Teilen des Landes unbehelligt ihres Weges zu ziehen. Kurz, der Einfluß des Ordens gab dem Fortschritt einen mächtigen Auftrieb, während sein sittliches Vorbild das Gemeinschaftsleben zu Höhen erhob, wie sie jene Gebiete noch nie gekannt hatten. Fast ohne Ausnahme unterwarfen sich alle Stämme freiwillig der Führerschaft des Groß-Sanussi; und selbst die türkischen Behörden in den Küstenstädten Libyens gaben zu, daß die moralische Autorität des Ordens es ihnen nunmehr leicht machte, mit den vormals so »schwierigen« Beduinenstämmen umzugehen.

Die Macht des Sanussi-Ordens bestand darin, daß er es verstand, die

einfachen Beduinen und Tuareg Nordafrikas aus ihrer einstigen Gleichgültigkeit in religiösen Dingen aufzurütteln, ihnen den Islam in seiner unverdorbenen, ursprünglichen Form nahezubringen und ihnen das sichere Gefühl zu geben, daß hier Freiheit und Menschenwürde zu ihrem Recht kamen. Seit der Zeit des Propheten hatte es nirgendwo in der islamischen Welt eine große Bewegung gegeben, die dem Geiste des Islam so nahekam wie die Sanussi-Bruderschaft.

Diese friedliche Epoche ging zu Ende im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, da Frankreich von Algerien aus südwärts ins Äquatorialafrika vorzurücken und Schritt um Schritt Gebiete zu besetzen begann, die bis dahin unter der geistigen Botmäßigkeit des Ordens gestanden waren. Muhammad al-Mahdi, der zweite Groß-Sanussi, mußte zur Wahrung der Freiheit seines Volkes zum Schwert greifen und konnte es nie wieder aus der Hand legen. Dieser Kampf war ein echter *dschihad* im islamischen Sinne – ein Krieg in Selbstverteidigung, so wie der Koran ihn umschreibt: *Kämpfet im Namen Gottes gegen diejenigen, die euch bekämpfen, greifet jedoch nie als erste an: denn, fürwahr, Gott liebt nicht die Angreifer ... Kämpfet gegen sie, bis es keine Unterdrückung mehr gibt und die Menschen frei sind, Gott anzubeten. Aber sobald eure Gegner von euch lassen, soll alle Feindschaft enden ...*

Aber die Franzosen ließen nicht ab; sie trugen die Trikolore auf ihren Bajonetten tiefer und tiefer in islamische Länder hinein.

Als Muhammad al-Mahdi im Jahre 1902 starb, folgte ihm sein Neffe, Sajjid Ahmad, in der Führung des Ordens. Von seinem neunzehnten Lebensjahr an, zu Lebzeiten seines Onkels und später, da er selber Groß-Sanussi wurde, kämpfte er gegen die Franzosen in dem Gebiet, das heute Französisch-Äquatorialafrika genannt wird: zwanzig Jahre lang. 1911 fielen die Italiener in Tripolitanien und die Cyrenaika ein, und von nun an mußte Sajjid Ahmad auf zwei Fronten Krieg führen. Da der Druck im Norden weitaus unmittelbarer und gefährlicher war, sah er sich genötigt, alle seine Aufmerksamkeit dorthin zu lenken. Gemeinsam mit den Türken und dann – als die letzteren Libyen aufgaben – allein, bekriegten Sajjid Ahmad und seine Sanussi die Italiener mit solchem Erfolg, daß diese trotz ihrer Überlegenheit an Truppen und Ausrüstung sich nur in den Küstenorten behaupten konnten, ohne auch nur eine Handbreit vom Inland zu besitzen.

Die Engländer, die damals unbestrittene Herren in Ägypten waren, sahen einer Ausbreitung Italiens in Nordafrika nicht allzu freudig entgegen;

und dies, vereint mit gewissen Rücksichten auf die islamischen Völker ihres großen Kolonialreichs, veranlaßte sie, den Sanussi gegenüber keine feindliche Handlung einzunehmen. Ihre Neutralität war von größter Bedeutung für den Orden, da der gesamte Nachschub der *mudschahidin* (wie diese Freiheitskämpfer allgemein genannt wurden) aus Ägypten kam, wo sie sich der Sympathie der Bevölkerung erfreuten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese britische Neutralität es den Sanussi mit der Zeit ermöglicht hätte, die Italiener zumindest aus der Cyrenaika zu vertreiben. 1915 jedoch trat die Türkei als Bundesgenosse Deutschlands in den Weltkrieg ein, und der Sultan, in seiner Eigenschaft als Kalif des Islam, forderte den Groß-Sanussi auf, den Türken zu Hilfe zu kommen und die Engländer in Ägypten anzugreifen. Den Engländern lag natürlich mehr denn je daran, in ihrer ägyptischen Stellung den Rücken frei zu haben, und so drängten sie Sajjid Ahmad, neutral zu bleiben. Sie gingen sogar so weit, dem Sanussi-Orden als Preis seiner Neutralität staatliche Anerkennung in Libyen nebst der Abtretung einiger ägyptischer Oasen in der Libyschen Wüste anzubieten.

Es wäre für Sajjid Ahmad nur logisch gewesen, dieses Angebot anzunehmen; mehr noch: alle Umstände waren dazu angetan, ihn zu seiner Annahme zu zwingen. Er schuldete ja keine Treue den Türken, die einige Jahre zuvor Libyen an die Italiener abgetreten und die Sanussi ihrem Schicksal überlassen hatten; die Engländer hatten ihrerseits alle Feindseligkeiten gegen die Sanussi vermieden und ihnen erlaubt, ungehindert ihren Proviant von Ägypten zu beziehen – und Ägypten war eben die einzige Quelle ihres Nachschubs. Dazu kam noch, daß der *dschihad*, den der ottomanische Sultan ausgerufen hatte, keineswegs den koranischen Forderungen entsprach: die Türken kämpften ja nicht in Selbstverteidigung, sondern hatten sich einer nicht-islamischen Macht in ihrem Angriffskrieg angeschlossen. Mit einem Wort, alle religiösen und politischen Überlegungen wiesen auf die einzig richtige Entscheidung für den Groß-Sanussi hin: nämlich, sich einem Krieg fernzuhalten, welcher nicht der seine war. Einige der einflußreichsten Sanussi-Führer – darunter mein Freund Sidi Muhammad az-Zuayy – rieten Sajjid Ahmad dringend, neutral zu bleiben.

Hier trat im Leben des tapferen Groß-Sanussi ein tragischer Konflikt ein: sollte er den Kalifen des Islam im Stich lassen – oder aber sich neben Italien und Frankreich noch eine dritte europäische Macht zum tödlichen Feind machen und sich damit auch die einzige Zufahrtstraße versperren?

Die politische Zukunft der Sanussi-Bewegung verlangte gebieterisch Neutralität gegenüber Großbritannien, der ritterliche Charakter des Sanussi-Führers den Krieg an der Seite der Türken. Er entschied sich für die Türkei und gegen England und opferte damit ungefähr alle Chancen, die ihm bis dahin offengestanden hatten. Man kann wohl nicht bezweifeln, daß seine Entscheidung selbstlosen Motiven entsprang – nämlich dem Wunsch, die Einigkeit der islamischen Welt zu wahren –; man kann aber andererseits auch nicht bezweifeln, daß es die übelste Entscheidung war, die er fällen konnte. Als er die Engländer angriff, besiegelte er, ohne es zu wissen, den Untergang der Sanussi-Bewegung.

Von nun an war er gezwungen, auf drei Fronten zu kämpfen: im Norden gegen die Italiener, im Südwesten gegen die Franzosen, im Osten gegen die Engländer. Anfangs gab es Erfolge. Unterm Druck des deutsch-türkischen Vormarsches gegen den Suezkanal räumten die Engländer die Oasen der westlichen Wüste. Fliegende Sanussi-Kolonnen auf Dromedaren, geführt von Muhammad az-Zuayy (der in seiner Weisheit so nachdrücklich von diesen Unternehmen abgeraten hatte), gelangten bis in die unmittelbare Nähe von Kairo und hörten schon das Klingeln der Straßenbahn von Giza ... Dann aber kam plötzlich der Umschwung: der Zusammenbruch der deutsch-türkischen Front auf der Sinai-Halbinsel und der Rückzug nach Palästina. Bald darauf gingen die Engländer auch im Westen zum Angriff über, besetzten die Oasen und Wüstenbrunnen an der ägyptisch-libyschen Grenze und schnitten den einzigen Zufahrtsweg der *mudscha-hidin* ab. Das Binnenland der Cyrenaika konnte die im Kampf auf Leben und Tod stehende Bevölkerung nicht ernähren, und die wenigen österreichischen und deutschen Unterseeboote, die hie und da an den Küsten heimlich Waffen und Munition für die Sanussi landeten, trugen kaum etwas zur Linderung der Not bei.

1917 ließ sich Sajjid Ahmad von seinen türkischen Ratgebern überreden, in einem Unterseeboot nach Istanbul zu fahren, um dort wirksamere Hilfe zu erbitten. Bevor er abreiste, übergab er die Führung des Ordens in der Cyrenaika seinem Vetter, Sajjid Muhammad al-Idris<sup>1</sup>. Dieser, von Natur aus nachgiebiger und sanfter als Sajjid Ahmad, machte sehr bald den Versuch, sich mit den Engländern und Italienern zu verständigen. Die

---

<sup>1</sup> König von Libyen seit Dezember 1951.



Engländer, denen der Konflikt mit den Sanussi von Anfang an sehr unangenehm gewesen war, erklärten sich bereit, Frieden zu schließen, und übten auch auf die Italiener einen dahingehenden Druck aus. Kurz darauf wurde Sajjid Idris von den Italienern als ›Emir der Sanussi‹ anerkannt, und es gelang ihm, sich bis 1922 ein, wenn auch sehr beschränktes, Maß von Unabhängigkeit in der Cyrenaika zu wahren. Als es aber allmählich offenkundig wurde, daß die Italiener entschlossen waren, ihn auch des Scheins der Unabhängigkeit zu berauben und sich das Land vollkommen zu unterwerfen, zog sich Sajjid Idris zu Beginn des Jahres 1923 entmutigt nach Ägypten zurück und überließ die Führerschaft in der Cyrenaika einem treuen alten Gefolgsmann, Umar al-Muchtar. Fast unmittelbar nach seiner Abreise brachen die Italiener alle bestehenden Verträge mit den Sanussi, und der Krieg ging von neuem los.

Inzwischen erlitt Sajjid Ahmad in der Türkei eine Enttäuschung nach der anderen. Es war seine Absicht gewesen, so bald wie nur möglich nach der Cyrenaika zurückzukehren. Bei der Hohen Pforte jedoch setzten merkwürdige Intrigen und Verschleppungsmanöver ein, und seine Rückreise wurde von Woche zu Woche, von Monat zu Monat aufgeschoben; es sah fast danach aus, als wünschten sich die Kreise um den Sultan eine Niederlage der Sanussi. Die Türken hatten ja immer befürchtet, daß die Araber, einmal erstarkt, versuchen würden, die Führerschaft der islamischen Welt wieder an sich zu reißen; ein Sieg der Sanussi würde unweigerlich solch ein Wiedererwachen des Arabertums zur Folge haben, und Sajjid Ahmad – dessen Ruf überall, selbst in der Türkei, fast schon ans Sagenhafte grenzte – würde allen Muslims als der würdigste Nachfolger der ottomanischen Kalifen erscheinen ... Daß er selbst keine solchen Absichten hegte, konnte man in der Hohen Pforte nicht glauben; und obwohl man ihn mit ausgesuchten Ehren behandelte (Sultan Wahid ad-Din ernannte ihn sogar zu seinem ›Stellvertreter‹), wurde Sajjid Ahmad höflich gezwungen, weiterhin in der Türkei zu verbleiben. Dann kam die Katastrophe, der Zusammenbruch der Mittelmächte, der Einmarsch alliierter Truppen in Istanbul: und der Groß-Sanussi hatte keinen Weg und keine Möglichkeit mehr zur Heimkehr.

Seine Begeisterung für die Einigkeit der Muslims erlaubte ihm jedoch nicht, untätig zu bleiben. Am Tage, an dem die ersten alliierten Truppen in Istanbul landeten, setzte er nach Anatolien über, um gemeinsame Sache mit Kemal Atatürk – damals noch Mustafa Kemal geheißen – zu machen, der gerade angefangen hatte, den türkischen Widerstand zu organisieren.

Man darf nicht vergessen, daß in jenen Tagen der heroische Kampf der neuen Türkei – Kemals Türkei – im Zeichen des Islam stand, und daß das türkische Volk nur aus seiner ungeheuren Glaubensbegeisterung die Kraft zum Kampf gegen die Griechen schöpfte, hinter welchen die gesamten Machtmittel der Alliierten standen. Sajjid Ahmad setzte seine außerordentliche religiöse und moralische Autorität im Dienste der türkischen Sache ein. Unermüdlich reiste er in allen Städten und Dörfern Anatoliens herum und rief die Türken auf, sich um den *ghazi*, den »Glaubensverteidiger«, Mustafa Kemal zu scharen; mit aufpeitschenden Reden riß er die Zögernden mit sich, bekehrte er die Ablehnenden. Es ist kaum zu ermessen, wieviel Sajjid Ahmads Bemühungen und der Glanz seines Namens für die kemalistische Bewegung in Kleinasien bedeuteten, wo die Menschen für nationalistische Schlagworte noch kaum etwas übrig hatten, jedoch von altersher es als göttliche Gunst ansahen, ihr Leben dem Islam opfern zu dürfen.

Und nochmals zeigte es sich, daß der Groß-Sanussi sich im Urteil vergriffen hatte – und zwar nicht in bezug auf das türkische Volk, dem seine religiöse Begeisterung zum Sieg über einen vielfach überlegenen Feind verhalf, sondern in bezug auf den Führer dieses Volkes –: denn kaum hatte Atatürk den Sieg errungen, als es offenbar wurde, daß er ganz andere Ziele verfolgte, als sein Volk von ihm erwartet hatte. Anstatt seine soziale Revolution auf der Grundlage eines gereinigten, von Mißbräuchen und vom Aberglauben befreiten Islam aufzubauen, wandte sich Atatürk vom Glauben ab – vergessend, daß er ihm allein seinen Sieg verdankte –, und machte eine Verwerfung aller islamischen Werte zur Grundlage seiner gesellschaftlichen Reformen. Ein solches Beginnen war töricht und unnötig – unnötig sogar vom Gesichtspunkt Atatürks: denn es wäre ihm ohne weiteres möglich gewesen, die gewaltige Glaubensbegeisterung seines Volkes auch dem äußeren Fortschritt nutzbar zu machen, ohne es dabei aus seinen kulturellen und geschichtlichen Zusammenhängen herauszureißen.

In seiner bitteren Enttäuschung über Atatürks anti-islamische Reformen zog sich Sajjid Ahmad von jeder politischen Betätigung zurück und begab sich schließlich im Jahre 1923 nach Damaskus. Obwohl er der Innenpolitik Atatürks ablehnend gegenüberstand, versuchte er auch weiterhin, die islamische Einigkeit zu fördern, indem er den Syrern dringend riet, sich wieder mit der Türkei zu vereinigen. Die französische Mandatregierung beob-

achtete ihn natürlich mit dem größten Mißtrauen; und als seine Freunde gegen Ende 1924 erfuhren, daß seine Verhaftung unmittelbar bevorstand, entkam er im Auto über die Wüste zur Grenze des Nedschd und zog dann weiter nach Mekka, wo Ibn Saud ihn warm aufnahm.

## 2

»Und wie geht es den *mudschahidin*, o Sidi Muhammad?« frage ich; denn ich habe seit fast einem Jahr nichts von der Cyrenaika gehört.

Das runde, weißbärtige Gesicht des Sidi Muhammad az-Zuayy verfinstert sich: »Die Nachrichten sind nicht gut, mein Sohn. Seit einigen Monaten ist aller Kampf zu Ende. Die *mudschahidin* sind gebrochen; die letzte Kugel ist verschossen ... Nur Gottes Erbarmen steht jetzt zwischen unserm unglücklichen Volk und der Rache seiner Unterdrücker ...«

»Und was tut denn Sajjid Idris?«

»Sajjid Idris«, antwortet Sidi Muhammad mit einem Seufzer, »Sajjid Idris ist immer noch in Ägypten, machtlos, wartend, worauf? Er ist ein guter Mann, Gott segne ihn, aber kein Krieger. Er lebt mit seinen Büchern, und das Schwert sitzt ihm nicht gut in der Hand ...«

»Aber Umar al-Muchtar – er hat sich doch sicherlich nicht ergeben? Ist er denn nach Ägypten entkommen?«

Sidi Muhammad bleibt stehen und sieht mich erstaunt an: »Umar ...? Also hast du nicht einmal das gehört?«

»Was gehört?«

»Mein Sohn«, entgegnet er leise und drückt meinen Arm, »Sidi Umar, möge Gott sich seiner erbarmen, ist seit beinahe einem Jahr tot ...«

Umar al-Muchtar – tot: der Löwe der Cyrenaika, dessen siebzig und etliche Jahre ihn nicht hinderten, bis zum letzten Atemzug für die Freiheit seiner Heimat zu kämpfen: tot ... Zehn lange, grausame Jahre hindurch beseelte er sein Volk zum Widerstand gegen eine unüberwindliche Übermacht – gegen italienische Truppen, die den seinen an Zahl zehnfach überlegen waren – gegen die modernsten Waffen, Panzerautos, Flugzeuge und Artillerie – während Umar und seine halbverhungerten *mudschahidin* nichts besaßen als ihre Gewehre und einige Pferde und ihren Mut, und dennoch immer weiterkämpften in einem Land, das zu einem einzigen ungeheuren Gefängnis geworden war ...

Ich kann meiner Stimme nicht trauen, als ich spreche: »Während der vergangenen achtzehn Monate, seitdem ich von der Cyrenaika zurückkam, habe ich immer gewußt, daß Umar und seine Leute dem Untergang geweiht waren. Wie ich mich bemüht habe, ihn zu überreden, er sollte sich doch mit dem Rest der *mudschahidin* nach Ägypten zurückziehen, so daß er seinem Volk erhalten bleibe ... und wie gleichmütig er meine Überredungsversuche von sich schob, wohl wissend, daß Tod und nichts als Tod seiner in der Cyrenaika harrte: und nun, nach hundert Schlachten, hat dieser langharrende Tod ihn erreicht ... Sag mir, Sidi Muhammad, wann ist er denn gefallen?«

Muhammad az-Zuayy schüttelt langsam den Kopf; und als wir aus der engen Basarstraße auf den weitoffenen, dunklen Platz Al-Manacha herauskommen, sagt er: »Er fiel nicht in der Schlacht. Er wurde verwundet und dann gefangengenommen. Und dann töteten ihn die Italiener ... hängten ihn wie einen gemeinen Dieb ...«

»Aber wie konnten sie das nur! Nicht einmal Graziani würde es wagen, so Fürchterliches zu begehen!«

»Er tat's aber, er tat's«, antwortet der Greis mit einem bitteren Lächeln. »Es war General Graziani selbst, der den Befehl gab, ihn zu hängen. Sidi Umar und etwa zwanzig seiner Leute befanden sich damals tief im italienisch-besetzten Gebiet, einige Meilen vom Grab Sidi Rafis, des Prophetengenossen, der dort vor dreizehnhundert Jahren im Kampf gegen die Ungläubigen fiel; und da hielten sie es für angebracht, das Grab zu besuchen und über dem toten Prophetengenossen den Friedenssegen auszusprechen. Irgendwie aber erfuhren die Italiener von der Anwesenheit der *mudschahidin* und sperrten das Tal auf beiden Seiten mit vielen Soldaten ab. Für Sidi Umar und seine Leute gab es keinen Ausweg. Sie verteidigten sich, bis alle außer ihm und zwei anderen gefallen waren. Dann wurde das Pferd unter ihm totgeschossen; es stürzte nieder und begrub Umars Bein unter sich, so daß er sich nicht losmachen konnte. Aber der alte Löwe fuhr fort, am Boden liegend mit seinem Gewehr zu schießen, bis eine Feindeskugel ihm eine Hand zerschmetterte; dann schoß er mit der anderen Hand, bis ihm keine Patrone mehr übrigblieb. Und so nahmen sie ihn gefangen und schleppten ihn in Fesseln nach Suluq. Dort brachte man ihn vor General Graziani, und dieser fragte ihn: »Was würdest du dazu sagen, wenn die italienische Regierung in ihrer großen Milde dir erlauben würde, am Leben zu bleiben? Würdest du uns das Versprechen geben, deine restlichen Jahre

in Frieden zu verbringen und nie wieder gegen uns zu kämpfen?« Aber Sidi Umar antwortete: »Ich werde nie aufhören, gegen dich und deine Leute zu kämpfen, es sei denn, ihr verlasst mein Land oder ich lasse mein Leben. Und ich schwöre dir bei Ihm, der da weiß, was in des Menschen Herzen ist, daß, wenn meine Hände nicht gebunden wären, ich in diesem Augenblick gegen dich und die deinen mit meinen nackten Händen kämpfen würde, alt und schwach wie ich bin...« Worauffhin General Graziani lachte und den Befehl gab, Sidi Umar am Marktplatz von Suluq zu hängen; und sie hängten ihn an den Galgen und trieben viele Tausende von Muslims, Männer und Frauen, aus den Lagern zusammen, in denen man sie gefangenhielt, und sie wurden gezwungen, mit anzusehen, wie ihr Führer gehängt wurde ...«<sup>1</sup>

### 3

Immer noch Hand in Hand, schreiten Muhammad az-Zuayy und ich in der Richtung des Ordenshauses der Sanussi weiter. Finsternis liegt über dem gewaltigen Platz; die Geräusche des Basars sind hinter uns verstummt. Der Sand knirscht unter unseren Sandalen. Hier und dort sind Gruppen lagender Lastkamele erkennbar, und die unregelmäßige Häuserlinie am Ende des Platzes zeichnet sich undeutlich, wie der Rand eines fernen Waldes, gegen den wolkigen Nachthimmel ab. Sie erinnert mich an den Rand eines andern Waldes – jenes Waldes von niedrigen Wacholderbäumen auf dem Hochland der Cyrenaika, wo ich zum ersten und zum letzten Mal Umar al-Muchtar sah –: und die Erinnerung an jene fruchtlose, von Dunkelheit und Gefahr und Tod umspinnene Reise quillt schmerzhaft in mir hoch. Noch einmal sehr ich Sidi Umars düsteres Gesicht über ein kleines, flackerndes Feuer geneigt und höre seine angeraute, ernste Stimme: »Wir müssen um unsern Glauben und unsere Freiheit kämpfen, bis wir die Eindringlinge verjagen oder selber sterben ... Wir haben keine andere Wahl ...«

Es war eine seltsame Sendung, die mich im Januar 1931 in die Cyrenaika brachte. Einige Monate zuvor – im Herbst 1930 – war der Groß-Sanussi

---

<sup>1</sup> Dieser Akt italienischer Ritterlichkeit spielte sich am 16. September 1931 ab.

nach Medina gekommen. Ich verbrachte viele Stunden in seiner und Muhammad az-Zuayys Gesellschaft, und immer sprachen wir nur von der verzweifelten Not der Sanussi, die in der Cyrenaika unter der Führung von Umar al-Muchtari kämpften. Es war klar, daß sie ohne schnelle, wirksame Hilfe von außen nicht mehr lange aushalten konnten.

Die Lage war nahezu hoffnungslos. Alle Küstenorte und mehrere Punkte im nördlichen Abschnitt des Dschabal Achdar – des ›Grünen Gebirges‹ der mittleren Cyrenaika – waren von den Italienern besetzt und stark befestigt. Zwischen diesen Stützpunkten unterhielten sie ständige Patrouillen mit Panzerautos und einer großen Zahl von Infanterie (hauptsächlich eriträischen *askaris*); ein Luftgeschwader unterstützte sie und unternahm häufige Kreuz- und Querflüge über das ganze Gebiet. Die Beduinen, die im Sanussi-Widerstand die Hauptrolle spielten, konnten sich tagsüber nicht bewegen, ohne sofort aus der Luft erspäht und mit Maschinengewehren angegriffen zu werden. Das war aber auch nicht alles. Es kam nur allzu oft vor, daß ein Erkundungsflieger ein Stammeslager entdeckte und die Nachricht durch Funkspruch an das nächste Fort weitergab; und während die Maschinengewehre des Flugzeugs die Beduinen im Schach hielten und sie am Ausschwärmen verhinderten, kamen Panzerautos herangefahren und rasselten quer durchs Lager, mitten zwischen Zelten, Menschen und Kamelen hindurch und mähten alles im Umkreis nieder – Männer, Frauen, Kinder und Tiere; und was dann an Menschen und Tieren übrigblieb, wurde in die ungeheuren, mit Stacheldraht umzäunten Lager getrieben, welche die Italiener in der Nähe der Küste errichtet hatten. Zu jener Zeit, gegen Ende von 1930, waren ungefähr achtzigtausend Beduinen und mehrere Hunderttausende von Kamelen, Schafen und Ziegen auf einem Flächenraum zusammengedrängt, der nicht einmal einem Viertel dieser Zahl genügend Nahrung bot, so daß die Sterblichkeit sowohl unter Menschen als auch Tieren entsetzlich hoch war. Überdies waren die Italiener gerade dabei, einen Stacheldrahtverhau längs der ganzen ägyptischen Grenze von der Küste südwärts bis Dschaghbab zu ziehen, um auf diese Weise die Guerillakämpfer zu verhindern, sich Nahrungsmittel aus Ägypten zu holen. In der Nähe der Westküste der Cyrenaika leistete noch der tapfere Maghariba-Stamm unter der Führung seines Scheichs Al-Ataywisch bittern Widerstand, aber der größte Teil des Stammesgebiets war schon der überlegenen Truppenzahl und Bewaffnung der Italiener zum Opfer gefallen. Weit im Süden kämpfte noch der Überrest des Zuayya-Stammes, vom

neunzigjährigen Abu Karajjim geführt, trotz des Verlustes der Oasen von Dschalu – die seit jeher der Lebensnerv des Stammes gewesen waren – verzweifelt weiter. Hunger und Krankheiten dezimierten die beduinische Bevölkerung im Innern der Cyrenaika.

Umar al-Muchtar war der oberste Befehlshaber des ganzen Gebiets, hatte aber zu keiner Zeit mehr als etwa eintausend Mann zu seiner unmittelbaren Verfügung. Das lag jedoch nicht ausschließlich am Menschenmangel: der Guerilla-Krieg, den die *mudschahidin* führten, erforderte keine großen Truppenmengen; seine Wirksamkeit beruhte vielmehr auf der Geschwindigkeit und Beweglichkeit kleiner Sturmabteilungen, die jählings, wie aus dem Boden gewachsen, auftauchten, eine italienische Marschkolonne oder einen befestigten Stützpunkt überfielen, Waffen und Proviant erbeuteten und dann spurlos im verwirrenden Wacholderdickicht und den zahllosen *wadis* des Plateaus verschwanden. Die Verluste, die man auf diese Weise den Italienern beibrachte, waren recht beträchtlich; es war aber auch klar, daß solch kleine Banden, so todesmutig sie auch sein mochten, niemals einen entscheidenden Sieg über einen Feind erringen konnten, der über fast unbegrenzte Reserven an Menschen und Waffen verfügte. Es kam also darauf an, einen Weg zu finden, die militärische Kraft der Sanussi so zu vergrößern, daß sie imstande sein würden, den Eindringlingen nicht nur vorübergehende Verluste beizubringen, sondern sie auch allmählich aus den Stellungen zu verdrängen, in welchen sie sich festgesetzt hatten, und diese Stellungen dann auch gegen erneute feindliche Angriffe zu behaupten.

Solch eine Zunahme der Sanussi-Macht erschien nur möglich, wenn mehrere Voraussetzungen gleichzeitig erfüllt würden: eine ununterbrochene Zufuhr von Nahrungsmitteln aus Ägypten; Waffen, mit denen man Luftangriffen und Panzerautos erfolgreich begegnen könnte – vor allem Antitank-Gewehre und schwere Maschinengewehre; technisches Personal zur Handhabung dieser Waffen und zur Unterweisung der *mudschahidin* in ihrem Gebrauch; und die Errichtung zuverlässiger Funkverbindungen zwischen den verschiedenen Sanussi-Gruppen in der Cyrenaika sowie auch mit geheimen Nachschub-Depots auf ägyptischem Gebiet.

Ungefähr eine Woche lang, Abend nach Abend, erörterten der Groß-Sanussi, Sidi Muhammad und ich die Möglichkeiten einer Verstärkung der *mudschahidin*. Sidi Muhammad war der Meinung, das Problem könnte niemals in der Cyrenaika allein gelöst werden, denn das Gebiet wäre zu

klein, um dort eine wirksame Organisation aufzubauen. Er trat dafür ein, daß man die Oase Kufra im Süden der Libyschen Wüste, die einst das Hauptquartier des Sanussi-Ordens unter Sajjid Ahmad gewesen war, wieder zum Brennpunkt der Kriegführung machen sollte: denn Kufra lag noch außerhalb der Reichweite italienischer Truppen und konnte auf dem Karawanenweg (der allerdings sehr lang und schwierig war) von den ägyptischen Oasen Bahrijja und Farafra aus mit Nachschub beliefert werden. Es würde überdies möglich sein, behauptete Sidi Muhammad, Kufra zum Sammelpunkt der vielen Tausende von Flüchtlingen aus der Cyrenaika, die zur Zeit in Ägypten lebten, zu gestalten und solcherart ständige Kriegsreserven für Umar al-Muchtars Streitkräfte im fernen Norden zu unterhalten. Sachgemäß befestigt und mit modernen Waffen versehen, könnte Kufra sich ohne große Mühe der Angriffe niedrigfliegender Flugzeuge erwehren; und ein Bombardement aus großer Höhe könnte die weitverstreuten Siedlungen nicht ernstlich gefährden.

Der Groß-Sanussi teilte uns mit, falls eine solche Neuorganisation des Kampfes sich als möglich erweisen sollte, würde er selbst nach Kufra zurückkehren und von dort die Kriegshandlungen leiten. Daraufhin hob ich hervor, daß der Plan nur dann gelingen könnte, wenn Sajjid Ahmad zu einem besseren Einvernehmen mit den Engländern gelangte, die er sich so unnötig zu Feinden gemacht hatte, als er sie im Weltkrieg angriff. Meiner Ansicht nach war eine solche Besserung der Beziehungen durchaus nicht ausgeschlossen, denn Großbritannien verfolgte damals die italienischen Ausdehnungsbestrebungen in Nordafrika mit großer Sorge, insbesondere nachdem Mussolini begonnen hatte, laut von einer »Wiederherstellung des Römischen Reiches« auf beiden Seiten des *mare nostrum* daherzureden und beehrliche Blicke auf Ägypten zu werfen.

Meine Teilnahme am Geschick der Sanussi rührte nicht nur von meiner Bewunderung des Heldentums her, mit welchem sie ihr Land verteidigten; mehr noch lag mir die mögliche Rückwirkung eines Sieges der Sanussi auf die gesamte arabische Welt am Herzen. Wie so viele andere Muslims hatte ich Jahre hindurch gehofft, Ibn Saud würde mit der Zeit zum Führer einer islamischen Renaissance werden; und nunmehr, da jene Hoffnungen sich als trügerisch erwiesen hatten, sah ich in der ganzen Welt nur eine einzige Bewegung, die die Wiedererrichtung einer wahrhaft islamischen Gesellschaftsform zum Ziel hatte: und das war eben die Sanussi-Bewegung ...

Und weil Sajjid Ahmad wußte, wie eng meine Hoffnungen mit der Sache



der Sanussi verknüpft waren, wandte er sich jetzt an mich, sah mir in die Augen und sprach:

»Würdest du, o Muhammad, nach der Cyrenaika reisen und dort für uns erkunden, was man für die *mudschahidin* tun könnte? Vielleicht vermagst du die Dinge dort klarer zu erkennen, als es meine Leute vermögen ...«

Ich blickte auf ihn zurück und nickte wortlos. Sein Vertrauen war mir nichts Neues, und so kam mir auch sein Vorschlag nicht ganz unerwartet; dennoch aber blieb mir der Atem stehen beim Gedanken, ich könnte vielleicht persönlich etwas zu der Sache beitragen, um derentwillen schon so viele ihr Leben gelassen hatten.

Sajjid Ahmad streckte die Hand aus und zog aus der Wandnische über seinem Kopf einen seidenumhüllten Koran hervor, legte ihn auf seine Knie, nahm meine rechte Hand in seine beiden und legte sie auf das Buch.

»Schwör, o Muhammad, bei Ihm, der da weiß, was sich im Herzen des Menschen birgt, daß du den *mudschahidin* immer treu bleiben wirst ...«

Ich leistete den Eid; und nie zuvor war ich eines Gelübdes so sicher gewesen wie in jenem Augenblick.

Die Aufgabe, mit der mich Sajjid Ahmad betraut hatte, mußte in aller Heimlichkeit durchgeführt werden. Da meine Beziehungen mit dem Groß-Sanussi im Hidschaz allgemein bekannt waren, schien es nicht ratsam, offen nach Ägypten zu reisen und mich dem Risiko auszusetzen, dort von den Engländern beobachtet zu werden. Meine erst kürzlich erfolgte Enthüllung der Intrigen, die dem Aufstand Faysal ad-Dauischs wenigstens teilweise zugrunde gelegen hatten, hatte mich bei den Engländern nicht besonders beliebt gemacht, und man durfte mit Sicherheit annehmen, daß sie mich von dem Augenblick an, da ich ägyptisches Gebiet betrat, scharf im Auge behalten und möglicherweise auch an der Weiterreise nach Libyen verhindern würden. Wir beschlossen deshalb, sogar von meiner Reise nach Ägypten nichts verlauten zu lassen. Ich würde in einer arabischen *dhau* übers Rote Meer fahren und mich heimlich, ohne Paß oder Visum, an einem abgelegenen Ort der oberägyptischen Küste an Land setzen lassen. In Ägypten würde es mir nicht schwerfallen, mich für einen Medinesen oder Mekkaner auszugeben und mich frei zu bewegen, denn die vielen Leute aus dem Hidschaz, die dorthin auf der Suche nach zukünftigen Pilgern kamen, gehörten zum alltäglichen Bild der ägyptischen Städte und

Dörfer; und da ich den Dialekt der beiden Heiligen Städte vollkommen beherrschte, würde kaum jemand Verdacht schöpfen.

Es dauerte mehrere Wochen, bis alle Vorbereitungen getroffen waren – darunter ein geheimer Briefwechsel mit Umar al-Muchtar in der Cyrenaika sowie auch mit Vertrauensleuten der Sanussi in Ägypten –: und so geschah es, daß Zayd und ich erst Anfang Januar 1931 die kleine Hafenstadt Janbu, westlich von Medina, zu Fuß verließen und uns nach einem entlegenen, nur selten besuchten Teil der Küste begaben. Die Nacht war mondlos; man konnte in Sandalen nur schwer über den unebenen Boden gehen. Einmal, da ich stolperte, stieß mir der Kolben meiner Parabellum-Pistole schmerzhaft in die Rippen und brachte mir die Gefährlichkeit meines Unternehmens lebhaft zu Bewußtsein.

Ich befand mich auf dem Weg zum Steldichein mit einem unbekanntem arabischen Schiffer, der mich in seiner *dhau* übers Meer fahren und mich insgeheim irgendwo an der Küste Ägyptens absetzen sollte. Ich hatte keinerlei Papiere bei mir, die meine Identität verraten könnten; falls man mich in Ägypten ertappte, würde es mir nicht leicht werden, zu beweisen, wer ich war. Aber die Möglichkeit, einige Wochen in einem ägyptischen Gefängnis zu verbringen, war eine Kleinigkeit, verglichen mit den Gefahren, die in weiterer Ferne lagen. Ich mußte die Libysche Wüste in ihrer ganzen Breite durchqueren; ich mußte britischen Patrouillen aus dem Wege gehen und es vermeiden, in Libyen den Italienern in die Hände zu fallen; und dann würde ich durch ein Land ziehen, wo nur Waffen sprachen. Warum dies alles? – fragte ich mich.

Wenngleich Gefahr mir von früher her nicht unbekannt war, hatte ich niemals um des bloßen Abenteuers willen nach ihr gesucht. Sooft ich mich in Gefahr begeben hatte, geschah es aus Gründen persönlicher Art, um etwas in mir selbst zu erfüllen oder ein scharfumrissenes Ziel zu erreichen. Wie stand es jedoch um mein gegenwärtiges Unterfangen? Glaubte ich denn wirklich, daß mein Eingreifen eine Wendung in der Lage der Sanussi herbeiführen würde? Ich *wollte* daran glauben: aber in meinem Innersten wußte ich, daß mein Beginnen zum Mißlingen verurteilt war. Warum denn, fragte ich mich, sollte ich nun mein Leben aufs Spiel setzen wie noch nie zuvor ...?

Aber ehe ich mir noch diese Frage klar vorlegte, war auch die Antwort schon da.

Als ich vom Islam Kenntnis erlangt und beschlossen hatte, ihn zu mei-

nem eigenen Glauben zu machen, da hatte ich mir gedacht, mein Suchen sei nun ein für allemal zu Ende. Erst ganz allmählich wurde ich gewahr, daß es noch nicht zu Ende war: denn die Annahme dieses Glaubens gab mir das Verlangen, ihn unter gleichgesinnten Menschen zu erleben – und zwar nicht nur persönlich zu erleben, sondern auch für seine gesellschaftliche Erfüllung innerhalb meiner Wahlgemeinschaft zu arbeiten. Der Islam bedeutete für mich eben kein Ende, sondern einen Weg – und die verzweifelten Guerilla-Banden in der Cyrenaika kämpften mit ihrem Herzblut um die Freiheit, diesen Weg zu gehen, genau so wie die Genossen des Propheten es vor dreizehn Jahrhunderten getan hatten. Ihnen in ihrem harten, bitteren Kampf behilflich zu sein, so schwach und unsicher auch die Hilfe sein mochte, war mir in einem persönlichen, tiefsten Sinne ebenso wichtig wie zu beten ...

Und da lag schon die Küste vor uns und das Rote Meer. Auf den sanften Uferwellen, die über Kieselsteinen plätscherten, schaukelte ein kleines Boot; es sollte uns zu dem Schiff bringen, das dort drüben in der dunklen Ferne vor Anker lag. Als der Bootsmann sich im Boot erhob, um uns zu empfangen, wandte ich mich an Zayd:

»Zayd, mein Bruder: bist du dir dessen gewahr, daß wir in ein Wagnis laufen, das dir und mir gefährlicher werden könnte als alle aufständischen *ichuan* zusammengenommen? Blickst du denn nicht mit Sehnsucht nach dem Frieden von Medina und nach deinen Freunden zurück?«

»Dein Weg ist mein Weg, o mein Oheim«, entgegnete er. »Und hast du mir nicht selber gesagt, daß Wasser trübe und faul wird, wenn es reglos bleibt? Laß uns gehen – und möge das Wasser strömen, bis es klar wird ...«

Das Schiff war eine jener großen, schwerfälligen *dhaus*, die in allen Meeren um Arabien zu finden sind: vollständig aus Holz gebaut, nach getrockneten Fischen und Seetang riechend, mit einer hohen Achterhütte, zwei lateinischen Masten und zwischen diesen eine niedrige Kajüte. Der *raïs*, oder Kapitän, war ein verrunzelter alter Araber aus Maskat. Unter den Falten eines bauschigen, vielfarbenen Turbans starrten zwei kleine, stechende Augen hervor und glitten prüfend über mich; ihr schlauer Ausdruck gab Kunde von den langen Jahren, die ihr Besitzer in gesetzwidrigen Abenteuern und Wagnissen verbracht haben mochte; und der gekrümmte, silberbeschlagene Dolch in seinem Gürtel schien nicht bloß zum Schmuck da zu sein.

»*Marhabe, ja maharba*, o Freunde!« rief er aus, als wir die Strickleiter emporkletterten. »Dies ist eine gesegnete Stunde!«

Wie oft, dachte ich mir, hatte er wohl dasselbe herzliche Willkommen den armen Pilgern geboten, die er in Ägypten verstohlen an Bord nahm und dann, ohne sich um ihr Wohlergehen weiter zu scheren, an der Küste des Hidschaz ans Land setzte, wodurch sie der hohen Steuer entgingen, welche die saudische Regierung allen auferlegt, die zum Gotteshaus in Mekka pilgern wollen? Und wie viele Male mochte er wohl mit den gleichen Worten die Sklavenhändler begrüßt haben, die in schroffem Widerspruch zum Gesetz des Islam eine Anzahl unglückseliger Abessinier aus ihren Dörfern entführt hatten, um sie auf den Sklavenmärkten in Jemen zu verkaufen?

Aber immerhin, tröstete ich mich, die vielseitige Erfahrung unseres Schiffers konnte uns nur zugute kommen, denn er kannte das Rote Meer wie seine eigene Tasche, und wir konnten uns schon darauf verlassen, daß er uns wohlbehalten zu sicheren Küsten bringen würde.

Und in der Tat, vier Tage später setzte uns das kleine Boot nördlich von Qusayr an der Küste Ägyptens ab. Zu unserm Erstaunen lehnte der *raïs* alle Bezahlung ab und sagte grinsend: »Ich bin schon von meinen Gebieten entlohnt worden. Gott sei mit euch.«

Wie ich vorausgesehen hatte, war es gar nicht schwierig, in Qusayr unbemerkt zu bleiben; die kleine Stadt war an Leute in mekkanischer Kleidung so gewöhnt, daß niemand uns auch nur einen Blick schenkte. Am Morgen nach unserer Ankunft nahmen wir in einem wackligen Autobus Platz, der uns nach As-Sijut bringen sollte; und so, eingeklemmt zwischen einer erschreckend dicken Frau mit einem Korb voller Hühner auf dem gewaltigen Schoß, und einem alten Mann, der beim Anblick unserer Gewandung sofort von seiner Pilgerfahrt nach Mekka vor zehn Jahren zu sprechen begann, traten Zayd und ich unsere afrikanische Reise an.

Unter dem Eindruck der Abenteuergeschichten, die ich in meiner Jugend gelesen hatte, war es mir immer als selbstverständlich erschienen, daß ein Mensch, der verstohlen – womöglich in Verkleidung – einem gesetzwidrigen Geschäft nachging, stets das Gefühl haben mußte, jeder Vorübergehende begegne ihm mit Verdacht und durchschaue seine Verstellung. Merkwürdigerweise jedoch war dies bei mir nicht der Fall. In meinen vergangenen Jahren in Arabien hatte ich mir die Lebensweise seiner Menschen so restlos zu eigen gemacht, daß es mir nie – auch jetzt nicht – einfiel, mich als landesfremd zu betrachten; und wengleich ich nie an den eigentümli-

chen Geschäftsinteressen der Mekkaner und Medinesen Anteil genommen hatte, kannte ich sie doch in allen Einzelheiten so gut, daß ich mich ohne weiteres in der Rolle eines berufsmäßigen Pilgermaklers zurecht fand und mich sofort mit einigen der Mitreisenden über die Vorzüge des *hadsch* zu unterhalten anfang. Auch Zayd nahm das Spiel mit Eifer auf; und so vergingen die ersten Stunden unserer Reise in lebhaftem Gespräch.

Von As-Sijut aus fuhren wir mit der Eisenbahn nordwärts, langten im Städtchen Bani Suayf an und begaben uns geradewegs zum Hause unseres Vertrauensmanns Ismaïl adh-Dhibi, der von unserer Ankunft schon unterrichtet war. Er war klein, fett und lachte unaufhörlich; aber hinter seinem leichtsinnigen Gehaben barg sich, wie es mir sehr bald zu Bewußtsein kam, ein ernster Geist. Da er nur ein bescheidener Händler war und kein großes Vermögen besaß, gehörte er nicht zu den Würdenträgern der Stadt, aber seine Treue dem Sanussi-Orden gegenüber war allen Eingeweihten wohlbekannt. Obwohl die Nacht schon weit vorgerückt war, weckte er einen Diener und trug ihm auf, ein Mahl für uns zu bereiten; während wir darauf warteten, berichtete er uns über die Veranstaltungen, die er für uns getroffen hatte.

Sogleich nach Erhalt des Briefes von Sajjid Ahmad, der ihm durch einen besonderen Boten überbracht worden war, hatte er sich an einen Prinzen aus dem ägyptischen Königshaus gewandt, der seit vielen Jahren der Sanussi-Bewegung zugetan war und sie auch öfters tätig unterstützte. Der Prinz wurde von meiner Aufgabe in Kenntnis gesetzt; er war bereit, mir die nötigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen, und hatte auch für Reitkamele und zwei zuverlässige Führer für die Wüstenreise zur libyschen Grenze Sorge getragen: sie erwarteten uns schon, teilte Ismaïl uns mit, in einem Palmenhain außerhalb der Stadt.

Zayd und ich legten nunmehr unsere mekkanische Gewandung ab, die in der westlichen Wüste zu sehr auffallen würde, und zogen die Kleider an, welche Ismaïl adh-Dhibi uns gab: baumwollene Hosen und Hemdröcke von nordafrikanischem Schnitt, sowie auch wollene *burnusse*, wie man sie in West-Ägypten und Libyen trägt. Aus dem Keller seines Hauses brachte unser Gastgeber zwei italienische Kavalleriekarabiner zum Vorschein – »denn es wird euch bei den *mudschahidin* nicht schwerfallen, weitere Munition für diese Gewehre zu bekommen«.

In der darauffolgenden Nacht machten wir uns, von Ismaïl geleitet, auf unsern Weg aus der Stadt. Es zeigte sich, daß die beiden Führer Beduinen

aus dem ägyptischen Stamm Aulad Ali waren, in welchem der Sanussi-Orden zahlreiche Anhänger hatte; einer von ihnen, Abdallah, war ein lebhafter junger Mann, der im Vorjahr am Kampf in der Cyrenaika teilgenommen hatte und deshalb ziemlich genau über alles Bescheid wußte, was dort vorging. Der andere – ich habe seinen Namen vergessen – war ein hagerer, mürrischer Geselle, der nur selten sprach, sich aber trotzdem als ebenso zuverlässig erwies wie der persönlich angenehmere Abdallah. Die vier Reitkamele, die sie bei sich hatten – starke, schnelle Bischarin-Dromedare – trugen Sättel, nicht unähnlich denen, an welche ich von Arabien her gewöhnt war. Da wir uns geschwind, ohne lange Aufenthalte, vorwärtsbewegen sollten, würde es uns wohl nur ausnahmsweise vergönnt sein zu kochen, und unser Proviant war auch demgemäß einfach: ein großer Sack voll Datteln und ein kleinerer, bis zum Bersten mit einer Art hartem Zwieback aus grobem Weizenmehl und Datteln gefüllt; und drei von den Kamelen trugen außerdem noch lederne Wasserschläuche an den Sätteln.

Kurz vor Mitternacht umarmte uns Ismaïl zum letzten Mal und rief Gottes Segen auf uns herab; ich konnte sehen, daß er tief gerührt war. Abdallah ritt voran; wir verließen den Palmenhain und zogen in schnellem Schritt, vom hellen Mondlicht beschienen, über die kiesige Wüstenebene gegen Nordwest.

Angesichts der Notwendigkeit, jede Begegnung mit den Kamel- und Autopatrrouillen der ägyptischen Grenzverwaltung zu vermeiden, hielten wir uns sorgfältig von den üblichen Karawanenwegen fern; da aber fast aller Verkehr zwischen dem Niltal und Bahrija (unserm ersten Ziel) von dem weit im Norden gelegenen Fajjum ausging, war das Risiko einer solchen Begegnung nicht allzu groß.

In der ersten Nacht legten wir nahezu fünfundzwanzig Kilometer zurück und rasteten tagsüber in einem Tamarisken-Dickicht; in der zweiten und dritten Nacht kamen wir noch schneller vorwärts, so daß wir vor Anbruch des vierten Tages am Rande der tiefen Niederung anlangten, auf deren Grunde die Oase Bahrija lag. Sie bestand aus mehreren voneinander getrennten Pflanzungen und Siedlungen, unter welchen das Dorf Bauiti das größte war.

Während wir uns unter Felsblöcken oberhalb der Senkung lagerten, stieg Abdallah zu Fuß den steilen, steinigen Hang zur Oase hinunter, um unsern Vertrauensmann in Bauiti aufzusuchen. Er konnte wohl kaum vor Nachteinbruch zurückkehren, und so legten wir uns im Schatten der Fel-

sen schlafen – eine wunderbare Erholung nach der Anstrengung und der Kälte des nachtlangen Ritts. Ich vermochte jedoch nicht sehr lang zu schlafen, denn mein Kopf war zu voll von Gedanken über unsere Pläne und die Wege zu ihrer Verwirklichung.

Es schien mir nicht gerade schwer zu sein, durch Kuriere eine ständige Verbindung zwischen Bani Suayf und Bahrijja aufrechtzuerhalten; ich war auch sicher, daß sogar ziemlich große Karawanen sich unbeobachtet zwischen diesen beiden Punkten bewegen konnten, falls man genügend Vorsicht aufwandte; und obwohl es in Bauti einen Posten der Grenzverwaltung gab (von unserm Versteck oberhalb des Talkessels konnte man die weißen Gebäude deutlich sehen), mußte es möglich sein, in einer der kleineren, abgelegeneren Siedlungen im Süden der Oase eine geheime Funkstation zu errichten. Daß diese meine Annahme richtig war, wurde mir auch einige Stunden später von Abdallah bestätigt. Die Oase schien nur auf flüchtige Weise von der Regierung beaufsichtigt zu sein; und, was noch weitaus wichtiger war, erfreute sich die Sanussi-Bewegung starker Sympathien bei der überwältigenden Mehrzahl der Bevölkerung, die aus oberägyptischen Arabern, Berbern und libyschen Beduinen bestand.

Fünf weitere Nächte angestrengten Reitens: zuerst über Kies und bröckliges Gestein, dann über flache Sanddünen; an der unbewohnten Oase Sitra und ihrem leblosen, dunkelblauen Salzsee vorbei, dessen Ufer dicht mit Schilfrohr und wilden Palmen umstanden waren; durch die Ardsch-Niederung mit ihren phantastischen, zackigen Kalkfelsen, denen das Mondlicht ein geisterhaftes, unirdisches Aussehen verlieh; und dann kamen wir, gegen Ende der fünften Nacht, in Sicht der Oase Siua ...

Seit Jahren hatte ich mir innigst gewünscht, diese entlegene Oase zu besuchen, die einst einen Tempel Ammons und ein in der alten Welt weitberühmtes Orakel beherbergte; aber irgendwie war ich nie dazu gekommen, meinen Wunsch zu erfüllen. Und nun lag Siua vor mir in der aufgehenden Morgendämmerung: ein Meer von Palmen umgab einen einsamen Berg, auf welchem die Häuser der Stadt, über Höhlenwohnungen erbaut, von Stufe zu Stufe hochstiegen, immer enger und enger dem flachen Gipfel zu, der von einem hohen, spitz zulaufenden Minarett gekrönt war: ein bizarres Konglomerat von zerbröckelndem, vielförmigem Mauerwerk, so wie man es nur in Träumen sieht ... Es ergriff mich ein fast unwiderstehliches Begehren, diesen geheimnisvollen Ort zu betreten, durch die Gassen zu wandeln, die schon zur Zeit der Pharaonen dagestanden hatten, und die

Überreste des Tempels zu sehen, in welchem der Lydierkönig Krösus die orakelhafte Kunde von seinem nahen Untergang vernahm und der mazedonische Alexander das Versprechen, daß er die Welt erobern würde ...

Aber auch diesmal sollte meine Sehnsucht unerfüllt bleiben. Obwohl sie zum Greifen nahe schien, war Siua mir dennoch verschlossen. Es wäre toll-dreist gewesen, eine Stadt zu besuchen, die so abseits von der Außenwelt stand, daß jedes neue Gesicht sogar einem kleinen Kinde sofort auffallen mußte. Die libysche Grenze war nur wenige Meilen von hier entfernt, und man durfte deshalb annehmen, daß die Stadt nicht nur von der ägyptischen Grenzverwaltung mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurde, sondern auch von Spitzeln im italienischen Dienst voll war. Es blieb mir nichts übrig, als mich mit dem Gedanken zu trösten, es sei mir eben nicht bestimmt, Siua auf dieser Reise zu sehen: ein etwas unzulänglicher Trost, aber dennoch der einzige, der mir zu Gebote stand.

Wir umgingen die Stadt südlich in weitem Bogen und lagerten uns schließlich in einem verwilderten, verlassenem Palmengarten. Ohne sich eine Ruhepause zu gönnen – denn wir wollten uns ja keinen Augenblick länger als unbedingt notwendig so nahe an der Grenze aufhalten –, zog Abdallah sofort zum benachbarten Dorf aus, um dort den Mann ausfindig zu machen, den der Groß-Sanussi beauftragt hatte, uns von hier aus weiterzuhelfen. Nach ein paar Stunden kam er wieder, begleitet von zwei libyschen Führern und vier neuen Kamelen. Die beiden Führer – Bara'sa-Be-duinen aus der Cyrenaika – gehörten zu den Leuten um Umar al-Muchtar; sie sollten uns durch die Lücke zwischen den von den Italienern besetzten Oasen Dschaghbab und Dschalu nach dem Hochland des Dschabal Achdar geleiten, wo ich Umar treffen würde.

Abdallah und sein Freund nahmen von uns Abschied, um nach ihrem Dorf in Ägypten zurückzukehren; und unter der Führung der zwei *mudschahidin*, Chalil und Abd ar-Rahman, traten wir unsern siebentägigen Marsch über die fast gänzlich wasserlose Wüste an, die allmählich zum Dschabal Achdar ansteigt. Es war die grimmigste Wüstenreise, die ich je unternommen hatte. Obwohl die Gefahr, von italienischen Patrouillen er-tappt zu werden, nicht sehr groß war, wenn man sich tagsüber versteckt hielt und nur nachts ritt, mußte man dennoch vermeiden, die wenigen Brunnen aufzusuchen, die auf unserm Weg lagen: und die Wasserknappheit lastete wie ein böser Alpdruck über Mensch und Tier. Nur ein einziges Mal gelang es uns, an einem abgelegenen Wasserloch im Wadi al-Mra die



Kamele zu tränken und die Lederschläuche nachzufüllen; und dies führte beinah zu unserm Verderben.

Wir waren bei dem Brunnen viel später angelangt, als wir angenommen hatten; es war schon ziemlich hell, als wir das Wasser für die Tiere emporzuziehen begannen, und die Sonne stand hoch überm Horizont, als wir mit unserer Arbeit fertig wurden – und wir mußten, wie Chalil uns sagte, noch zwei gute Stunden reiten, ehe wir die felsige Niederung erreichten, die wir uns zum Schlupfwinkel für den Tag ausersehen hatten. Aber kaum befanden wir uns wieder auf dem Marsch, als das unheimliche Brummen eines Flugzeugs die Wüstenstille durchbrach: und ein paar Minuten später erschien ein kleiner Eindecker über unseren Köpfen, senkte sich seitwärts in steiler Kurve und fing an, in stetig niedersteigenden Spiralen über uns zu kreisen. Ringsum gab es nichts, wohinter man Deckung nehmen konnte, und so sprangen wir von den Kamelen und liefen auseinander. Im gleichen Augenblick eröffnete der Flieger Feuer mit seinem Maschinengewehr.

»Nieder! Auf den Boden nieder!« schrie ich. »Bewegt euch nicht!«

Aber Chalil, der im Laufe seiner langen Jahre mit den Guerillas etwas Derartiges wohl schon öfters erlebt hatte, verschmähte es, dem Feind so passiv zu begegnen. Er warf sich auf den Rücken, stützte den Kopf auf einen Stein, hob ein Knie hoch, lehnte sein Gewehr daran und begann auf das herannahende Flugzeug zu feuern – und zwar nicht etwa aufs Geratewohl, sondern bei jedem Schuß bedächtig zielend, als befände er sich in einem Übungsgelände. Was er da tat, war äußerst verwegen, denn jetzt sauste das Flugzeug in einem flachen Sturzflug direkt auf ihn zu und bestreute den Sand um ihn herum mit Kugeln. Aber einer von Chalils Schüssen mußte wohl das Flugzeug getroffen haben, denn es machte eine jähe, ruckartige Seitenbewegung, richtete seine Nase nach oben und stieg rasch wieder an. Der Pilot hatte sich wahrscheinlich gedacht, es stünde nicht dafür, vier Einzelgänger auf Kosten der eigenen Sicherheit niederzuschießen. Er kreiste noch einmal oder zweimal über uns und verschwand dann gegen Osten, auf Dschaghbab zu.

»Wie feig diese italienischen Hundesöhne sind«, bemerkte Chalil gleichmütig, nachdem wir uns wieder versammelt hatten. »Sie töten gern – aber sie lieben es nicht, die eigene Haut zu sehr aufs Spiel zu setzen.«

Niemand von uns vier war verletzt, aber Abd ar-Rahmans Dromedar war tot. Wir legten seine Satteltaschen auf Zayds Kamel, und von nun an ritten Zayd und Abd ar-Rahman zu zweit auf einem Tier.

Nach drei weiteren Nächten kamen wir beim ersten Wacholdergestrüpp des Dschabal Achdar an und tauschten dankbar unsere erschöpften Kamele gegen die Pferde ein, die an einem einsamen Ort unter der Obhut einiger *mudschahidin* auf uns schon seit mehreren Tagen gewartet hatten. Die Wüste lag hinter uns; vor uns lag ein hügeliges, steiniges Plateau, kreuz und quer von zahllosen Furchen, Schluchten und *wadis* durchbrochen und mit Wacholderbäumen bestanden, die sich zuweilen zu fast undurchdringlichen Dickichten zusammenschlossen. Diese wilden, pfadlosen Landstriche im Herzen des italienisch-besetzten Gebiets waren die Jagdgründe der Sanussi-Guerillas.

Vier Nächte später erreichten wir Wadi at-Taaban – das ›Tal des Ermüdeten‹, wie es passenderweise hieß –, unseren Treffpunkt mit Umar al-Muchtar. In einer schmalen, dicht mit Bäumen und Gestrüpp bewachsenen Schlucht warteten wir auf den Löwen des Dschabal Achdar, der von unserer Ankunft schon Kenntnis hatte. Unsere Pferde standen angekoppelt unterm Schutz des felsigen Hangs. Die Nacht war kalt und ohne Sterne und von raschelder Stille erfüllt.

Es konnte noch einige Stunden dauern, bis Sidi Umar erschien; und da es so dunkel war, sahen unsere beiden Bara'sa-Beduinen gar nicht ein, warum sie nicht unsern Wasservorrat an den Brunnen von Bu Sfajja ergänzen sollten, die ein paar Kilometer ostwärts lagen. Gewiß, nicht weit von Bu Sfajja gab es eine italienische Befestigung –

»– aber«, meinte Chalil, »diese Köter werden es kaum wagen, in so einer dunklen Nacht aus ihren Mauern hervorzukommen.«

Daraufhin wickelte Chalil zweien unserer Pferde Lappen um die Hufe, um jedes Geräusch auf dem steinigen Boden zu vermeiden, und zog, von Zayd begleitet, mit zwei leeren Wasserschläuchen aus. Sie verschwanden in der Finsternis. Um uns warm zu halten, kauerten Abd ar-Rahman und ich dicht beieinander unter den Felsblöcken; es wäre zu gewagt gewesen, ein Feuer anzumachen.

Wir saßen so etwa eine Stunde und unterhielten uns im Flüsterton. Da knackte auf einmal ein Zweig im Wacholdergebüsch; ein Kieselstein rollte, wie von einem Menschenfuß angestoßen, leise herab. Mein Gefährte sprang augenblicklich auf und starrte, das Gewehr in der Hand, ins Dickicht. Ein gedämpfter Laut, wie das Winseln eines Schakals, kam aus der Dunkelheit; Abd ar-Rahman atmete erleichtert auf, legte die Hand vor den

Mund und antwortete mit einem ähnlichen Ruf. Zwei Männergestalten tauchten aus dem Gebüsch. Sie waren zu Fuß und trugen Gewehre in der Hand. Als sie näher kamen, sagte einer von ihnen: »Gottes Weg«, worauf Abd ar-Rahman antwortete: »es gibt keine Macht und keine Kraft außer Ihm« – und das schien eine Art Losung zu sein.

Einer der Neuangekommenen (sie waren beide in zerfetzte *dschards*, die Umschlagtücher der libyschen Beduinen gekleidet) kannte offenbar Abd ar-Rahman, denn er ergriff seine beiden Hände und grüßte ihn warm. Ich wurde vorgestellt, und jeder der beiden *mudschahidin* preßte meine Rechte mit der seinen.

»Möge Gott mit dir sein, Bruder. Sidi Umar kommt.«

Wir standen da und lauschten. Nach vielleicht zehn Minuten knackte es wieder im Gebüsch. Drei Männer kamen aus den schwarzen Schatten hervor, jeder aus einer anderen Richtung, und gingen auf uns mit schußbereiten Gewehren zu. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß wir wirklich diejenigen waren, die sie hier vorfinden sollten, zogen sie sich sofort wieder ins Gebüsch zurück, jeder in eine andere Richtung, anscheinend darauf bedacht, über die Sicherheit ihres Führers gut zu wachen.

Und da kam er auch schon, auf einem kleinen Pferd reitend, dessen Hufe in Tücher gewickelt waren. Zwei Mann schritten beiderseits von ihm einher, und mehrere andere folgten. Als er den Felsenhang erreichte, bei dem wir warteten, half ihm einer seiner Leute aus dem Sattel, und ich bemerkte, daß er sich mit Mühe bewegte (später erfuhr ich, daß er etwa zehn Tage zuvor in einem Gefecht verwundet worden war). Im Schein des aufgehenden Mondes konnte ich ihn jetzt klar sehen: er war von mittlerer Größe und starkem Knochenbau; ein kurzer, schneeweißer Bart umrahmte sein düsteres, tiefgefurchtes Gesicht; die Augen lagen tief in ihren Höhlen; aus den Fältchen um sie herum konnte man schließen, daß sie früher gern gelacht hatten, aber nunmehr sprach aus ihnen nur Dunkelheit, Leiden und Mut.

Ich trat vor, um ihn zu begrüßen, und fühlte den starken Druck seiner knorrigten Hand.

»Willkommen, mein Sohn« – und da er sprach, umfingen mich seine Augen mit einem scharfen, abwägenden Blick: dem Blick eines Mannes, welchem Gefahr tägliches Brot war.

Einer seiner Leute breitete eine Decke auf die Erde und Sidi Umar ließ sich schwerfällig nieder. Abd ar-Rahman neigte sich vor, um seine Hand zu küssen, und zündete sodann, nachdem er den Führer um Erlaubnis

gefragt hatte, unter dem schützenden Felsüberhang ein kleines Feuer an. Im schwachen Glimmer dieses Feuers las Sidi Umar den Brief von Sajjid Ahmad, den ich mitgebracht hatte. Er las ihn aufmerksam, faltete ihn wieder zusammen, hielt ihn einen Augenblick lang über seinem Kopf – eine Geste der Ehrfurcht und Hingabe, die man fast nie in Arabien, aber oft in Nordafrika sieht – und wandte sich mir dann lächelnd zu:

»Sajjid Ahmad, möge Gott sein Leben lang machen, hat nur Gutes über dich zu sagen. Du bist bereit, uns zu helfen. Aber ich weiß nicht, von wo uns Hilfe kommen könnte, es sei denn von Gott, dem Mächtigen, dem Gnadenreichen. Wir sind schon fast am Ende der Zeit, die uns zugemessen war.«

»Aber dieser Plan, den Sajjid Ahmad entworfen hat«, entgegnete ich, »könnte dies nicht ein neues Beginnen sein? Wenn es uns einmal gelingt, einen stetigen Nachschub zu organisieren und Kufra zum Mittelpunkt des Widerstands zu machen ...«

Noch nie hatte ich ein so bitteres, so hoffnungsloses Lächeln gesehen wie das, mit welchem Sidi Umar mich unterbrach: »Kufra ...? Kufra ist verloren. Es ist vor zwei Wochen von den Italienern besetzt worden ...«

Diese Nachricht kam wie ein betäubender Schlag. In den vergangenen Monaten hatten Sajjid Ahmad und ich alle unsere Hoffnungen auf Kufra gebaut: Kufra sollte der Hort, der neue Sammelpunkt werden ... Und nun war es damit vorbei, und nichts blieb den Sanussi außer dem gefolterten Hochland des Dschabal Achdar: und die Zukunft bot nur den wachsenden Druck der Feindesmacht, Verlust eines Stützpunkts nach dem andern, und eine langsame, erbarmungslose Abschnürung ...

»Wie ist denn Kufra gefallen?«

Mit einer müden Gebärde winkte Sidi Umar einen seiner Leute herbei. »Laß diesen Mann dir seine Geschichte erzählen ... Er ist einer der wenigen, denen es gelungen ist, aus Kufra zu entkommen. Er kam erst gestern hier an.«

Der Mann aus Kufra hockte sich vor uns nieder und zog seinen zerschissenen *burnus* um sich zusammen. Er sprach langsam, ohne eine Spur von Leidenschaft in seiner Stimme; aber sein abgezehrtes Gesicht schien die Schrecknisse widerzuspiegeln, denen er beigewohnt hatte.

»Sie kamen über uns in drei Kolonnen, von drei Seiten, mit vielen Panzerautos und schweren Geschützen. Ihre Flugzeuge flogen niedrig und bewarfen Häuser und Moscheen und Palmenhaine mit Bomben. Wir hat-

ten nur einige Hundert waffenfähiger Männer; alle anderen waren Frauen und Kinder und Greise. Wir verteidigten Haus um Haus, aber sie waren zu mächtig für uns, und am Ende blieb uns nur das Dorf Al-Hauari. Unsere Gewehre waren wirkungslos gegen ihre gepanzerten Wagen; und schließlich überwältigten sie uns. Nur wenige der Unseren entkamen. Ich verbarg mich in den Palmengärten und wartete auf eine Möglichkeit, durch die italienischen Linien zu schlüpfen; und die ganze Nacht hindurch hörte ich die Schreie der Frauen, die von den italienischen Soldaten und eriträischen *askaris* vergewaltigt wurden. Am nächsten Tag suchte mich eine alte Frau in meinem Versteck auf und brachte mir Wasser und Brot. Sie sagte mir, der italienische General hätte alle Überlebenden vor dem Grab des Sajjid Muhammad al-Mahdi versammelt; vor ihren Augen riß er einen Koran in Fetzen, schleuderte ihn zu Boden, setzte seinen gestiefelten Fuß darauf und schrie: ›Laßt euren Beduinen-Propheten euch jetzt helfen, wenn er kann!‹ Dann gab er Befehl, die Palmen der Oase niederzuhauen und die Brunnen zu sprengen und alle Bücher aus Sajjid Ahmads Bibliothek zu verbrennen. Und dann ließ er einige der Gemeindeältesten und *ulama* in ein Flugzeug bringen, und das Flugzeug stieg auf, und sie wurden hoch über der Erde abgeworfen und so getötet ... Und die ganze zweite Nacht hindurch hörte ich von meinem Versteck aus das Geschrei der Frauen und das Lachen der Soldaten und ihre Gewehrschüsse ... Am Ende schlich ich mich in der Dunkelheit in die Wüste hinaus und fand ein verlaufenes Kamel und ritt davon ...«

Als der Mann aus Kufra mit seiner schrecklichen Erzählung innehielt, zog mich Sidi Umar sanft an sich und wiederholte: »So kannst du sehen, mein Sohn, daß wir wirklich am Ende der Zeit sind, die uns zugemessen war.« Und gleichsam in Beantwortung der unausgesprochenen Frage in meinen Augen, fügte er hinzu: »Wir werden weiterkämpfen; wir müssen um unsern Glauben und unsere Freiheit kämpfen, bis wir die Eindringlinge vertreiben oder selber sterben. Wir haben ja keine andere Wahl. Wir gehören Gott, und zu Ihm ist unsere Wiederkehr. Unsere Frauen und Kinder haben wir nach Ägypten fortgeschickt, damit wir uns nicht um ihre Sicherheit zu sorgen brauchen, wenn Gott uns bestimmt, zu sterben.«

Ein gedämpftes Dröhnen drang vom Nachthimmel zu uns. Mit beinahe einer Reflexbewegung warf einer von Sidi Umars Leuten Sand über das Feuer und erstickte es. Das Flugzeug – eine undeutliche Silhouette gegen

die mondbeschienenen Wolken – flog niedrig über uns dahin, gegen Osten, und das Geräusch seines Motors verhallte allmählich.

»Aber, Sidi Umar«, sagte ich, »wäre es nicht für dich und deine *mu-dschahidin* besser, euch nach Ägypten zurückzuziehen, solange noch ein Weg offensteht? In Ägypten könnte es dir vielleicht gelingen, die vielen Flüchtlinge aus der Cyrenaika zusammenzubringen und eine wirksamere Streitmacht vorzubereiten. Der Kampf in diesem Lande muß eine Zeitlang unterbrochen werden, damit es dem Volk möglich werde, wieder zu erstarren ... Die Engländer in Ägypten sind nicht sehr beglückt vom Gedanken, ein starkes Italien als Nachbar in Nordafrika zu haben; sie werden vielleicht zu euren Vorbereitungen ein Auge zudrücken, wenn ihnen klar wird, daß ihr ihnen nicht feindlich gesinnt seid ...«

»Nein, mein Sohn, dazu ist es zu spät. Was du da vorschlägst, wäre vor fünfzehn, sechzehn Jahren möglich gewesen, bevor Sajjid Ahmad – möge Gott sein Leben verlängern – auf den unglücklichen Gedanken verfiel, die Engländer in Ägypten anzugreifen, um den Türken zu helfen, die doch uns nicht halfen ... Jetzt ist es zu spät. Die Engländer werden keinen Finger rühren, um unser Los leichter zu machen; und die Italiener sind fest entschlossen, uns bis zum bitteren Ende zu bekämpfen und uns solcherart alle Möglichkeit eines zukünftigen Widerstands zu nehmen. Wenn wir uns jetzt nach Ägypten zurückziehen, werden wir nie imstande sein, hierher zurückzukehren. Und wie könnten wir denn unser Volk im Stich lassen und ruhig zusehen, wie es von den Feinden Gottes verschlungen wird?«

»Aber Sajjid Idris? Teilt er denn deine Meinung, Sidi Umar?«

»Sajjid Idris ist ein guter Mann, ein guter Sohn eines großen Vaters. Aber Gott hat ihm nicht das Herz gegeben, einen solchen Kampf durchzuhalten ...«

Tiefer Ernst, aber keine Verzagtheit, sprach aus Sidi Umars Stimme, als er solcherart das unausbleibliche Ende seines langen Freiheitskampfes erörterte: er wußte, daß ihm nur der Tod bevorstand. Der Tod war ihm nicht schreckhaft; er suchte ihn nicht; aber er versuchte auch nicht, ihm zu entgehen. Und ich bin sicher, selbst wenn er gewußt hätte, welchen Tod zu sterben ihm bestimmt war, so würde er dennoch keinen Versuch gemacht haben, ihm aus dem Wege zu gehen. In jeder Faser seines Körpers und Geistes schien er sich bewußt zu sein, daß jeder Mensch sein Schicksal in sich selber trägt, wohin er sich auch wendet und was auch immer er tut.

Ein leiser Laut wurde aus dem Gestrüpp vernehmbar, so leise, daß man seiner unter gewöhnlichen Umständen kaum geachtet hätte; aber dies waren eben keine gewöhnlichen Umstände. Da mein Gehör schon darauf eingestellt war, die geringste Andeutung der Gefahr aufzunehmen, hörte ich deutlich das Geräusch verstohlener Schritte, das plötzlich abbrach, um gleich darauf wieder zu ertönen. Die Büsche teilten sich; Zayd und Chalil traten aus ihnen hervor, von zweien unserer Wachtposten begleitet; die Pferde, die sie am Zaum führten, waren mit prallen Wasserschläuchen beladen. Beim Anblick von Sidi Umar stürzte Chalil herbei und küßte die Hand des Greises; dann stellte ich ihm Zayd vor. Sidi Umars scharfe Augen blickten mit sichtlichem Wohlgefallen auf Zayds ernstes Gesicht und seh-nige Gestalt. Er legte die Hand auf Zayds Schulter und sprach:

»Sei willkommen, o Bruder aus dem Land meiner Vorfäter. Von welchen Arabern bist du?« – und als Zayd antwortete, er gehöre dem Schammar-Stamm an, nickte Umar lächelnd: »Oh, du bist also vom Stamm des Hatim at-Tajji, des großmütigsten aller Männer ...<sup>1</sup>«

Ein Tuch wurde vor uns über den Boden gebreitet, und einer von Sidi Umars Gefolgsleuten legte eine Handvoll Datteln darauf. Nachdem wir gegessen hatten, stand der alte Krieger auf.

»Es ist Zeit, weiterzuziehen, Brüder. Wir dürfen uns hier nicht von der Morgendämmerung überraschen lassen, denn das Fort von Bu Sfajja ist zu nahe.«

Wir brachen auf. Zayd und ich ritten zu Pferd hinter Sidi Umar drein, während seine Leute uns zu Fuß folgten. Als wir aus der Schlucht hinausritten, sah ich, daß Umars Gefolge viel zahlreicher war, als ich angenommen hatte: ein dunkler Menschenschatten nach dem andern huschte hinter Fels und Baum hervor und schloß sich unserer Marschkolonne an; mehrere Außenwachen begleiteten uns in weiten Abständen rechts und links. Auf den ersten Blick hätte wohl niemand vermutet, daß etwa dreißig Mann um uns herum waren, denn sie bewegten sich so geräuschlos wie indianische Pfadfinder.

---

1 Hatim war ein vorislamischer Krieger und Dichter, über ganz Arabien hin wegen seiner Großmut und Gastfreundlichkeit berühmt. Sein Name ist bis heute gleichbedeutend mit diesen Tugenden, denen die Araber eine außerordentliche Wichtigkeit beimessen. Der Stamm Schammar, zu welchem Zayd gehörte, leitet seine Abkunft von Hatims Stamm, den Tajji, ab.

Vor Tagesanbruch erreichten wir das Hauptlager von Umar al-Muchtars eigener Guerilla-Abteilung, die zu jener Zeit aus etwas über zweihundert Mann bestand. Mehrere kleine Feuer brannten in der tiefen, engen Schlucht. Die meisten der Männer lagen schlafend am Boden; andere saßen und gingen im grauen Licht der Morgendämmerung umher, reinigten ihre Waffen, schleppten Wasser in Eimern herbei, kochten ihr Essen oder betreuten die paar Pferde, die hier und dort unter den Bäumen herumstanden. Fast alle waren in Lumpen gekleidet; weder damals noch später kam mir in der ganzen Abteilung auch nur ein einziger unversehrter *dshard* oder *burnus* zu Gesicht. Viele der Männer trugen Bandagen, die von kürzlichen Zusammenstößen mit dem Feind Kunde gaben.

Zu meiner Überraschung bemerkte ich zwei Frauen – eine alte und eine junge – im Lager; sie kauerten neben einem der Feuer und waren damit beschäftigt, einen zerrissenen Sattel mit groben Riemenadeln wieder heil zu machen.

»Du wunderst dich über diese Frauen?« sagte Sidi Umar. »Sie teilen unser Geschick und gehen mit uns, wohin auch immer wir gehen. Sie haben sich geweigert, zusammen mit den anderen Frauen und Kindern in Ägypten Zuflucht zu nehmen. Sie sind Mutter und Tochter. Alle ihre Männer sind im Kampf gefallen.«

Zwei Tage und eine Nacht lang – während das Lager auf einen andern geschützten Ort inmitten der Wälder und Schluchten des Plateaus verlegt wurde – besprachen Sidi Umar und ich aufs genaueste alle Möglichkeiten, die Guerilla-Kämpfer besser und stetiger mit Proviant zu versorgen. Ein wenig sickerte noch von Ägypten herüber. Trotz allem, was Sidi Umar mir gesagt hatte, schienen die Engländer gar nicht so abgeneigt zu sein, den Sanussi mit einer gewissen Duldsamkeit zu begegnen – zumindest so lange, als es sich um rein örtliche Bewegungen handelte. Sie übersahen auch geflissentlich die kleinen Abteilungen, welchen es hie und da gelang, durch die italienischen Linien zu brechen und nach Sallum, dem nächsten ägyptischen Küstenort, vorzudringen, wo sie ihre Kriegsbeute – hauptsächlich italienische Maultiere – gegen Lebensmittel eintauschten. Solche Expeditionen waren jedoch mit der größten Gefahr verbunden und konnten nur selten unternommen werden, insbesondere da die Italiener mit der Errichtung des Stacheldrahtverhaus längs der ägyptischen Grenze guten Fortschritt machten. Sidi Umar stimmte mit mir überein, daß es nur eine Alternative gäbe: nämlich eine Nachschublinie auf demselben Weg, auf



dem ich die Cyrenaika erreicht hatte, mit geheimen Depots in den ägyptischen Oasen Bahrijja, Farafra und Siua; aber er zweifelte sehr, ob so ein Plan auf lange Sicht der Wachsamkeit der Italiener entgehen könnte.

(Umars Befürchtungen erwiesen sich als nur allzu wohlbegründet. Einige Monate später gelang es zwar einer solchen Nachschub-Karawane, die *mudschahidin* zu erreichen, aber die Italiener kamen ihr auf die Spur, als sie durch die ›Lücke‹ zwischen Dschaghbub und Dschalu zog. Kurz darauf legten sie bei Bir Tarfaui – ungefähr in der Mitte zwischen diesen zwei Oasen – ein Fort an; und dies, zusammen mit ständigen Erkundungsflügen über das ganze Gebiet, machte eine Wiederholung des Versuchs unmöglich.)

Nunmehr mußte ich an meine Heimkehr denken. Da ich nur höchst ungern auf dem gleichen mühseligen Weg, auf dem ich hergekommen war, zurückreisen wollte, fragte ich Sidi Umar, ob es nicht einen kürzeren Weg gäbe. Es gäbe einen solchen, teilte er mir mit, aber er sei gefährlich: nämlich durch den italienischen Drahtverhau nach Sallum. Eine Abteilung der *mudschahidin* sei gerade im Begriff, ein Abenteuer dieser Art zu unternehmen, um Weizenmehl aus Sallum zu holen; wenn es mir paßte, könnte ich mich ihnen anschließen. Es paßte mir.

Zayd und ich verabschiedeten uns von Umar al-Muchtar. Wir sahen ihn nie wieder: denn kaum acht Monate später wurde er von den Italienern gefangengenommen und hingerichtet.

Nach einem wochenlangen Marsch – nur nachts – durch das wilde Gelände und die Wacholderdickichte des östlichen Dschabal Achdar erreichte unsere etwas über zwanzig Mann starke Gruppe die ägyptische Grenze und somit auch den Drahtverhau, durch den wir brechen mußten. Unser Durchbruchspunkt war nicht etwa aufs Geratewohl gewählt worden. Obwohl der Verhau sich damals schon nahezu an der ganzen Grenze bis Dschaghbub hinzog, war er noch keineswegs fertiggestellt. An manchen Stellen, wie hier, bestand er nur aus einer einzigen Reihe von Stacheldrahtwindungen nicht ganz drei Meter hoch und etwas über einen Meter breit, während es an anderen Stellen bereits drei solche Reihen gab. Allerdings, der Punkt, den wir uns ausgesucht hatten, lag kaum einen Kilometer von einem Fort entfernt, in welchem sich nicht nur Infanterie, sondern auch Panzerautos befanden: aber wir hatten eben die Wahl zwischen diesem Abschnitt und irgendeinem andern, der vielleicht weniger gut befestigt sein mochte, dafür aber eine doppelte oder sogar dreifache Reihe von Drahtverhauen aufwies.

Einer Verabredung gemäß sollten einige Kilometer jenseits der Grenze Anhänger des Sanussi-Ordens uns mit ihren Lasttieren erwarten, so daß es unnötig war, unsere eigenen Pferde der Gefahr eines Durchbruchs auszusetzen – ganz abgesehen davon, daß im Falle einer feindlichen Überraschung eine Koppel scheuender Tiere uns eher schaden als nützen würde. So schickten wir sie nun unter der Obhut einiger *mudschahidin* zurück, während der Rest unserer Abteilung kurz vor Mitternacht zu Fuß auf den Stacheldraht zuing. Es gab für uns keinen Schutz außer der Dunkelheit, denn die Italiener hatten alle Bäume und Büsche längs der Grenze schon seit langem beseitigt.

Außenwachen wurden im Abstand von je ungefähr dreihundert Metern nordwärts und südwärts aufgestellt; sechs unserer Leute – ausgerüstet mit Drahtscheren und dicken Lederhandschuhen, die bei früheren Angriffen auf italienische Truppenteile erbeutet worden waren – krochen auf allen vieren vorwärts, während wir anderen sie mit unseren Gewehren deckten. Der Augenblick war voller Spannung; ich fühlte, wie mir das Herz gewaltsam bis zur Kehle hinauf schlug. Angestrengt auf das geringste Geräusch lauschend, konnte ich nur das Knirschen von Sand und Kies unterm Gewicht der sechs vernehmen, und von Zeit zu Zeit auch den Schrei eines Nachtvogels. Dann kam das erste leise Kreischen der Schere, die in den Stacheldraht hineinbiß – meinen Ohren klang es wie eine Explosion –, und gleich darauf das gedämpfte Stakkato der knackenden Drähte ... *knack, knack, knack* ... metallisches Reiben, Knirschen und Knacken, immer tiefer und tiefer in den Drahtverhau hinein ...

Wieder brach ein Vogelschrei durch die Nacht; aber diesmal war es kein Nachtvogel, sondern ein Signal von unserer Außenwache im Norden: Gefahr im Anzug – und fast im gleichen Augenblick kam uns das Rollen eines Motors zu Ohr. Der Strahl eines Scheinwerfers schoß schräg in die Luft empor. Wie ein Mann warfen wir uns alle zu Boden, mit Ausnahme der Drahtschneider, die mit ihrer Arbeit in verzweifelter Hast fortfuhren und sich nicht mehr darum kümmerten, Geräusche zu vermeiden, sondern wie besessen in den Draht schnitten, hackten und mit Gewehrkolben einhieben. Einige Sekunden später krachte ein Schuß: unser Wachtposten im Norden. Die Mannschaft des Panzerautos hatte ihn wohl erspät, denn der Strahl des Scheinwerfers strich plötzlich zur Erde nieder, und wir hörten das Knattern eines Maschinengewehrs. Lauter wurde das Dröhnen des Motors; die schwarze Silhouette rollte direkt auf uns zu; nochmals drehte

sich der Scheinwerfer: und wir waren in seinem Licht gefangen. Wieder das Knattern des Maschinengewehrs; der Schütze hatte aber wohl zu hoch gezielt: ich hörte das Winseln und Pfeifen der Kugeln, die über unsere Köpfe hinwegflogen. Auf dem Bauch liegend, eröffneten wir das Feuer aufs Panzerauto.

»Der Scheinwerfer! Der Scheinwerfer!« schrie jemand. »Zielt auf den Scheinwerfer!« – und der Scheinwerfer, anscheinend von den Kugeln unserer Scharfschützen getroffen, ging auf einmal aus. Das Panzerauto blieb mit einem Ruck stehen, aber der Maschinengewehrschütze fuhr fort, blindlings zu schießen. Im gleichen Augenblick teilte uns ein Aufschrei aus dem Drahtverhau mit, daß der Durchbruch beendet war – und einer nach dem andern zwängten wir uns durch die schmale Öffnung, ohne den losen Stacheldraht zu beachten, der unsere Kleider und unsere Haut zerfetzte. Laufende Füße trampelten daher – und zwei weitere Gestalten stürzten ins Loch im Drahtverhau: unsere beiden Wachtposten. Den Italienern schien es nicht ganz geheuer zu sein, das Fahrzeug zu verlassen und es im offenen Kampf mit uns aufzunehmen ...

Und dann standen wir – nein, rannten – auf ägyptischem Boden und suchten Deckung hinter Steinblöcken, Sandwellen und vereinzelt Büschen, noch eine Weile von unregelmäßigem, ziellosem Schießen verfolgt.

Um Morgengrauen waren wir tief in ägyptischem Gebiet und außer aller Gefahr. Fünf Mann fehlten – man konnte mit Sicherheit annehmen, daß sie tot waren – und vier waren verwundet, jedoch keiner ernstlich.

»Gott war uns diesmal gnädig«, sagte einer der Verwundeten. »Manchmal verlieren wir die Hälfte unserer Leute bei so einem Durchbruch. Aber immerhin, keiner stirbt, dem nicht Gott, gepriesen sei Sein Name, es bestimmt hat, zu sterben ... Und überdies, heißt es denn nicht im Heiligen Buch: *Sprechet nicht von jenen, die auf Gottes Wegen den Tod erleiden, als wären sie wirklich tot: denn, fürwahr, sie sind am Leben ...?*«

Zayd und ich kehrten daraufhin über Marsa Matruh und Alexandrien nach Oberägypten zurück und reisten von dort, wie verabredet, in einer *dhau* nach Janbu; und so, zwei Wochen nach unserm Ausbruch aus der Cyrenaika, befanden wir uns wieder in Medina. Das ganze Abenteuer hatte ungefähr zweieinhalb Monate gedauert, und unsere Abwesenheit vom Hidschaz war kaum jemand aufgefallen ...

Als ich nunmehr mit Sidi Muhammad az-Zuayy die Schwelle des beschei-

denen Ordenshauses in Medina überschreite, lebt noch eine Weile der Widerhall von Tod und Verzweiflung in mir, und ich rieche noch einmal den Geruch der Wacholderbäume und verspürte noch einmal das krampfhaftige Zusammenzucken meines Herzens unterm Pfeifen der Kugeln über meinem Kopf, und die Pein eines hoffnungslosen Unterfangens; und dann klingt der Widerhall aus, und die Erinnerung verblaßt, und nur die Pein bleibt zurück.

#### 4

Und wieder einmal stehe ich vor dem Groß-Sanussi und sehe des alten Kriegers müdes Gesicht; und wieder einmal küsse ich die Hand, die so lang ein Schwert gehalten hat, daß sie es nicht länger halten kann.

»Gott segne dich, mein Sohn, und wache über deinen Weg ... Es ist über ein Jahr her, seit wir uns sahen; und dieses Jahr sah das Ende unserer Hoffnungen. Aber Preis sei Gott, was immer Er auch bestimmen möge...«

Es muß wahrlich ein kummervolles Jahr für Sajjid Ahmad gewesen sein: die Falten um seinen Mund sind tiefer und seine Stimme leiser denn je. Der alte Adler ist gebrochen. Er sitzt in sich zusammengesunken auf dem Teppich, dicht in seinen *burnus* gehüllt, als ob ihm kalt wäre, und starrt wortlos in eine endlose Ferne.

»Wenn es nur gelungen wäre, Umar al-Muchtar zu retten«, flüstert er. »Wenn es uns nur gelungen wäre, ihn zu überreden, nach Ägypten zu entkommen, solange es noch Zeit war ...«

»Niemand hätte Sidi Umar retten können«, tröste ich ihn. »Er wollte ja gar nicht gerettet werden. Er zog es vor, zu sterben, da er nicht siegen konnte. Ich wußte all dies schon, als ich von ihm Abschied nahm, o Sidi Ahmad.«

Sajjid Ahmad nickt schwer mit dem Kopf. »Ja, auch ich wußte es, auch ich wußte es ... Ich hab's zu spät gewußt. Manchmal kommt es mir in den Sinn, daß es falsch war, dem Ruf von Istanbul zu folgen, damals, vor siebzehn Jahren ... War nicht das vielleicht schon der Anfang des Todes nicht nur für Umar, sondern für alle Sanussi?«

Darauf kann ich ihm jetzt kaum Nein sagen, denn ich habe ja immer empfunden, daß sein Entschluß, jenen unnötigen Krieg gegen die Engländer anzufangen, der verhängnisvollste Irrtum seines Lebens war.

»Und dennoch«, setzt Sajjid Ahmad hinzu, »wie hätte ich denn anders handeln sollen, als der Kalif des Islam mich um Hilfe anrief? War ich vernünftig oder war ich töricht? Wer denn, außer Gott, kann jemals entscheiden, ob ein Mensch vernünftig oder töricht ist, wenn er dem Ruf seines Gewissens folgt?«

Wer kann es wirklich entscheiden?

Der Kopf des Groß-Sanussi schwankt von Seite zu Seite vor Schmerz und Verwirrung. Seine Augen sind von den schweren Lidern verhangen; und mit plötzlicher Gewißheit weiß ich, daß sie nie wieder in Hoffnung aufflackern werden.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Im darauffolgenden Jahr (1933) starb Sajjid Ahmad in Medina.

## XII WEGESENDE

### 1

Wir verlassen Medina spät in der Nacht und ziehen über den östlichen Weg – denselben, auf welchem der Prophet Muhammad auf seiner letzten Pilgerfahrt nach Mekka zog, einige Monate vor seinem Tod.

Wir reiten den Rest der Nacht hindurch bis zur Morgendämmerung. Nach einem kurzen Aufenthalt fürs Morgengebet reiten wir in den grauen, wolkigen Tag hinein. Am Vormittag beginnt es zu regnen, und bald sind wir bis auf die Haut durchnäßt. Schließlich erspähen wir ein Beduinenlager fern zu unserer Linken und beschließen, in einem seiner schwarzen Zelte Zuflucht zu nehmen.

Das Lager ist klein; es gehört einer Gruppe von Harb-Beduinen, die uns mit dem lauten Ruf empfangen, »Möge Gott euch Leben gewähren, o ihr Fremden! Seid uns willkommen!« Ich breite meine Decke über die Matte aus Ziegenhaar im Zelt des Scheichs; seine Frau – unverhüllt wie die meisten Beduinenfrauen in dieser Gegend – wiederholt ihres Gatten freundlichen Willkommensgruß. Nach der schlaflosen Nacht überkommt mich sehr bald der Schlaf unterm Trommeln des Regens auf dem Zelt Dach.

Einige Stunden später trommelt der Regen in mein Erwachen herein. Nächtliches Dunkel liegt um mich – ach nein, es ist keine Nacht, sondern nur die schwarze Decke des Zeltes aus Ziegenhaar; und es riecht nach nasser Wolle. Ich strecke meine Arme aus, und meine Hand stößt an den Kamelsattel, der hinter mir am Boden steht. Es ist gut, die Glätte des alten Holzes in der Hand zu fühlen; es macht mir Vergnügen, mit den Fingern daran zu spielen, bis hinauf an den Knauf, der mit eisenharten, kantigen Kameldarmstreifen zusammengeschnürt ist.

Nach einer Weile stehe ich auf und trete in die Zeltöffnung. Der Regen hämmert Löcher in den Sand – Myriaden von winzigen Löchern, die plötzlich entstehen und ebenso plötzlich verschwinden, um anderen Platz zu machen – und zerstäubt glitzernd auf den blaugrauen Felsenblöcken zu

meiner Rechten. Niemand ist in Sicht; die Männer sind wohl alle ausgegangen, um nach den Kamelen zu sehen; die schwarzen Zelte neben dem Akazienbaum schweigen in der Stille des Regennachmittags. Aus einem von ihnen schlängelt sich ein grauer Rauchschwaden empor – Verkünder abendlichen Essens –: aber er ist zu dünn und zu demütig, um gegen den Regen aufzukommen, und zieht seitwärts, hilflos verflatternd, wie Frauenhaar im Wind. Die Hügel scheinen hinter dem beweglichen Vorhang aus silbergrauen Wasserschnüren zu schwanken; es duftet nach Wasser und wilden Akazien und feuchter Zeltwolle.

Allmählich verstummt das Plätschern und Rauschen, und die Wolken beginnen unter den Strahlen der sinkenden Sonne auseinanderzubrechen. Ich gehe auf einen der niedrigen Granitblöcke zu. Er ist oben flach ausgehöhlt: eine Mulde, so groß wie eine jener Schüsseln, auf welcher bei festlichen Gelegenheiten ein Berg von Reis und ein ganzes geröstetes Schaf dem Gaste vorgesetzt werden; jetzt ist die Mulde mit Wasser angefüllt. Als ich meine Arme hineinstecke, reicht es mir bis zum Ellbogen, lauwarm, sonderbar liebkosend; und da ich die Arme drin bewege, kommt es mir vor, als trinke meine Haut. Von einem der Zelte her kommt eine Frau; sie trägt ein großes kupfernes Gefäß auf dem Kopf, um es aus einer der Wasserlachen in den Felsen zu füllen, und hält die Arme seitwärts ausgestreckt und aufwärts gebogen, mit den Händen die Zipfel ihres weiten, roten Gewandes wie Flügel auseinanderhaltend und sich im Schreiten leise wiegend. Sie wiegt sich wie das Wasser, wenn es die Felsen langsam herunterrinnt, denke ich mir; sie ist schön wie Wasser ... Aus der Ferne höre ich das Röhren der heimkehrenden Kamele; und da kommen sie auch schon in losem Durcheinander hinter den Felsenhängeln hervor und schlürfen mit schlenkernden Beinen bedächtig vor sich hin. Die Hirten treiben sie mit scharfen, kurzen Rufen in die Mitte des Tals zusammen, und rufen dann »Ghrr ... ghrr ...«, um sie zum Niederknien zu bringen; und die vielen braunen und honiggelben Höcker schwingen sich in wellenförmigen Bewegungen zur Erde nieder. In der wachsenden Dämmerung legen die Hirten den Kamelen die Kniestricke an und verteilen sich dann auf die Zelte, jeder, wohin er gehört.

Und da ist die Nacht mit ihrer samtene Dunkelheit und Kühle. Vor den meisten der Zelte glühen Feuer; das Klappern der Töpfe und Schüsseln und das Lachen der Frauen vermengt sich mit den gelegentlichen Rufen der Männer und den Bruchstücken ihrer Unterhaltung, die der Wind zu

mir herüberträgt. Die Schafe und Ziegen, die nach den Kamelen kamen, blöken noch eine Weile, und manchmal bellt ein Hund – so wie er in allen Nächten und allen Zeltlagern Arabiens bellt.

Zayd ist nirgends zu sehen; wahrscheinlich schläft er noch in einem der Zelte. Ich gehe langsam zu den lagernden Kamelen hinüber. Mit ihren großen Leibern haben sie sich Kuhlen im Sande zurechtgeschoben und liegen jetzt bequem da; einige kauen ihr Futter wieder, andere haben die Häse lang auf den Boden hingestreckt. Das eine oder das andere hebt den Kopf hoch und gibt ein grunzendes Stöhnen von sich, als ich vorübergehe und spielerisch an den feisten Höcker greife. Da ist ein ganz junges Füllen, eng an das Muttertier gedrängt; von meinen Händen geschreckt, springt es auf, und die Mutter dreht ihren Kopf nach mir hin und röhrt leise mit weit aufgerissenem Maul. Ich umfasse den Hals des Füllens mit meinen Armen und halte es fest und presse mein Gesicht in die warme Wolle an seinem Rücken: und da wird es auf einmal ganz ruhig und scheint alle Angst verloren zu haben. Die Wärme des Tierrückens dringt mir ins Gesicht und in die Brust; unter meiner Handfläche spüre ich das Blut in des Tieres Schlagader pochen; es vercinigt sich mit dem Pochen meines eigenen Blutes und erweckt in mir ein Gefühl der Nähe zum Leben selbst, und eine Sehnsucht, mich ganz darin zu verlieren.

## 2

Wir reiten, und jeder Schritt unserer Dromedare bringt uns dem Ende unseres Weges näher. Wir reiten tagelang durch die sonnengleißende Steppe; wir schlafen nachts unter den Sternen und wachen auf in der Kühle des Morgengrauens; und langsam nähere ich mich meinem Wegesende.

Nie hat es einen andern Weg für mich gegeben; denn obwohl ich es nicht wußte, war Mekka seit vielen Jahren mein Ziel. Lang ehe ich seiner gewahr wurde, rief es mir mit mächtiger Stimme zu: »Mein Reich ist in diesem Leben wie auch im Leben, das da kommen soll; Mein Reich wartet auf des Menschen Körper wie auch seine Seele, und erstreckt sich über alles, was er denkt und fühlt und tut – über sein Handeln wie auch sein Gebet, über seinen Schlafraum wie auch seine Politik; Mein Reich kennt weder Schranke noch Ende.« Und als mir all dies nach Jahren klar wurde, da begriff ich, wohin ich gehörte: ich begriff, daß die Bruderschaft des Islam



auf mich gewartet hatte, seit ich zur Welt kam: und so wurde ich Muslim. Mein frühes Verlangen, einem bestimmten Ideenkreis anzugehören, Teil einer Gemeinschaft von Brüdern zu sein, hatte endlich seine Erfüllung gefunden.

Merkwürdigerweise – aber vielleicht gar nicht so merkwürdig, wenn man bedenkt, was der Islam eigentlich anstrebt – war mein erstes Erlebnis als ein Muslim unter Muslims ein Erlebnis der Brüderlichkeit ...

Zu Anfang Januar 1927 zog ich wieder ins Morgenland, von Elsa und ihrem kleinen Sohn begleitet; und diesmal, das ahnte ich schon, war es ein endgültiger Auszug.

Tagelang fuhren wir durchs Mittelmeer, durch einen schimmernden Kreis von Meer und Himmel, manchmal nur von fernen Küsten begrüßt und von dem Rauch vorbeifahrender Schiffe. Weit hinter uns war Europa versunken und fast schon vergessen.

Aus dem Gewimmel der Kajütenfahrgäste stieg ich oft in das dumpfe Zwischendeck hinunter. Auf dem Flächenraum eines mittelgroßen Zimmers standen dort etwa fünfzig eiserne Bettgestelle in Reihen und Vierecken, je zwei übereinander, an eisernen Pfosten befestigt. Das Schiff war ein Ostasienfahrer, und so bestand die Mehrzahl der Zwischendeckreisenden aus Chinesen, kleinen Handwerkern und Händlern, die nach Jahren mühseliger Arbeit in Europa nach dem Reich der Mitte zurückkehrten. Außerdem gab es noch eine Gruppe von Arabern aus dem Jemen, die in Marseille an Bord gekommen waren. Auch sie fuhren heimwärts. Noch war der Klang und Geruch abendländischer Häfen um sie; noch lebten sie im Nachgeschmack der Zeit, da die braunen Hände in den Heizräumen englischer, amerikanischer oder holländischer Schiffe Kohlen unter die dampfenden Kessel schaufelten; noch schwirrten fremdländische Ortsnamen um sie herum: New York, Buenos Aires, Hamburg. Einst, von der plötzlichen Sehnsucht nach den glänzenden, unbekanntem Ländern ergriffen, hatten sie sich im Hafen von Aden als Heizer oder Kohlentrimmer anheuern lassen und waren aus der Welt ihrer Kindheit hinausgefahren; im Erleben der ungeheuren Fremde wähten sie über sich selbst hinauszuwachsen ... Bald aber würde das Schiff Aden anlaufen, und alle Fremdheit würde wieder versinken. Sie würden den abendländischen Hut mit dem Turban oder der *kufijja* vertauschen, das Gestern nur noch als Erinnerung behalten und, jeder Mann für sich, in ihre heimatlichen Dörfer im Jemen gehen. Würden sie als dieselben zurückkehren, als welche sie ausgezogen

waren – oder als Verwandelte? Hatte das Abendland ihre Seelen gefangen – oder nur ihre Sinne gestreift?

Das Problem dieser Jemeniten erweiterte sich mir zu einer Frage von weiterer Bedeutung.

Nie zuvor, dachte ich mir, sind die islamische und die abendländische Welt in so nahe Berührung gekommen wie heute. Diese Berührung ist Kampf: sichtbar und unsichtbar. Unter dem Druck der westlichen Kultureinflüsse verkümmern die Seelen vieler Muslims. Sie lassen sich von ihrer einstigen Einsicht fortlocken, daß eine Verbesserung der materiellen Lebenshaltung nur ein Mittel und kein Ziel sein darf; sie sind im Begriffe, derselben abgöttischen Anbetung des ›Fortschritts‹ zu verfallen, welcher das Abendland verfallen ist, seitdem es seinen religiösen Glauben zu einem zwar immer noch melodischen, jedoch ganz unverbindlichen Geklingel hinter allem Wirklichkeitsgeschehen herabgewürdigt hat; sie beginnen das Abendland nachzuahmen und verlieren dadurch Größe, statt sie zu gewinnen: denn Nachahmung ist ein Feind des Schöpferischen und muß den Nachahmer unweigerlich verkleinern ...

Es läßt sich natürlich nicht leugnen, daß die Muslims viel vom Abendland lernen können, insbesondere auf den Gebieten der Wissenschaft und Technik: aber eine Übernahme wissenschaftlicher Erfahrungen und Methoden hat eben nichts mit ›Nachahmung‹ zu tun – und schon gar nicht bei einem Volk, dem sein eigener Glaube befiehlt, nach Wissen zu suchen, wo immer es zu finden ist. Wissenschaft ist weder abendländisch noch morgenländisch; alle wissenschaftlichen Entdeckungen sind doch nur Glieder in einer unendlichen Geisteskette, welche die ganze Menschheit umspannt. Jeder Wissenschaftler baut auf den Grundlagen, die von seinen Vorgängern – sei es aus seinem eigenen oder einem fremden Volk – gelegt worden sind; und dieses Bauen, Berichtigen und Verbessern überträgt sich von Mensch zu Mensch, von Zeitalter zu Zeitalter, von Kulturkreis zu Kulturkreis, – so daß es sich letzten Endes gar nicht behaupten läßt, die wissenschaftlichen Errungenschaften einer bestimmten Zeit oder Zivilisation seien nur dieser Zeit oder Zivilisation ›eigen‹. Es kommt wohl vor, daß zu gewissen Zeiten eine Völkergruppe frischer und vitaler ist und deshalb mehr als alle anderen zum allgemeinen Bestand des Wissens beizutragen vermag; auf die Dauer jedoch beteiligen sich alle Kulturkreise an dem gemeinsamen Bau. Es gab eine Zeit, da die islamische Zivilisation vitaler war als die Europas; sie übermittelte dem Abendland nicht nur viele um-

stürzende Entdeckungen und Erfindungen, sondern auch etwas weitaus Bedeutenderes: nämlich die Grundprinzipien jener ›wissenschaftlichen Methode‹, auf welcher die moderne Naturwissenschaft und Technik aufgebaut ist. Trotzdem aber wäre es falsch, zu behaupten, die grundlegenden chemischen Entdeckungen eines Dschabir ibn Hajjan hätten die Chemie zu einer ›arabischen‹ Wissenschaft gemacht, noch kann man Algebra und Trigonometrie als ›islamische‹ Wissenschaften bezeichnen, bloß weil die eine von Al-Chuarizmi und die andere von Al-Battani begründet wurde, die doch beide Muslims waren: genau so wie es falsch wäre, von einer ›englischen‹ Theorie der Schwerkraft oder einer ›deutschen‹ Quantentheorie zu reden, bloß weil Newton ein Engländer war und Planck ein Deutscher ist. Alle solchen Erkenntnisse und Errungenschaften sind eben gemeinsames Besitztum des ganzen Menschengeschlechts. Falls also die Muslims moderne wissenschaftliche und technische Methoden vom Abendland übernehmen (und sie müssen sie zweifellos übernehmen), werden sie nur dem gesunden Instinkt folgen, der die Menschen veranlaßt, sich die Erfahrungen anderer Menschen zunutze zu machen. Wenn sie jedoch abendländische Sitten, Gebräuche und Gesellschaftsbegriffe übernehmen, werden sie gar keinen Nutzen davon ziehen – denn was das Abendland ihnen in dieser Hinsicht zu geben vermag, ist keineswegs dem überlegen, was ihre eigene Kultur ihnen gab und wozu ihr eigener Glaube ihnen den Weg weist.

Wird der Muslim im abendländischen Sinne ›fortschrittsgläubig‹, so ist er verloren; nimmt er dagegen die Dinge des Fortschritts mit kühlem Kopf als ein Mittel zum Zweck und nicht als einen Endzweck an, so kann es kommen, daß er nicht nur seine eigene innere Freiheit behauptet, sondern vielleicht sogar noch eines Tages dem Abendländer dazu verhilft, die süßen Dinge des Lebens wieder zu entdecken ...

Unter den Jemeniten im Zwischendeck befand sich ein schmaler, kleiner Mann mit Adlernase und so gespanntem Gesicht, daß es zu flammen schien; aber seine Gesten waren ruhig und gemessen. Als er erfuhr, ich wäre vor kurzem dem Islam beigetreten, faßte er eine besondere Zuneigung zu mir; wir saßen stundenlang zusammen an der Reling, und er erzählte mir von seinem Bergdorf im Jemen. Er hieß Muhammad Salih.

Eines Abends besuchte ich ihn im Zwischendeck. Einer seiner Freunde war krank und lag fiebernd auf dem eisernen Bettgestell (der Schiffsarzt

war anscheinend zu bequem, um ins Zwischendeck hinunterzusteigen). Er schien an Malaria zu leiden, und ich gab ihm Chinin. Während ich mich mit dem Kranken abgab, sah ich, wie die anderen Jemeniten sich in einer Ecke um den kleinen Muhammad Salih zusammendrängten und flüsternd, mit Seitenblicken auf mich, eine Beratung abhielten. Schließlich trat einer aus der Gruppe hervor – ein großer Bursche mit olivfarbenem Gesicht und wilden, warmen Augen – und hielt mir eine Handvoll von zerknüllten Frankenscheinen entgegen:

»Wir haben dies unter uns gesammelt. Es ist leider nicht viel; gewähr uns die Gunst und nimm es an.«

Ich trat verblüfft zurück und erklärte, ich hätte doch nicht um des Geldes willen ihrem Kameraden die Medizin gegeben.

»Nein, nein, wir wissen es; nimm aber trotzdem das Geld. Es ist keine Belohnung, sondern ein Geschenk – ein Geschenk von deinen Brüdern. Wir freuen uns über dich, und deshalb geben wir dir das Geld. Du bist ein Muslim und also unser Bruder. Du bist sogar noch mehr als wir anderen: wir sind ja als Muslims geboren, unsere Väter waren es und unsere Großväter; du aber hast mit deinem eigenen Herzen den Islam erkannt ... Nimm das Geld an, Bruder, um des Gottgesandten willen.«

Ich aber, noch immer in meinen europäischen Besitzvorurteilen befangen, wehrte mich: »Ich könnte unmöglich für die Handreichung an einem kranken Freund ein Geschenk annehmen ... Außerdem habe ich Geld genug; ihr braucht es sicherlich nötiger als ich. Und wenn ihr es durchaus geben wollt, so verschenkt es doch an die Armen in Port Said.«

»Nein«, wiederholte der Jemenite, »nimm es von uns an – und wenn du es nicht behalten willst, so verschenke du es in deinem eigenen Namen an die Armen.«

Und als sie mich bestürmten und, durch meine Abwehr erschüttert, traurig und schweigsam wurden, als hätte ich nicht ihr Geld, sondern ihre dargebotenen Herzen zurückgestoßen, begriff ich plötzlich: wo ich herkam, waren die Menschen gewöhnt, Mauern aufzurichten zwischen Ich und Du: dies hier aber war eine Welt der unverbauten Seelen ...

»Gebt her das Geld, Brüder. Ich nehme es an und danke euch.«

»Morgen, *inscha-Allah*, werden wir in Mekka sein. Das Feuer, das du jetzt anmachst, Zayd, ist unser letztes; unsere Reise nähert sich ihrem Ende.«

»Aber, o mein Oheim, es wird doch sicher noch andere Feuer für uns zum Anzünden geben, und immer wird doch eine neue Reise vor dir und mir liegen?«

»Es kann sein, Zayd, mein Bruder: nur habe ich irgendwie das Gefühl, jene anderen Reisen werden nicht in diesem Land sein. Ich bin so lange in Arabien herumgewandert, daß es mir ins Blut gedrungen ist; und ich fürchte, wenn ich jetzt nicht fortgehe, werde ich niemals fortgehen ... Aber ich muß fortgehen, Zayd: erinnerst du dich denn nicht mehr an den Spruch, daß das Wasser sich bewegen und fließen muß, wenn es klar bleiben soll? Solang ich noch jung bin, möchte ich sehen, wie unsere islami-schen Brüder in anderen Teilen der Welt leben – in Indien, in China, in Java ...«

»Aber, o mein Oheim«, antwortete Zayd in Bestürzung, »du hast doch nicht etwa aufgehört, das Land der Araber zu lieben?«

»Nein, Zayd, ich liebe es genau so wie immer; vielleicht sogar ein bißchen zu sehr – so sehr, daß es mich schmerzt, daran zu denken, was wohl die Zukunft diesem Land bringen wird. Man sagt mir, der König beabsichtige, sein Reich den *farandschi* aufzutun, um an ihnen Geld zu verdienen: er wird ihnen erlauben, nach Öl in Al-Hasa zu graben und nach Gold im Hidschaz – und Gott allein weiß, was dies alles den Beduinen antun wird. Dieses Land wird nicht so bleiben, wie es ist ...«

In der Ruhe der Wüstennacht werden auf einmal die Fußschläge eines galoppierenden Kamels vernehmbar. Ein einsamer Reiter saust aus der Dunkelheit mit fliegenden Satteltroddeln und flatterndem Mantel hervor, reißt sein Dromedar mit jähem Ruck zum Stehen und springt, ohne auf sein Niederknien zu warten, aus dem Sattel. Nach einem kurzen »Friede sei mit euch«, beginnt er, ohne ein weiteres Wort zu reden, das Tier abzusatteln, wirft seine Packtaschen neben das Lagerfeuer hin und setzt sich, immer noch schweigend, mit abgewandtem Gesicht auf die Erde.

»Gott gebe dir Leben, o Abu Saïd«, sagt Zayd, der offensichtlich den Fremden kennt. Dieser aber schweigt, woraufhin Zayd sich zu mir wendet: »Er gehört zu Ibn Sauds *radschadschil*, der Teufel.«

Der mürrische Abu Saïd ist sehr dunkel von Angesicht; seine dicken Lip-

pen und gekräuselten Haare, die er sorgfältig in zwei Zöpfen geflochten trägt, weisen auf afrikanische Ahnen hin. Er ist außerordentlich gut gekleidet; der Dolch in seinem Gürtel – wahrscheinlich ein Geschenk des Königs – hat eine goldbeschlagene Scheide; und sein Reittier ist ein prachtvolles, honigfarbenedes Dromedar der ›nördlichen‹ Rasse, schlankgliedrig, schmalköpfig, mit breiten Schultern.

»Was ist denn mit dir los, o Abu Saïd? Warum sprichst du denn nicht zu deinen Freunden? Bist du etwa von einem Dschinn besessen?«

»Es ist Nura ...« flüstert Abu Saïd. Nach einer Weile, nachdem der heiße Kaffee seine Zunge gelöst hat, erzählt er uns von diesem Mädchen aus der nedschdischen Stadt Ar-Rass (er nennt den Namen ihres Vaters, und es stellt sich heraus, daß ich ihn gut kenne). Er sah sie eines Tages über die Mauer seines Gartens hinweg, als sie mit anderen Frauen Wasser holen ging – »und es war mir, als wäre eine glühende Kohle in mein Herz hereingefallen. Ich liebe sie, aber ihr Vater, dieser Hund, wollte mir seine Tochter nicht geben – dieser Bettler! – und sagte, sie hätte Angst vor mir! Ich bot eine Menge Geld als Brautgabe an, auch ein Stück von meinem Land; aber er schlug immer ab und verheiratete das Mädchen zum Schluß, ganz plötzlich, an ihren Vetter, Gottes Fluch sei über ihm und ihr!«

Sein kräftiges, dunkles Gesicht ist von der Seite vom Feuer beleuchtet, und die Schatten, die mit dem Flackern der Flammen darüberhuschen, sind wie die Schatten der Höllenqual. Er hält es nicht lange sitzend aus; von Unruhe getrieben, springt er auf, macht sich eine Weile an seinem Sattel zu schaffen, kehrt zum Feuer zurück, und läuft dann plötzlich in die leere Nacht hinaus. Wir hören ihn, wie er in weiten Bogen um unsern Lagerplatz rennt und schreit, schreit:

»Nuras Feuer verbrennt mich! Nuras Feuer brennt in meinem Herzen!« – und wieder, mit einem Aufschluchzen: »Nura! Nura!«

Er nähert sich uns wieder und läuft im Kreise um uns herum, und sein Kaftan flattert wie ein gespenstischer Nachtvogel im Licht und Dunkel des flackernden Lagerfeuers.

Ist er wahnsinnig? Ich glaube es nicht. Es mag aber sein, daß aus den dunklen Untergründen seiner Seele irgendwelche urzeitlichen Regungen auferstehen – atavistische Erinnerungen an den afrikanischen Busch, an Ahnen, die inmitten von Mysterien und Dämonen lebten, noch ganz nah dem Augenblick, da der göttliche Funke des Bewußtseins zum ersten Mal das Tier in einen Menschen verwandelte und noch zu schwach war, die

entfesselten Elemente der Urzeit zu einem höhern Sein zu bannen ... Eine Sekunde lang kommt es mir vor, als sähe ich wahrhaftig Abu Saïds brennendes Herz vor mir, einen Klumpen aus Fleisch und Blut und Rauch, vom Feuer der Leidenschaft wie von einem wirklichen Feuer verzehrt, – und es erscheint mir durchaus natürlich, daß er so schrecklich schreit und schreit und wie rasend im Kreis herumläuft, daß die gefesselten Kamele aufschrecken und sich auf drei Beinen erheben ...

Dann kommt er zu uns zurück und wirft sich auf die Erde nieder. Im Gesichte Zayds kann ich deutlich den Widerwillen vor diesem Gebaren lesen – denn dem aristokratischen Sinn eines echten Arabers ist nichts verächtlicher als solch eine Hemmungslosigkeit des Gefühls. Aber Zayds gutes Herz gewinnt schnell Oberhand. Er zupft Abu Saïd am Ärmel; und als jener den Kopf hebt und ihn mit leerem Blick anstarrt, zieht Zayd ihn sanft, wie eine Mutter das Kind, zu sich heran:

»O Abu Saïd, wie kannst du dich so vergessen? Du bist doch ein Krieger, Abu Saïd ... Du hast doch Männer getötet und oftmals haben Männer dich fast getötet – und jetzt schlägt eine Frau dich nieder? Es gibt ja noch andere Frauen auf der Welt außer Nura ... O Abu Saïd, du Krieger, du Narr ...«

Und da der Afrikaner leise vor sich hinstöhnt und sein Gesicht in den Händen birgt, fährt Zayd fort:

»Schweig, Abu Saïd ... Schau hinauf: siehst du jene helle Bahn am Himmel?«

Abu Saïd sieht verwundert auf, und auch ich folge unwillkürlich Zayds Zeigefinger und wende meine Augen zu der blassen, ungeraden Bahn, die sich da quer über den Himmel von einem Rand bis zum andern Rand hinzieht. Ihr nennt sie die Milchstraße: aber die weisen Beduinen wissen, daß es die Wegspur jenes himmlischen Widders ist, der Abraham geschickt ward, als er seinem Gott gehorsam das Messer erhob, um den erstgeborenen Sohn zu opfern. Die Spur blieb am Himmel sichtbar für ewige Zeiten, ein Wahrzeichen des Erbarmens und der Gnade, Erinnerung an die Rettung, die quer durch den Sternenraum einem Menschen gesandt wurde – und solcherart eine Tröstung den Späteren: den einsam in der Wüste Herumirrenden, und jenen anderen, die weinend und verlassen durch die Wildnis ihres Lebens taumeln.

Und Zayd spricht, mit der Hand zum Himmelweisend, feierlich und dennoch ohne Pathos, so wie nur ein Araber zu sprechen vermag:

»Dies ist der Pfad des Widders, den Gott unserm Meister Abraham schickte, als er seinen Erstgeborenen töten wollte; so hat Gott Seinem Knecht Gnade erwiesen ... Glaubst du denn, daß Er dich vergessen wird?«

Unter Zayds beschwichtigenden Worten glättet sich Abu Saïds dunkles Gesicht in kindlichem Erstaunen und wird zusehends ruhiger; und er sieht aufmerksam, wie ein Schüler unter des Lehrers Anleitung, zum Himmel hinauf, um darin eine Antwort auf seine Verzweiflung zu finden.

#### 4

Abraham und sein himmlischer Widder: solche Bilder kommen einem in diesem Land immer wieder in den Sinn. Es ist erstaunlich, wie lebendig die Erinnerung an jenen alttestamentlichen Patriarchen den Arabern ist – weitaus lebendiger als den abendländischen Christen, die doch ihre religiösen Vorstellungen in erster Linie aus dem Alten Testament beziehen, oder sogar den Juden, welchen das Alte Testament den Anfang und das Ende von Gottes Offenbarung bedeutet. Diese Lebendigkeit der Vorstellung beschränkt sich übrigens nicht nur auf die Araber; man begegnet ihr in der ganzen islamischen Welt, insbesondere auch in der Häufigkeit, mit welcher die Muslims den Namen Abraham (in seiner arabischen Form *Ibrahim*) ihren Kindern geben. Der Koran selbst tut des Erzvaters als des ersten bewußten Verkünders der Einheit Gottes häufig Erwähnung; und das erklärt auch die Bedeutung, welche der Islam der alljährlichen Pilgerfahrt nach Mekka beimißt, die ja seit den frühesten Zeiten mit Abrahams Geschichte verknüpft war. Im Abendland nimmt man oft irrtümlich an, der Name des Patriarchen sei von Muhammad dem Judentum »entlehnt« und in den Kreis arabischer Vorstellungen verpflanzt worden; die Geschichte bietet jedoch nicht die geringste Handhabe für diese Annahme. Die Persönlichkeit Abrahams war den Arabern schon lange vor der Zeit Muhammads bekannt; im Koran selbst sind alle Hinweise auf ihn ohne jegliche einleitende Erklärung gefaßt, so daß man schließen muß, die Zeitgenossen Muhammads seien von allem Anfang an mit der Geschichte Abrahams durchaus vertraut gewesen. Daneben steht es auch historisch fest, daß er schon in vorislamischen Zeiten eine bedeutende Rolle in der Genealogie der Araber spielte: er galt ihnen nämlich seit jeher – und zwar



über Ismael (*Ismail*), Hagars Sohn, – als der Vorvater der ›nördlichen‹ arabischen Stammesgruppe, die heute über die Hälfte des gesamten arabischen Volkes ausmacht und der auch Muhammads eigener Quraysch-Stamm angehörte.

Nur der Anfang der Geschichte Ismaels und seiner Mutter findet im Alten Testament Erwähnung, denn ihre weitere Entwicklung bezieht sich ja nicht mehr unmittelbar auf die Geschehnisse der Hebräer-Nation, welchen das Alte Testament in der Hauptsache gewidmet ist; die vorislamische arabische Überlieferung jedoch hat weitaus mehr darüber zu berichten.

Dieser Überlieferung gemäß setzte Abraham Hagar und Ismael an der Stelle aus, wo heute Mekka steht (was an sich keineswegs so unwahrscheinlich ist, wie es klingt, wenn man bedenkt, daß eine dreißigtägige oder sogar noch längere Reise für einen Beduinen nichts Ungewöhnliches war oder ist). Abraham brachte also Hagar und ihr Kind in diese Schlucht zwischen felsigen Bergen, nackt und unfruchtbar unter der arabischen Sonne, von glühenden Wüstenwinden durchweht und sogar von Raubvögeln gemieden. Selbst heute, da das Tal von Häusern und Straßen und Menschen vieler Zungen und Rassen erfüllt ist, schreit dort die Einsamkeit der Natur aus den toten Berghängen, und über den Rufen der Pilger, die im Gebet vor der Kaaba niedersinken, geistert die Öde jener längst verflissenen Jahrtausende, da über dem leeren Tal die Stille undurchbrochen schwebte, unbeweglich und alles Lebens bar.

Es war wohl ein passender Rahmen für die Verzweiflung jener ägyptischen Sklavin, die ihrem Herrn einen Sohn geboren hatte und deshalb der Ehefrau des Herrn so verhaßt wurde, daß man sie und ihren Sohn Ismael in der Wüste aussetzen mußte. Des Erzvaters Trauer muß groß gewesen sein, als er dies tat, um die unversöhnliche Sara zu versöhnen; aber da ihm Gott so nahe war, wußte er doch, daß Seine Gnade keine Grenzen hatte; und, wie wir im Buche Genesis lesen, hatte auch Gott in diesen Worten zu ihm gesprochen: »Laß dir's nicht übel gefallen um des Knaben und deiner Magd willen ... Ihren Sohn werde Ich zu einem Volk machen, weil er deines Samens ist.« Und so verließ Abraham die weinende Frau und das Kind, und ließ bei ihnen einen Lederschlauch mit Wasser und einen Schlauch mit Datteln; und ging fort, nordwärts über das Land Midian nach dem Land Kanaan zurück.

Ein einziger *sarha*-Baum stand im Tal. In seinem Schatten saß Hagar und hatte das Kind auf dem Schoß. Ringsum war alles nur flimmernde,

schwimmende Hitze, grelles Strahlen über Sand und Felsenhang. Wie war der Baumschatten gut ... Aber die Stille, diese schreckliche Stille jenseits von allem lebendigem Atem! Als der Tag langsam verging, dachte Hagar: Wenn jetzt nur etwas Lebendiges daherkäme, ein Vogel, ein Tier, ja – selbst ein Raubtier: was wäre das für eine Freude! Aber es kam nur die Nacht, wohlthuend wie alle Wüstennächte, und das kühlende Gewölbe aus Dunkelheit und Sternen milderte die Bitternis ihrer Not. Hagar fühlte neuen Mut. Sie gab dem Kind Datteln zu essen, und beide tranken von dem Wasser.

Die Nacht verging, und ein anderer Tag, und noch eine Nacht. Als aber der dritte Tag mit feurigem Atem aufstand, da war das Wasser im Schlauch zu Ende, und die Not wuchs über alle Kraft hinaus, und alle Hoffnung zerbrach. Und als das Kind mit immer schwächerer Stimme um Wasser rief, schrie Hagar zum Herrn auf; aber Er zeigte sich nicht. Und Hagar, sinnlos vor Verzweiflung über ihr sterbendes Kind, lief mit erhobenen Händen durchs Tal, immer dieselbe Strecke zwischen zwei Hügeln hin und her: und zur Erinnerung an ihre Verzweiflung laufen alle Pilger, die jetzt nach Mekka kommen, siebenmal zwischen diesen beiden Hügeln auf und nieder und rufen, wie Hagar einst rief: »O Du Spendender, Du Gnadenreicher! Wer wird sich unser erbarmen, wenn Du Dich nicht erbarmst?«

Und die Antwort kam: ein Wasserstrom schoß aus der Erde hervor und begann sich über den Sand zu ergießen. Hagar jauchzte auf und drückte das Gesicht des Knaben ins kostbare Naß, damit er tränke; und trank auch selber davon und rief dabei: »*Zummi, zummi!*« – ein Wort, das an sich gar nichts bedeutet und nur das Rauschen des Wassers nachahmt – als ob sie sagen wollte, »Ström weiter, ström weiter!« Und da sie fürchtete, es könnte versiegen, schüttete sie mit den Händen einen kleinen Sandwall um die Quelle herum: woraufhin die Quelle zu fließen aufhörte und zu einem Brunnen wurde – dem Brunnen Zemzem, der bis zum heutigen Tag besteht.

Mutter und Kind waren nunmehr von der Gefahr des Verdurstens erlöst, und die Datteln genügten ihnen noch eine geraume Zeit. Einige Tage später zog eine Gruppe von Beduinen an Hagars Tal vorüber; sie hatten ihren Wohnsitz in Südarabien verlassen und befanden sich auf der Suche nach neuen Weidegebieten. Da sie überm Tal Vögel in Scharen kreisen sahen, schlossen sie daraus, daß es dort Wasser geben müsse, und schickten Kundschafter aus: und diese fanden eine fremde Frau vor, die mit ihrem

Kind im Arm am Rande eines wasserreichen Brunnens saß. Da sie friedlichen Sinnes waren, baten die Stammesleute Hagar um die Erlaubnis, sich in ihrem Tal anzusiedeln. Das wurde ihnen gewährt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Brunnen Zemzem auf immer Eigentum Ismaels und seiner Nachkommen bleibe.

Was nun Abraham betrifft, so kehrte er, wie die Überlieferung berichtet, nach einiger Zeit ins Tal zurück und fand Hagar und ihren Sohn am Leben. Von nun an besuchte er sie oft und sah, wie Ismael zum Mann aufwuchs und dann ein Mädchen aus dem südarabischen Stamm sich zur Frau nahm. Eines Tages wurde dem Patriarchen im Traum befohlen, Gott neben dem Brunnen Zemzem einen Tempel zu errichten; und so bauten Abraham und sein Sohn das Urbild jenes Heiligtums, welches in Mekka steht und die Kaaba genannt wird. Als sie die Steine für das Gebäude bearbeiteten, das der allererste Tempel des Einigen Gottes werden sollte, erhob Abraham sein Gesicht zum Himmel und rief aus: »*Labbayk, Allahumma, labbayk!*« – »Dir bin ich bereit, o Gott, Dir bin ich bereit!«: und das ist auch der Grund, warum die Muslims auf ihrer Pilgerfahrt zum ersten Tempel des Einigen Gottes – den Ruf »*Labbayk, Allahumma, labbayk!*« erheben, sobald sie sich der Heiligen Stadt nähern.

## 5

»*Labbayk, Allahumma, labbayk* ...«

Wie oft habe ich diesen Ruf während meiner fünf Pilgerfahrten gehört ... Es kommt mir vor, als höre ich ihn jetzt wieder, da ich neben Zayd und Abu Saïd am Lagerfeuer liege.

Ich schließe meine Augen, und der Mond und die Sterne verschwinden. Ich lege den Arm übers Gesicht, und nicht einmal der Schein des Feuers kann jetzt durch meine Lider dringen; alle Geräusche der Wüstennacht versinken, ich höre nun nichts mehr als den Widerhall von *labbayk* in meiner Erinnerung und das Summen und Pochen des Blutes in meinen Ohren: es summt und pocht und braust und ist wie das Brausen von Meereswellen am Rumpf eines Schiffes und wie das Pochen von Schiffsmaschinen: ich höre die Maschinen stampfen und fühle das Zittern der Schiffsplanken unter mir und rieche den Geruch von Rauch und Öl und höre den Ruf »*Labbayk, Allahumma, labbayk!*«, so wie er aus Hunderten von Kehlen auf

dem Schiff erscholl, das mich auf meiner ersten Pilgerfahrt, vor beinahe sechs Jahren, von Ägypten nach Arabien trug über jenes Meer, welches man das Rote nennt, und kein Mensch weiß warum. Denn solange wir durch den Golf von Suez, das Schilfmeer der alten Juden fuhren, welches rechts von den Bergen des afrikanischen Festlands und links von denen der Sinai-Halbinsel umschlossen ist – beides nackte, felsige Ketten ohne Pflanzenwuchs, die im Fortgang unserer Fahrt immer weiter und weiter auseinanderrückten, bis in jene verschwimmende Ferne voller Dünste, die das Land nur noch ahnen und nicht mehr sehen ließ – war das Wasser grau; und als wir am späten Nachmittag in das offene Rote Meer hinausglitten, da war es blau wie das Mittelländische unterm liebkosenden Streicheln des Windes.

An Bord befanden sich nur Pilger, so viele, daß das Schiff sie kaum fassen konnte: denn die Schiffahrtsgesellschaft, die den Profit der kurzen Pilgerzeit schlucken wollte, hatte es wahrhaftig bis an den äußersten Rand gefüllt, ohne sich viel Sorge um die Bequemlichkeit der Reisenden zu machen. Auf den Decks, in den Kabinen, in allen Gängen, auf allen Treppenabsätzen, in den Speisesälen der ersten und zweiten Klasse, in den zu diesem Behuf geleerten und mit behelfsmäßigen Leitern versehenen Laderäumen: in jeder Ecke und jedem Winkel waren menschliche Wesen qualvoll zusammengepfercht. Vornehmlich waren es Pilger aus Ägypten und Nordafrika. In großer Demut, nur mit dem Ziel der Fahrt vor den Augen, ließen sie all diese Beschwerden widerspruchslos über sich ergehen. Wie sie in engen Gruppen, Männer, Frauen und Kinder, auf den Deckplanken hockten und mühsam ihren Haushalt führten (denn die Schiffahrtsgesellschaft lieferte kein Essen); wie sie mit Blechkannen und Leinwandschläuchen sich immerfort zum Wasser durchkämpften, wobei jede Bewegung in solcher Enge zur Qual gesteigert wurde; wie sie sich zu den fünf Zeiten des Gebets stundenlang um die – für eine solche Menschenmenge viel zu wenigen – Wasserhähne zusammenscharten, um die Gebetswaschungen vorzunehmen; wie sie in der Stickluft der tiefen Laderäume litten, zwei Stockwerke unterm Deck, wo sonst nur Warenballen und eisenbeschlagene Kisten zu reisen pflegten: – wer das sah, mußte die Macht des Glaubens erkennen, die in diesen Pilgern lebte. Denn sie schienen ihre Nöte kaum zu fühlen: weil sie nur an Mekka dachten. Immer nur davon sprachen sie zueinander, und die Erschütterung, mit der sie der nahen Zukunft entgegenblickten, machte ihre Gesichter hell. Die Frauen sangen in Chören Lieder von der

Heiligen Stadt, und immer wieder kam der Refrain: »*Labbayk, Allahumma, labbayk!*«

Gegen Mittag des zweiten Tages heulte die Schiffssirene: das war das Zeichen, daß wir uns auf dem Breitegrad von Rabigh befanden, einem kleinen Küstenort nördlich von Dschidda, wo die von Norden kommenden Pilger alter Überlieferung gemäß ihre Alltagskleider ausziehen und den *ihram*, das Pilgergewand, anlegen müssen. Dieses besteht aus zwei ungenähten weißen Tüchern aus Baumwolle oder Wolle, von denen eins um die Lenden, das andere um die Schulter geschlungen wird, während der Kopf unbedeckt bleibt. Diese Gewandung, die auf eine Vorschrift des Propheten zurückgeht, bezweckt, daß es während des *hadsch* keinen Unterschied gebe zwischen den Gläubigen, die von überall her zusammenströmen, um das Haus Gottes zu besuchen: keinen Unterschied zwischen Rassen und Völkern, noch auch zwischen Reich und Arm – so daß alle wissen mögen, daß sie Brüder sind, gleichwertig vor Gott und den Menschen. Und sehr bald verschwand auf unserm Schiff jegliche bunte Kleidung der Männer; man sah keinen roten maghrebinischen *tarbusch* mehr, keinen marokkanischen *burnus* und auch nicht die farbige ägyptische *gallabijja*: überall gab es nur jene schlichten weißen Tücher über Körpern, die sich nun feierlicher als sonst bewegten, vom Übertreten in den Pilgerstand sichtbar berührt. Die Frauen behalten auch auf der Pilgerfahrt ihre gewöhnliche Kleidung, da der *ihram* ihre Körper allzu sehr entblößen würde; da aber diese auf unserm Schiff nur weiß oder schwarz war – schwarz wie bei den Ägypterinnen und weiß bei den Frauen aus Nordafrika – so fehlte dem Bild jede farbige Unterbrechung.

Um Morgengrauen des dritten Tages ankerten wir vor der Küste Arabiens. Die meisten von uns standen an der Reling und sahen nach dem Land hinüber, das sich langsam aus dem Morgendunst hob.

Auf allen Seiten konnte man die Umrisse verankerter Schiffe sehen, und zwischen ihnen und dem Land blaßgelbe und smaragdgrüne Streifen im Wasser: Korallenriffe unter See, Abschnitte jener langen, ungastlichen Kette, die der Westküste Arabiens vorgelagert ist. Hinter diesen Streifen, gegen Osten, stand etwas wie ein Hügel, flach und dämmrig; als aber die Sonne sich dahinter erhob, da war es kein Hügel mehr, sondern eine Stadt dicht überm Meer, deren Häuser sich vom Strand zur Mitte hin immer höher emporreckten: ein kleines, zierliches Gebilde aus rosa und gelbgrauem Korallenstein – die Hafenstadt Dschidda. Schon konnte man die

geschnitzten Fensterläden und die Holzverkleidungen der Balkone erkennen, denen die feuchte Luft im Laufe der Jahre eine einheitliche, graugrüne Färbung verliehen hatte. Ein Minarett sprang aus der Mitte empor, weiß und gerade wie ein Finger.

Erneut brach auf unserm Schiff der Ruf los: »*Labbayk, Allahumma, labbayk!*« – ein jubelnder Ruf der Hingabe, mit welchem die weißgekleideten Pilger an Bord das Land ihrer Sehnsucht begrüßten.

Ihrer Sehnsucht, und meiner: denn für mich war dieser Anblick der arabischen Küste die Erfüllung jahrelangen Suchens. Ich sah auf Elsa, meine Frau und Gefährtin, und las in ihren Augen das gleiche Gefühl ...

Und schon schoß eine Schar von weißen Flügeln vom Festland her auf uns zu: arabische Küstenboote. Ihre lateinischen Segel bauschten sich in voller Fahrt schräg über der Wasserfläche, sanft und lautlos glitten sie durch die Furten zwischen unsichtbaren Korallenklippen – die ersten Abgesandten Arabiens, bereit, uns zu empfangen. Als sie heranschwebten und schwankend, schlank und schaukelnd sich um die Bordwand des Schiffes scharten, da falteten sich die Segel, eines nach dem andern, unter Rauschen und Flattern zusammen, als hätte ein Flug von Riesenreihern sich zum Füttern niedergelassen; und aus dem lautlosen Gleiten von vorhin erhob sich jetzt ein Krächzen und Schreien aus ihrer Mitte: das war das Schreien der Bootsleute, die nun von Boot zu Boot sprangen und die Bordtreppe heraufstürmten, um sich des Gepäcks der Pilger zu bemächtigen; die Pilger aber waren so voller Unruhe angesichts des so nahen, heiligen Landes, daß sie alles mit sich geschehen ließen, ohne sich zu wehren.

Die Boote waren flach und breit; die Schwerfälligkeit ihres Unterbaus stand in merkwürdigem Gegensatz zur Schönheit und Schlankheit der hohen Besegelung. In einem solchen Boot oder einem größeren derselben Art war wohl einst der tapfere Seefahrer Sindbad ausgezogen, um Abenteuer ungewollt zu erleben und auf einer Insel zu landen, die eigentlich – o Schreck! – eines Walfisches Rücken war ... Und auf ähnlichen Schiffen fuhren, lange vor Sindbad, die Phönizier um der Spezereien willen südwärts durch dasselbe Rote Meer, die Weihrauchküste des südlichen Arabien entlang, Ophirs Goldschätzen entgegen ...

Und nun segelten wir, armselige Nachfolger jener fahrenden Helden, in den Booten arabischer Küstenschiffer durchs Korallenmeer: Pilger in weißen Gewändern, zwischen Kisten und Kisten und Bündeln verstaut, eine stumme und erwartungsvolle Schar.

Auch ich war voller Erwartungen. Aber wie konnte ich damals ahnen, als ich auf der Bootsbank saß, die Hand meiner Frau in meiner Hand, daß das einfache Unternehmen einer Pilgerfahrt zu einer so völligen Umwandlung unseres Lebens führen würde? Wieder muß ich an Sindbad denken. Als er die Küsten seiner Heimat verließ, hatte auch er keine Ahnung, was ihm die Zukunft bringen würde; er wollte ja nur Handel treiben und Geld verdienen; und als ich auszog, wollte ich nur eine Pilgerfahrt machen: aber als die Dinge, die ihm und mir geschehen sollten, auch wirklich geschahen, da war keiner von uns beiden mehr imstande, die Welt mit den alten Augen anzuschauen.

Gewiß, mir begegnete nichts so Phantastisches wie die Dschinne und der Riesenvogel Roch und die verzauberten Jungfrauen, mit denen der Seefahrer aus Basra seinen Strauß bestehen mußte: und dennoch sollte jene meine erste Pilgerfahrt mein Leben nachhaltiger beeinflussen als alle Reisen das seine. Auf Elsa wartete der Tod; und weder sie noch ich konnten ahnen, wie nahe er war. Was mich selbst betraf, so wußte ich zwar, daß ich das Abendland verlassen hatte, um unter Muslims zu leben: aber ich wußte nicht, daß ich im Begriff war, meine ganze Vergangenheit hinter mir zurückzulassen. Denn damals ging die Welt der abendländischen Gedanken und Gefühle, Bestrebungen und Vorstellungen ohne mein Wissen für mich zu Ende. Eine Tür schloß sich leise hinter mir, so leise, daß ich's nicht vernahm; ich dachte, es würde eine Reise sein, wie eine der früheren, da man durch fremde Länder zog, um immer wieder zu seiner Vergangenheit zurückzukehren: aber die Tage sollten sich völlig verwandeln, und mit ihnen die Richtung allen Begehrens.

Zu jener Zeit hatte ich schon viele östliche Länder gesehen. Ich kannte Iran und Ägypten besser als irgendein Land in Europa; Kabul hatte für mich all seine Fremdartigkeit verloren; die Basare von Damaskus und Isfahan waren mir vertraut. Und so konnte es auch nicht ausbleiben, daß Dschidda mir kaum etwas Neues bot, als ich zum erstenmal durch den Basar schritt und überall nur in wahllosem Durcheinander eine formlose Wiederholung von Dingen sah, die ich anderswo in größerer Vollendung erlebt hatte. Der Basar war zum Schutz gegen die dampfende Hitze mit Brettern und Sackleinwand überdacht; durch Löcher und Spalten fielen dünne, gebändigte Sonnenstrahlen herein und vergoldeten das Zwielficht. Offene Garküchen, vor denen Negerjungen kleine Fleischstücke am Spieß über

glühenden Kohlen brieren; Kaffeestuben mit glänzenden Messinggefäßen und Bänken aus Palmblattgeflecht; langweilige Läden, mit allerlei europäischem und morgenländischem Tand angefüllt. Überall Schwüle und Fischgeruch und Korallenstaub. Überall Menschenmengen – die zahllosen Pilger in Weiß und die farbigen, weltlichen Bürger von Dschidda, in deren Gesichtern, Kleidern und Sitten alle Länder der islamischen Welt sich ein Stelldichein gaben: etwa ein Vater aus Indien, während der Großvater mütterlicherseits – selber vielleicht eine malaiisch-arabische Mischung – vielleicht eine Großmutter geheiratet hatte, die von seiten des Vaters aus Buchara und von seiten der Mutter aus dem Somaliland stammte: lebendige Spuren der Jahrhunderte von Pilgerzügen sowie auch ein Ausdruck der islamischen Lebensauffassung, die keine Schranke der Hautfarbe und keinen Unterschied zwischen Rassen kennt. Auch war Dschidda in jenen Tagen (1927) die einzige Stadt im Hidschaz, in welcher Andersgläubigen der Aufenthalt gestattet war. Man sah noch zuweilen Ladenschilder mit europäischen Inschriften und Menschen in weißem Tropenanzug und einem Korkhelm oder Hut auf dem Kopf; über den Konsulaten wehten fremde Fahnen.

All dies gehörte gleichsam noch nicht so sehr zum Festland wie zur See: es gehörte zu den Geräuschen und Gerüchen des Hafens, zu den Schiffen draußen auf der Reede hinter den blaßfarbenen Korallenstreifen, zu den Fischerbooten mit ihren weißen Dreiecksegeln – zu einer Welt also, die von der mittelländischen noch nicht allzu verschieden war. Die Häuser sahen natürlich schon etwas anders aus: sie waren mit ihren reichgegliederten Fassaden der Seebrise zugewandt und trugen geschnitzte Fensterrahmen; ihre Balkone waren mit dünnen Holzgittern versehen, die den Bewohnern erlaubten, unbehindert in Freie zu sehen, aber dem Vorübergehenden den Einblick ins Innere des Hauses verwehrten; und all dieses Holzwerk saß graugrün und überaus leicht auf den Mauern aus rosa Korallenstein. Das war schon nicht mehr die Welt des Mittelmeers – aber auch noch nicht ganz Arabien.

Arabien aber kündigte sich schon in dem stahlblauen Himmel an, in den nackten, felsigen Hügeln und Sanddünen gegen Osten, und in dem Hauch von Größe und Kargheit, die in der arabischen Landschaft immer so sonderbar Hand in Hand gehen.

Am Nachmittag des nächsten Tages machte sich unsere Karawane auf den



Weg nach Mekka und wand sich durch ein Gewühl von Pilgern, Beduinen, Kamelen mit und ohne Sänften, Reitkamelen, bunt aufgeputzten Reiteseln, zum Osttor der Stadt hin. Ab und zu fuhren Autos vorbei – die ersten Autos in Saudi-Arabien –, mit Pilgern vollbeladen, aus Signalhupen schreiend. Die Kamele schienen in den neuen Ungeheuern ihre Feinde zu wittern; sie scheuten jedesmal, sooft eines von ihnen vorüberrasselte, drückten sich entsetzt an die Häuserwände und drehten ihre langen Hälse hin und her, verwirrt und hilflos. Eine neue Zeit dämmerte drohend heran und erfüllte die hohen, geduldigen Tiere mit apokalyptischen Vorahnungen.

Schließlich blieb die weiße, zinnengeschmückte Stadtmauer hinter uns, und die Wüste öffnete sich: eine Ebene, graubraun und öde, spärlich mit Grasbüscheln und Dornensträuchern bewachsen, von vereinzelt Hügeln gekrönt, die gleich Inseln im Meer aufragten; und an ihrem östlichen Rand etwas höhere Felsenketten, blaugrau, zackig, unbelebt. Durch diese ganze düstere Ebene wanden sich Kamelkarawanen, viele, in langen Zügen – Hunderte und Tausende von Kamelen – Tier um Tier im Gänsemarsch hintereinander, mit Sänften und Pilgern und Gepäck beladen, hinter Hügeln verschwindend und wieder auftauchend. Allmählich mündeten die verschiedenen Pfade in einem einzigen, breiten, sandigen Weg, den ähnliche Karawanen im Verlauf der Jahrhunderte ausgetreten hatten.

In der nachmittäglichen Stille der Landschaft, die vom weichen Patschen der Kamelfüße, von den gelegentlichen Rufen der Kameltreiber und vom halblauten Singen einzelner Pilger eher unterstrichen als durchbrochen wurde, überkam mich plötzlich eine Empfindung – eine so überwältigende Empfindung, daß man sie fast eine Vision nennen könnte –: ich sah mich über eine Brücke gehen, die sich über einen unsichtbaren Abgrund spannte und so lang war, daß der Anfang, von welchem ich gekommen war, sich bereits im Dunst der Ferne verloren hatte, während das Ende vor mir sich kaum erst in seinen Umrissen abzuzeichnen begann. Ich stand in der Mitte: und mein Herz krampfte sich im Erschrecken zusammen, da ich mich solcherart zwischen Anfang und Ende der Brücke stehen sah – schon zu fern dem einen und noch nicht nah genug dem andern –, und es schien mir, lange Sekunden hindurch, als müßte ich ewig zwischen den beiden bleiben, ewig überm tosenden Abgrund –

– als auf einmal die ägyptische Frau auf dem Kamel vor mir den uralten Pilgerruf anstimmte, »*Labbayk, Allahumma, labbayk!*« – und mein Wachtraum auseinanderbrach.

Von allen Seiten konnte man jetzt Sprachen und Raunen in Worten vieler Zungen vernehmen. Zuweilen riefen einige Pilger im Chor, »*Labbayk!*« – oder eine ägyptische Fellachin sang ein Lied zum Preise des Propheten, woraufhin eine andere die *ghatrafa* ausstieß, den Jubelruf arabischer Frauen (der in Ägypten *zaghruta* genannt wird): jenen schrillen, sehr hohen, lang ausgehaltenen Trillerschrei, welchen die Frauen bei festlichen Gelegenheiten anzustimmen pflegen – bei Hochzeiten, Kindergeburten, Beschneidungen, religiösen Umzügen und natürlich auch Pilgerfahrten. Im ritterlichen Arabien der Vorzeit, da die Töchter der Häuptlinge mit den Männern ihres Stammes in den Krieg ritten, um sie zu größerer Tapferkeit anzuspornen (denn es galt als unauslöschbare Schande für den ganzen Stamm, wenn eines dieser Mädchen getötet oder gar vom Feinde gefangen genommen wurde), hörte man die *ghatrafa* oft auf dem Schlachtfeld.

Die meisten der Pilger reisten in Sänften – je zwei auf einem Kamel –; ihre rollende Bewegung machte einen schwindlig und folterte die Nerven; man schlief erschöpft ein, wachte von einem plötzlichen Stoß auf, schlief wieder ein und wachte wieder auf, gerüttelt, gequält, geschaukelt, bis einem alle Knochen im Leibe schmerzten. Von Zeit zu Zeit riefen die beduinischen Treiber ihren Tieren aufmunternd zu; der eine oder andere von ihnen sang eine Weile im Gleichtakt mit dem langgezogenen Schritt der Kamele, und verfiel wieder in Schweigen.

Gegen Morgen langten wir in Bahra an, wo die Karawane tagsüber Rast hielt; denn die Hitze erlaubte nur Nachtmärsche.

Dieses Dorf – eigentlich nur eine gestreckte Zeile von Kaufbuden, Kaffeestuben, einigen Reisighütten und einer ganz kleinen Moschee – war der herkömmliche Halteplatz der Pilgerzüge auf halbem Wege zwischen Dschidda und Mekka. Die Landschaft war die gleiche wie die von gestern: eine Wüste mit vereinzelt Hügeln hier und dort und den höheren, bläulichen Bergen im Osten, welche die Küstenniederung vom mittelarabischen Hochland schieden. Jetzt aber glich diese Wüste einem ungeheuren Heereslager mit zahllosen Zelten, Kamelen, Sänften, Gepäckstücken, und einem Wirrwarr vieler Sprachen – Arabisch, Hindustani, Malaiisch, Persisch, Somali, Türkisch, Paschtu, Amhara, und Gott weiß was für anderen noch. Es war schon eine richtige Schau von Völkerschaften; da aber alle den gleichmachenden *ihram* trugen, waren die Verschiedenheiten kaum bemerkbar, und die vielen Rassen erschienen fast wie eine.

Die Pilger waren alle müde nach dem nächtlichen Marsch, aber nur die

wenigsten unter ihnen verstanden es, die Ruhezeit auszunutzen; den meisten bedeutete Reisen wohl etwas ganz Ungewohntes – und dazu noch eine solche Reise, zu solchem Ziel! Da mußte man doch unruhig sein und sich ständig bewegen; da mußten doch die Hände immerfort nach Beschäftigung suchen, und sei es auch nur das zwecklose Aufmachen und Zumachen des Gepäcks: sonst würde man in dem Glück des Morgen wie in einem Meer versinken und das Heute ganz und gar verlieren ...

Solches schien den Bewohnern des Nachbarzelts, Pilgern aus einem bengalischen Dorf, geschehen zu sein. Sie sprachen kaum ein Wort miteinander, saßen mit gekreuzten Beinen am Boden und starrten unbeweglich nach Osten, in die Wüste hinein, die vor Hitze flimmerte und zitterte, und von einem harten, blassen Himmel überkuppelt war. Es lag ein so unirdischer Friede in ihren Gesichtern, daß man fühlte: sie standen schon vor dem Haus Gottes, und fast schon vor Ihm selbst. Die Männer waren von bemerkenswerter Schönheit, mager, mit langgelocktem Haar und glänzend-schwarzen Bärten. Einer von ihnen lag krank auf einem Teppich; neben ihm hockten zwei junge Frauen wie bunte Vögelchen in ihren bauschigen roten und blauen Hosen und silberbestickten, knielangen Hemden; sie hatten lange schwarze Zöpfe, und die jüngere trug einen dünnen Goldreif im Nasenflügel.

Am Nachmittag starb der Kranke. Die Frauen erhoben kein Wehgeschrei, wie sie es so oft in orientalischen Ländern tun: denn dieser hier war ja auf der Pilgerfahrt gestorben, auf geheiligter Erde, ein Glücklicher. Die Männer wuschen den Leichnam und wickelten ihn in das gleiche weiße Tuch, das er als sein letztes Gewand getragen hatte. Dann stellte sich einer von ihnen vors Zelt, legte die Hände wie ein Schallrohr vor den Mund und rief lauthallend den Gebetsruf aus: »Gott ist der Allergrößte, Gott ist der Allergrößte! Es gibt keine Gottheit außer Gott, und Muhammad ist Sein Gesandter! ... Gebet über einen Toten! Gott habe Sein Erbarmen mit euch!« Und von allen Seiten strömten weißgekleidete Männer zusammen und reihten sich hinter einem *imam* zum Gebet wie die Soldaten einer großen Armee. Als das Gebet zu Ende war, gruben sie ein Grab, ein alter Mann sprach Verse aus dem Koran, dann fiel Sand über den Toten, der auf der Seite lag, das Gesicht nach Mekka gewendet.

Vor Sonnenaufgang des zweiten Morgens verengte sich die sandige Ebene, die Berge traten näher zusammen; wir zogen durch eine Schlucht und er-

blickten im fahlen Dämmerlicht die ersten Gebäude von Mekka; und mit der aufgehenden Sonne betraten wir die Heilige Stadt.

Mit ihren geschnitzten Erkerfenstern und verdeckten Balkonen sahen die Häuser denen von Dschidda ähnlich, nur daß die Mauersteine schwerer und dunkler waren als der hellfarbene Korallenstein von Dschidda. Es war noch sehr früh am Morgen, aber schon stieg eine dicke, brütende Wärme empor und legte sich bedrängend um die Brust. Vor vielen Häusern standen Bänke, auf welchen erschöpfte Menschen schliefen. Immer dichter schlossen sich die Häuser über unserer schaukelnden Karawane zusammen, immer enger wurden die Straßen, je tiefer wir ins Innere der Stadt vordrangen. Da nur noch wenige Tage vor dem Pilgerfest standen, war das Menschengewühl in den Straßen groß. Zahllose Pilger im weißen *ihram* und andere, die zeitweilig wieder ihre Alltagskleider aus allen Ländern der islamischen Welt angezogen hatten; Wasserträger, unter der Last eines vollen Lederschlauchs gebeugt oder unter einer Querstange, an welcher zwei ehemalige Petroleumkanister als Wassereimer hingen; Eseltreiber und Reitesel, schellenklingelnd, bunt aufgezümt; und, um die Verwirrung vollzumachen, Kamele aus der entgegengesetzten Richtung, mit leeren Sänften beladen und in allen Stimmlagen röhrend. Eine solche Wirrnis herrschte in den engen Gassen, daß man denken konnte, die Pilgerfahrt sei hier nicht etwa ein schon seit Jahrhunderten alljährlich wiederkehrendes Ereignis, sondern eine Überraschung, auf die man nicht vorbereitet gewesen war. Schließlich hörte unsere Karawane gänzlich auf, eine Karawane zu sein, und wurde zu einem wüsten Knäuel von Kamelen, Sänften, Gepäck, Pilgern, Kameltreibern und Geschrei.

Von Dschidda aus hatte ich eine Verabredung getroffen, im Hause eines bekannten *mutauuif*, oder Pilgerführers, namens Hasan Abid, abzustiegen; aber es sah kaum danach aus, daß ich ihn oder sein Haus in diesem Durcheinander finden würde. Plötzlich aber schrie jemand: »Hasan Abid! Wo seid ihr, Pilger für Hasan Abid?« – und wie ein Dschinn aus dem Märchen stand auf einmal ein junger Mann vor uns und lud uns mit einer tiefen Verbeugung ein, ihm zu folgen; er sei von Hasan Abid geschickt worden, uns zu seinem Haus zu führen.

Nach dem üppigen Frühstück, mit welchem der *mutauuif* uns bewirtete, begab ich mich, von demselben jungen Mann geführt, zur Heiligen Moschee. Wir gingen durch besonnte Straßen mit viel Lärm und Menschenfluten, an Fleischerläden vorbei, vor denen gehäutete Schafe in Rei-

hen hingen: an Gemüsehändlern vorbei, die ihre Waren auf Strohmatten am Boden ausgebreitet hatten; durch Fliegenschwärme, Gerüche von Gemüse, Staub und Schweiß; dann durch einen schmalen, überdachten Basar, in welchem die Stoffhändler ihre Läden hatten. Wie überall in den Basaren Westasiens und Nordafrikas, bestanden auch hier die Läden nur aus kleinen Nischen, in denen die Verkäufer mit untergeschlagenen Beinen inmitten ihrer Stoffballen kauerten; und draußen vor den Nischen hingen alle Arten von fertigen Kleidungsstücken für alle Nationen der islamischen Welt: ein berauschendes Farbenfest.

Und da waren Menschen aller Rassen und Trachten, weiße und schwarze, braune und gelbe: Menschen im Turban und solche mit bloßem Kopf; die einen gingen still, mit gesenktem Kopf, vielleicht einen Rosenkranz in der Hand, während andere leichtfüßig, wie beflügelt durchs Gedränge liefen; geschmeidige, braune Leiber der Somali, kupfern aus den Falten der weißen, toga-artigen Gewänder hervorleuchtend; Araber aus dem inneren Hochland, hager von Gestalt, schmal von Angesicht, stolz im Gebaren; schwergliedrige, untersetzte Usbeken aus Buchara, die selbst in der mekkanischen Hitze ihre wattierten Kaftane und hohen Schaftstiefel anbehalten hatten; sarong-bekleidete Javanermädchen mit offenen Gesichtern und mandelförmigen Augen; Marokkaner, langsam und würdevoll im weißen *burnus*; Mekkaner in langen Hemdröcken, mit lächerlich kleinen Käppchen auf dem Kopf; ägyptische Fellachen mit erregten Gesichtern; indische Frauen, so undurchdringlich von Kopf bis zu Fuß in weiße Überwürfe gehüllt, daß sie wandelnden Zelten glichen; riesige Fullata-Neger aus Timbuktu oder Dahomey in indigo-blauen Gewändern und roten Mützen; und zierliche chinesische Damen, gestickten Schmetterlingen ähnlich, auf winzigen, gebundenen Füßchen trippelnd. Ein Geschrei, ein Gedränge in beiden Richtungen, so daß es einem vorkam, als wäre man von Meereswellen umbrandet, die man nur im einzelnen, nie aber als Gesamtbild zu erfassen vermochte. Alles quirlte unterm Brausen ungezählter Sprachen und heftiger Gebärden – bis wir auf einmal, unversehens, vor einem der Tore der Heiligen Moschee standen.

Es war ein dreibogiges Tor; breite steinerne Stufen stiegen zu ihm hinan; auf der Schwelle saß ein halbnackter indischer Bettler, die ausgemergelte Hand dem Eintretenden flehend entgegengestreckt. Und dann erblickte ich zum erstenmal den inneren Hof des Heiligtums. Es lag tiefer als das Straßenniveau – viel tiefer als die Schwelle – und tat sich dem Auge wie

eine Schale auf: ein riesiges Viereck, auf allen Seiten von vielbogigen Säulengängen umgeben; und in seiner Mitte ein Würfel, vielleicht dreizehn Meter hoch, schwarzumhüllt, mit einem breiten, goldgestickten Band von Koranversen auf dem oberen Teil der brokatenen Hülle: die Kaaba ...

Dies war also die Kaaba, symbolischer Stern des Glaubens und Mittelpunkt der islamischen Welt, Sehnsuchtsziel so vieler Millionen von Menschen diese vielen Jahrhunderte hindurch ... Um dieses Ziel zu erreichen, hatten zahllose Pilger die schwersten Opfer gebracht; viele hatten unterwegs ihr Leben gelassen; viele waren erst nach unsagbaren Entbehrungen hierher gelangt: und allen bedeutete dieses kleine, viereckige Gebäude das Ziel und die Erfüllung ihres Verlangens.

Da stand es nun vor mir, ein nahezu vollkommener Würfel (wie schon der arabische Name besagt), mit schwarzem Brokat behangen, eine ruhige Insel in der Mitte des gewaltigen Vierecks der Moschee: viel ruhiger als irgendein anderes Werk der Architektur in der ganzen Welt. Es schien fast, als ob derjenige, der die Kaaba zum erstenmal erbaute – denn seit Abrahams Zeit war der ursprüngliche Bau mehrmals in der gleichen Form erneuert worden –, ein Gleichnis der menschlichen Demut gegenüber Gott hätte schaffen wollen. Er wußte, daß keine Schönheit des architektonischen Rhythmus, keine noch so vollendete Linienführung der Vorstellung vom Allseienden Gott je gerecht werden könnte: und so beschränkte er sich auf die einfachste dreidimensionale Form und erbaute einen Würfel aus Stein.

Ich hatte in verschiedenen islamischen Ländern Moscheen gesehen, in welchen begnadetes Künstlertum zu höchster Entfaltung gekommen war. Ich hatte Moscheen in Nordafrika gesehen, schimmernde Gebetspaläste aus Marmor und Alabaster; den Felsendom in Jerusalem, machtvollvollendetes Kuppelrund über zierlichem Unterbau, ein Traum von Leichtigkeit und Schwere, widerspruchslos vereint; und die hymnischen Bauwerke in Istanbul, die Sulaymanijja, die Jeni-Valide, die Bajazid-Moschee; und die von Brussa in Kleinasien; und die safavidischen Moscheen in Isfahan – majestätische Harmonien aus Stein, farbigen Majolika-Platten und Mosaiken, riesige Stalaktitenportale über silberbeschlagenen Torflügeln, überschlankte Minarette mit alabasternen und türkis-blauen Galerien, marmorbelegte Höfe mit Springbrunnen und uralten Platanen; und die gewaltigen Prunkbauten des Timur-Lang in Samarkand, auch in ihrem Verfall noch unschätzbare Kostbarkeiten:

Alle diese hatte ich gesehen – niemals aber hatte ich so stark wie vor der Kaaba gefühlt, daß die Hand des Erbauers seinem religiösen Empfinden so restlos gefolgt war. In der formalen Einfachheit eines Kubus, in dem vollkommenen Verzicht auf alle Schönheit der Linie und Form sprach sich der Gedanke aus: »Was auch immer der Mensch an Vollendetem mit seinen Händen zu schaffen vermag – immer wird es nur Überheblichkeit sein, es als Gottes würdig hinzustellen; und deshalb ist das Einfachste, das er sich erdenken kann, das Größte, das er zu Gottes Ruhme bauen kann.« Einem ähnlichen Gedankengang verdankt wohl auch die mathematische Einfachheit der ägyptischen Pyramiden ihr Dasein – nur daß dort des Menschen Eitelkeit zumindest in den gewaltigen Ausmaßen seiner Bauwerke zum Ausdruck kam. Hier aber, in der Kaaba, sprachen sogar die Ausmaße nur von Demut und Hingabe; und die stolze Bescheidenheit dieses Baus hatte nicht ihresgleichen auf der Erde.

Einen einzigen Zugang hat die Kaaba – eine silberbeschlagene Tür an der Nordostseite, mehr als zwei Meter hoch überm Erdboden angebracht, so daß der Eintritt nur mit Hilfe einer hölzernen Treppe möglich ist, die an einigen Tagen des Jahres an das Heiligtum herangeschoben wird. Der Innenraum, für gewöhnlich geschlossen (ich sah ihn erst bei späteren Gelegenheiten), ist sehr einfach: ein Marmorfußboden, mit ein paar Teppichen belegt, und einige Lampen aus Bronze und Silber, die von den schweren Deckenbalken herabhängen. Nicht dieser Innenraum ist dem Muslim wichtig, sondern das ganze Gebäude an sich, denn es ist ja die *qibla* – das heißt, die Gebetsrichtung – für die gesamte islamische Welt: fünfmal am Tage wenden sich die Muslims an allen Ecken und Enden der Welt zu diesem Symbol der Einheit Gottes.

Eingelassen in die östliche Ecke des Gebäudes und von einem breiten Silberrahmen eingefasst befindet sich ein dunkelfarbener Stein. Dieser schwarze Stein, von zahllosen Pilgergenerationen hohlgeküßt, ist die Ursache so manchen Mißverständnisses unter den Abendländern: sie nehmen gewöhnlich an, er sei ein vorislamischer Fetisch gewesen, den Muhammad als eine ›Konzession‹ an die heidnischen Mekkaner mit in den Islam übernahm. Das ist vollkommen irrig. Genau so wie die ganze Kaaba ist auch der Schwarze Stein ein Gegenstand der Verehrung, nicht aber der Anbetung. Er wird verehrt, weil man ihn als den einzigen Überrest von Abrahams ursprünglichem Tempel betrachtet; und die Pilger küssen ihn, weil

die Lippen Muhammads ihn einst berührten. Der Prophet wußte wohl, daß die späteren Generationen der Gläubigen immer seinem Beispiel folgen würden: und als er den Stein küßte, da wußte er auch, daß die Lippen künftiger Pilger hier den seinen in Erinnerung begegnen würden – und bot damit einen Bruderkuß, über den Tod und über alle Zeiten hinweg, seiner ganzen Gemeinde; und wenn jetzt die Pilger den Schwarzen Stein küssen, dann kommt es ihnen vor, als küßten sie ihren Propheten, sowie auch alle ihre Glaubensbrüder, die hier vor ihnen waren und nach ihnen kommen werden.

Kein Muslim würde je leugnen, daß die Kaaba lange vor Muhammad bestand; und gerade in dieser Tatsache liegt ja ihre Bedeutung. Der Prophet erhob nie den Anspruch, eine neue Religion begründet zu haben; im Gegenteil: Hingabe an Gott – *Islam* – ist ja, wie der Koran sagt, die »natürliche Anlage des Menschen« seit dem Erwachen seines Bewußtseins; es war dies und nichts anderes, was Abraham, Moses, Jesus und alle anderen Propheten Gottes lehrten und in verschiedenen Sprachen und Formen den Menschen predigten – und die Botschaft des Korans ist nicht die einzige, sondern nur die letzte dieser göttlichen Offenbarungen. Auch würde kein Muslim es leugnen, daß das Heiligtum von Götzen und Fetischen voll war, bis Muhammad sie zerbrach, so wie einst Moses das goldene Kalb in der Wüste Sinai zerbrach: aber lang ehe man Götzen in der Kaaba aufgestellt hatte, wurde dort der Wahre Gott angebetet; und Muhammad brachte nur Abrahams Tempel zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück.

Und da stand ich nun vor Abrahams Tempel und sah mir das Wunder an, ohne zu denken (denn die Gedanken und Vergleiche kamen erst viel später); und ein Rausch wuchs singend in mir hoch.

Glatte Marmorfliesen mit hüpfenden Sonnenreflexen bildeten um die Kaaba ein Rund, und über diese Marmorfliesen schritten viele Menschen, Männer und Frauen, im Kreis um das schwarzgewandete Gotteshaus. Es gab unter ihnen viele, die weinten, viele, die im Gebet laut zu Gott riefen, und viele, die weder Worte noch Tränen zu Gebote hatten, sondern nur schweigend mit gesenktem Kopf gingen ...

Es gehört zur Pilgerfahrt, siebenmal den Rundgang um die Kaaba zu machen: nicht nur um dem größten Heiligtum des Islam Ehrfurcht zu erweisen, sondern auch um sich die grundlegende Forderung des islamischen Lebens zu vergegenwärtigen. Die Kaaba ist ein Symbol der Einheit



Gottes; und die körperliche Bewegung der Pilger um sie herum ist ein symbolischer Ausdruck des menschlichen Seins und Tuns – ein Hinweis darauf, daß nicht nur unser inneres, sondern auch unser äußeres Leben, unser Tun und unsere praktischen Bestrebungen Gott zum Mittelpunkt haben müssen.

Und auch ich begann den Umgang. Ab und zu wurde ich eines Mannes oder einer Frau um mich gewahr; einzelne Bilder huschten an meinen Augen vorbei und verschwanden. Da war ein riesiger Neger in weißem *ihram*, einen großkugeligen Rosenkranz wie eine Kette um das starke, schwarze Handgelenk geschlungen. Ein alter Malaie trippelte eine Weile neben mir; seine Hände schlenkerten seltsam ratlos um den gebatikten Sarong. Ein graues Auge unter buschiger Braue – wem gehörte es? – und schon war es in der Menge verloren. Unter den vielen Menschen vor dem Schwarzen Stein sah ich eine junge Inderin stehen: sie war offenbar krank; in ihrem schmalen, zartgeschnittenen Gesicht lag der Ausdruck einer merkwürdig offenen Sehnsucht, so deutlich sichtbar wie das Leben der Fische und Algen am Grund eines kristallinen Teichs. Sie hielt beide Hände mit aufwärtsgedrehten, blassen Handflächen lose vor sich hingestreckt, der Kaaba zu, und die Fingerspitzen zitterten, als wollten sie das wortlose Gebet begleiten ...

Ich ging und ging, die Minuten vergingen, alles Kleine und Bittere in meinem Herzen floß allmählich aus meinem Herzen hinaus, ich wurde zum Teil des kreisförmigen Stroms – oh, war dies der Sinn unseres Tuns: sich bewußt zu werden, daß man Teil eines Kreislaufs ist? War dies, vielleicht, aller Verwirrung Ende? Und die Minuten zerflossen, und die Zeit stand still, und dies war der Mittelpunkt der Welt ...

Neun Tage später starb Elsa.

Sie starb plötzlich, nach kaum einer Woche Erkrankung, die anfangs nur ein Unwohlsein zu sein schien, durch die Hitze und das ungewohnte Essen hervorgebracht, sich später aber als eine seltene tropische Krankheit erwies, der die syrischen und ägyptischen Ärzte in Mekka ratlos gegenüberstanden. Dunkel und Verzweiflung brachen über mich herein.

Sie wurde auf dem sandigen Friedhof Mekkas begraben. Übers Grab wurde ein Stein gesetzt. Ich wollte keine Aufschrift darauf haben; der Gedanke an eine Aufschrift war wie ein Gedanke an die Zukunft: und ich konnte mir nun keine Zukunft mehr vorstellen.

Elsas kleiner Sohn, Ahmad, blieb bei mir etwas über ein Jahr und begleitete mich auf meiner ersten Reise ins Innere Arabiens – ein tapferer, zehnjähriger Kamerad. Nach einiger Zeit jedoch mußte ich auch von ihm Abschied nehmen, denn die Angehörigen seiner Mutter bestanden darauf, daß er in Europa zur Schule gehen müßte; und dann blieb nichts von Elsa übrig außer der Erinnerung, einem Stein auf dem mekkanischen Friedhof und der Dunkelheit; und die Dunkelheit dauerte lange, und dauerte noch an, als ich mich der zeitlosen Umarmung Arabiens hingab.

Die Nacht ist weit vorgerückt, aber wir sitzen immer noch ums glimmende Lagerfeuer herum. Abu Saïds tobende Leidenschaft scheint erloschen zu sein; seine Augen sind traurig und müde; er spricht zu uns von Nura, so wie man von einer Geliebten spricht, die seit langer Zeit tot ist:

»Sie war nicht besonders schön, Brüder, aber ich liebte sie ...«

Der Mond über uns ist voll und stark wie ein lebendiges Wesen. Kein Wunder, daß die vorislamischen Araber eine der ›Töchter Gottes‹ in ihm sahen – die langhaarige Al-Lat, Göttin der Fruchtbarkeit, von der man sagte, sie teile ihre geheimen Kräfte der Erde mit und befruchte solcherart neues Leben in Menschen und Tieren. Ihr zu Ehren pflegten die jungen Männer und Frauen von Mekka und Taïf in den Nächten des Vollmonds Trinkgelage im Freien zu veranstalten und verbrachten die Stunden bis zur Morgendämmerung im Rausch und poetischen Darbietungen und hemmungslosen Umarmungen. Aus Tonkrügen und ledernen Schläuchen floß der rote Wein; und weil er so rot und so aufreizend war, verglichen ihn die Dichter in ihren wilden Dithyramben mit Frauenblut. Es war eine stolze, leidenschaftliche Jugend, die solcherart den Überschuß ihrer Kraft in den Schoß der Al-Lat verströmen ließ, ›deren Lieblichkeit der Helle des Mondes gleicht, wenn er seine Fülle erreicht, und deren Erhabenheit wie der schwarzen Kraniche Flug ist‹ –: in den Schoß jener alten, jugendlichmächtigen Göttin, die schon vor Jahrhunderten ihre Schwingen aus dem südlichen Arabien nordwärts ausgebreitet hatte und sogar dem fernen hellenischen Volk zur Leto, Appollos Mutter, geworden war.

Von der unbestimmten, vagen Naturanbetung, die sich in Al-Lat und einer Schar anderer Götter ausdrückte, zur erhabenen Vorstellung vom Eignen Gott, wie sie aus dem Koran spricht: es war ein langer Weg, den die Araber da zu wandern hatten. Aber der Mensch hat es ja immer geliebt, solche Wanderungen auf den Wegen des Geistes zu unternehmen, hier in

Arabien sowie auch anderswo in der Welt: er hat es so sehr geliebt, daß man seine ganze Geschichte als die Geschichte eines Glaubenssuchens bezeichnen könnte.

Bei den Arabern galt diese Suche immer dem Absoluten. Sogar in den frühesten Zeiten, da ihre Vorstellungskraft die sie umgebende Welt mit einer Unmenge von Gottheiten bevölkerte, lag in ihrem Blut schon das Wissen um den Einen, der in Majestät über allen Gottheiten thronte – unsichtbare, unbegreifliche Allgewalt über der menschlich begreifbaren Welt der Götter und Dämonen –, die Ewige Ursache über allen Wirkungen. Die Göttin Al-Lat und ihre Schwestern, Manat und Uzza, waren nur ›Gottes Töchter‹, Vermittler zwischen dem Unkennbaren Einen und der sichtbaren Welt, Vorwände und Symbole für die unfäßbaren Mächte, die um des Menschen Kindheit herumstanden: aber tief im Hintergrund des arabischen Denkens barg sich schon seit aller Urzeit der Kern des Ein-Gott-Glaubens, immer bereit, ins Bewußtsein durchzubrechen. Es konnte auch gar nicht anders sein in einem Volk, das in Einsamkeit und Stille zwischen einem harten Himmel und einer harten Erde aufgewachsen war; hart war sein Leben inmitten dieser strengen, unendlichen Weiten; und so blieb ihm nichts anderes übrig als die Sehnsucht nach einem Wesen, das in vollkommener und allgütiger, strenger und gerechter Weise alle Weiten umspannt und Anfang und Ende alles Seins in sich schließt: Gott, der Absolute. Er ist in Unendlicher Ferne, und Sein Strahlen geht ins Unendliche – aber da du innerhalb Seines Wirkens stehst, ist Er dir *näher als die Schlagader deines Halses*...

Das Lagerfeuer ist erloschen. Zayd und Abu Saïd schlafen, und nebenan liegen unsere drei Dromedare auf dem mondbleichen Sand und käuen ihr Futter wieder mit sanften, knirschenden Geräuschen. Gute Tiere ... Manchmal verändert eines von ihnen seine Lage und reibt sich mit horniger Brust am Boden und zieht mit schnaubendem Laut die Luft ein, als ob es seufzte. Gute Tiere. Sie sind ohne bestimmten Ausdruck, ganz anders als Pferde, die doch immer so ausgeprägt in ihrem Wesen sind; ja, ganz anders als alle anderen Tiere, die der Mensch gebraucht – so wie auch die Wüstensteppe, der sie entstammen, anders ist als alle anderen Landschaften: ohne einen bestimmten Ausdruck, zwischen Gegensätzen schwingend, launisch, und dennoch unendlich bescheiden.

Ich kann nicht einschlafen, und so gehe ich vom Lagerplatz fort und

steige auf den Hügel nebenan. Der Mond hängt tief überm westlichen Horizont und beleuchtet die niedrigen, felsigen Berge, die sich graublau aus der toten Ebene erheben. Von hier aus senkt sich das Land allmählich gegen Westen und geht in die Küstenniederung über, von vielen ausgetrockneten Strombetten zerrissen und von Hügeln überweltet, leer und öde, ohne Dörfer, ohne Häuser, ohne Bäume, starr und leblos in seiner Nacktheit wie eine Mondlandschaft. Und dennoch: in diesem öden, leblosen Land, inmitten dieser sandigen Täler und nackten Felsenhügel kam einst ein Glaube zur Welt, der stärker als je ein anderer das Leben auf dieser Erde bejaht ...

Warm und schweigsam ist die Nacht. Im undeutlichen Licht scheinen die Hügelzüge zu schwanken. Unterm Schein des Mondes zittert ein blasser blauer Schimmer, und durch diese blasse Bläue gleitet ein geisterhafter Farbenhauch, Erinnerung an alle Farben der Welt: aber die unirdische Bläue beherrscht sie alle, bindet sie zusammen und schwimmt ohne Übergang mit dem Horizont und ist wie ein Lockruf zu unergründlichen, unkennbaren Dingen.

Nicht allzu weit von hier, aber meinen Augen verborgen, liegt inmitten dieser Wildnis von Tälern und Hügeln die Ebene Arafat, auf welcher die Pilger sich jedes Jahr an einem bestimmten Tag versammeln, um sich an jene Letzte Versammlung zu erinnern, da jeder Mensch seinem Schöpfer Rede und Antwort stehen und über sein Leben Rechenschaft abgeben wird. Wie oft bin ich dort selbst gestanden, barhäuptig, in weißem Pilgergewand, inmitten einer Unzahl weißgewandeter, barhäuptiger Pilger aus drei Erdteilen, unsere Gesichter dem Dschabal ar-Rahma zugewendet, dem ›Berg der Gnade‹, der einsam aus der gewaltigen Ebene emporwächst: stehend und wartend vom Mittag bis zum Nachmittag, des Gerichtstags gedenkend, dem keiner entrinnen kann – jenes Tages, ›da ihr unverhüllt dastehen werdet und keines eurer Geheimnisse verborgen bleibt‹ ...

Und als ich auf dem Gipfel des Hügels stehe und nach der unsichtbaren Ebene Arafat hinschaue, da scheint es mir, als ob die mondbeleuchtete Bläue der Landschaft, so tot noch einen Augenblick zuvor, auf einmal zum Leben erwache: von all den Menschenleben durchzittert, die durch sie hindurchgegangen sind, von all den geisterhaften Stimmen der Millionen von Männern und Frauen erfüllt, die in mehr als dreizehnhundert Pilgerzügen, in mehr als dreizehnhundert Jahren den Weg zwischen Mekka und Arafat gezogen sind. Ihre Stimmen und Schritte und die Stimmen und

Schritte ihrer Tiere wachen auf und erklingen von neuem; ich sehe, wie sie da gehen und reiten und sich zusammenscharen – all diese Myriaden von Pilgern aus dreizehn Jahrhunderten; ich höre alle Geräusche und Laute ihrer längst verflossenen Tage; die Flügel des Glaubens, der sie in dieses Land der Felsen und des Sandes und der scheinbaren Leblosigkeit gebracht hat, schlagen von neuem lebendig über den Bogen der Jahrhunderte, und der mächtige Flügelschlag zieht auch mich in seinen Kreis und zieht meine eigenen längst verflossenen Tage aus der Vergangenheit in die Gegenwart, und wiederum reite ich, so wie einst, über die Ebene –

– reite in einem donnernden Galopp über die Ebene inmitten von Tausenden und aber Tausenden von *ihram*-gewandeten Beduinen auf dem Rückweg von Arafat nach Mekka – ein winziger Bruchteil jener tosenden, erderschütternden, unaufhaltsamen Flut von galoppierenden Dromedaren und Männern, über deren Häuptern die Stammesfahnen im Winde wirbeln und die Stammesrufe die Luft zerreißen: »Ja Rauga, ja Rauga!« – der Kriegs- und Ahnenruf der Atayba, vom »Ja Auf, ja Auf!« der Harb begleitet und vom trotzigem »Schammar, ja Schammar!« am äußersten rechten Flügel beantwortet.

Wir reiten, brausen, fliegen über die Ebene, und mir ist, als flögen wir mit dem Wind, einem Glück hingegeben, das weder Ende noch Schranke kennt ... und der Wind heult mir einen wilden Pään ins Ohr: »Nie wieder, nie wieder, nie wieder wirst du ein Fremdling sein!«

Meine Brüder zur Rechten und meine Brüder zur Linken, alle mir unbekannt und dennoch keiner ein Fremdling: im stürmischen Jubel der Jagd jagen wir wie ein einziger Körper einem gemeinsamen Ziele zu. Weit liegt die Welt vor uns, in unseren Herzen brennt ein Funke jener Flamme, die in den Herzen der Prophetengenossen lohte. Ihr wißt wohl, meine Brüder zur Rechten und meine Brüder zur Linken, daß ihr nicht erfüllt habt, was euch aufgetragen war, und daß im Flug der Jahrhunderte eure Herzen klein geworden sind: und dennoch, und dennoch – die Verheißung ist immer noch in euch ... in uns ...

Einer aus der tosenden Schar tauscht seinen Stammesruf gegen einen Glaubensruf: »Wir sind die Brüder aller, die sich Gott hingeben!« – und ein anderer fällt ein: »*Allahu akbar!*« – »Gott ist der Allergrößte! – Gott allein ist groß!«

Und alle Stämme und Abteilungen nehmen diesen einen Ruf auf. Jetzt sind sie keine Beduinen mehr, die im Stammesstolz schwelgen: sie sind

Menschen, die wissen, daß die Geheimnisse Gottes auf sie warten ... auf uns ... Unterm Brausen und Dröhnen der Tausende von Dromedarenfüßen und unterm Flattern der hundert Standarten wächst ihr Ruf zu einem Siegeschrei auf: »*Allahu akbar!*«

Er strömt in mächtigen Wogen über die Köpfe der Tausende hinweg, über die weite Ebene hinweg, bis zu den Enden der Welt: »*Allahu akbar!*« Diese Männer sind nunmehr über ihre eigenen kleinen Schicksale hinausgewachsen, und ihr Glaube reißt sie vorwärts, in Einigkeit, zu unbekanntem Horizonten hin ... Heimliche Sehnsucht braucht sich nicht mehr zu verbergen; sie hat ein Erwachen gefunden, ein blendender Sonnenaufgang ruft sie zur Erfüllung auf. In dieser Erfüllung schreitet der Mensch glorieich über die Erde; sein Schritt ist frei, und sein Wissen ist Rausch, und seine Welt ein Kreis ohne Rand ...

Der Geruch der Kamelleiber, ihr Schnauben und Schnaufen, das Donnern ihrer zahllosen Füße; das Schreien der Männer, das Geklirr der Gewehre an den Sattelknäufen, der Staub und der Schweiß und die wilden, erregten Gesichter um mich; und eine plötzliche, frohe Stille in mir.

Ich drehe mich im Sattel um und sehe hinter mir die wogende, webende Masse von Tausenden weißgekleideter Reiter und, noch weiter im Hintergrund, die Brücke, über die ich gekommen bin: ihr Ende ist dicht hinter mir, aber ihr Anfang ist schon unsichtbar, in der Ferne versunken.

## Erklärung der persischen und arabischen Ausdrücke

- abāja* – ein langer, loser Wollmantel oder Überwurf.
- agayl* – freiwillige, irreguläre Truppen, die meist in Zentralarabien ausgehoben und in Syrien, Irak und Jordan verwendet wurden.
- al-* – der bestimmte Artikel (der, die, das), welcher arabischen Hauptworten und zuweilen auch Eigennamen vorangestellt wird. Falls das betreffende Hauptwort mit einem der Konsonanten *d, n, r, s, t* oder *z* beginnt, wird das *l* des Artikels *al* diesem Konsonanten ›assimiliert‹: z.B. *Ad*-Dauisch, *Az*-Zuayy.
- badawi* – Beduine (Mehrzahl: *badu*).
- bismillāh* – ›im Namen Gottes‹.
- burnus* – der lose, mit einer Kapuze versehene Überwurf der nordafrikanischen Araber und Berber.
- dhau* – Segelschiff mit ›lateinischem‹ Mastwerk, oftmals im Arabischen Meer, im Persischen Golf und (meist unterm Namen *sambuk*) im Roten Meer verwendet.
- dschanāb-i-āli* – höfliche Anrede, die man in persisch-sprechenden Ländern im Verkehr mit gleich- oder höherstehenden Personen anwendet.
- dschard* – ein deckenartiger Wollüberwurf, im westlichen Ägypten und in Libyen gebräuchlich.
- dschihād* – Heiliger Krieg in Verteidigung des Islam oder der Freiheit eines islamischen Landes.
- dschubba* – ein voluminöser, bis an die Fußknöchel reichender Mantel, den wohlhabende Städter und die meisten *ulamā* in Ägypten, Syrien, Irak, Hidschaz, Iran usw. tragen.
- farandschi* – (persische Form: *farangi*) – eine von ›den Franken‹ der Kreuzzüge abgeleitete Bezeichnung, auf christliche Abendländer angewandt.
- fellāh* – (Mehrzahl: *fellāhīn*) – Bauer oder Landarbeiter.
- gallabijja* – ein langes, hemdartiges Gewand, das von Männern in Ägypten und einigen anderen arabischen Ländern getragen wird.
- hadsch* – Pilgerfahrt nach Mekka, welche jeder Muslim – Mann

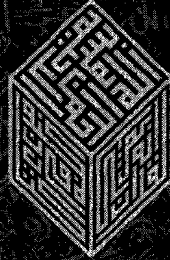
	oder Frau – mindestens einmal im Leben unternehmen muß, falls seine oder ihre Verhältnisse es gestatten.
<i>hadschi</i>	– einer, der die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat oder sich auf der Pilgerfahrt befindet.
<i>haram</i>	– ›Heiligtum‹, insbesondere die heiligen Moscheen von Mekka, Medina und Jerusalem. (Nicht zu verwechseln mit dem Wort <i>harām</i> , d.i. etwas im religiösen Sinne Verbotenes.)
<i>hazrat</i>	– wörtlich ›Gegenwart‹: höfliche Anredeweise, die ungefähr dem Ausdruck ›Euer Gnaden‹ entspricht.
<i>ibn</i>	– Sohn; vor einem Eigennamen, ›Sohn des‹. Oftmals verwendet in Verbindung mit dem Namen eines entfernteren Vorfahren, in welchem Falle diese Kombination einem Familiennamen entspricht: z.B. Ibn Saud, Ibn Raschid.
<i>ichuān</i>	– ›Brüder‹, hier durchwegs auf die Beduinen angewendet, die von Ibn Saud ansässig gemacht und organisatorisch zusammengefaßt worden sind.
<i>igāl</i>	– eine dicke Wollschnur, die die Araber über dem Kopftuch tragen. Gewöhnlich besteht sie aus schwarzer (im Irak auch brauner) Wolle; zuweilen ist sie auch mit feinem, vergoldetem Silberdraht durchwirkt.
<i>ihrām</i>	– weißes, ungenähtes Gewand, welches die Männer auf der Pilgerfahrt nach Mekka tragen.
<i>imām</i>	– ›Führer‹; insbesondere auf den jeweiligen Führer des gemeinschaftlichen Gebets angewendet, sowie auch auf die großen Rechtsgelehrten der frühislamischen Zeit und das Haupt einer islamischen Gemeinde.
<i>inschā-Allāh</i>	– ›so Gott es will‹.
<i>isha</i>	– die Zeit des letzten der fünf täglichen islamischen Gebete etwa anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang.
<i>jā</i>	– ein dem ›o‹ gleichwertiger Ausruf in direkter Ansprache (z.B. <i>jā sidi</i> , ›o mein Herr‹; <i>jā Allāh</i> , ›o Gott‹).
<i>kufijja</i>	– arabisches Kopftuch (nur von Männern getragen).
<i>maghrib</i>	– Sonnenuntergang.
<i>marhaba</i>	– ›willkommen‹.
<i>mu'azzin</i>	– Gebetsrufer.



- mudschāhid* – (Mehrzahl: *mudschāhidin*) – einer, der im *dschihād* kämpft.
- nargile* – türkisch-arabische Tabakpfeife, in welcher der Rauch durch Wasser filtriert wird.
- qahua* – Kaffee; in arabischen Ländern oftmals auch auf das Kaffeehaus oder den Empfangsraum eines Privathauses angewandt.
- radschadschil* – (Mehrzahl von *radschul*, ›Mann‹) – die Leibwachen eines Königs oder Emirs.
- sajjid* – wörtlich ›Herr‹. Oftmals als Bezeichnung eines Nachkommens des Propheten gebraucht.
- scharif* – wörtlich ›Edler‹, ähnlich angewandt wie *sajjid*. Im vorliegenden Buch bezieht sich dieser Ausdruck hauptsächlich auf König Husayn, der von 1916 bis 1924 über den Hidschaz herrschte, sowie auch auf seine Nachkommen, die gegenwärtigen Königshäuser in Jordan und Irak.
- sīdi* – volkstümliche Aussprache von *sajjidi*, ›mein Herr‹ – ein Ehrentitel, der insbesondere in Nordafrika sehr gebräuchlich ist.
- sūra* (Sure) – ein Abschnitt oder Kapitel des Korans, welcher aus 114 Suren besteht.
- tarbūsch* – die rote randlose Mütze der levantinischen Länder (Fez).
- ulamā* – (Mehrzahl von *ālim*) – ›Gelehrte‹. Im allgemeinen wird dieser Ausdruck auf islamische Theologen und Rechtsgelehrten angewandt, nicht selten aber auch auf Personen, die in anderen Wissenszweigen bewandert sind.
- wādi* – Flußtal oder ausgetrocknetes Flußbett.
- zāuija* – Ordenshaus einer religiösen Bruderschaft.

## Verzeichnis der Abbildungen

König Faysal von Saudi Arabien, 1972	10
Zayd	29
Emir (später König) Faysal, 1927	63
König Abd al-Aziz ibn Saud, 1930	97
Emir (später König) Abdallah von Jordan, 1923	129
Verfasser und nordarabischer Emir, 1928	161
Emir (später König) Saud, 1928	193
Mansur	225
Riza Chan (später Schah) von Iran, 1924	255
Der Groß-Sanussi	287
Elsa und ihr Sohn Ahmad, 1927	321
Verfasser, 1932	351



Die Botschaft des  
**KORAN**

Muhammad Asad  
Übersetzung und Kommentar

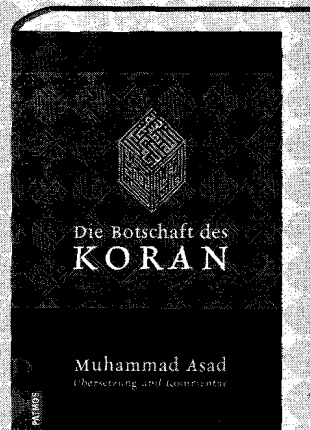
PATMOS

Für Menschen, die denken

# لِقَوْمٍ يَتَفَكَّرُونَ

*»Jedes Zeitalter erfordert einen neuen Zugang zum Koran, denn der Koran ist für alle Zeiten bestimmt. Es ist unsere Pflicht, tiefere Bedeutungen im Koran zu finden, indem wir uns neues Wissen und neue Erfahrungen aneignen. Gott selbst widmete den Koran den Menschen, die denken.«*

Muhammad Asad



Muhammad Asad  
**Die Botschaft des Koran**  
Arabischer Text, Übersetzung  
und Kommentar  
Aus dem Englischen von  
Ahmad von Denffer und Yusuf Kuhn  
1.262 Seiten, Gebunden  
ISBN 978-3-491-72540-9

## Die erfolgreichste Koran-Übersetzung unserer Zeit erstmals auf Deutsch

Der bedeutende Islamgelehrte Muhammad Asad übersetzte und kommentierte den Koran für die westliche Welt ins Englische. Sein Werk erlangte Weltruhm. Seine hervorragende Übertragung ist die einzige, die wiederum in viele andere Sprachen übersetzt wurde. Nun liegt sie auch in Deutsch vor.

Die Einzigartigkeit der Übersetzung ist darin begründet, dass Muhammad Asad das Klassische Arabisch ebenso beherrschte wie die Dialekte der Beduinenstämme. Ferner verfügt er über ausgezeichnete Kenntnisse in der Tradition der Auslegung des Koran.

*»Asads hervorragende Koranübersetzung hauchte dem Koran neues Leben ein. Es ist die einzige Koran-Erläuterung, die ich je gelesen habe, die den Koran für die westliche Welt wirklich verständlich macht. Dies gelingt ihm, weil er selbst aus dem Westen stammt, weil er die Aufklärung selbst kennengelernt hat. Er paarte seine intellektuellen Erfahrungen aus dem Westen mit seinen Islamkenntnissen. Nicht als ein Wissenschaftler, der über den Dingen steht, sondern als gläubiger Mensch, der die Sache von innen betrachtet.«*

Malise Ruthven, Schriftsteller

[www.patmos-sachbuch.de](http://www.patmos-sachbuch.de)

